



Krieg und Frieden

LEW TOLSTOI

URHEBERRECHTSFREIE AUSGABE

Inhalt

[1](#)
[2](#)
[3](#)
[4](#)
[5](#)
[6](#)
[7](#)
[8](#)
[9](#)
[10](#)
[11](#)
[12](#)
[13](#)
[14](#)
[15](#)
[16](#)
[17](#)
[18](#)
[19](#)
[20](#)
[21](#)
[22](#)
[23](#)
[24](#)
[25](#)
[26](#)
[27](#)
[28](#)
[29](#)
[30](#)
[31](#)
[32](#)
[33](#)

[34](#)

[35](#)

[36](#)

[37](#)

[38](#)

[39](#)

[40](#)

[41](#)

[42](#)

[43](#)

[44](#)

[45](#)

[46](#)

[47](#)

[48](#)

[49](#)

[50](#)

[51](#)

[52](#)

[53](#)

[54](#)

[55](#)

[56](#)

[57](#)

[58](#)

[59](#)

[60](#)

[61](#)

[62](#)

[63](#)

[64](#)

[65](#)

[66](#)

[67](#)

[68](#)

[69](#)

[70](#)

[71](#)
[72](#)
[73](#)
[74](#)
[75](#)
[76](#)
[77](#)
[78](#)
[79](#)
[80](#)
[81](#)
[82](#)
[83](#)
[84](#)
[85](#)
[86](#)
[87](#)
[88](#)
[89](#)
[90](#)
[91](#)
[92](#)
[93](#)
[94](#)
[95](#)
[96](#)
[97](#)
[98](#)
[99](#)
[100](#)
[101](#)
[102](#)
[103](#)
[104](#)
[105](#)
[106](#)
[107](#)

[108](#)
[109](#)
[110](#)
[111](#)
[112](#)
[113](#)
[114](#)
[115](#)
[116](#)
[117](#)
[118](#)
[119](#)
[120](#)
[121](#)
[122](#)
[123](#)
[124](#)
[125](#)
[126](#)
[127](#)
[128](#)
[129](#)
[130](#)
[131](#)
[132](#)
[133](#)
[134](#)
[135](#)
[136](#)
[137](#)
[138](#)
[139](#)
[140](#)
[141](#)
[142](#)
[143](#)
[144](#)

[145](#)
[146](#)
[147](#)
[148](#)
[149](#)
[150](#)
[151](#)
[152](#)
[153](#)
[154](#)
[155](#)
[156](#)
[157](#)
[158](#)
[159](#)
[160](#)
[161](#)
[162](#)
[163](#)
[164](#)
[165](#)
[166](#)
[167](#)
[168](#)
[169](#)
[170](#)
[171](#)
[172](#)
[173](#)
[174](#)
[175](#)
[176](#)
[177](#)
[178](#)
[179](#)
[180](#)
[181](#)

[182](#)
[183](#)
[184](#)
[185](#)
[186](#)
[187](#)
[188](#)
[189](#)
[190](#)
[191](#)
[192](#)
[193](#)
[194](#)
[195](#)
[196](#)
[197](#)
[198](#)
[199](#)
[200](#)
[201](#)
[202](#)
[203](#)
[204](#)
[205](#)
[206](#)
[207](#)
[208](#)
[209](#)
[210](#)
[211](#)
[212](#)
[213](#)
[214](#)
[215](#)
[216](#)
[217](#)
[218](#)

[219](#)
[220](#)
[221](#)
[222](#)
[223](#)
[224](#)
[225](#)
[226](#)
[227](#)
[228](#)
[229](#)
[230](#)
[231](#)
[232](#)
[233](#)
[234](#)
[235](#)
[236](#)
[237](#)
[238](#)
[239](#)
[240](#)
[241](#)
[242](#)
[243](#)
[244](#)
[245](#)
[246](#)
[247](#)
[248](#)
[249](#)
[250](#)
[251](#)
[252](#)
[253](#)
[254](#)
[255](#)

256

257

Epilog_1

1

»Nun, Fürst, hat die Familie Bonaparte auch Genua und Lucca in Besitz genommen? Ich sage Ihnen, Sie sind nicht mehr mein Freund, mein getreuer Sklave, wie Sie sagen, wenn Sie noch ferner die Notwendigkeit des Krieges leugnen und noch länger die Greuel verteidigen wollen, welche dieser Antichrist begeht, denn es ist der Antichrist selbst, davon bin ich überzeugt. Setzen Sie sich hierher und erzählen Sie.«

Es war im Juni 1805, als Anna Pawlowna Scherer diese Worte sprach. Sie war Hofdame der Kaiserin Maria Feodorowna und gehörte sogar zu dem vertrauten Kreis Ihrer Majestät. Sie sprach mit dem Fürsten Wassil, welcher zuerst zu ihrer Abendgesellschaft eingetroffen war.

Ein Diener in roter, kaiserlicher Livree hatte am Morgen in der ganzen Stadt Einladungsbriefe zu dieser Abendgesellschaft umhergetragen.

»O Himmel, welch heftiger Überfall!« erwiderte der Fürst, ohne durch diesen Empfang in Aufregung zu geraten. Der Fürst trug die goldgestickte Uniform des Hofes mit Ordenssternen, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe. Sein Gesicht zeigte beständig ein liebenswürdiges Lächeln. Er sprach Französisch, jenes gewählte Französisch, in dem unsere Großväter nicht nur sprachen, sondern auch dachten, und in dem gemessenen, herablassenden Ton eines einflußreichen Würdenträgers, der am Hofe alt geworden ist. Er näherte sich Anna Pawlowna, küßte ihr die Hand, indem er sein kahles, parfümiertes Haupt neigte, und ließ sich dann bequem auf einem Sofa nieder.

»Vor allem, verehrte Freundin, beruhigen Sie mich über den Zustand Ihrer Gesundheit«, fuhr er in galantem Tone fort, der aber nicht frei von Spott war.

»Wie könnte ich mich wohl befinden bei solchen Aufregungen? Sie bleiben den ganzen Abend, hoffe ich?«

»Nein, heute nicht. Der englische Gesandte gibt ein großes Fest, auf dem ich erscheinen muß; meine Tochter wird mich abholen.«

»Ich glaubte, das Fest sei verschoben worden, und ich gestehe Ihnen sogar, daß alle diese Festlichkeiten mich nachgerade schrecklich langweilen.«

»Hätte man Ihren Wunsch ahnen können, so hätte man sie gewiß verlegt«, erwiderte der Fürst maschinenmäßig, wie eine gut gehaltene Uhr, ohne den geringsten Anspruch darauf, daß man seine Worte ernst nehme. »Spotten Sie nicht, und nun, da Sie alles wissen, sagen Sie mir, was ist beschlossen worden über die Depesche von Nowosilzow?«

»Was soll ich Ihnen sagen?« erwiderte der Fürst mit dem Ausdruck der Langenweile. »Sie wollen wissen, was man beschlossen hat? Nun, man hat entschieden, daß Bonaparte seine Schiffe hinter sich verbrannt habe, und es scheint, daß wir im Begriff sind, dasselbe zu tun.«

Der Fürst Wassil sprach immer mit einer gewissen Nachlässigkeit, wie ein Schauspieler, der eine alte Rolle spielt. Fräulein Scherer dagegen zeigte trotz ihrer vierzig Jahre eine große Lebhaftigkeit. Ihre soziale Stellung beruhte darauf, für eine enthusiastische Dame zu gelten. Das politische Gespräch, das sich entwickelte, brachte sie nach und nach in Aufregung.

»Ach, sprechen Sie mir nicht von diesem Österreich! Es ist möglich, daß ich nicht alles richtig verstehe, aber nach meiner Ansicht will es nicht den Krieg und hat ihn nie gewollt. Es verrät uns. Rußland allein muß Europa befreien. Unser Herr und Wohltäter ist durchdrungen von seiner hohen Mission und wird sich ihr gewachsen zeigen. Gott wird ihn nicht verlassen, er wird seine Aufgabe erfüllen und die Hydra der Revolution zerschmettern. Aber wem können wir vertrauen, frage ich Sie! England hat zu viel Krämergeist, um den hohen Flug der Seele des Kaisers Alexander zu begreifen, es weigert sich, Malta zu räumen, es wartet und argwöhnt Hintergedanken bei uns. Was haben die Engländer zu Nowosilzow gesagt? Nichts, denn sie begreifen nicht die Selbstverleugnung unseres Kaisers, welcher nichts für sich selbst, sondern nur das allgemeine Wohl will. Was haben sie versprochen? Nichts. Und Preußen? Hat es nicht erklärt, Bonaparte sei unüberwindlich und England ohnmächtig, ihn zu bekämpfen? Ich glaube nicht an Hardenberg, noch an Haugwitz, diese berühmte preußische Neutralität ist nur eine Schlinge! Aber ich glaube an Gott und an die höchste Bestimmung unseres Kaisers.« Sie schloß mit einem Lächeln über ihren eigenen Enthusiasmus.

»Wie schade, daß Sie nicht an der Stelle unseres liebenswürdigen Winzingerode stehen. Sie hätten den König von Preußen im Sturm erobert. Aber werden Sie mir Tee reichen lassen?«

»Sogleich!... Apropos«, fügte sie ruhiger hinzu, »ich erwarte heute abend zwei sehr interessante Herren, den Grafen Mortemart, einen der

Emigranten, und den Abbé Morio, diesen eminenten Geist. Sie wissen ja, daß er vom Kaiser empfangen wurde. Aber sprechen wir ein wenig von den Ihrigen. Wissen Sie, daß die ganze Gesellschaft über Ihre Tochter entzückt ist seit ihrem Erscheinen in der Welt? Man findet sie schön wie der Tag!« Der Fürst verbeugte sich.

»Wie oft habe ich daran gedacht, wie ungleich die Glücksgüter in unserem Leben verteilt sind! Warum hat das Schicksal Ihnen so reizende Kinder gegeben, mit Ausnahme von Anatol, Ihrem Jüngsten, den ich nicht liebe«, fügte sie mit der Bestimmtheit eines unerbittlichen Urteils hinzu, indem sie die Augenbrauen in die Höhe zog. »Sie wissen Ihr Glück nicht zu schätzen, also verdienen Sie es auch nicht.« Sie begleitete diese Worte mit einem enthusiastischen Lächeln. »Was wollen Sie?« erwiderte der Fürst. »Lavater hätte wahrscheinlich entdeckt, daß auf meinem Schädel der Höcker, der die Liebe zu den Kindern andeutet, fehlt.«

»Hören Sie auf zu scherzen. Ich muß ernsthaft mit Ihnen sprechen. Ich bin sehr unzufrieden über Ihren Jüngsten! Unter uns gesagt, man hat bei Seiner Majestät über ihn gesprochen, und man bedauert Sie!« Bei diesen Worten nahm sie eine betübte Miene an.

»Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll«, erwiderte der Fürst entmutigt. »Ich habe als Vater für ihre Erziehung alles getan, was ich konnte, und doch ist aus beiden nichts geworden. Hippolyt ist wenigstens ein friedlicher Dummkopf, während Anatol ein Tollkopf ist. Das ist der einzige Unterschied zwischen ihnen.« Es lag ein unangenehmer Ausdruck in den Winkeln seines faltigen Mundes, während er lächelte.

»Leute wie Sie sollten gar keine Kinder haben! Wenn Sie nicht Vater wären, so hätte ich Ihnen gar nichts vorzuwerfen«, bemerkte Fräulein Scherer nachdenklich.

»Ich bin Ihr treuer Sklave, wie Sie wissen, und Ihnen allein kann ich mich anvertrauen. Meine Kinder sind für mich nur eine schwere Last, aber was ist zu machen?« Er schwieg und drückte durch eine Gebärde seine Unterwerfung unter das Schicksal aus.

Fräulein Scherer schien nachzudenken. »Haben Sie nie daran gedacht, Ihren verschwenderischen Sohn Anatol zu verheiraten? Alte Jungfern, sagt man, haben die Manie, Heiraten zu stiften, ich glaube mich frei von dieser Schwachheit, aber dennoch habe ich ein junges Mädchen für ihn in Aussicht, eine Verwandte von uns, die Fürstin Bolkonska, welche bei ihrem Vater sehr unglücklich ist.«

Der Fürst Wassil gab keine Antwort, aber eine leichte Bewegung seines Kopfes zeigte an, daß er diese Mitteilungen zu schätzen wisse. »Wissen Sie, daß dieser Anatol mich jährlich vierzigtausend Rubel kostet?« seufzte er. »Was soll das in fünf Jahren werden, wenn es so fort geht? Sehen Sie, was für ein Glück es ist, Papa zu sein! Ist sie reich, die junge Fürstin?«

»Ihr Vater ist sehr reich und sehr geizig und lebt immer zu Hause, auf dem Lande. Es ist dieser berühmte Fürst Bolkonsky, welcher noch bei Lebzeiten des verstorbenen Kaisers veranlaßt worden war, den Dienst zu verlassen und welchem man den Beinamen ›der König von Preußen‹ gab. Er ist sehr interessant, sehr originell und es ist schrecklich schwer, mit ihm auszukommen. Die arme Kleine ist schrecklich unglücklich. Sie hat nur einen Bruder, welcher vor kurzem Lisa Meynen heiratete und welcher Adjutant bei Kutusow ist. Sie werden ihn heute abend sehen.«

»Ich bitte Sie, teuerste Anna Pawlowna«, sagte der Fürst, indem er plötzlich die Hand des Fräulein Scherer ergriff, »bringen Sie mir diese Sache zustande und ich will für ewig der treueste Ihrer Sklaven sein! Sie ist von guter Familie und reich, das ist alles, was ich wünsche.«

»Gut, gut«, erwiderte Anna Pawlowna, »ich werde noch diesen Abend mit Lisa Bolkonska sprechen. Vielleicht läßt sich die Sache machen. Ich werde im Interesse Ihrer Familie mein Probestück als alte Jungfer machen.«

2

Der Salon füllte sich mehr und mehr. Die Blüte der vornehmen Welt Petersburgs versammelte sich. Die Gesellschaft bestand aus Personen, welche zwar von sehr verschiedenem Charakter und Alter, aber alle aus denselben Kreisen waren.

Die Tochter des Fürsten Wassil, die schöne Helene, kam, um ihren Vater abzuholen und mit ihm die Festlichkeit beim englischen Gesandten zu besuchen. Sie war in Balltoilette und trug das Zeichen der Hofdamen auf der Brust. Die reizendste Frau Petersburgs, die junge, niedliche Fürstin Bolkonska, war gleichfalls zugegen. Sie war seit dem letzten Winter verheiratet und ihre interessanten Umstände, welche ihr den Besuch der »großen Welt« verboten, erlaubten ihr doch, an kleineren Zirkeln teilzunehmen.

»Haben Sie meine Tante gesehen?« Oder: »Kennen Sie meine Tante noch nicht?« wiederholte Anna Pawlowna jedem ihrer Gäste. Darauf führte sie ihn zu einer kleinen alten Dame mit auffällender Frisur. Fräulein Scherer erhob langsam den Blick von dem Neuangekommenen auf »ihre Tante« und verließ sie sogleich nach der Vorstellung wieder. Alle erfüllten dieselbe Zeremonie bei dieser unbekanntem, überflüssigen Tante, welche niemand interessierte. Sie gebrauchte immer dieselben Ausdrücke, indem sie jeden nach seinem Befinden fragte, von dem ihrigen und dem Ihrer Majestät der Kaiserin sprach, »welches Gott sei Dank sich gebessert« habe. Aus Höflichkeit suchte man zu vermeiden, sich mit zu auffällender Hast zu entfernen, hütete sich aber wohl, der alten Dame während des Abends zum zweitenmal nahezukommen.

Die junge Fürstin Bolkonska hatte ihre Arbeit in einem »Ridikül« von Sammet mit Goldstickerei mitgebracht. Ihre reizende kleine Oberlippe, welche mit zartem Flaum beschattet war, erreichte niemals ganz die Unterlippe. Aber trotz der sichtbaren Anstrengung, mit der sie sich niederzulassen oder zu erheben suchte, gab es nichts Graziöseres, ungeachtet dieses leichten und originellen Fehlers, ein Vorrecht der wirklich anziehenden Damen; denn dieser halb offene Mund verlieh ihr einen eigentümlichen Reiz. Jeder bewunderte diese junge Dame voll Leben und

Gesundheit, welche bald Mutter werden sollte und noch so leicht ihre Last trug.

Die kleine Fürstin ging mit leichten Schritten um den Tisch, ordnete die Falten ihres Kleides und setzte sich auf das Sofa, beim Samowar.

»Ich habe meine Arbeit mitgebracht«, sagte sie, indem sie ihren Ridikül öffnete, zu der Gesellschaft im allgemeinen. »Nehmen Sie sich in acht, Anna, spielen Sie mir keinen Streich! Sie haben mir geschrieben, Ihre Gesellschaft werde ganz klein sein, und nun sehen Sie, in welchem Aufzug ich bin!« Sie breitete die Arme aus, um ihr elegantes, graues, mit Spitzen besetztes Kleid deutlicher zu zeigen.

»Seien Sie unbesorgt, Lisa, Sie werden doch die Hübscheste sein.«

»Wissen Sie auch, daß mein Mann mich verläßt?« fuhr sie fort. »Er wird sich den Tod holen. Wozu dieser schreckliche Krieg?« sagte sie zum Fürsten Wassil, und ohne seine Antwort abzuwarten, plauderte sie mit seiner Tochter, der schönen Helene.

Bald darauf erschien ein großer, plumper, junger Mann mit kurz geschorenen Haaren im Salon. Er trug eine Brille, ein helles Beinkleid nach der Mode, eine ungeheure Hemdkrause und einen braunen Rock. Er war der natürliche Sohn Peter des Grafen Besuchow, eines großen Herrn, der zu Zeiten Katharinas sehr bekannt war, jetzt aber in Moskau dem Tode nahe war. Der junge Mann hatte sich noch keine Laufbahn ausgewählt; er kam aus dem Ausland, wo er erzogen worden war, und erschien zum erstenmal in der vornehmen Welt. Fräulein Scherer begrüßte ihn mit einem Lächeln, dabei drückte ihre Miene aber eine Unruhe aus, wie man sie beim Erblicken eines kolossalen Gegenstandes, der nicht am rechten Platze ist, empfindet. Peters Gestalt war viel höher als die der anderen Gäste, aber die Unruhe der Dame hatte eine andere Ursache, sie bezog sich auf seinen guten, schüchternen, dabei forschenden Blick.

»Höchst liebenswürdig von Ihnen, Monsieur Pierre, daß Sie zu einer armen Kranken kommen«, sagte sie. Peter stotterte einige unverständliche Worte, indem er seine Augen umherschweifen ließ. Plötzlich lächelte er heiter und grüßte die kleine Fürstin wie eine gute Bekannte. Dann verbeugte er sich vor der »Tante«. Fräulein Scherer hatte wohl Grund zur Unruhe und zur Besorgnis; denn Peter verließ die Tante plötzlich, ohne das Ende der Phrase über die Gesundheit Ihrer Majestät abzuwarten. Erschrocken hielt sie ihn an.

»Kennen Sie den Abbé Morio?« fragte sie. »Ein sehr interessanter Mann!« »Ja, ich habe von seinem Projekt des ewigen Friedens gehört. Sehr geistreich ... aber unausführbar.«

»Glauben Sie?« fragte Fräulein Scherer, nur um als Dame des Hauses etwas zu sagen.

Peter aber machte sich einer zweiten Unhöflichkeit schuldig. Er hatte eben eine Dame plötzlich verlassen, ohne das Ende ihrer Phrase anzuhören und jetzt hielt er die andere zurück, die sich entfernen wollte, und begann ihr zu erklären, warum das Projekt des Abbé Morio nur ein Hirngespinnst sei.

»Wir werden noch später darüber sprechen«, sagte Fräulein Scherer.

Nachdem sie sich von dem jungen Mann losgemacht hatte, der keine Lebensart besaß, kehrte sie zu ihren Pflichten als Wirtin zurück und hielt sich bereit, auf schwachen Punkten einzugreifen und eine stockende Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen. Bald näherte sie sich einer schweigenden Gruppe, bald trat sie zu einem schwatzhaften Kreis, ein Wort oder eine geschickt vorgenommene Versetzung einer Person brachte die Gesprächsmaschine wieder in leichten, regelmäßigen Gang. Peter erschien zum erstenmal in einer Gesellschaft in Rußland. Er wußte, daß alles versammelt war, was Petersburg an Intelligenz besaß, und seine Blicke schweiften von einer Seite zur anderen. Immer befürchtete er, ein geistreiches Wort von diesen vornehmen, selbstbewußten Persönlichkeiten zu überhören, und dann suchte er nach einer Gelegenheit, seine Meinung auszusprechen. Denn das ist die Schwachheit aller jungen Leute.

3

Die Unterhaltung war in lebhaftem Gang. Die Gäste hatten sich in drei Gruppen geteilt. Der Mittelpunkt der einen, in welcher das männliche Element vorherrschte, war der Abbé, die zweite, aus jungen Leuten bestehend, umgab Helene, die fürstliche Schönheit, und die Fürstin Bolkonska, diese reizende kleine Dame, die dritte Gruppe hatte sich um die Dame des Hauses und Mortemart gebildet. Der Graf Mortemart mit seinem sanften Gesicht und seinen angenehmen Manieren spielte die Rolle einer Berühmtheit. Anna Pawlowna bediente sich des Gastes wie eines kostbaren Gerichts für Feinschmecker. So hatte sie für ihre Gäste heute zwei delikate Bissen, zuerst den Grafen und dann den Abbé. Man sprach von der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, und der Graf behauptete, er sei aus Seelengröße gestorben.

»Ja, erzählen Sie! Erzählen Sie!« rief Fräulein Scherer heiter aus. Der Graf verbeugte sich lächelnd.

»Der Graf«, sagte Fräulein Scherer leise zu ihrem Nachbar, »war mit dem Herzog intim bekannt.«

»Der Graf«, sagte sie zu einem anderen, »ist ein vortrefflicher Erzähler.« »Der Graf gehörte zur besten Gesellschaft, wie man sieht«, flüsterte sie einem dritten zu. Auf diese Weise wurde der Vikomte wie ein Roastbeef auf einer erwärmten Schüssel mit Grünwerk verziert den Gästen serviert. »Setzen Sie sich hier neben mich, liebe Helene«, rief Fräulein Scherer der jungen Dame zu, welche den Mittelpunkt einer anderen Gruppe bildete. Die Fürstin Helene erhob sich mit ihrem beständigen Lächeln auf den Lippen, die Herren traten zurück, und unter einem Strom von Licht, der von ihren Edelsteinen widerstrahlte, trat sie näher. Sie lächelte allen zu, ohne eine einzelne Person anzusehen, und gewährte so allen das Recht, die Schönheit ihrer Toilette und ihrer blendend weißen Schultern zu bewundern.

»Wie schön sie ist!« rief man bei ihrem Anblick.

»Ich bin ganz eingeschüchtert«, sagte der Graf, vor einem solchen Zuhörerkreis.

»Warten Sie!« rief die kleine Fürstin, welche den Teetisch verlassen hatte, »ich muß meine Arbeit holen. Was machen Sie? An was denken Sie?« sagte sie zu Hippolyt. »Bringen Sie mir doch meinen Ridikül!«

Der Graf erzählte sehr gewandt die neue Anekdote über den Herzog von Enghien. Dieser hatte sich heimlich nach Paris begeben, um Mademoiselle George zu besuchen. Dort begegnete er Napoleon, welchen die berühmte Künstlerin gleichfalls begünstigte. Die Folge dieses unglücklichen Zufalls war, daß Napoleon in eine Ohnmacht fiel, wie ihm dies zuweilen begegnete und welche ihn der Gewalt seines Feindes überlieferte. Der Herzog hatte sie nicht benutzt; Bonaparte aber rächte sich später für diesen Edelmut, indem er ihn erschießen ließ. Diese Erzählung wurde besonders interessant in dem Augenblick, wo die beiden Rivalen sich begegneten, und erwies sich besonders für die Damen aufregend. »Reizend!« flüsterten sie sich zu und die kleine Fürstin steckte die Nadel in ihre Arbeit, um zu zeigen, daß das Interesse der Anekdote ihre Arbeit unterbrach.

Inzwischen hatte Fräulein Scherer bemerkt, daß der schreckliche Peter mit dem Abbé disputierte, und beeilte sich, einer Gefahr vorzubeugen. Peter war es wirklich gelungen, ein Gespräch über das politische Gleichgewicht anzuknüpfen, und der Abbé schien über den jugendlichen Eifer Peters sichtlich entzückt. Die beiden sprachen laut und lebhaft, und das war es eben, was der Hofdame mißfiel.

»Aber wie soll man dieses Gleichgewicht herstellen?« rief Peter in dem Augenblick, als Fräulein Scherer ihm einen strengen Blick zuwarf und den Italiener fragte, wie er das nordische Klima vertrage.

»Ich stehe zu sehr unter dem Zauber des Geistes und der Bildung, besonders der weiblichen Gesellschaft, in der ich die Ehre habe, mich zu bewegen, um an das Klima denken zu können«, erwiderte er.

In demselben Augenblick erschien eine neue Persönlichkeit im Salon, das war der junge Fürst Bolkonsky, der Gemahl der kleinen Fürstin, ein hübscher junger Mann von Mittelgröße, mit stark ausgesprochenen Zügen. In allem, besonders in seinem müden Blick und seinem gemessenen Gang war er das ganze Gegenteil der so lebhaften, kleinen Frau. Er kannte jedermann im Salon; alle waren ihm langweilig, und er hätte viel darum gegeben, sie nicht sehen und hören zu müssen, seine Frau mit eingeschlossen. Sie schien ihm noch mehr Antipathie als die anderen einzufloßen, und er wandte sich mit verdrießlicher Miene von ihr ab und küßte Fräulein Scherer die Hand.

»Sie bereiten sich auf den Krieg vor, Fürst?« fragte sie.

»Der General Kutusow hat mich zum Adjutanten erwählt«, erwiderte Bolkonsky.

»Und Ihre Frau?«

»Sie wird aufs Land gehen.«

»Schämen Sie sich nicht, uns Ihrer entzückenden Frau zu berauben?«

»Andree!« rief die kleine Fürstin, ebenso kokett ihrem Mann wie den anderen gegenüber. »Wenn du die hübsche Geschichte wüßtest, welche der Graf uns eben erzählt hat.«

Der Fürst machte wieder ein verdrießliches Gesicht und entfernte sich.

Peter, der ihn seit seinem Eintreten mit seinen vergnügten, freundlichen Augen verfolgt hatte, näherte sich ihm jetzt und ergriff seine Hand. Die Miene des Fürsten Andree erhellte sich plötzlich und mit gutmütigem, herzlichem Lächeln rief er: »Ach, wirklich! Bist du auch in der großen Welt?«

»Ich wußte, daß Sie hier sein würden! Ich werde nächstens bei Ihnen speisen, darf ich?« fügte er leise hinzu.

»Nein, du darfst nicht«, sagte Andree lachend, indem er Peter durch einen Händedruck die Überflüssigkeit seiner Frage begreiflich machte.

Er wollte noch etwas sagen, als der Fürst Wassil und seine Tochter sich erhoben, und die Umstehenden auf die Seite traten, um ihnen Raum zu geben.

»Entschuldigen Sie, verehrter Graf«, sagte der Fürst, »diese ungelegene Festlichkeit beim englischen Gesandten beraubt uns eines Vergnügens und nötigt uns, Sie zu unterbrechen. Ich bedaure sehr, teuerste Anna Pawlowna, Ihre reizende Soiree verlassen zu müssen.«

Seine Tochter Helene bahnte sich einen Weg durch die Stühle, indem sie ihr Kleid mit einer Hand zurückhielt. Peter betrachtete diese blendende Schönheit mit einer Mischung von Entzücken und Schrecken.

»Sie ist sehr schön!« sagte der Fürst Andree.

»Ja, sehr«, erwiderte Peter. Der Fürst Wassil drückte ihm im Vorübergehen die Hand.

»Vollenden Sie die Erziehung dieses Bären«, sagte er zu der Hofdame. »Seit elf Monaten wohnt er bei mir und dies ist das erstemal, daß ich ihn in Gesellschaft sehe. Nichts bildet einen jungen Mann so wie die Gesellschaft geistreicher Damen.«

4

Die Hofdame versprach lächelnd, sich mit Peter zu beschäftigen, welcher, wie sie wußte, durch seinen Vater mit dem Fürsten Wassil verwandt war. Die alte Dame, welche neben der Tante saß, erhob sich plötzlich und holte den Fürsten Wassil im Vorzimmer ein.

»Was haben Sie mir zu sagen, Fürst, wegen meines Boris? Ich kann nicht länger in Petersburg bleiben. Bitte, sprechen Sie, was ich meinem armen Sohne sagen kann.« Ungeachtet der sichtlichen Verdrießlichkeit und Unhöflichkeit, mit der der Fürst sie anhörte, lächelte sie ihm zu und hielt ihn mit der Hand zurück. »Es würde Sie nur ein Wort beim Kaiser kosten, daß er direkt in die Garde eintreten könnte.«

»Seien Sie überzeugt, Fürstin, daß ich alles tun werde, was ich kann, aber es ist schwierig, Seine Majestät darum zu bitten. Ich möchte Ihnen raten, sich lieber an Rumjanzow zu wenden, das wäre besser.«

Die alte Dame war die Fürstin Drubezkoi und gehörte einer der ersten Familien Rußlands an, aber sie lebte in Armut und Zurückgezogenheit und hatte alle früheren Verbindungen verloren. Sie war nur nach Petersburg gekommen, um ihren Sohn in der Garde unterzubringen, und in der Hoffnung, dem Fürsten Wassil zu begegnen, hatte sie diese Soiree besucht. Ihr einst schönes Gesicht drückte lebhaften Verdruß aus, aber dann lächelte sie wieder und ergriff den Arm des Fürsten noch kräftiger.

»Hören Sie, Fürst, ich habe Sie nie um etwas gebeten und werde auch nie wieder etwas von Ihnen erbitten. Ich habe Sie niemals an die Freundschaft meines Vaters für Sie erinnert. Aber um Gottes willen, tun Sie das für meinen Sohn, und Sie werden unser Wohltäter sein«, fügte sie hastig hinzu. »Nein, Sie müssen mir das versprechen. Ich war schon bei Galizin, aber er hat mich abgewiesen. Seien Sie so gut, wie Sie ehemals waren«, fuhr sie fort und versuchte zu lächeln, während ihre Augen sich mit Tränen füllten.

»Papa, wir werden zu spät kommen«, rief die Fürstin Helene von der Tür her.

Der Einfluß ist in dieser Welt ein Kapital, mit dem man sparsam zu wirtschaften verstehen muß. Das wußte der Fürst Wassil. Das sicherste Mittel, nichts mehr für sich selbst zu erreichen, wäre es gewesen, wenn er für alle, die sich bittend an ihn wandten, sich hätte verwenden wollen, das

hatte er längst begriffen. Deshalb wandte er nur sehr selten seinen persönlichen Einfluß an. Aber die dringende Bitte der Fürstin Drubezkoi erweckte ihm leichte Gewissensbisse. Auf was sie angespielt hatte, das war die Wahrheit, ihrem Vater hatte er in der Tat die ersten Schritte seiner Laufbahn zu verdanken. Er wußte auch, daß sie zu den Frauen, zu denjenigen Müttern gehörte, welche keine Ruhe geben, bevor sie das Ziel ihrer hartnäckigen Wünsche erreicht haben, und welche stets bereit sind, bei jeder Gelegenheit eine Szene zu machen. Dieser Gedanke war bei ihm entscheidend.

»Teuerste Anna Michailowna«, sagte er mit seiner gewöhnlichen Vertrautheit, »was Sie verlangen, ist mir fast unmöglich, aber ich werde es dennoch versuchen, aus Achtung für das Andenken Ihres Vaters. Ihr Sohn wird in die Garde kommen, mein Wort darauf. Sind Sie jetzt zufrieden?«
»Teurer Fürst, Sie sind mein Wohltäter! Das habe ich von Ihnen erwartet, denn ich kenne Ihre Herzengüte. Noch ein Wort«, sagte sie, als er sie verlassen wollte, »wenn er in der Garde ist...« und sie hielt verwirrt an...
»Sie stehen so gut mit Kutusow, Sie werden ihm meinen Boris empfehlen, nicht wahr, damit er ihn zum Adjutanten nimmt? Dann werde ich ruhig sein und niemals wieder ...«

Fürst Wassil lächelte.

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen. Seit Kutusow zum Obergeneral ernannt wurde, wird er mit Bittschriften überschüttet. Er sagte mir selbst, alle Damen von Moskau wollen ihm ihre Söhne zu Adjutanten geben.«

»Nein, nein, versprechen Sie mir das, mein Freund, mein Wohltäter, versprechen Sie mir das, oder ich halte Sie noch länger zurück!«

»Papa«, wiederholte die schöne Helene, »wir kommen zu spät.«

»Nun, Sie sehen!... Auf Wiedersehen! Ich kann nicht länger...«

»Also, Sie werden morgen mit dem Kaiser sprechen?«

»Unfehlbar, aber was Kutusow betrifft, kann ich nichts versprechen.«
»Mein Wassil«, begann Anna Michailowna wieder mit einem koketten Lächeln. Sie vergaß, daß ihr Lächeln von ehemals mit ihrem müden Gesicht nicht mehr harmonierte. Sie dachte nicht mehr an ihr Alter und suchte nur alle Mittel anzuwenden. Kaum aber war der Fürst verschwunden, als ihr Gesicht wieder seinen früheren kalten Ausdruck annahm. Sie trat wieder zu der Gruppe, in deren Mitte der Graf erzählte, und gab sich den Anschein, sich dafür zu interessieren, während sie nur an den günstigen Moment zum Verschwinden dachte, da sie ihr Vorhaben nun ausgeführt hatte.

»Wie finden Sie diese neue Komödie?« fragte die Hofdame. »Monsieur Bonaparte sitzt auf einem Thron und hört die Wünsche der Nation an. Wunderbar! Nein, man sollte glauben, die ganze Welt habe den Kopf verloren!« Der Fürst Andree lächelte.

»Wirklich«, rief die Hofdame, »die Regenten können diesen Menschen nicht länger dulden, er ist für alle eine lebendige Drohung.«

»Die Regenten«, sagte der französische Emigrant höflich und in traurigem Tone. »Was haben sie für Ludwig XVI. getan und für die Königin? Nichts! Und glauben Sie mir, sie sind dafür gestraft, daß sie die Bourbonen verlassen haben. Und wenn Napoleon noch ein Jahr auf dem Throne von Frankreich bleibt, so wird die französische Gesellschaft, ich meine die gute Gesellschaft, wohlverstanden, vernichtet sein, und dann...« Peter wollte ihn unterbrechen, aber die Hofdame, die ihn beobachtete, kam ihm zuvor.

»Der Kaiser Alexander«, begann sie mit jenem Anflug von Traurigkeit, der immer ihre Bemerkungen über die kaiserliche Familie begleitete, »hat erklärt, daß er es den Franzosen überlasse, ihre Regierungsform zu wählen, und ich bin überzeugt, die ganze Nation wird sich in die Arme ihres legitimen Königs werfen, wenn sie einmal von dem Usurpator befreit ist.« Augenscheinlich lag es Fräulein Scherer daran, dem royalistischen Emigranten zu schmeicheln.

»Das ist wenig wahrscheinlich«, bemerkte Fürst Andree, »die Sachen sind zu weit gegangen und ich glaube, es wäre schwierig, auf die Vergangenheit zurückzukommen.« »Wie ich hörte«, fügte Peter hinzu, »ist der größte Teil des Adels von Napoleon schon gewonnen.«

»Das behaupten die Bonapartisten!« rief der Graf, ohne Peter anzusehen. »Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien«, bemerkte Peter, »war eine politische Notwendigkeit, und Napoleon hat wirklich Seelengröße gezeigt, indem er die Verantwortlichkeit dafür auf sich nahm.«

»Oh! Oh!« riefen mehrere Stimmen. Der Graf zuckte mit den Achseln. »Ich sage das«, fuhr Peter fort, »weil die Bourbonen vor der Revolution geflohen sind und das Volk der Anarchie überlassen haben. Napoleon allein hat es verstanden, die Revolution zu besiegen und deshalb durfte er sich nicht von einem einzelnen auf seinem Wege aufhalten lassen, wenn er das allgemeine Wohl im Auge hatte.«

»Wollen Sie nicht an den andern Tisch gehen?« sagte die Hofdame, aber Peter fuhr immer lebhafter fort: »Ja, Napoleon ist groß, weil er sich über die

Revolution gestellt hat, weil er ihre Mißbräuche unterdrückt und beibehalten hat, was sie Gutes hatte, die Gleichheit, die Freiheit der Presse und des Wortes, und nur dadurch hat er die Macht erlangt.«

»Wenn er diese Macht dem legitimen König zurückgegeben hätte, ohne sie zu benutzen, um einen Mord zu begehen, dann würde ich ihn einen großen Mann nennen«, sagte der Graf.

»Das war ihm unmöglich. Die Nation hatte ihm die Macht nur gegeben, damit er sie der Bourbonen entledigen solle. Die Revolution war ein großes Werk.« Peter bewies seine jugendliche Unbedachtsamkeit, indem er so vorgeschrittene Ideen äußerte.

»Die Revolution ein großes Werk!... Aber wollen Sie nicht an den anderen Tisch gehen?« wiederholte die Hofdame.

Der Fürst Andree betrachtete lächelnd bald Peter, bald den Franzosen, bald die Dame des Hauses, welche durch die Äußerungen Peters in Entsetzen geriet.

Als sie bemerkte, daß diese lästerlichen Worte den Zorn des Grafen nicht erregten, und daß es auch nicht möglich war, sie zu ersticken, machte sie gemeinschaftliche Sache mit dem Emigranten.

»Aber mein lieber Monsieur Pierre«, sagte sie, »ist das die Handlung eines großen Mannes, einen Herzog erschießen zu lassen, wenn er nichts begangen hat und ohne Urteil?«

»Er ist eben ein Bürgerlicher«, fügte Fürst Hippolyt hinzu. Andere und ähnliche Bemerkungen folgten. Peter wußte nicht mehr, was er antworten sollte und blickte lächelnd um sich.

»Wie sollte er anders handeln?« sagte plötzlich Fürst Andree, »ich sollte doch glauben, man müßte einen Unterschied machen zwischen den Handlungen eines Privatmannes und denen eines Staatsmannes.«

»Gewiß, gewiß«, rief Peter erfreut über diese unverhoffte Unterstützung. »Napoleon auf der Brücke von Areole oder im Hospital der Pestkranken in Jaffa ist groß als Mensch, das ist nicht zu leugnen, aber andere seiner Handlungen sind schwer zu entschuldigen«, fuhr Fürst Andree fort, augenscheinlich um Peters Unbedachtsamkeit womöglich wieder gutzumachen, indem er sich erhob und seiner Frau damit das Zeichen zum Aufbruch gab.

5

Nach diesem Zwischenfall begannen die Gäste sich zu verabschieden.

Außer einer ungewöhnlichen Größe und einem äußerst linkischen Benehmen hatte Peter unter anderen physischen Nachteilen auch ungeheuer rote Hände. Er wußte nicht, wie er in einen Salon eintreten sollte, noch weniger, wie er es anstellen sollte, auf gute Weise abzugehen und dabei etwas besonders Angenehmes zu sagen. In seiner sprichwörtlichen Zerstreutheit hatte er anstatt seines Hutes den dreispitzigen Federhut eines Generals ergriffen. Aber all diese Mängel wurden ausgeglichen durch seine Herzengüte, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit.

Fräulein Scherer begrüßte ihn zum Abschied mit christlicher Milde, die ihm ihre Verzeihung verhiel.

»Ich hoffe«, sagte sie, »nun öfters das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen, aber ich hoffe auch, mein werter Monsieur Pierre, daß Sie Ihre Ansichten ändern werden.«

Er gab keine Antwort, verbeugte sich aber mit jenem aufrichtigen Lächeln, welches sagte: »Ansichten sind Ansichten, und Sie sehen, ich bin dabei doch ein guter Junge.« Das war so wahr, daß alle es unwillkürlich begriffen.

Fürst Andree war seiner Frau in das Vorzimmer gefolgt, begleitet von Hippolyt, den er gleichgültig anhörte.

»Gehen Sie hinein, Anna Pawlowna«, sagte die junge Frau, »Sie werden sich erkälten ... Es ist abgemacht«, fügte sie leise hinzu.

Die Hofdame hatte Zeit gefunden, mit Lisa über die beabsichtigte Heirat zwischen ihrer Schwägerin und Anatol zu sprechen.

»Ich rechne auf Sie, meine Liebe«, erwiderte Anna Pawlowna ebenso leise. »Sie werden ihr ein Wörtchen schreiben und mir sagen, wie ihr Vater die Sache ansieht. Au revoir!« Sie kehrte in den Salon zurück. Hippolyt näherte sich der kleinen Fürstin, beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr etwas zu.

»Ich bin glücklich, nicht zu dem Gesandten gegangen zu sein«, sagte Fürst Hippolyt. »Wie langweilig!«

»Man sagt, der Ball heute abend werde sehr schön sein«, erwiderte die Fürstin. »Alle Zierden der Gesellschaft werden dort sein.«

»Nicht alle, weil Sie nicht da sind«, erwiderte er lächelnd.

»Bist du bereit?« sagte Fürst Andree zu seiner Frau.

Hippolyt zog rasch seinen Mantel an und eilte voran, um der Fürstin beim Einsteigen zu helfen.

»Entschuldigen Sie«, sagte Fürst Andree in trockenem, schroffem Tone zu dem jungen Mann, der ihm im Wege stand. »Peter, wirst du kommen?

Ich erwarte dich!« rief er freundlich.

Der Wagen fuhr ab. Hippolyt ließ ein nervöses Lachen hören, indem er den Franzosen erwartete, dem er versprochen hatte, ihn nach Hause zu bringen.

»Nun, mon cher, Ihre kleine Fürstin ist wirklich sehr niedlich«, sagte der Graf, indem er sich in den Wagen setzte. Dabei küßte er seine Fingerspitzen.

Hippolyt lachte geschmeichelt.

»Wissen Sie, daß Sie schrecklich sind mit Ihrer unschuldigen Miene«, fuhr der Graf fort. »Ich bedaure den armen Gemahl, diesen kleinen Offizier mit dem gespreizten Wesen wie ein regierender Fürst.«

»Und Sie sagen, die russischen Damen seien nicht wie die Französinen?« rief Hippolyt, laut lachend. »Man muß sie nur zu nehmen verstehen!«

6

Peter kam zuerst an und ging direkt in das Kabinett des Fürsten Andree. Nachdem er sich nach seiner Gewohnheit auf dem Sofa ausgestreckt hatte, griff er nach einem Buch – es waren Cäsars Kommentarien –, stützte sich auf den Ellbogen und öffnete es in der Mitte.

»Was hast du bei Fräulein Scherer gemacht?« sagte Fürst Andree, welcher bald darauf eintrat, seine kleinen weißen Hände reibend. »Sie wird aus Alteration ernstlich krank werden.«

Peter wandte sich so rasch um, daß das Kanapee ächzte, und drückte durch eine Gebärde seine Gleichgültigkeit aus.

»Dieser Abbé ist wirklich interessant, nur faßt er die Frage nicht richtig auf. Ich bin überzeugt, daß ein unverbrüchlicher Friede möglich ist, aber ich kann nicht sagen, wie. Nur wird es niemals mittels des politischen Gleichgewichts sein.«

Der Fürst Andree, der sich für abstrakte Fragen nicht zu interessieren schien, unterbrach ihn. »Siehst du, mein Lieber, es ist nun einmal unmöglich, überall und immer zu sagen, was man denkt. Nun, hast du dich für etwas entschieden? Wirst du zur Chevaliergarde gehen oder Diplomat werden?«

»Darüber bin ich noch nicht im reinen, weder das eine noch das andere gefällt mir«, sagte Peter, indem er sich nach türkischer Weise auf den Diwan setzte.

»Aber du mußt dich doch zu etwas entschließen, dein Vater wartet darauf.« Peter war mit zehn Jahren mit einem Hofmeister ins Ausland gesandt worden und war dort geblieben bis zum fünfundzwanzigsten Jahre. Bei seiner Rückkehr nach Moskau verabschiedete sein Vater den Hofmeister und sagte zu dem jungen Mann: »Jetzt gehe nach Petersburg, beobachte und wähle, ich stimme allem bei. Hier ist ein Brief an den Fürsten Wassil und hier ist Geld! Schreibe mir wieder und rechne auf meine Hilfe.«

Seit drei Monaten suchte nun Peter eine Karriere und tat nichts.

»Er muß ein Freimaurer sein«, sagte er, mit der Hand über die Stirn fahrend. Er dachte an den Abbé, den er in der Soiree gesehen hatte.

»Das ist alles gleichgültig«, unterbrach ihn Fürst Andree, »wir wollen ernsthaft sprechen. Hast du die Chevaliergarde gesehen?«

»Nein, ich bin nicht hingegangen, aber ich habe über etwas nachgedacht, das ich Ihnen mitteilen will. Wir haben Krieg mit Napoleon. Wenn man sich für die Freiheit schlagen würde, so wäre ich der erste, der sich anschließt. Aber England und Österreich zu helfen, den größten Mann der Welt zu bekämpfen, das ist nicht gut.«

Fürst Andree zuckte nur die Achseln bei dieser kindlichen Äußerung und verschmähte es, eine ernsthafte Antwort darauf zu geben.

»Wenn man sich nur für seine Überzeugung schlagen würde«, sagte er, »so gäbe es keinen Krieg mehr.«

»Und das wäre vortrefflich«, erwiderte Peter.

»Möglich, aber dazu wird es niemals kommen«, erwiderte lächelnd Fürst Andree.

»Nun, aber warum werden wir Krieg führen?«

»Warum? Das weiß ich nicht, es muß sein, und überdies gehe ich hin.. weil... das Leben, das ich hier führe, mir überdrüssig ist.«

Im Nebenzimmer wurde das Rauschen eines Kleides hörbar. Bei diesem Geräusch schien Fürst Andree zu sich zu kommen. Er richtete sich auf und gab seinem Gesicht denselben Ausdruck, den es während der ganzen Soiree gehabt hatte. Peter schob die Füße zur Erde. Die Fürstin trat ein. Sie hatte bereits Zeit gefunden, ihre Abendtoilette mit einem Hauskleid zu vertauschen, das nicht weniger frisch und elegant war. Ihr Mann erhob sich und schob höflich einen Lehnstuhl für sie herbei.

»Ich frage mich oft«, sagte sie französisch nach ihrer Gewohnheit, indem sie lebhaft Platz nahm, »warum Anna Pawlowna nicht geheiratet hat? Wie dumm die Herren sind, daß sie sie nicht geheiratet haben! Entschuldigen Sie, Monsieur Pierre, aber Sie verstehen nichts von den Frauen. Und was Sie für ein Redner sind!«

»Ich streite mich mit Ihrem Gemahl, denn ich verstehe nicht, warum er in den Krieg ziehen will«, sagte Peter, ohne eine Spur jener Befangenheit, welche oft zwischen einem jungen Mann und einer jungen Frau sich einschleicht.

Die Fürstin fuhr zusammen.

»Nun ja, ich sage dasselbe. Ich begreife wirklich nicht, warum die Männer nicht ohne Krieg leben können. Warum wünschen wir Frauen nichts und haben nichts nötig? Urteilen Sie selbst! Immer wiederhole ich ihm, daß seine Stellung hier als Adjutant meines Onkels eine der glänzendsten ist, jedermann kennt ihn und schätzt ihn. Erst vor einigen Tagen hörte ich bei der Fürstin Apraxin eine Dame fragen: ›Ist das der berühmte Fürst Andree?«

Sie brach in ein lautes Lachen aus. »Und wenn er wollte, könnte er Flügeladjutant des Kaisers werden, denn Sie müssen wissen, der Kaiser hat sich neulich sehr freundlich mit ihm unterhalten. Das wäre so leicht zu machen, was denken Sie davon?«

Peter sah seinen Freund an und schwieg, da dieser ärgerlich zu sein schien.

»Wann reisen Sie ab?« fragte er die Fürstin.

»Ach, sprechen Sie nicht von der Abreise, ich will nichts davon hören!« rief die Fürstin. »Als ich heute daran dachte, daß ich alle meine teuren

Bekanntschaften aufgeben soll... und dann, weißt du Andree ... ich habe Angst!« Sie kniff dabei die Augen zusammen, was für Peter unverständlich blieb.

Ihr Mann sah sie verdutzt an, als ob er eben erst ihre Gegenwart bemerkt hätte.

»Was fürchtest du, Lisa?« fragte er mit kalter Höflichkeit, »Ich verstehe dich nicht.«

»So sind die Männer! Egoisten, lauter Egoisten! Einer Laune zuliebe verläßt er mich, Gott weiß, warum, und schickt mich allein aufs Land.«

»Mit meinem Vater und meiner Schwester, das vergißt du.«

»Das kommt auf dasselbe heraus! Ich werde allein sein, fern von meinen Freundinnen, und dabei soll ich zufrieden sein?«

Sie sprach in verdrießlichem Tone, ihre aufgezugene Lippe gab ihrer Miene einen keineswegs reizenden Ausdruck, sondern einen solchen, der eher an ein kleines Nagetier erinnerte. Sie schwieg, da sie es nicht für passend hielt, in Peters Gegenwart auf ihre Mutterhoffnungen anzuspielen, denn darin lag der Knoten der Situation.

»Ich kann aber nicht erraten, vor was du Angst hast«, bemerkte langsam ihr Mann, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

Die Fürstin errötete und machte eine Gebärde der Ungeduld. »Andree! Andree, warum hast du dich so verändert?«

»Der Arzt hat dir verboten, lange zu wachen, du solltest dich schlafen legen.«

Die Fürstin gab keine Antwort, aber plötzlich zuckte ihre Lippe. Er erhob sich, zuckte mit den Achseln und ging im Zimmer auf und ab.

Peter beobachtete sie beide mit naivem Erstaunen. Endlich machte er eine Bewegung, um sich zu erheben, gab dies aber sogleich wieder auf.

»Es ist mir gleichgültig, ob Monsieur Pierre zugegen ist!« rief die Fürstin, deren hübsches Gesicht sich verzog wie das eines Kindes, das weinen will. »Schon lange wollte ich dich fragen, Andree, warum du so ganz anders gegen mich geworden bist? Was habe ich dir getan? Du gehst zur Armee, ohne Mitleid mit mir zu haben! Warum?«

»Lisa!« rief der Fürst Andree.

Und dieses eine Wort enthielt Bitte, Drohung und die Versicherung, daß sie ihre Worte bereuen werde.

Sie fuhr aber heftig fort: »Du behandelst mich wie eine Kranke oder wie ein Kind! Ich sehe alles!... vor sechs Monaten warst du nicht so!«

»Lisa, ich bitte dich, höre auf!« erwiderte er lauter.

Peter, dessen Erregung bei dieser Unterhaltung immer mehr stieg, erhob sich und näherte sich der jungen Frau. Er schien den Anblick der Tränen nicht ertragen zu können und selbst dem Weinen nahe zu sein.

»Beruhigen Sie sich, Fürstin, das sind nur Ideen, ich habe das auch empfunden ... Ich versichere Ihnen ... und übrigens ... nein, entschuldigen Sie mich, ich bin hier als Fremder überflüssig... beruhigen Sie sich! Adieu!«

Fürst Andree hielt ihn zurück.

»Nein, Peter, warte noch, die Fürstin ist zu gut, um mich des Vergnügens, den Abend mit dir zu verbringen, berauben zu wollen.«

»Ach ja, er denkt nur an sich«, murmelte sie, ohne ihre Tränen des Verdrusses zurückhalten zu können.

»Lisa«, sagte der Fürst Andree scharf, mit einer Stimme, welche anzeigte, daß sein Zorn aufs höchste gestiegen war. Plötzlich verbreitete sich auf ihrem zornigen Gesicht ein furchtsamer Ausdruck.

»Mein Gott, mein Gott«, murmelte sie mit einem hastigen Blick nach ihrem Mann, dann nahm sie das Kleid mit einer Hand auf, näherte sich ihm und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

»Gute Nacht, Lisa!« sagte er, sich erhebend, und küßte ihr die Hand wie einer Fremden.

8

Die beiden Freunde schwiegen, keiner konnte sich entschließen, zu sprechen. Peter betrachtete heimlich seinen Freund, der sich mit seiner kleinen Hand die Stirn rieb.

»Wir wollen speisen gehen«, sagte er seufzend und schritt zur Tür. Sie traten in einen prachtvollen Speisesaal. Die Einrichtung, das Geschirr, das Silberzeug und die Wäsche, alles trug den Stempel der Neuheit einer jungen Haushaltung. Plötzlich stützte der Fürst Andree den Ellbogen auf den Tisch und sprach mit einer nervösen Hast, welche Peter noch niemals an ihm bemerkt hatte, und wie ein Mensch, der seit langer Zeit etwas auf dem Herzen hat und sich endlich zu einem Geständnis entschloß.

»Lieber Freund, heirate nicht früher, als bis du alles vollbracht hast, was du machen willst, als bis du aufgehört hast, die Frau deiner Wahl zu lieben und bis du sie genau studiert hast, sonst wirst du dich grausam täuschen. Heirate lieber, wenn du alt bist und zu nichts mehr taugst, dann wirst du wenigstens nicht Gefahr laufen, alles, was Gutes und Erhabenes in dir ist, zu verträdeln. Ja, sieh mich nur so erstaunt an! Wenn du fernerhin noch etwas von dir selbst erwartest, so wirst du bei jedem Schritt empfinden, daß alles aus und alles für dich verschlossen ist, außer den Salons, wo du auf einem Brett mit einem Hoflakai und einem Dummkopf stehst. Aber wozu? ...« Er machte eine heftige Gebärde.

Peter nahm die Brille ab, und jetzt wurde seine gutmütige Miene und sein Erstaunen noch deutlicher sichtbar.

»Meine Frau«, fuhr Fürst Andree fort, »ist ein vortreffliches Weib, eine von jenen, bei welchen die Ehre eines Ehemannes nichts zu fürchten hat, aber was würde ich in diesem Augenblick nicht dafür geben, großer Gott, nicht verheiratet zu sein! Du bist der erste und einzige, dem ich das eingestehe.«

Fürst Andree glich immer weniger jenem Fürsten Bolkonsky, der sich bei Fräulein Scherer in einem Lehnstuhl niedergelassen hatte und mit halb geschlossenen Augen französische Phrasen aussprach. Ein fieberhaftes, nervöses Zucken bewegte jeden Muskel seines finsternen Gesichts, seine Augen glühten, man sah, daß er in den kurzen Augenblicken krankhafter

Reizbarkeit um so heftiger war, je schwächer er in seinem gewöhnlichen Zustand erschien.

»Du verstehst mich nicht, und doch ist das die Geschichte eines ganzen Menschenlebens. Du sprichst von Bonaparte und seiner Laufbahn«, fuhr er fort, obgleich Peter kein Wort gesagt hatte, »aber als Bonaparte arbeitete, nach einem Ziel strebte, war er frei und hatte nur dieses Ziel im Auge, und dann erreichte er es. Aber wenn man das Unglück hat, an eine Frau gebunden zu sein, so ist man gefesselt wie ein Sträfling. Alles, was du an Kraft und Strebsamkeit in dir fühlst, kann nur die Last der Reue vermehren. Das Salongeschwätz, die Bälle, die Eitelkeit und Kleinigkeit, das ist der mächtige Zirkel, der dich einschließt. Jetzt gehe ich in den Krieg, einen der furchtbarsten Kriege, welche jemals die Welt erlebt hat, und weiß nichts, bin zu nichts fähig, dafür aber bin ich sehr liebenswürdig, sehr sarkastisch und bei Fräulein Scherer hört man mich an. Und dann diese alberne Gesellschaft, welche meine Frau nicht entbehren kann!... Wenn du nur wüßtest, was sie wert sind, alle diese vornehmen Damen, und alle Frauen überhaupt! Mein Vater hat recht, Egoismus, Eitelkeit, Dummheit, Mittelmäßigkeit in allem, das sind die Frauen, wenn sie sich zeigen, wie sie sind. Wenn man sie in der Welt sieht, könnte man glauben, es sei etwas anderes in ihnen. Aber nein, es ist nichts, nichts! Ja, mein Freund, ich sage dir, heirate nicht!...«

»Ich bin erstaunt«, sagte Peter, »daß Sie sich für unfähig halten und glauben können, Ihr Leben verfehlt zu haben, während die Zukunft vor Ihnen liegt, und...« In dem Ton, in dem er diese Worte sprach, konnte man die hohe Achtung vernehmen, die er für seinen Freund hegte.

»Mit mir ist's zu Ende, sprechen wir nicht mehr von mir, sondern von dir«, begann der Fürst nach kurzem Schweigen lächelnd wieder. Peters Gesicht strahlte sogleich diese Veränderung in der Miene seines Freundes wider. »Von mir?« wiederholte er mit einem heiteren, unbefangenen Lächeln. »Über mich gibt es nichts zu sagen. Was bin ich überhaupt? Ein Bastard!« Und er errötete plötzlich, denn er hatte dieses Wort mit sichtlicher Anstrengung ausgesprochen. – »Ohne Namen, ohne Vermögen! Und in Wirklichkeit bin ich frei und zufrieden, für den Augenblick wenigstens. Nur gestehe ich, ich weiß nicht, was ich unternehmen soll, und ich wollte Sie ernsthaft darüber um Rat fragen.«

Fürst Andree betrachtete ihn wohlwollend, aber dieses freundschaftliche Gefühl ließ doch das Bewußtsein seiner Überlegenheit erkennen.

»Ich bin dir gut, weil du der einzige lebende Mensch in unserm Kreise bist. Du bist zufrieden. Wähle nach deinem Geschmack, gleichviel was, du wirst dich überall wohl befinden. Aber ich bitte dich, gib die Bekanntschaft mit diesem Kuragin und dein jetziges Leben auf! Es paßt für dich so schlecht, diese Ausschweifung, dieses Husarenleben, diese ...«

»Was wollen Sie, mein Lieber?« sagte Peter, die Achseln zuckend. »Die Frauen, mein Freund, die Frauen.«

»Nun ja«, erwiderte Andree, »die Frauen comme il faut – meinerwegen, aber nicht diese von Kuragin und den Wein – das kann ich nicht gutheißen.«

Peter wohnte bei dem Fürsten Wassil Kuragin und teilte das leichtsinnige Leben seines Sohnes Anatol, desselben, den man an die Schwester des Fürsten Andree verheiraten wollte, um ihn zu bessern.

»Wissen Sie«, sagte Peter, als ob ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke gekommen wäre, »ich habe seit langer Zeit das auch gedacht. Bei dieser Lebensweise kann ich mich zu nichts entschließen und an nichts denken. Ich habe Kopfschmerzen und kein Geld. Er hat mich zu heute abend wieder eingeladen, aber ich werde nicht hingehen!«

»Gib mir dein Ehrenwort, daß du nicht hingehen wirst!«

»Gewiß, ich gebe es Ihnen!«

9

Es war ein Uhr vorüber, als Peter seinen Freund verließ. Es war eine Juninacht, eine jener Petersburger Nächte fast ohne Dämmerung. Er stieg in eine Droschke, mit der Absicht, nach Hause zu fahren, aber während der Fahrt erschien es ihm immer unmöglicher, während einer solchen Nacht zu schlafen. Sein Blick schweifte durch die öde Straße. Dann dachte er daran, daß die gewöhnliche Spielgesellschaft sich jetzt bei Anatol Kuragin versammelte. Nach dem Spiel begann das Trinkgelage und das Ganze endigte mit einem Lieblingsvergnügen Peters.

»Soll ich nicht hingehen?« fragte er sich und dachte daran, daß er dem Fürsten Andree sein Wort gegeben hatte.

Aber wie es bei charakterlosen Leuten gewöhnlich ist, erfaßte ihn eine so unüberwindliche Lust, noch einmal dieses leichtsinnige Leben zu genießen, daß er beschloß, zu Anatol zu gehen. Er sagte sich, sein Versprechen habe keinen Wert, weil er Anatol versprochen hatte, zu kommen, ehe er dem Fürsten sein Wort gegeben hatte. Durch seine Wankelmütigkeit wurden oft seine dem Anscheine nach festen Entschlüsse umgestoßen. Peter gab wieder nach und ging zu Kuragin. Vor einem großen Hause neben der Kaserne der Chevaliergarde ließ er anhalten und stieg die erleuchtete Treppe hinauf. In dem leeren Vorzimmer herrschte Weingeruch; leere Flaschen, Mäntel und Galoschen lagen umher und in der Ferne hörte man ein Stimmengewirr und Rufen. Nachdem Peter den Mantel abgenommen hatte, trat er in das Zimmer ein, wo die Reste des Abendessens umherstanden, und ein Diener, der Straflosigkeit sicher, heimlich die halbvollen Gläser leerte. Weiterhin im dritten Zimmer hörte man unter allgemeinem Gelächter und Lärm das Brummen eines Bären. An einem offenen Fenster standen acht junge Leute, drei von ihnen spielten mit einem jungen Bären, welchen einer von ihnen an einer Kette hielt und auf seine Genossen hetzte.

»Ich wette auf Stevens«, rief der eine.

»Aber nicht helfen«, sagte ein zweiter.

»Ich wette auf Dolochow!« schrie eine dritte Stimme. »Kuragin, trinken Sie!«

»Nun, laßt Mischka beiseite, es handelt sich um eine Wette.«

»Aber mit einem Wurf, sonst hat er verloren«, rief eine fünfte Stimme.

»Heda, die Flasche!« brüllte der Herr des Hauses, ein großer, schöner, junger Mann in der Mitte der Gruppe, ohne Rock und mit vorn offenem Hemd.

»Stille, meine Herren, da ist Petruschka«,[Fußnote: Petruschka = Peterchen.] wandte er sich an Peter.

Ein hochgewachsener junger Mann mit hellblauen Augen, dessen ruhige, nüchterne Stimme in seltsamem Kontrast zu den anderen stand, rief ihn ans Fenster.

»Komm her, ich will dir die Wette erklären.«

Das war Dolochow, ein Offizier vom Semenowschen Regiment, ein bekannter Raufbold und Spieler, der bei Anatol wohnte. Peter lächelte und blickte vergnügt um sich.

»Um was handelt es sich?«

»Einen Augenblick, er ist noch nüchtern! Schnell eine Flasche her!« rief Anatol. Dann nahm er ein Glas vom Tische und näherte sich ihm.

»Vor allem mußt du trinken.«

Peter trank Glas auf Glas, doch dies hinderte ihn nicht daran, der Unterhaltung zu folgen und alle Gäste zu beobachten, welche sich wieder beim Fenster versammelt hatten. Anatol goß ihm Wein ein und erklärte ihm die Wette Dolochows mit dem Engländer Stevens, einem Seemann. Der erstere hatte sich verpflichtet, eine Flasche Rum auszutrinken, auf einem Fenster der dritten Etage sitzend, die Beine zum Fenster hinaushängend. »Da trink«, wiederholte Anatol, indem er Peter das letzte Glas anbot, »ich lasse dich nicht früher los.«

»Nein, ich will nicht mehr«, sagte Peter. Dolochow hielt den Engländer am Arm und wiederholte ihm nochmals deutlich die Bedingungen der Wette. Dolochow war von mittlerer Größe und etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Er hatte blaue Augen und trug, wie alle Infanterieoffiziere, keinen Schnurrbart. Die Linien seines Mundes waren merkwürdig fein, die Oberlippe trat etwas über die Unterlippe hervor, in beiden Mundwinkeln spielte beständig ein Lächeln, man hätte fast sagen können zwei Lächeln, welches in Verbindung mit seinem festen, zuversichtlichen und intelligenten Blick die Aufmerksamkeit anzog. Er hatte kein Vermögen, keine Verbindungen, wohnte bei Anatol, gab Tausende von Rubeln aus und verstand es bei alledem, sich so zu stellen, daß seine Bekannten mehr Achtung für ihn als für Anatol hatten. Er spielte alle Spiele, gewann immer

wieder und trank enorm, ohne jemals die Selbstbeherrschung zu verlieren. Kuragin und er waren damals Berühmtheiten in der leichtsinnigen Welt der Petersburger Lebemänner.

Man brachte eine Flasche Rum. Zwei Diener, welche von dem Lärm und den widersprechenden Befehlen schon ganz konfus geworden waren, bemühten sich, den Fensterrahmen herauszureißen, welcher dabei hinderlich war, sich auf den äußeren Rand der Fensteröffnung zu setzen.

Anatol näherte sich. Vom Verlangen getrieben, etwas zu zerbrechen, stieß er den Diener zurück und rüttelte an dem Rahmen, welcher Widerstand leistete, wobei eine Fensterscheibe zerbrach.

»Nun, du Herkules«, sagte er zu Peter. Peter faßte den Rahmen und riß ihn mit Krachen heraus.

Dolochow hatte die Rumflasche ergriffen, trat an das offene Fenster und sprang auf die Brüstung.

»Hört!« rief er, das Gesicht nach dem Innern des Zimmers gewendet.

Alles schwieg. Dann begann er französisch, damit der Engländer ihn verstehen konnte: »Ich wette fünfzig Imperials, oder wollen Sie hundert?«

»Nein, fünfzig«, erwiderte der Engländer.

»Gut, ich wette fünfzig Goldstücke, daß ich diese Flasche Rum austrinken werde, ohne abzusetzen, und daß ich sie hier außerhalb des Fensters sitzend austrinken werde, ohne mich an irgend etwas festzuhalten. Einverstanden?«

»Einverstanden«, sagte der Engländer.

Anatol hielt denselben am Rockknopf fest und wiederholte ihm auf englisch die Bedingungen.

»Das ist nicht alles«, rief Dolochow, indem er mit der Flasche auf die Fensterbank schlug, um sich Gehör zu verschaffen. »Kuragin, paß auf! Wenn jemand dasselbe tut, bezahle ich ihm hundert Goldstücke. Verstanden?«

Der Engländer nickte, machte aber keine Miene, diese neue Wette anzunehmen. Ein junger Gardehusar, welcher den ganzen Abend Unglück im Spiel hatte, kletterte auf das Fenster und blickte hinab.

»Oh! Oh!« murmelte er.

»Still!« rief Dolochow und zog den Offizier zurück, welcher an seinen Sporen hängenblieb und linkisch ins Zimmer stolperte.

Dolochow stellte die Flasche in die Fensteröffnung und kletterte langsam und vorsichtig hinauf. Dann stützte er sich mit beiden Händen gegen die

beiden Seiten des Fensters und maß mit dem Auge seine Breite. Dann setzte er sich langsam nieder, ließ die Hände los, neigte sich etwas zur Linken, dann zur Rechten und ergriff die Flasche.

Anatol brachte zwei Kerzen und stellte sie in die Fensteröffnung. Es war jedoch schon heller Tag, Kopf und Rücken Dolochows, in Hemdsärmeln, waren von beiden Seiten beleuchtet. Alle drängten sich ans Fenster, der Engländer vor den anderen. Peter lächelte still. Plötzlich drängte sich einer der jungen Leute mißbilligend und erschreckt vor, in der Absicht, Dolochow am Hemd zurückzuziehen.

»Meine Herren, das sind Torheiten, er wird ums Leben kommen!« rief dieser weise Herr, der sicherlich vernünftiger war als die anderen. Anatol hielt ihn zurück.

»Rühre ihn nicht an, du wirst ihn erschrecken, und er fällt hinab. Was dann?«

Dolochow stützte sich auf die Hände und suchte sich ein zuversichtliches Ansehen zu geben.

»Wenn noch einmal jemand sich untersteht, sich einzumischen, so werfe ich ihn da hinab?« sagte er. Dann wandte er sich um, setzte die Flasche an den Mund, warf den Kopf zurück und erhob den Arm, der noch frei war, um sich ein Gegengewicht zu sichern. Einer der Diener, welche die Gläser auf dem Tische zusammenräumten, blieb unbeweglich in halb gebückter Haltung stehen und wandte keinen Blick von dem Fenster und Dolochows Kopf ab.

Der Engländer blickte mit zusammengepreßten Lippen zur Seite. Derjenige, welcher vergebens versucht hatte, diese Torheit zu hintertreiben, hatte sich in einer Ecke des Zimmers auf einen Diwan geworfen und kehrte das Gesicht nach der Wand. Peter bedeckte sich die Augen, und es trat eine tiefe Stille ein.

Als Peter die Augen öffnete, sah er Dolochow in derselben Stellung im Fenster sitzend, nur der Kopf war noch stärker zurückgeneigt, während der Arm, der die Flasche hielt, sich immer höher hob und bei der Anstrengung etwas schwankte. Die Flasche wurde sichtbar leerer.

»Wie lange das dauert!« dachte Peter; er glaubte, es sei eine halbe Stunde verflossen. Dolochow machte plötzlich eine Bewegung, und sein Arm zitterte stark. Da er auf der nach abwärts geneigten Fensterbrüstung saß, konnte diese nervöse Bewegung ihn hinabstürzen. Unwillkürlich erhob er eine Hand, wie um sich an dem Fensterkreuz anzuklammern, ließ sie aber

sogleich wieder sinken. Peter schloß die Augen in der Absicht, sie nicht wieder zu öffnen, aber eine allgemeine Bewegung, die einen Augenblick darauf entstand, veranlaßte ihn, aufzublicken, und er sah Dolochow bleich, aber vergnügt in der Fensteröffnung sitzen.

»Sie ist leer!« Er warf die Flasche dem Engländer zu, der sie im Fluge auffing. Dolochow sprang ins Zimmer in einer Wolke von Branntweinduft.

»Bravo! Bravo! Das ist eine Wette!« riefen alle zugleich.

Der Engländer hatte seine Börse gezogen und rechnete mit Dolochow ab, der schweigsam und mürrisch geworden war. Peter stürzte an das Fenster. »Meine Herren, wer wettet mit mir, daß ich dasselbe tun werde? Und selbst ohne Wette! Schnell eine Flasche, schnell!«

»Bist du wahnsinnig geworden? Was fällt dir ein? Das darf nicht sein, hörst du? Du wirst ja schon auf einer Treppe schwindelig«, riefen mehrere Stimmen durcheinander.

»Eine Flasche her«, rief Peter, »ich werde sie austrinken!« Und er schlug heftig auf den Tisch. Einer der jungen Leute stürzte auf ihn zu, aber Peter schob ihn leicht zur Seite.

»Nein, so werden Sie ihn nicht halten«, sagte Anatol. »Höre!« rief er Peter zu, »ich werde die Wette halten, aber nicht früher als morgen! Jetzt gehen wir alle zu...«

»Gut, gut, gehen wir«, rief Peter vergnügt, »und Mischka nehmen wir mit!« Er ergriff den jungen Bären, umfaßte ihn mit seinen Armen, hob ihn auf und tanzte mit ihm durchs Zimmer.

10

Der Fürst Wassil hatte das Versprechen, das er der Fürstin Drubezkoi gegeben hatte, nicht vergessen. Die Bitte wurde dem Kaiser vorgetragen und der Sohn der Fürstin ausnahmsweise als Leutnant in die Garde, in das Semenowsche Regiment aufgenommen. Aber trotz aller Anstrengungen seiner Mutter wurde Boris nicht Adjutant von Kutusow. Einige Zeit nach der Soiree kehrte die Fürstin nach Moskau, zu Rostows, ihren reichen Verwandten, zurück, wo sie sich immer aufhielt. Hier hatte ihr kleiner angebeteter Boris den größten Teil seiner Kindheit verlebt. Die Garde hatte Petersburg am 10. August verlassen, und der junge Mann, der in Moskau durch die Equipierung aufgehalten wurde, sollte sie in Radsiwilow einholen.

Es war ein Fest bei Rostow, man feierte den Namenstag der Mutter und der jüngsten Tochter Natalie. Eine lange Reihe Wagen brachte eine Menge Besucher nach dem Hause in der Pawarskajastraße. Die Gräfin empfing sie mit ihrer älteren Tochter, einem hübschen Mädchen, im Salon.

Die Mutter war eine Frau von fünfundvierzig Jahren, mit orientalischem Typus, magerem Gesicht und augenscheinlich etwas erschöpft durch die zwölf Kinder, die sie ihrem Manne geschenkt hatte. Ihre lässigen Bewegungen und langsames Sprechen, welche von ihrer Schwachheit herkamen, verliehen ihr ein imposantes Wesen. Die Fürstin Drubezkoi war bei ihr und half als Familienmitglied die Gäste zu empfangen und das Gespräch zu unterhalten. Die jungen Leute, denen nichts daran lag, an dem Empfang teilzunehmen, hielten sich in den inneren Zimmern auf. Der Graf ging den Ankommenden entgegen und lud sie alle zu Tisch ein.

»Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, ma chère oder mon cher«, sagte er unabänderlich zu jedem, zu Niedrigstehenden so gut wie zu Höherstehenden, »ich sage Ihnen meinen Dank im Namen derjenigen, deren Namensfest wir feiern. Sie werden unfehlbar zum Diner kommen, nicht wahr? Sonst würden Sie mich beleidigen, mon cher. Ich bitte Sie, mit Ihrer ganzen Familie zu kommen, ma chère.« Er wiederholte genau dieselben Worte bei jeder Einladung und begleitete sie genau mit demselben Gesichtsausdruck. Darauf folgte dann Händedrücken und wiederholte Begrüßung. Nachdem er von den Abfahrenden sich verabschiedet, kam er

zu denen zurück, die noch blieben, schob sich einen Lehnstuhl herbei, stellte die Beine vor sich und stützte die Hände auf die Knie. Bald wandte er sich rechts, bald links, wie ein Mann, der Lebensart zu besitzen glaubt. Der Diener der Gräfin erschien an der Tür und meldete mit seiner Baßstimme: »Maria Lwowna Karagin!«

Die Gräfin überlegte einen Augenblick, indem sie aus einer goldenen Tabaksdose eine Prise nahm.

»Mein Gott, wie diese Besuche mich erschöpft haben! Und nun noch diese, sie ist so langweilig! Ich lasse bitten, einzutreten!« rief sie traurig dem Diener zu, als ob sie sagen wollte: »Oh, das wird mein Ende sein!«

Eine große, starke Dame mit hochmütiger Miene trat in den Salon, in Begleitung eines jungen Mädchens mit rundem und lachendem Gesicht. Man hörte das Rauschen ihrer Schleppekleider.

»Teuerste Gräfin! ... Wie lange schon!... Sie hat zu Bett gelegen, das arme Kind ... auf dem Ball bei Rasumow und der Gräfin Apraxin... ich war so glücklich!«

Diese Höflichkeiten in abgebrochenen Sätzen mischten sich mit dem Rauschen der Kleider und dem Geräusch der herbeigerückten Stühle. Dann ging die Unterhaltung wohl oder übel vor sich, bis zu dem Augenblick, wo man bei einer ersten Pause sich mit Anstand erlauben konnte, die Sitzung aufzuheben und Abschied zu nehmen mit den stereotypen Redensarten: »Je suis bien charmée«, – »la santé de maman«, – »la comtesse Apraxine.«

Die Krankheit des alten Grafen Besuchow, eines der schönsten Männer der Zeit Katharinas, diente zum Stoff der Unterhaltung. Man sprach sogar auch von seinem natürlichen Sohne Peter, demselben, der sich auf der Soiree von Fräulein Scherer so ungeschickt benommen hatte.

»Ich beklage wirklich den armen Grafen«, sagte Madame Karagin, »seine Gesundheit ist so schwach, und einen Sohn zu haben, der ihm solchen Kummer macht!«

»Was für einen Kummer?« fragte die Gräfin, als ob sie nichts wüßte, während sie doch die Geschichte wenigstens schon fünfzehnmal gehört hatte.

»Das sind die Früchte der heutigen Erziehung! Der junge Mann ist sich ganz selbst überlassen gewesen, als er im Ausland war, und jetzt erzählt man schreckliche Geschichten, die er in Petersburg gemacht hatte, so daß er auf Befehl der Polizei die Stadt verlassen mußte.«

»Wirklich?« fragte die Gräfin.

»Er ist in schlechte Gesellschaft geraten«, fügte die Fürstin Drubezkoi hinzu, »und mit dem Sohn des Grafen Wassil und einem gewissen Dolochow zusammen haben sie Gräßlichkeiten begangen. Dolochow hat man zum Soldaten gemacht und den Sohn Besuchows nach Moskau verwiesen.

Anatols Vater, Fürst Wassil Kuragin, ist es gelungen, den Skandal zu vertuschen, aber man hat ihn auch aus Petersburg verwiesen.

»Aber was haben sie denn gemacht?« fragte die Gräfin.

»Es sind wirkliche Räuber, besonders Dolochow«, erzählte Madame Karagin. »Stellen Sie sich vor, sie haben, ich weiß nicht wo, sich eines jungen Bären bemächtigt, ihn in ihrem Wagen zu Aktrizen mitgenommen. Die Polizei wollte sie verhaften, aber denken Sie sich, sie haben den Polizeioffizier ergriffen, dem Bären auf den Rücken gebunden und ihn mit dem Polizisten auf dem Rücken in die Moika gejagt.«

»Ach, ma chère, wie spaßhaft muß der Mensch ausgesehen haben!« rief der Graf, laut auflachend.

»Aber das ist ganz abscheulich, dabei gibt es nichts zu lachen, cher comte!« rief Madame Karagin, und wider Willen platzte sie ebenso heraus wie der Graf.

»Es hat viel Mühe gekostet, den Unglücklichen zu retten, und wenn man bedenkt, daß der Sohn des Grafen Besuchow sich auf so unsinnige Weise amüsiert! Er galt doch für einen intelligenten, gut erzogenen Menschen! Nun, ich hoffe, man wird ihn nirgends empfangen, trotz seines Vermögens. Man hat ihn mir vorstellen wollen, aber ich habe diese Ehre sogleich abgelehnt; ich habe Töchter!«

»Wo haben Sie denn erfahren, daß er so reich ist?« fragte die Gräfin, indem sie den Fräulein den Rücken wandte, die sich sogleich anstellten, als ob sie nichts hörten. »Der alte Graf hat nur natürliche Kinder, und Peter ist eins davon, glaube ich.«

Madame Karagin machte eine Handbewegung. »Ich glaube, es sind ihrer zwanzig.«

Die Fürstin Drubezkoi, welche vor Verlangen glühte, mit ihren Beziehungen zu prahlen, ergriff das Wort und sagte leise mit wichtiger Miene: »Das will ich Ihnen sagen. Der Ruf des Grafen Besuchow ist bekannt. Er hat so viele Kinder, daß er selbst nicht die Zahl weiß, aber Peter ist sein Liebling.«

»Was für ein schöner Greis war er noch vor einem Jahr«, sagte die Gräfin. »Oh, er hat sich seitdem sehr verändert. Apropos, ich wollte Ihnen sagen, daß der nächste Erbe seines ganzen Vermögens der Fürst Wassil ist, durch seine Frau, aber der Alte hatte eine Vorliebe für Peter, hat sich viel mit seiner Erziehung beschäftigt und an den Kaiser über ihn geschrieben. Deshalb kann niemand sagen, wem von beiden die Erbschaft zufällt nach seinem Tod, den man in jedem Augenblick erwartet, Peter oder dem Fürsten Wassil. Das Vermögen ist kolossal, vierzigtausend Seelen und Millionen an barem Kapital. Ich weiß es aus sicherer Quelle, nämlich vom Fürsten Wassil selbst. Der alte Besuchow ist auch ein bißchen verwandt mit mir durch seine Mutter, und er ist der Taufpate von Boris«, fügte sie hinzu.

»Fürst Wassil ist seit gestern abend in Moskau. Er hat einen dienstlichen Auftrag erhalten.«

»Ja, aber unter uns gesagt, das ist nur ein Vorwand, er ist nur gekommen, weil er erfuhr, daß das Befinden des Grafen Besuchow schlimmer ist als je.«

»Aber die Geschichte ist doch sehr gut«, wiederholte der Graf lachend. »Sie kommen doch zu Tisch, nicht wahr, ma chère?«

11

Tiefes Stillschweigen trat ein. Die Gräfin sah Madame Karagin mit freundlichem Lächeln an, ohne einen Versuch zu machen, ihre Befriedigung darüber, daß sie ging, zu verbergen. Die Tochter der Madame Karagin nahm ihr Kleid zusammen mit einem fragenden Blick nach ihrer Mutter, als man plötzlich die Schritte mehrerer Personen im Nebenzimmer vernahm. Ein Stuhl wurde umgeworfen und ein junges Mädchen von dreizehn Jahren, welches das Musselkleid aufgenommen hatte und etwas darin trug, stürzte mitten in den Salon und blieb verdutzt stehen. In demselben Augenblick erschien ein Student in seiner Uniform und ein Gardeoffizier, sowie ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren und ein kleiner Knabe in kurzem Jäckchen mit erhitztem Gesicht. Der Graf erhob sich tänzelnd und erfaßte das junge Mädchen mit seinen Armen.

»Ah, da ist sie!« rief er. »Heute ist ihr Namenstag.«

»Alles hat seine Zeit, meine Liebe«, sagte die Gräfin mit erheuchelter Strenge. »Du verwöhnst sie immer, Elias.«

»Guten Tag, meine Liebe, ich wünsche Ihnen Glück zum Namenstag! Ein reizendes Kind!« sagte Madame Karagin zur Mutter gewendet.

Das kleine Mädchen mit seinen schwarzen Augen und seinem etwas zu großen Mund war eher häßlich als hübsch, dafür aber von einer unvergleichlichen Lebhaftigkeit. Sie war noch außer Atem vom heftigen Lauf, ihre schwarzen, ganz zerzausten Haare fielen rückwärts herab, ihre nackten Arme waren dünn und schwächig. Sie trug noch Beinkleider mit Spitzenbesatz und Schuhe an ihren kleinen Füßchen, mit einem Wort, sie war in diesem hoffnungsvollen Alter, wo das kleine Mädchen kein Kind mehr – das Kind aber noch kein junges Mädchen ist. Sie entschlüpfte ihrem Vater und stürzte auf ihre Mutter zu, ohne im geringsten auf den erhaltenen Verweis zu achten. Sie verbarg ihr Gesicht in dem Spitzendickicht, mit dem das Kleid der Gräfin besetzt war, brach in lautes Lachen aus und erzählte hastig eine Geschichte von ihrer Puppe, die sie dabei aus ihrem Rock hervorzog.

»Du siehst ja, es ist meine Puppe, Mimi.« Natalie konnte kaum sprechen, ließ sich auf die Knie der Mutter nieder und lachte so herzlich, daß Madame Karagin nicht umhin konnte, mitzulachen.

»Geh, geh mit deinem Ungeheuer«, sagte die Gräfin, indem sie sich zornig anstellte. »Sie ist meine Jüngste«, sagte sie zu Frau Karagin.

Natalie blickte die fremde Dame einen Augenblick an und verbarg darauf von neuem ihr Gesicht. Madame Karagin war genötigt, dieses Familienbild zu bewundern und bemühte sich, ihre Rolle gut zu spielen.

»Sage mir doch, Kleine, wer ist denn Mimi? Wahrscheinlich deine Tochter?«

Verdrießlich über den herablassenden Ton der Fremden gab Natalie keine Antwort. Während dieser Zeit war die ganze junge Gruppe ins Zimmer getreten und machte sichtlich Anstrengungen, ihre natürliche Lebhaftigkeit in Schranken zu halten. Es war Boris, der Gardeoffizier, der Sohn der Fürstin Drubezkoi, dann Nikolai, der Student, der älteste Sohn des Grafen Rostow, Sonja, die fünfzehnjährige Nichte des Grafen, und Petruschka, sein jüngster Sohn.

Die beiden jungen Leute waren Jugendfreunde von demselben Alter, aber sehr verschieden voneinander. Boris war groß, blond und von regelmäßiger Schönheit, Nikolai war lockenköpfig und klein und sein Gesicht hatte einen offenen Blick. Auf seiner Oberlippe erschien der erste Flaum, alles an ihm atmete Eifer und Lebhaftigkeit. Beim Eintritt war er tief errötet und versuchte vergebens, etwas zu sagen, Boris dagegen war sofort gefaßt und erzählte scherzhaft, er habe die Ehre gehabt, Mademoiselle Mimi in ihren Jugendjahren kennenzulernen, aber seit fünf Jahren habe sie schrecklich gealtert und der Kopf sei in Stücke zerbrochen. Dabei warf er einen Blick nach Natalie, welche sogleich sich zu ihrem kleinen Bruder umwandte. Dieser kämpfte vergebens mit einem unbezwinglichen Lachen, und bei diesem Anblick konnte sie sich nicht mehr halten, sprang auf und lief eilig davon.

»Mama, willst du nicht ausgehen?« fragte Boris lachend. »Hast du nicht den Wagen nötig?«

»Ja, gewiß, du kannst ihn bestellen«, erwiderte seine Mutter.

Boris verließ den Salon und folgte Natalies Spuren.

12

Nur Nikolai und Sonja, das fremde Mädchen und die ältere Tochter der Gräfin waren zurückgeblieben. Letztere war vier Jahre älter als Natalie und wurde schon zu den Erwachsenen gerechnet.

Sonja war eine Brünette mit sanften Augen. Ihre dunkle Gesichtsfarbe sprach sich noch stärker auf ihrem Hals und den feinen, graziösen Händen aus, und eine dicke Flechte von schwarzem Haar umgab zweimal ihren Kopf. Die Harmonie ihrer Bewegungen, ihr etwas zurückhaltendes Wesen erinnerte an ein kleines Kätzchen, das sich eben in eine hübsche junge Katze verwandeln wollte. Sie versuchte durch ein Lächeln am Gespräch teilzunehmen, aber ihre Augen richteten sich unwillkürlich auf den Vetter, der im Begriff war, zur Armee abzugehen. Es war klar, daß das Kätzchen sich nur für einen Augenblick bezwang und nach dem Verlassen des Salons sogleich mit dem lieben kleinen Cousin wieder tollen und laufen werde.

»Ja, meine Liebe«, sagte der alte Graf, »Nikolai will seinem Freund Boris, der zum Offizier ernannt wurde, aus Freundschaft folgen und mich verlassen. Er will das Studieren aufgeben und Offizier werden.«

»Nicht nur aus Freundschaft«, rief Nikolai tief errötend.

»Der Oberst des Pawlowgradschen Regiments wird heute bei uns speisen. Er ist auf Urlaub hier und wird meinen Sohn mitnehmen. Was soll ich machen?« sagte der Graf mit den Achseln zuckend und suchte in heiterem Tone von einem Vorhaben zu sprechen, das ihm viel Kummer machte. »Ich habe Ihnen schon erklärt, Papa, daß ich bleiben werde, wenn Sie mich nicht gehen lassen. Aber ich weiß, daß ich nichts anderes als Offizier werden kann, denn um Diplomat oder Staatsbeamter zu werden, muß man seine Gefühle verbergen können, und das verstehe ich nicht.«

Das kleine Kätzchen hielt die Blicke auf ihn gerichtet und schien den Augenblick abzuwarten, seinem Mutwillen freien Lauf zu lassen.

»Gut, gut«, sagte der Graf, »er ist immer gleich Feuer und Flamme. Bonaparte hat allen die Köpfe verdreht, weil er aus einem einfachen Leutnant Kaiser geworden ist.«

Man sprach noch weiter über Napoleon, Julie aber, wie das junge Fräulein Karagin hieß, wandte sich an Nikolai.

»Schade, daß Sie Donnerstag nicht bei Archarows gewesen sind. Ich habe mich gelangweilt ohne Sie«, murmelte sie zärtlich. Der junge Mann näherte sich ihr sehr geschmeichelt, und es folgte ein kleines Komödienspiel, während die arme, kleine Sonja rot und zitternd zu lächeln sich bemühte. Doch bald verließ sie das Zimmer, mit Mühe ihre Tränen unterdrückend.

Die ganze Lebhaftigkeit Nikolais verschwand plötzlich und er benutzte den ersten Augenblick, um mit bestürzter Miene ihr nachzufolgen.

»Die Geheimnisse der jungen Leutchen sind sehr durchsichtig«, sagte die Fürstin Drubezkoi.

»Ich bin immer in Sorge«, bemerkte die Gräfin. »Dies ist das gefährlichste Alter für Mädchen wie für Knaben.«

»Alles hängt von der Erziehung ab.«

»Sie haben vollkommen recht. Ich war immer die Freundin meiner Kinder und habe ihr volles Vertrauen«, erwiderte die Gräfin. In dieser Beziehung teilte sie die Illusionen vieler Eltern, welche die Geheimnisse ihrer Kinder zu kennen glauben. »Ich weiß, daß meine Töchter keine Geheimnisse vor mir haben, und daß Nikolai, wenn er tolle Streiche machen sollte – denn ein Knabe ist dazu immer mehr oder weniger veranlagt –, sich nicht wie jene Petersburger Herren benehmen wird.«

»Welch reizendes junges Mädchen, Ihre Jüngste! Wie Schießpulver!«

»Ja, sie gleicht mir sehr«, erwiderte naiv der Papa. »Und welche Stimme! Ich muß gerecht sein, obgleich ich ihr Vater bin, sie wird eine zweite Salomoni werden.«

»Wissen Sie, daß sie schon in Boris verliebt ist?« fragte die Gräfin lächelnd und wechselte einen Blick mit ihrer Freundin, der Fürstin Drubezkoi. »Wenn ich sie streng halten und ihr verbieten würde, mit ihm umzugehen, Gott weiß, was geschehen könnte!« Damit wollte sie sagen, daß sie sich heimlich küssen würden. »Jetzt aber weiß ich alles, was sie unter sich sprechen, sie erzählt mir selbst alles abends. Ich habe sie verwöhnt, das ist möglich, aber so ist es doch besser, glauben Sie mir!... Meine ältere Tochter ist sehr streng erzogen worden.«

»Ja, das ist wahr, ich bin ganz anders erzogen worden«, sagte die junge Gräfin Wera lächelnd.

Leider aber verschönte sie dieses Lächeln nicht, es gab ihr einen unangenehmen und affektierten Ausdruck. Dennoch war sie ziemlich hübsch, verständig und gebildet und ihre Bemerkung war vollkommen

richtig. Endlich entschloß sich Madame Karagin zu gehen, mit dem Versprechen, zum Diner zu erscheinen.

»Welche alberne Person«, rief die Gräfin, nachdem sie sie begleitet hatte, »ich glaubte, sie werde heute nicht mehr gehen.«

13

Natalie war in den Wintergarten entflohen und erwartete dort Boris, indem sie zugleich auf das Gespräch im Salon horchte. Endlich stieß sie ungeduldig mit dem Fuße auf und war dem Weinen nahe, als sie hörte, wie der junge Mann ganz gemächlich sich näherte. Sie hatte kaum Zeit, sich hinter einem hohen Gebüsch zu verbergen. Boris blickte sich im Wintergarten um und näherte sich dem Spiegel, um sich zu betrachten. Natalie folgte seinen Bewegungen. Sie sah, wie er lächelte und auf die gegenüberliegende Tür zuging, ihr erster Gedanke war, ihn zu rufen. »Doch nein«, sagte sie, »er soll mich suchen.«

Kaum war er verschwunden, als Sonja weinend in den Wintergarten stürzte. Natalie wollte ihr entgegengehen, aber das Vergnügen unsichtbar zu sein, wie in einem Feenmärchen, und zu beobachten, hielt sie zurück. Sonja sprach leise mit sich selbst, als Nikolai eintrat.

»Sonja, was hast du?« rief er leise.

»Nichts! Laß mich!« Und sie zerfloß in Tränen.

»Sonja! Ein Wort! Ist es recht, daß du dich und mich so quälst um nichts?« sagte er und ergriff ihre Hand.

Sonja weinte, ohne die Hand zurückzuziehen.

»Was wird nun kommen?« fragte sich Natalie mit glühenden Augen.

»Sonja, die ganze Welt ist mir nichts, du allein bist mir alles, und ich werde es dir beweisen.«

»Ich kann es nicht ertragen, daß du sprichst mit... mit...« sagte Sonja.

»Gut, ich werde es nicht mehr tun, verzeihe!« Er zog sie an sich und küßte sie.

»Aha, wie schön!« murmelte Natalie, und als Nikolai und Sonja den Wintergarten verließen, folgte sie ihnen bis zur Tür und rief Boris.

»Boris«, sagte sie mit geheimnisvoller Miene, »kommen Sie hierher! Ich habe Ihnen etwas zu sagen! Hier! Hier!«

Und sie führte ihn bis zu ihrem Versteck zwischen den Blumen. »Was haben Sie mir zu sagen?« fragte Boris lächelnd.

Sie wurde verlegen und blickte sich um, dann bemerkte sie ihre Puppe, welche verlassen auf einem Stuhl lag, ergriff sie und reichte sie ihm.

»Küssen Sie meine Puppe!«

Boris rührte sich nicht und betrachtete ihr lächelndes Gesichtchen.

»Sie wollen nicht? Nun, dann kommen Sie hierher!...« Sie zog ihn nach sich bis hinter die Gewächse und warf die Puppe weg.

»Näher! Näher!« sagte sie. »Und mich – werden Sie mich küssen?« murmelte sie, rot vor Aufregung und dem Weinen nahe.

Boris wurde purpurrot.

»Wie sonderbar Sie sind!« Unentschlossen beugte er sich zu ihr herab. Plötzlich sprang sie auf eines der Gefäße, umfaßte mit ihren kleinen nackten Armen den Hals ihres Gefährten, schüttelte die Haare zurück und gab ihm einen Kuß auf die Lippen. Dann entfloh sie, schlüpfte rasch zwischen den Pflanzen hindurch und blieb auf der anderen Seite mit gesenktem Kopfe stehen.

»Natalie, ich liebe Sie, Sie wissen es wohl, aber...«

»Sind Sie verliebt in mich?«

»Ja, ja, aber ich bitte Sie, wir dürfen das nicht wieder tun, noch vier Jahre ... dann werde ich um Ihre Hand anhalten ...«

Natalie begann an den Fingern zu zählen, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn! »Gut, abgemacht! ...« Ein Lächeln des Vertrauens und der Zufriedenheit erhellte ihr Gesichtchen.

»Abgemacht!« rief Boris.

»Für immer? Auf Leben und Tod?« rief die Kleine. Dann erfaßte sie seine Hand und zog ihn glücklich und zufrieden in den Salon.

Die Gräfin fühlte sich angegriffen und hatte ihre Tür schließen lassen und dem Portier aufgetragen, alle diejenigen, welche noch kommen sollten, um Glück zu wünschen, zum Diner einzuladen. Sie wollte nun mit ihrer Jugendfreundin, der Fürstin Drubezkoi, sich unterhalten, welche vor kurzem aus Petersburg zurückgekommen war.

»Ich werde ganz aufrichtig gegen dich sein«, sagte die Fürstin. »Es sind uns leider so wenige von den alten Freundinnen geblieben, daß deine Freundschaft mir doppelt kostbar ist.«

Sie warf einen Blick auf Wera und schwieg.

Die Gräfin drückte ihr zärtlich die Hand. »Wera, verstehst du nicht?«

Es war leicht zu sehen, daß sie ihre Tochter nicht liebte.

Mit einer hochmütigen Miene ging Wera in den Salon, wo sie zwei Pärchen, jedes an einem Fenster sitzend, bemerkte. Mit spöttischer Miene betrachtete sie sie. Nikolai schrieb für Sonja Verse seiner eigenen Mache auf, Boris und Natalie flüsterten miteinander und verstummten bei Weras Annäherung. Die beiden jungen Mädchen verrieten ihre Liebe durch ihre freudige, erregte und schuldbewußte Miene. Es war reizend und komisch zugleich, aber bei Wera erweckte dieser Anblick andere Gefühle.

»Wie oft habe ich euch gebeten, nichts von meinen Sachen anzurühren! Ihr habt ja ein Zimmer für euch!« Darauf nahm sie Nikolai das Tintenfaß aus der Hand.

»Noch einen Augenblick!« sagte Nikolai, die Feder eintauchend.

»Ihr benehmt euch immer unpassend! Eben seid ihr wie toll in den Salon gestürzt, ein wahrer Skandal!«

Die vier Schuldigen wagten nichts zu erwidern. Wera, mit dem Tintenfaß in der Hand, zögerte noch, sich zu entfernen.

»Was für Geheimnisse könnt ihr in eurem Alter haben? Das ist lächerlich, nichts als Dummheiten!«

»Was geht's dich an, Wera? Es ist wirklich unerträglich!« rief Natalie zornig aus. »Du wirst uns nie verstehen, nie, denn du hast niemals geliebt! Du hast kein Herz und liebst nur, andere zu ärgern! Du verstehst nichts, als mit Berg zu kokettieren.«

»Nun, ich wenigstens bin noch keinem jungen Manne nachgelaufen!«

»Sehr gut«, mischte sich Nikolai ein. »Du hast deinen Zweck erreicht, uns mit deinen Sottisen zu verfolgen. Wir wollen uns in das Schulzimmer flüchten.«

Die beiden Pärchen erhoben sich und verschwanden wie aufgescheuchte Schwalben.

Wera trat an den Spiegel, um ihre Schärpe und ihre Frisur zu ordnen, und der Anblick ihres hübschen Gesichts gab ihr ihren gewöhnlichen Gleichmut wieder.

Das Gespräch der beiden Freundinnen im Salon war sehr intim.

»Ach, meine Liebe«, sagte die Gräfin, »in meinem Leben ist auch nicht alles rosig! Wenn es weiter so geht wie jetzt, wird unser Vermögen bald verschwunden sein. Und was ist schuld? Seine Gutmütigkeit und der Klub. Aber ich wundere mich, wie du in deinem Alter imstande bist, nach Moskau, nach Petersburg zu reisen, zu allen Ministern, zu allen großen Herren zu gehen, und wie du jeden zu nehmen weißt. Nun, was hast du ausgerichtet?«

»Ach, meine gute Seele, Gott möge dich immer davor bewahren, zu empfinden, was es heißt, Witwe zu sein, ohne Stütze, mit einem angebeteten Sohn! Für ihn unterwirft man sich allem. Mein Prozeß war eine harte Schule. Wenn ich einen dieser großen Herren nötig habe, so schreibe ich: Die Fürstin D. wünscht Herrn ** zu sprechen, und dann fahre ich in einem Mietswagen einmal, zweimal, viermal hin, bis ich erlange, was ich nötig habe. Was man von mir denkt, ist mir ganz gleichgültig.«

»An wen hast du dich denn wegen Boris gewendet? Denn jetzt ist er doch schon Gardeoffizier, während Nikolai erst Junker ist. Für ihn hat sich niemand gerührt. An wen hast du dich denn gewandt?«

»An den Fürsten Wassil, und er war sehr lebenswürdig und hat mir sogleich versprochen, mit dem Kaiser zu sprechen«, erwiderte die Fürstin lebhaft, welche die neulichen Demütigungen schon vergessen hatte.

»Ist er sehr gealtert, der Fürst Wassil? Ich habe ihn lange nicht gesehen, er wird mich schon vergessen haben, obgleich er mir früher den Hof machte.«

»Er ist immer derselbe, lebenswürdig und galant. Die hohe Stellung hat ihm nicht den Kopf verdreht. ›Ich bedaure, teuerste Fürstin«, sagte er, ›daß ich nicht mehr Mühe für Sie aufzuwenden habe, Sie haben nur zu befehlen!‹ Es ist wirklich ein braver Mann und ein guter Verwandter! Du weißt, Natalie, wie sehr ich meinen Sohn liebe, für sein Glück würde ich

alles tun! Aber meine Lage hat sich noch verschlimmert«, sagte sie traurig mit leiser Stimme, »mein unglücklicher Prozeß geht nicht vorwärts und richtet mich zugrunde! Nicht zehn Kopeken habe ich in der Tasche, wirst du es glauben? Ich weiß nicht, wie ich Boris ausrüsten soll!«

Sie zog das Taschentuch heraus und begann zu weinen.

»Ich brauche fünfhundert Rubel, meine Situation ist schrecklich! Meine einzige Hoffnung ist der Graf Besuchow; wenn er seinem Taufsohn Boris nicht zu Hilfe kommen will, ist alle meine Mühe verloren.«

Die Augen der Gräfin wurden feucht und sie versank in Nachdenken.

»Wie oft denke ich an das einsame Leben, das Graf Besuchow führt«, fuhr die Fürstin fort. »Und dabei hat er solch ein kolossales Vermögen. Wozu lebt er, frage ich mich, ihm ist das Leben zur Last, während Boris noch jung ist ...«

»Gewiß wird er ihm etwas vermachen.«

»Daran zweifle ich, teuerste Freundin! Große Herren sind so egoistisch! Aber ich werde ihn mit Boris besuchen und ihm erklären, um was es sich handelt. Jetzt ist's zwei Uhr«, sagte sie, sich erhebend, »und man speist um vier Uhr, ich habe noch Zeit.«

Die Fürstin ließ ihren Sohn rufen.

»Auf Wiedersehen, meine Freundin!« sagte sie zur Gräfin, welche sie bis ins Vorzimmer begleitete. »Wünsche mir Erfolg!«

»Sie wollen zum Grafen Besuchow, ma chère?« rief der Graf ihr nach.

»Wenn er sich besser befindet, so laden Sie Peter zum Diner ein! Früher kam er oft und tanzte mit den Kindern. Nehmen Sie ihm das Versprechen ab, ich bitte Sie.«

15

»Lieber Boris«, sagte die Fürstin zu ihrem Sohn, während der Wagen, welchen die Gräfin Rostow ihr zur Verfügung gestellt hatte, vor Besuchows Palais vorfuhr, »sei klug! Er ist dein Taufpate und deine Zukunft hängt von ihm ab! Vergiß das nicht. Sei höflich und angenehm, wie du es verstehst, wenn du willst.«

»Ich möchte nur sicher sein, daß es nicht wieder auf eine neue Demütigung hinausläuft«, erwiderte er kühl.

Mutter und Sohn lehnten es ab, sich anmelden zu lassen und traten in die Vorhalle ein, welche mit zwei Reihen von Statuen in Nischen geschmückt war. Der Portier musterte sie vom Kopf bis zu den Füßen, sein Blick blieb auf dem abgetragenen Mantel der Mutter haften. Dann fragte er, ob sie wegen der jungen Fürstinnen oder zum Grafen gekommen seien. Als er hörte, daß sie den Grafen zu sprechen wünschten, beeilte er sich zu erklären, Seine Exzellenz empfangt niemand bei seinem leidenden Zustand.

»Gehen wir wieder«, sagte Boris französisch.

»Mein Freund«, erwiderte die Mutter in bittendem Tone, indem sie ihn am Arm berührte.

Boris schwieg. Die Fürstin wandte sich in freundlichem Tone an den Portier: »Ich weiß, daß der Graf sehr krank ist, und deswegen bin ich eben gekommen! Ich bin mit ihm verwandt und werde ihn nicht stören! Ich will nur den Fürsten Wassil sprechen, ich weiß, daß er hier ist. Bitte, gehe und melde uns an!«

Mürrisch zog der Portier die Klingel.

»Die Fürstin Drubezkoi läßt sich bei dem Fürsten Wassil anmelden!« rief er einem Diener zu, welcher unter dem Gewölbe der Treppe hervorsah. Die Fürstin ordnete die Falten ihres Kleides, warf einen Blick in den großen venezianischen Spiegel an der Wand und setzte entschlossen ihr abgetragenes Schuhwerk auf den kostbaren Teppich, der die Treppenstufen bedeckte.

»Ich habe dein Versprechen, mein Lieber«, sagte sie französisch zu ihrem Sohne.

Ein alter Kammerdiener erhob sich bei ihrer Annäherung. Eine der zahlreichen Flügeltüren öffnete sich und der Fürst Wassil trat heraus in

seinem Samtrock mit nur einem Orden, was bei ihm Haustoilette war. Er begleitete einen hübschen Herrn mit schwarzen Haaren, den Doktor Lorrain.

»Und das ist ganz sicher?« fragte der Fürst.

»*Errare humani est*«, erwiderte der Doktor, welcher das Lateinische auf französische Weise aussprach.

»Gut, gut«, erwiderte Fürst Wassil. Als er die Fürstin Drubezkoi und ihren Sohn bemerkte, verabschiedete er den Arzt mit einem Kopfnicken. Schweigend näherte er sich ihnen und maß sie mit forschendem Blick.

Boris sah, wie der Ausdruck tiefen Schmerzes sogleich in den Augen seiner Mutter erschien, und lächelte heimlich darüber.

»Wir finden uns unter sehr traurigen Umständen wieder, mein Fürst ... »Wie geht es dem teuren Kranken?« fragte sie, ohne auf den kalten, beleidigenden Blick, den er auf sie richtete, zu achten.

Mit unverhohlenem Erstaunen betrachtete sie der Fürst, ohne den Gruß des jungen Mannes zu erwidern, und antwortete nur mit einer Kopfbewegung, welche andeutete, daß der Zustand des Kranken hoffnungslos sei. »Es ist also wahr?« rief sie. »Ach, wie schrecklich!... Dies ist mein Sohn, er wünscht sehnlichst, Ihnen persönlich zu danken!« – Eine neue Verbeugung von Boris. »Seien Sie überzeugt, mein Fürst, daß das Mutterherz niemals vergessen wird, was Sie für ihn getan haben!«

»Ich bin glücklich, teuerste Fürstin, daß ich Ihnen nützlich sein konnte«, erwiderte der Fürst ziemlich trocken und sehr herablassend. Und zu Boris gewendet: »Geben Sie sich Mühe! Dienen Sie mit Eifer und machen Sie sich würdig der ... der... Ich bin entzückt... daß ich ... Sie sind hier auf Urlaub?« Das alles wurde mit großer Gleichgültigkeit gesprochen.

»Ich erwarte den Befehl, Exzellenz, mich an meinen Bestimmungsort zu begeben«, erwiderte Boris, ohne Empfindlichkeit bemerken zu lassen, noch den Wunsch, die Unterhaltung fortzusetzen. Verwundert über sein ruhiges, bescheidenes Wesen, betrachtete ihn der Fürst aufmerksam.

»Wohnen Sie bei Ihrer Mutter?«

»Ich wohne beim Grafen Rostow, Exzellenz.«

»Ach, ich weiß«, erwiderte der Fürst eintönig. »Ich habe niemals begreifen können, wie Natalie sich entschließen konnte, diesen schmutzigen Bären zu heiraten! Ein bornierter, lächerlicher Mensch, und noch obendrein ein Spieler, wie man sagt.«

»Ja, aber ein sehr braver Mann, mein Fürst«, sagte die Fürstin mit einem Lächeln, als ob sie beistimmte, für den armen Grafen aber doch Nachsicht erbitten wollte. »Was sagen die Ärzte?«

»Wenig Hoffnung!«

»Ich hätte sehr gewünscht, dem Onkel noch einmal für all seine Güte zu danken. Er ist der Taufpate meines Sohnes«, fügte sie mit Würde hinzu. Fürst Wassil schwieg und zog die Augenbrauen zusammen.

Sie begriff sofort, daß er in ihr eine gefährliche Mitbewerberin um die Erbschaft des Grafen Besuchow argwöhnte, und beeilte sich, ihn zu beruhigen. »Nur meine aufrichtige Ergebenheit für meinen Onkel...« Die Worte »meinen Onkel« glitten von ihren Lippen zuversichtlich und dabei mit einer gewissen Nachlässigkeit. »Ich kenne seinen edlen Charakter! Aber hier hat er nur seine jungen Nichten um sich!« Und mit gesenktem Kopf fuhr sie halblaut fort: »Hat er seine letzten Pflichten erfüllt? Seine Augenblicke sind kostbar, und es wäre deshalb dringend nötig, ihn vorzubereiten. Wir Frauen wissen immer solche Dinge annehmbar zu machen. Ich muß ihn durchaus sehen, so peinlich mir auch ein solches Gespräch sein kann, ich bin so sehr daran gewöhnt, zu leiden.«

Der Fürst begriff, wie damals bei der Soiree der Hofdame, daß es ihm unmöglich sei, sich der Fürstin zu entledigen.

»Ich fürchte, ein solches Gespräch wird ihm peinlich sein, teuerste Fürstin, wir wollen bis zum Abend warten, die Ärzte hoffen auf eine Krisis.«

»Warten, mein Fürst? Aber das sind ja seine letzten Augenblicke! Bedenken Sie, es handelt sich um das Heil seiner Seele! Ach, wie schwer sind die Pflichten eines Christen!«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, welche zu den inneren Zimmern führte, und eine der Fürstinnen trat mit kaltem Gesicht heraus.

»Nun, wie geht es?« fragte Fürst Wassil.

»Immer wie bisher, und das kann nicht anders sein bei diesem Lärm«, erwiderte das Fräulein, indem sie die Fürstin wie eine Fremde musterte.

»Ach, ma chère, ich habe Sie kaum wiedererkannt!« rief diese mit glücklichem Lächeln und trat auf sie zu. »Ich bin soeben angekommen und sogleich herbeigeeilt, um Ihnen in der Pflege meines Onkels beizustehen! Wieviel haben Sie durchgemacht!« fügte sie hinzu, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug.

Die junge Fürstin wandte sich auf den Absätzen um und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

Die Fürstin Drubezkoi nahm die Handschuhe ab und richtete sich in einem Lehnstuhl ein wie in einem erstürmten Festungswerk. Dann forderte sie den Fürsten auf, neben ihr Platz zu nehmen.

»Boris, ich werde zum Grafen, zu meinem Onkel, gehen und du könntest inzwischen Peter besuchen. Bringe ihm die Einladung Rostows zum Diner! Ich glaube, er wird nicht kommen«, bemerkte sie zum Fürsten Wassil.

»Warum nicht?« erwiderte dieser sichtlich verdrießlich. »Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie mich von diesem jungen Mann befreien würden; er hat sich hier niedergelassen, und der Graf hat nicht ein einziges Mal nach ihm gefragt.«

Er zuckte mit den Achseln und klingelte. Ein Diener erschien und wurde beauftragt, Boris zu Peter zu führen.

16

Peter hatte noch nicht die Zeit gefunden, sich für irgendeine Laufbahn zu entschließen, nachdem er aus Petersburg wegen seiner tollen Streiche verwiesen worden war. Die Geschichte, welche bei Rostows erzählt worden, war richtig, er hatte mit seinen Kameraden den Polizeioffizier dem Bären auf den Rücken gebunden.

Wie gewöhnlich wohnte er bei seinem Vater. Er vermutete mit Recht, daß seine Abenteuer bekannt geworden und daß die weibliche Umgebung des Grafen, die ihm immer feindlich gesinnt war, nicht verfehlen werde, den Grafen gegen ihn aufzubringen. Dennoch begab er sich am Tage seiner Ankunft in die Gemächer seines Vaters und auf dem Wege dahin trat er in den Salon ein, wo sich gewöhnlich die Fürstinnen aufhielten, um sie zu begrüßen. Zwei von ihnen waren mit Stickereien beschäftigt, während die dritte, die ältere, ihnen laut vorlas.

Ihre Haltung und ihre Toilette waren tadellos, aber die Länge ihres Oberkörpers fiel sogleich auf. Es war dieselbe, welche die Fürstin Drubezkoi ignoriert hatte. Die jüngeren waren beide sehr hübsch und unterschieden sich voneinander nur dadurch, daß die eine ein kleines Muttermal auf der Oberlippe hatte, das sie sehr verführerisch machte. Peter wurde empfangen wie ein Pestkranker. Die älteste hörte auf zu lesen und richtete schweigend entsetzte Blicke auf ihn, ebenso die zweite; die dritte, von etwas mutwilliger Gemütsart, bog sich auf ihre Arbeit herab, um ihr Lächeln in Erwartung der Szene, die sie voraussah, zu verbergen.

»Guten Tag, Cousinen«, sagte Peter. »Erkennen Sie mich nicht?«

»Oh, ich erkenne Sie nur zu gut, zu gut.«

»Wie geht's dem Grafen? Kann ich ihn sehen?« fragte Peter.

»Er leidet, und Sie haben es verstanden, seinen Kummer zu mehren.«

»Kann ich ihn sehen?« wiederholte Peter.

»O ja, wenn Sie ihn töten wollen! Olga, sieh nach, ob die Bouillon für den Onkel fertig ist! Es ist Zeit«, fügte sie hinzu, um Peter begreiflich zu machen, daß sie nur damit beschäftigt waren, den Onkel zu pflegen, während er offenbar nur darauf ausging, ihm Kummer zu bereiten. Olga ging.

»Wenn es so ist«, sagte Peter nach einigem Schweigen, »so werde ich in mein Zimmer gehen, und Sie werden mir sagen lassen, wann ich den Grafen sehen kann.«

Er ging, und die kleine mutwillige Fürstin brach in ein lautes Gelächter aus.

Am andern Tag kam der Fürst Wassil und ließ sich im Hause des Grafen nieder. Er ließ Peter kommen.

»Mon cher«, sagte er, »wenn Sie sich hier aufführen wie in Petersburg, so wird es ein schlimmes Ende nehmen, das ist sicher. Der Graf ist gefährlich krank, es ist überflüssig, daß Sie ihn besuchen.«

Von diesem Augenblick an kümmerte sich niemand mehr um Peter, welcher seine Tage ganz allein in seinem Zimmer im zweiten Stock zubrachte. Als Boris bei ihm eintrat, ging Peter mit großen Schritten unablässig auf und ab. Er hatte Boris zum letztenmal als vierzehnjährigen Knaben gesehen und erkannte ihn nicht wieder. Aber aus natürlicher Gutmütigkeit reichte er ihm lächelnd die Hand.

»Sie haben mich nicht vergessen?« fragte Boris. »Ich bin mit meiner Mutter gekommen, um den Grafen zu besuchen, aber man sagt, er sei krank.« »Ja, so sagt man, und dabei läßt man ihm keine Minute Ruhe«, sagte Peter, der sich innerlich fragte, zu welcher Partei dieser junge Mann gehören möge. Boris sah, daß Peter ihn nicht erkannte, hielt es aber für überflüssig, sich zu nennen, und blickte ihm offen ins Auge.

»Der Graf Rostow ladet Sie ein, heute bei ihm zu speisen«, sagte er nach längerem Schweigen, welches Peter peinlich zu werden begann.

»Ah, der Graf Rostow!« rief Peter vergnügt, »dann sind Sie also sein Sohn? Denken Sie, ich habe Sie nicht wiedererkannt.«

»Sie irren sich«, erwiderte Boris mit spöttischem Lächeln, »ich bin Boris, der Sohn der Fürstin Drubezkoi.«

»Ach, wirklich! Ist das möglich? Ich habe so viele Verwandte in Moskau ... Sie sind also Boris? ... Nun gut. Was sagen Sie zu Napoleons Expedition von Boulogne? Den Engländern wird es schlecht gehen, wenn es Napoleon gelingt, über den Kanal zu kommen.«

»Hier in Moskau fragt man wenig nach Politik«, erwiderte Boris, »man spricht nur von Ihnen und dem Grafen! Jeder will wissen, wem der Graf sein Vermögen vermachen wird, und wer weiß, ob er uns nicht alle enttäuschen wird! Was mich betrifft, ich wünsche ihm das Beste.«

»Ja, es ist traurig, sehr traurig«, stotterte Peter, der eine delikate Frage vorausszusehen glaubte.

»Und Sie können glauben«, begann Boris wieder, indem er leicht errötete, »daß jeder danach trachtet, etwas von dem Millionär zu erhalten.«

»Aha, da kommt es«, dachte Peter.

»Aber ich muß Ihnen sagen, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, daß Sie sich sehr täuschen würden, wenn Sie meine Mutter und mich zu diesen Leuten rechneten. Ihr Vater ist sehr reich, und wir sehr arm, und darum eben habe ich ihn nie als einen Verwandten angesehen. Weder meine Mutter noch ich werden jemals ihn um etwas bitten oder etwas von ihm annehmen.«

Peter bedurfte einiger Zeit, um das zu verstehen. Plötzlich ergriff er lebhaft und wie immer mit linkischer Gebärde die Hand des jungen Offiziers. »Seltsam!« rief er. »Könnte man glauben, daß ich ... oder daß ... Ich weiß sehr wohl...«

»Ich bin froh, daß ich Ihnen das gesagt habe! Entschuldigen Sie mich, wenn Ihnen das unangenehm war. Mein Grundsatz ist, immer aufrichtig zu sein!... Aber was soll ich Rostow antworten, werden Sie kommen?«

Nachdem Boris sich auf diese Weise aus einer schwierigen Situation befreit hatte, wurde er nach vorübergehender Verwirrung wieder unbefangen und liebenswürdig wie gewöhnlich.

»Hören Sie«, sagte Peter beruhigt, »Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Was Sie eben gesagt haben, war sehr gut! Sie kennen mich nicht, das ist natürlich. Wir haben uns so lange nicht wiedergesehen. Damals waren wir noch Kinder, deshalb hätten Sie glauben können... ich verstehe Sie sehr gut... Ich hätte nicht den Mut gehabt, das zu tun, aber es war doch sehr gut! – Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Nun, wir werden uns noch besser kennenlernen, nicht wahr? Ich bitte Sie darum!« Er drückte ihm die Hand. »Wissen Sie, daß ich den Grafen noch nicht gesehen habe? Er hat mich nicht rufen lassen!... Was ist zu machen? Sie glauben also wirklich, Napoleon werde Zeit haben, über den Kanal zu setzen?« Er war mitten in einer Erklärung über die Vorteile der Expedition von Boulogne, als ein Diener kam, um Boris zu benachrichtigen, daß seine Mutter abfahren wolle. Boris nahm Abschied von Peter, der ihm mit freundlichem Händedruck versprach, zum Diner zu Rostow zu kommen. Lange ging er im Zimmer auf und ab, jetzt aber ohne unsichtbare Feinde zu durchbohren. Er empfand, ohne Zweifel infolge seiner Jugend und seiner vollständigen Vereinsamung,

ein zärtliches Gefühl für diesen intelligenten und sympathischen jungen Mann und nahm sich vor, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen.

Der Fürst Wassil begleitete die Fürstin zum Wagen, welche ihr von Tränen überströmtes Gesicht mit dem Taschentuch bedeckte.

»Es ist schrecklich«, murmelte sie, »aber ich werde dennoch meine Pflicht bis zum Ende erfüllen. Ich werde wiederkommen, um hier die Nacht zuzubringen. Man darf nicht länger zögern, jeder Augenblick ist kostbar. Ich begreife nicht, warum die Nichten noch warten. Mit Gottes Hilfe wird es mir gelingen, ihn vorzubereiten ... Adieu, Fürst, Gotte erhalte Sie!«
»Adieu, *ma chère*«, wiederholte der Fürst nachlässig.

»Sein Zustand ist sehr traurig«, sagte unterwegs die Fürstin zu ihrem Sohn, »er erkennt niemand mehr.«

»Ich kann mir kein Bild davon machen, wie er mit Peter steht.«

»Das Testament wird alles offenbaren, und auch unser Schicksal wird davon abhängen.«

»Aber warum glaubst du, daß er uns etwas vermachen wird?« »Ach, mein Kind, er ist so reich und wir so arm!«

»Dieser Grund scheint mir nicht überzeugend, Mama!«

»Mein Gott, mein Gott, wie krank er ist!« wiederholte die Fürstin.

Als die Fürstin mit ihrem Sohn die Gräfin Rostow verlassen hatte, um den Besuch zu machen, versank die letztere in tiefe Gedanken und wischte von Zeit zu Zeit ihre von Tränen erfüllten Augen. Endlich klingelte sie.

»Ich lasse den Grafen bitten, zu mir zu kommen.«

»Ach, ach, meine kleine Gräfin, die Haselhühner in Madeira werden vorzüglich sein!« rief der Graf, als er sich furchtsam seiner Frau näherte.

»Der Koch erhält seine tausend Rubel nicht umsonst, er ist sein Geld wert.« Er setzte sich.

»Was willst du, meine kleine Gräfin?«

»Höre, mon ami! Aber was ist das für ein Flecken?« sagte sie streng, indem sie mit dem Finger auf die Weste deutete. »Wahrscheinlich von den Haselhühnern«, bemerkte sie lächelnd. »Siehst du, Graf, ich muß Geld haben!«

Das Gesicht des Grafen verlängerte sich, er suchte hastig nach seiner Brieftasche.

»Ich brauche viel, fünfhundert Rubel«, bemerkte sie, indem sie den Flecken mit ihrem Taschentuch rieb.

»Gleich, gleich! Heda!« rief er mit der Zuversicht eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. »Mitenka soll kommen.«

Mitenka war der Sohn eines Adligen, den der Graf hatte erziehen lassen. Diesem hatte er alle seine Geschäfte anvertraut. Er trat langsam mit gemessenen Schritten ein.

»Höre, mein Lieber, bringe mir –« er zögerte – »bringe mir siebenhundert Rubel! Ja, siebenhundert Rubel, aber nicht wieder schmutzige und zerrissene Scheine wie neulich. Ich muß neue haben, es ist für die Gräfin!«

»Ja, ich bitte dich, Mitenka, saubere«, sagte die Gräfin seufzend.

»Wann wünscht Exzellenz sie zu erhalten? Sie wissen, daß ... übrigens, seien Sie unbesorgt«, beeilte sich Mitenka hinzuzufügen, der an dem hastigen Atem des Grafen einen Sturm voraussah. »Sie werden sie sogleich erhalten.«

»Gut, gut, gib sie der Gräfin! Was für ein Schatz ist dieser Mensch«, sagte der Graf, ihm nachblickend, »nichts ist ihm unmöglich, und das gefällt mir, denn so muß es sein.«

»Ach, das Geld, das Geld! Wieviel Unheil verursacht das Geld in dieser Welt. Aber dieses habe ich sehr nötig, lieber Graf.«

»Es ist bekannt, kleine Gräfin, daß du schrecklich verschwenderisch bist«, erwiderte der Graf; dann küßte er ihr die Hand und kehrte in sein Zimmer zurück.

Die Gräfin erhielt ganz neue Banknoten, und hatte sie eben sorgfältig mit ihrem Taschentuch bedeckt, als die Fürstin Drubezkoi ins Zimmer trat.

»Nun, wie ist es, ma chère ami?« fragte die Gräfin etwas erregt.

»Ach, schrecklich, er ist nicht wiederzuerkennen! Ich bin nur einen Augenblick geblieben und habe nicht zwei Worte sprechen können.«

»Anna, im Namen des Himmels, weise mich nicht zurück«, sagte plötzlich die Gräfin errötend. Dabei zog sie das Taschentuch weg und reichte die Banknoten der Fürstin. Diese erriet sofort die Wahrheit und breitete die Arme aus, um ihre Freundin im richtigen Augenblick zu umfassen. »Dies ist für Boris zur Uniform!«

Die Fürstin umarmte weinend ihre Freundin. Warum weinten sie? Vielleicht, weil sie genötigt waren, an Geld zu denken, diese Nebensache, wenn man sie liebt, oder vielleicht dachten sie an ihre entschwundene Jugend, in der ihre Freundschaft erblüht war. Immerhin waren es süße Tränen.

Am folgenden Tag hatte der Graf Besuchow einen sechsten Schlaganfall. Da die Ärzte erklärten, daß jede Hoffnung auf Genesung verschwunden sei, wurden die Sterbegebete gelesen, und man bereitete den Kranken auf die letzte Ölung vor. Aufregung und Unruhe herrschten am Krankenbett; schon drängten sich die Unternehmer der Leichenbegängnisse an der Haustür. Der Generalgouverneur, welcher täglich einen Adjutanten gesandt hatte, erschien an diesem Abend in Person, um von dem erlauchten Zeitgenossen der Kaiserin Katharina Abschied zu nehmen. Eine vornehme Menge drängte sich im Empfangssaal; alle erhoben sich beim Eintritt des Generalgouverneurs, welcher eine halbe Stunde bei dem Sterbenden zugebracht hatte und, rechts und links grüßend, rasch den Saal durchschritt. Die Menge in dem Saal, welche sich flüsternd unterhielt, verstummte plötzlich und blickte unruhig und neugierig nach der Tür, so oft sie sich öffnete. »Haben Sie den Generalgouverneur gesehen?« fragte jemand in einer Gruppe. »Wie jung er noch ist!«

»Und er ist nahe an sechzig.« – »Man sagt, der Graf sei nicht mehr bei Besinnung; man spricht davon, ihm die letzte Ölung zu geben«, bemerkte ein anderer.

»Ich kannte jemand, der sie siebenmal erhalten hat.«

Die zweite Nichte des Grafen Besuchow kam von ihrem Onkel mit roten Augen und setzte sich neben den Doktor Lorrain, der sich auf einem Sofa unter dem Bild der Kaiserin Katharina niedergelassen hatte.

»Wirklich prächtiges Wetter, Fürstin! Man könnte glauben, auf dem Lande zu sein, obgleich man sich in Moskau befindet.«

»Nicht wahr?« erwiderte das Fräulein mit einem Seufzer. »Erlauben Sie mir, ihm zu trinken zu geben?«

Der Arzt begann nachzudenken.

»Hat er die Suppe gegessen?«

»Ja.«

Der Arzt betrachtete seine Uhr.

»Nehmen Sie ein Glas gekochtes Wasser und werfen Sie ein Prischen Kremortartari hinein!« Dabei zeigte er mit den Fingerspitzen, wieviel eine Prise sei.

»Welch starke Natur!« bemerkte ein Adjutant zu einem deutschen Arzt. »Und wem wird all der Reichtum zufallen?« »Es werden sich schon Liebhaber finden«, erwiderte der Deutsche mit einem schweren Seufzer.

Wieder öffnete sich die Tür, alle blickten auf. Es war die zweite Fürstin, welche die Suppe bereitet hatte und zu dem Kranken hineinging.

Der deutsche Arzt näherte sich Lorrain.

»Es kann sich wohl noch bis gegen Morgen hinziehen«, sagte er in zweifelhaftem Französisch.

Lorrain spitzte die Lippen und machte feierlich eine verneinende Bewegung mit dem Zeigefinger.

»Spätestens heute nacht«, sagte er leise, mit stolzem Lächeln über sein Wissen.

Fürst Wassil öffnete die Tür des Zimmers der älteren Fürstin. Es war fast dunkel darin. Vor den Heiligenbildern brannten zwei kleine Lampen, welche einen süßen Wohlgeruch ausströmten. Das Zimmer war von einer Menge kleiner Möbel und Tischchen von allen Formen erfüllt, und halb verborgen hinter einem Schirm sah man kaum die weiße Decke eines sehr hohen Bettes. Ein kleiner Hund bellte.

»Ach, Sie sind's, Vetter!«

Sie erhob sich. »Was gibt es? Sie haben mich erschreckt.«

»Es ist nichts – alles noch unverändert. Aber ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen, Käthchen.«

Er setzte sich gemächlich in den Lehnstuhl, den sie zuvor eingenommen hatte.

»Wie stark dein Zimmer geheizt ist. Nun, setze dich hierher!«

»Ich glaubte, es sei etwas vorgefallen.« Sie setzte sich ihm gegenüber mit ihrer kalten, steinernen Miene.

»Nun, wie ist's, ma chère?« begann der Graf Wassil und ergriff ihre Hand, die er wie gewöhnlich nach und nach sinken ließ.

Diese Worte mußten viel bedeuten, denn Cousin und Cousine hatten sich schweigend verstanden. Die Fürstin richtete langsam ihre ausdruckslosen grauen Augen auf ihn, dann senkte sie den Kopf, seufzte und blickte nach den Bildern an der Wand. Dies war auf verschiedene Art zu erklären. Es

war Schmerz und Resignation, oder es war Ermüdung und Hoffnung auf baldige Ruhe. So verstand es der Fürst Wassil.

»Glaubst du denn, ich wäre nicht auch ermüdet wie ein Postpferd? Aber wir wollen sprechen, und ernsthaft, wenn du willst!«

Er schwieg. Seine Miene und sein Blick nahmen einen anderen, unangenehmen Ausdruck an, ganz unähnlich seinem gewöhnlichen. In seinen Augen war zugleich Dreistigkeit und Besorgnis zu lesen.

Die Fürstin hielt ihren kleinen Hund auf den Knien, betrachtete ihn aufmerksam in tiefem Schweigen, fest entschlossen, es nicht zuerst zu brechen, auch wenn es die ganze Nacht dauern sollte.

»Sehen Sie, teuerste Fürstin und Cousine Katharina«, begann der Fürst Wassil mit sichtlicher Anstrengung, »in solchen Augenblicken muß man an alles denken. Ich liebe euch wie meine eigenen Töchter, das weißt du, nicht wahr? ...«

Da die Fürstin in fernerem Schweigen verharrte, fuhr er fort, ohne sie anzusehen: »Du weißt, Käthchen, daß ihr drei und meine Frau die einzigen direkten Erben seid. Ich weiß wohl, wie peinlich der Gegenstand für dich und auch für mich ist, aber, ma chère ami, ich bin über fünfzig, man muß an alles denken. Weißt du, daß ich nach Peter gesandt habe? Der Graf hat es verlangt, indem er auf sein Bild deutete.

Der Fürst Wassil richtete seine Augen auf sie. Nichts in ihrer Miene ließ erraten, daß sie ihn gehört hatte.

»Ich richte unablässig innige Gebete für seine Rettung zu Gott, mein Vetter.«

»Ja, ja, gewiß«, erwiderte der Fürst. »Nun aber zur Sache! Du kennst sie. Im letzten Winter hat der Graf ein Testament gemacht, in dem er alles Peter vermachte und seine gesetzlichen Erben übergab.«

»Oh, er hat so viele Testamente gemacht«, erwiderte die Nichte mit vollkommener Ruhe. »Jedenfalls kann er Peter nichts vermachen; denn Peter ist ein natürlicher Sohn.«

»Und was sollen wir machen«, rief lebhaft der Fürst Wassil, »wenn der Graf den Kaiser durch einen Brief bitten würde, seinen Sohn anzuerkennen? Aus Rücksicht auf die Dienste des Grafen würde man ihm das vielleicht bewilligen.«

Die Fürstin lächelte überlegen.

»Ich kann noch mehr sagen, der Brief ist schon geschrieben, wenn auch noch nicht abgesandt, und der Kaiser weiß es. Es handelt sich darum, zu

ermitteln, ob er vernichtet worden ist. Wenn er im Gegenteil noch existiert, so wird man später ... wenn alles vorüber ist«, und ein Seufzer deutete an, was er mit dem Worte »alles« meinte, »die Papiere des Grafen durchsuchen, das Testament wird dem Kaiser mit dem Brief übergeben, seine Bitte wird erfüllt, und Peter erbt alles, als anerkannter Sohn.«

»Und unser Anteil?« fragte die Fürstin mit ironischer Überzeugung, daß nichts zu befürchten sei.

»Aber liebes Käthchen, das ist doch klar wie der Tag. Dann ist er der einzige Erbe und ihr erhaltet keinen Groschen. Das mußt du wissen, meine Liebe, ob das Testament und der Brief vernichtet sind. Und wenn er sie vergessen hat, wo liegen sie? In diesem Fall kann man sie an sich nehmen, denn ...«

»Warum nicht gar?« erwiderte sie mit demselben überlegenen Blick. »Ich bin nur eine Dame, und Damen erklärt ihr ja für dumm, aber ich weiß sicher, daß ein Bastard nichts erben kann. Un batard«, fügte sie französisch hinzu, als ob dieses Wort überzeugende Kraft hätte.

»Du willst mich nicht verstehen, Käthchen. Wenn der Graf die Legitimation durchsetzt, so ist Peter nicht mehr Peter, sondern Graf Besuchow, und das ganze Vermögen geht von selbst an ihn über. Wenn das Testament und der Brief noch existiert, so wirst du nichts weiter erhalten als das Bewußtsein, gut und hingebend gewesen zu sein. Das ist sicher.«

»Ich weiß, daß das Testament existiert; ich weiß aber auch, daß es nicht gesetzlich ist, und ich glaube, Sie halten mich für beschränkt, lieber Vetter«, erwiderte die Fürstin, überzeugt, etwas Sarkastisches und Geistreiches gesagt zu haben.

»Teuerste Fürstin«, erwiderte der Alte mit sichtlichem Verdruß, »ich bin nicht gekommen, um dich zu verletzen, sondern um mit dir über deine eigenen Interessen zu sprechen. Du bist eine gute, liebenswürdige Verwandte, und ich wiederhole dir zum zehnten Male, wenn das Testament und der Brief sich unter den Papieren des Grafen vorfinden, so hört ihr auf, reiche Erbinnen zu sein, du und deine Schwester. Wenn du kein Vertrauen zu mir hast, so wende dich an Leute, die es verstehen. Ich habe Dmitri Onufriewitch, den Anwalt des Hauses, gesprochen, und er hat mir dasselbe gesagt.«

Plötzlich wurde es hell in der Gedankenwelt der Fürstin. Ihre dünnen Lippen erbleichten, aber ihre Blicke behielten ihre Unbeweglichkeit bei. Ihre Stimme aber vermochte sie nicht mehr zu beherrschen.

»Das wäre nicht übel!« kreischte sie. »Ich habe niemals etwas verlangt, und ich will nichts annehmen! Aber das ist der Dank, das ist die Zuneigung zu denen, die ihm alles geopfert haben! Bravo! Zum Glück bedarf ich nichts, Fürst!«

»Aber du bist nicht allein, du hast Schwestern.«

»Ja«, fuhr sie fort, ohne auf ihn zu hören, »das wußte ich schon seit langer Zeit, aber ich dachte nicht mehr daran, daß ich nur Neid, Doppelzüngigkeit, Falschheit, den schwärzesten Undank in diesem Hause zu erwarten hatte! Ich habe alles begriffen, und ich weiß wohl, wem ich diese Intrige zu verdanken habe.«

»Aber es handelt sich jetzt nicht darum, meine Liebe.«

»Das ist Ihr Schützling, diese lebenswürdige Fürstin Drubezkoi, die ich nicht einmal zur Kammerjungfer haben möchte, dieses häßliche, abscheuliche Geschöpf!«

»Nun, nun, verlieren wir nicht unnütz die Zeit.«

»Ach, lassen Sie mich! Sie hat sich hier eingeschlichen während des Winters und hat dem Grafen Abscheulichkeiten erzählt über uns alle, besonders über Sophie, die ich Ihnen nicht wiederholen kann. Der Graf ist darüber krank geworden und hat uns vierzehn Tage lang nicht vor sich gelassen. Damals hat er dieses schmutzige Papier geschrieben, welches, wie ich glaubte, gar keinen Wert haben konnte.«

»Nun sind wir bei der Sache. Aber warum hast du mich nicht benachrichtigt? Wo ist das Papier?«

»Es liegt in der Mosaikmappe, die er immer unter seinem Kopfkissen liegen hat ... ja, diese war es, und wenn ich eine große Sünde auf dem Gewissen habe, so ist es der Haß gegen dieses Weib! Warum drängt sie sich zwischen uns ein? Aber der Tag wird kommen, wo ich ihr die Wahrheit sage!« schrie die Fürstin, ganz außer sich.

19

Während diese Gespräche im Salon und bei der Fürstin stattfanden, brachte der Wagen des Fürsten Wassil Peter und mit ihm die Fürstin Drubezkoi, welche nötig gefunden hatte, ihn zu begleiten. Während die Räder lautlos über das Stroh rollten, das vor dem Palast des Grafen Besuchow auf der Straße ausgestreut war, suchte sie ihren Begleiter durch gewöhnliche Phrasen zu trösten. Zu ihrem großen Erstaunen aber war Peter eingeschlafen. Der Wagen hielt an einer der Seitenpforten. In dem Augenblick, wo Peter ausstieg und der Fürstin folgte, zogen sich zwei Männer rasch in den Schatten der Mauer zurück. Niemand achtete darauf. »Es muß so sein«, dachte Peter und folgte rasch der Gräfin die Hintertreppe hinauf. Er fragte sich, warum sie diesen ungewöhnlichen Eingang gewählt hatte und welchen Zweck dieser Besuch beim Grafen habe, aber die Zuversicht und Eile der Fürstin ließen ihm keine Zeit zu weiterem Nachdenken.

»Geht es hier nach den Gemächern der Fürstinnen?« fragte Anna Michailowna einen der Diener, welche die Treppe herabkamen und sich an die Wand drückten, um ihr Raum zu geben.

»Hier die Tür zur Linken!« erwiderte der eine.

»Der Graf hat mich wahrscheinlich nicht gerufen«, sagte Peter, »ich würde vorziehen, in mein Zimmer zu gehen.«

Die Fürstin hielt oben an, um ihn zu erwarten.

»Ach, mein Freund«, sagte sie, »glauben Sie mir, ich leide ebenso wie Sie. Aber seien Sie ein Mann! Bedenken Sie, es ist Ihr Vater, und er liegt im Sterben«, seufzte sie. »Ich liebe Sie wie meinen Sohn, vertrauen Sie mir, ich werde über Ihre Interessen wachen.«

Peter verstand nichts davon und ließ sich willenlos fortführen. Die Fürstin öffnete eine Tür und trat in ein kleines Vorzimmer. Ein alter Diener der Fürstin saß in einer Ecke und strickte einen Strumpf. Peter hatte niemals diesen Teil des Hauses gesehen. Die Fürstin fragte eine Kammerjungfer, wie die Fürstin sich befinde, indem sie auf das Mädchen verschiedene zärtliche Anredeworte, »meine Liebe« und »mein Kind« verschwendete. Diese ging der Fürstin einen langen Gang voran, das erste Zimmer zur Linken war das der älteren Nichte. Im Eifer ließ das Mädchen die Tür halb

offen, so daß Peter und seine Führerin unwillkürlich hineinsahen und die ältere Fürstin mit dem Fürsten Wassil im Gespräch erblickten. Beim Anblick der beiden Besucher warf sich der letztere mit einer deutlichen Bewegung des Ärgers zurück, während die Fürstin heftig die Tür zuschlug und schloß. Der Ausdruck von Zorn, der seiner gewöhnlichen Ruhe so sehr widersprach, und die Besorgnis auf seinem Gesicht waren so auffallend, daß Peter mit einem fragenden Blick nach seiner Führerin stehenblieb. Die gute Dame teilte seine Überraschung nicht.

»Seien Sie ein Mann, mein Freund«, sagte sie lächelnd mit einem Seufzer. »Ich werde über Ihre Interessen wachen.« Dann schritt sie hastig weiter. Was wollte sie damit sagen? Peter verstand sie nicht. »Wahrscheinlich muß es so sein«, sagte er zu sich selbst. Der Gang endigte in einen großen, schwach erleuchteten Saal neben dem Empfangssaal des Grafen. Peter durchschritt ihn gewöhnlich, wenn er über die große Treppe nach Hause kam. Eine vergessene Badewanne stand in der Mitte auf dem Teppich. Der Nebensaal führte in einen Wintergarten. Dieselben Personen waren noch versammelt und flüsterten wie zuvor.

Beim Eintritt der Fürstin schwiegen alle und betrachteten forschend ihr bleiches Gesicht und den großen Peter, der ihr mit gesenktem Kopfe gefügig folgte. Ihr Gesicht drückte deutlich aus, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, und mit der Sicherheit einer gewandten Petersburger Dame begegnete sie den neugierigen Blicken, des Schutzes ihres Begleiters sicher, denn der Sterbende hatte nach ihm gefragt. Ohne Zögern ging sie auf den Beichtvater des Grafen zu, verbeugte sich und bat um seinen Segen. Dann wandte sie sich mit derselben Demut an den anderen Würdenträger der Kirche.

»Gott sei gelobt, wir kommen noch zur rechten Zeit«, sagte sie. »Dies ist der Sohn des Grafen. Welch schrecklicher Augenblick! Lieber Doktor«, sagte sie zu dem Arzt, »dieser junge Mann ist der Sohn des Grafen. Ist noch Hoffnung vorhanden?«

Der Doktor blickte nach oben und zuckte die Achseln.

Die Fürstin ahmte ihn nach, bedeckte das Gesicht mit der Hand und verließ ihn mit einem tiefen Seufzer, um sich Peter zu nähern mit einer Miene voll Zärtlichkeit und bedeutsamer Trauer.

»Vertrauen Sie auf seine Barmherzigkeit!« Dann deutete sie nach einem kleinen Sofa, wo er Platz nehmen sollte, und endlich schritt sie geräuschlos

der geheimnisvollen Tür zu, auf welche die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war, öffnete sie leise und verschwand.

Peter gehorchte ihr blindlings, setzte sich auf das kleine Sofa und bemerkte nicht ohne Erstaunen, daß man ihn mit mehr Neugierde als Interesse betrachtete. Man deutete flüsternd nach ihm, er schien eine gewisse Furcht einzuflößen, und man erwies ihm eine Achtung, an die er nicht gewöhnt war. Eine Dame, welche mit den beiden Priestern sprach, erhob sich, um ihm ihren Platz zu überlassen, ein Adjutant hob den Handschuh auf, den er hatte fallen lassen, und reichte ihn ihm, die Ärzte schwiegen und traten zur Seite, um ihn vorüber zu lassen.

Die erste Regung Peters war, den angebotenen Platz abzulehnen, um die Damen nicht zu stören, und selbst den Handschuh aufzuheben. Aber er dachte, das sei nicht schicklich, er sei eine wichtige Persönlichkeit geworden, von der man während dieser traurigen Nacht viel erwarte, und er sei deshalb verpflichtet, jedermanns Dienste anzunehmen. Er nahm also schweigend den Handschuh und setzte sich auf den Platz der Dame. Nach kaum zwei Minuten trat der Fürst Wassil majestätisch ein, mit hoch erhobenem Haupt und mit drei Sternen auf seinem langen Rock. Er ergriff Peters Hand, was er noch nie getan hatte.

»Fassen Sie Mut, mon ami, er hat nach Ihnen gefragt, das ist gut.«

»Wie ist die Gesundheit von ...« begann Peter. Dann stockte er verwirrt, da er nicht wußte, ob er den Grafen seinen Vater nennen sollte.

»Vor einer halben Stunde hat er einen neuen Schlaganfall gehabt. Mut, mein Freund.«

Peter war so verwirrt, daß er ihn nicht verstand, er blickte den Fürsten entsetzt an. Dieser wechselte einige Worte mit dem Arzt und ging auf Zehenspitzen nach der offenen Tür. Die ältere Fürstin folgte ihm ebenso wie die Geistlichen und die Diener des Hauses. Im Krankenzimmer entstand eine Bewegung, und die Fürstin Drubezkoi ging mit bleicher Miene, aber fest in der Erfüllung ihrer Pflicht, hinaus, um Peter zu holen. »Gottes Gnade ist unerschöpflich«, sagte sie. »Die Zeremonie der letzten Ölung wird sogleich beginnen, kommen Sie!«

Er erhob sich und bemerkte, daß alle Personen, welche in dem Saal waren, mit ihm in das nächste Zimmer gingen, als ob man sich keinem Zwang mehr zu fügen hätte.

Peter kannte dieses große Zimmer sehr wohl, in welchem eine Säulenreihe einen Alkoven bildete. Hinter den Säulen sah man ein großes, sehr hohes Bett mit schweren Vorhängen, die Nische daneben mit einem Glasfenster, welche die Heiligenbilder enthielt, war hell erleuchtet wie eine Kirche. In einem großen Lehnstuhl vor der Nische saß der Graf Besuchow mit seinem großen, majestätischen Gesicht, in eine seidene Decke gehüllt, halb liegend, auf tadellos weißen Kissen. Die Löwenmähne von grauen Haaren ließ sein schönes, edles, wachsbleiches Gesicht hervortreten. Seine starken Hände lagen regungslos auf der Decke. Zwischen den Zeigefinger und den Daumen der rechten Hand hatte man eine Kerze gesteckt, welche ein Diener neben dem Lehnstuhl hielt. Die Priester und Kirchensänger mit ihren langen Haaren und reichen Gewändern verrichteten mit feierlicher Langsamkeit den Gottesdienst. Weiterhin standen die beiden jüngeren Nichten mit Taschentüchern vor den Augen hinter ihrer älteren Schwester mit ihrem starren Gesicht. Ihnen gegenüber stand der Fürst Wassil, zwei Schritte von dem Sterbenden entfernt, mit einer Kerze in der linken Hand, und stützte sich auf die geschnitzte Lehne eines Stuhles. So oft er mit seiner rechten Hand, sich bekreuzigend, die Stirn berührte, blickte er nach dem Himmel auf. Hinter ihm standen Ärzte und Diener des Hauses, auf einer Seite die Männer, auf der anderen die Damen, wie in der Kirche. Alles schwieg und bekreuzigte sich, man hörte nur die Stimmen der Geistlichen und den vollen Chorgesang. Zuweilen seufzte einer der Anwesenden und änderte seine Stellung.

Plötzlich durchschritt die Fürstin Drubezkoi das Zimmer mit der Zuversicht einer Person, welche weiß, was sie tut, und bot Peter eine Kerze an. Er zündete sie an, und in der Zerstreung bekreuzigte er sich mit der Hand, welche die Kerze hielt.

Sophie, die jüngste der Fürstinnen, betrachtete ihn lachend und versenkte dann wieder das Gesicht in das Taschentuch. Nach einem zweiten Blick auf Peter aber fühlte sie sich unfähig, noch länger den Ernst zu bewahren und zog sich hinter eine der Säulen zurück. Mitten in der Zeremonie verstummten plötzlich die Stimmen, die Priester flüsterten sich etwas zu. Der alte Diener, welcher die Hand des Grafen unterstützte, richtete sich auf

und winkte nach den Damen. Sogleich trat die Fürstin Drubezkoi vor, beugte sich zu dem Sterbenden herab und winkte den Doktor Lorrain herbei. Er näherte sich leise, ergriff die Hand, welche auf der Decke lag, suchte den Puls und versenkte sich in seine Berechnung. Man drängte sich um ihn, man befeuchtete die Lippen des Sterbenden mit einem Erfrischungsmittel. Dann wurde die Zeremonie fortgesetzt. Während dieser Unterbrechung sah Peter, wie der Fürst Wassil seinen Stuhl verließ, sich der älteren Nichte näherte und mit ihr in den Hintergrund des Alkovens trat, worauf sie an dem großen Bett vorübergingen und durch eine kleine Tapetentür verschwanden. Noch war der Gottesdienst nicht beendet, als sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten. Dieser Umstand erweckte die Neugierde Peters nicht, denn er war an diesem Abend überzeugt, daß alles, was vorging, so sein müsse. Der Gesang hörte auf und der Geistliche richtete Glückwünsche an den Sterbenden. Aber dieser lag noch immer regungslos da. Es entstand wieder Unruhe, man ging hin und her und flüsterte. Peter hörte, wie die Fürstin Drubezkoi leise sagte: »Man muß ihn durchaus wieder in sein Bett bringen, sonst ist es unmöglich...«

Die Ärzte, die Nichten und die Diener umgaben den Sterbenden, welcher dadurch den Blicken Peters entzogen wurde. Er sah nur, daß man ihn aufhob. Die Diener kamen an dem jungen Mann vorüber, und er konnte während eines Augenblicks inmitten der Gruppe die mächtige Brust des Sterbenden, seine Schultern und seinen Kopf mit der Löwenmähne sehen, welcher während des ungleichen Ganges der Träger schwankte.

Nach einigen Augenblicken der Geschäftigkeit um das Bett zogen sich die Diener zurück. Die Fürstin berührte Peter leicht mit der Fingerspitze.

»Kommen Sie!« sagte sie.

Er gehorchte. Man hatte dem Kranken durch Kissen eine aufrechte Lage gegeben, seine Hände lagen auf der grünen Decke und er sah gerade vor sich hin, mit jenem leeren Blick, den niemand beschreiben noch verstehen kann. Hatte er nichts zu sagen oder hatte er viel zu sagen? Peter blieb vor dem Bett stehen, ohne zu wissen, was er tun sollte, und richtete einen fragenden Blick auf seine Führerin, welche mit einer kaum merklichen Bewegung nach der Hand des Sterbenden wies und ihm ein Zeichen machte, dieselbe zu küssen. Peter bückte sich vorsichtig herab und drückte die Lippen auf die große Hand des Grafen.

Kein Muskel zuckte auf dieser Hand noch auf dem Gesicht. Unschlüssig richtete Peter wieder den Blick auf die Fürstin, welche ihm ein Zeichen gab,

sich auf den Lehnstuhl zu Füßen des Bettes zu setzen. Er setzte sich, ohne den Blick von ihr abzuwenden, sie senkte bestätigend den Kopf. Etwas beruhigt dadurch, aber sichtlich durch seine gewöhnliche Unbeholfenheit beengt, bemühte er sich, so wenig Platz als möglich einzunehmen und hielt die Blicke auf die Züge des Sterbenden gerichtet. Auch die Fürstin ließ ihn nicht aus den Augen, überzeugt von der Wichtigkeit dieses letzten und rührenden Zusammenseins von Vater und Sohn.

Kaum waren zwei Minuten verflossen, welche Peter wie eine Stunde erschienen, als das Gesicht des Grafen plötzlich durch einen Krampf verzogen wurde und ein dumpfes Röcheln folgte. Das war für Peter das erste Anzeichen eines baldigen Endes. Die Fürstin Drubezkoi suchte die Wünsche des Sterbenden an seinen Augen abzulesen. Sie deutete bald auf Peter, bald auf Fürst Wassil, bald auf die Decke, aber alles war vergebens. Die Blicke des Kranken richteten sich starr auf den Kammerdiener am Fußende.

»Er verlangt, man solle ihn umdrehen«, murmelte der Diener.

Peter wollte ihm helfen, und es war ihm eben gelungen, als ein Arm des Grafen schwerfällig zurückfiel, ungeachtet der vergeblichen Anstrengung des Kranken, ihn wieder an sich zu ziehen.

Hatte er den Schrecken, der sich auf dem bestürzten Gesicht Peters beim Anblick dieses gelähmten Gliedes zeigte, bemerkt, oder ging ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf? Wer kann es sagen? Er betrachtete bald diesen ungehorsamen Arm, bald das entsetzte Gesicht seines Sohnes, und ein trübes, seltsames Lächeln erschien auf seinen Lippen. Beim Anblick desselben fühlte Peter sein Herz zittern, Tränen stiegen ihm in die Augen.

Nachdem man den Kranken nach der Seite gewendet hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

»Er ist eingeschlummert«, sagte die Fürstin Drubezkoi zu einer der Nichten. »Gehen wir!« Und Peter folgte ihr nach.

21

Im großen Empfangssaal waren der Fürst Wassil und die ältere Fürstin in lebhaftem Gespräch zurückgeblieben. Sobald sie Peter und seine Führerin erblickten, verstummten sie, das Fräulein suchte etwas zu verbergen, wie es Peter schien, und flüsterte: »Ich kann dieses Weib nicht ausstehen!«

»Käthchen ließ Tee im kleinen Nebensaal auftragen«, sagte Fürst Wassil zu Fürstin Drubezkoi. »Sie sollten auch dahin gehen, meine arme Fürstin, und sich stärken, sonst reiben Sie sich auf.«

Zu Peter sagte er nichts und drückte ihm nur mit Gefühl den Arm unter der Schulter. Peter ging mit der Fürstin in den kleinen Nebensaal.

»Nichts restauriert so sehr nach einer schlaflosen Nacht als ein Täßchen von diesem vortrefflichen russischen Tee«, sagte Lorrain, welcher mit einer feinen chinesischen Tasse in der Hand in einem kleinen, runden Nebensaal am Tische stand, auf welchem die Teemaschine und kalte Küche aufgetragen war. Alle im Hause des Grafen Besuchow in dieser Nacht Anwesenden hatten sich hier versammelt, um ihre Kräfte zu stärken. Auf einem kleinen kerzenerhellten Tischchen standen Teezeug und Teller in Unordnung umher, und eine bunte Menge saß daran, unterhielt sich flüsternd und zeigte mit jeder Bewegung, jedem Wort, daß niemand vergesse, was jetzt im Schlafzimmer vorging.

Peter aß nicht, obgleich er Hunger hatte. Suchend blickte er sich nach seiner Führerin um, und als er sah, daß sie auf den Zehenspitzen wieder in den großen Saal ging, wo Fürst Wassil mit der älteren Fürstin zurückgeblieben war, folgte er ihr nach einigem Zögern dorthin. Die Fürstin Drubezkoi stand dem Fräulein gegenüber und beide sprachen zu gleicher Zeit in leisem, aber sehr erregtem Ton.

»Seien Sie versichert, Fürstin, ich weiß, was nötig und was nicht nötig ist«, sagte das Fräulein, augenscheinlich in demselben aufgeregten Zustand wie vorhin, als sie die Tür ihres Zimmers zugeschlagen hatte.

»Aber liebste Fürstin«, sagte Anna Michailowna milde und begütigend, indem sie den Weg zum Schlafzimmer vertrat und die junge Fürstin nicht vorüberließ. »Wird das nicht zu schwer für den armen Onkel sein, der der Erholung so sehr bedarf, in solchen Augenblicken von weltlichen Dingen zu sprechen, wo seine Seele schon vorbereitet ist?«

Fürst Wassil saß auf dem Stuhl mit übergeschlagenen Beinen und schien sich um das Gespräch der beiden Damen wenig zu kümmern.

»Nein, meine liebe Anna Michailowna, lassen Sie Käthchen machen, Sie wissen, wie sehr der Graf sie liebt!« sagte sie.

»Ich weiß nicht einmal, was in dieser Mappe ist«, sagte das Fräulein zu dem Fürsten Wassil, indem sie auf die Mosaikmappe deutete, die sie in den Händen hielt. »Ich weiß nur, daß das wirkliche Testament sich in seinem Schreibtisch befindet. Dies aber sind nur vergessene Papiere!« Sie wollte an der Fürstin vorübergehen, aber diese vertrat ihr den Weg. »Ich weiß, meine liebe, gute Fürstin«, sagte Anna Michailowna, indem sie nach der Mappe griff und sie festhielt, augenscheinlich mit der Absicht, sie nicht wieder loszulassen. »Meine liebste Fürstin, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, schonen Sie ihn!«

Das Fräulein schwieg, man hörte nur das Geräusch eines angestregten Kampfes um die Mappe. Das Fräulein schien im nächsten Augenblick die Fürstin mit häßlichen Beleidigungen überschütten zu wollen, doch diese hielt fest, wenn auch ihre Stimme ihre süße Milde beibehielt.

»Peter, kommen Sie her, mein Freund! Ich denke, er wird nicht überflüssig sein in einem Familienrat, nicht wahr, Fürst?«

»Warum schweigen Sie denn, Cousin?« schrie plötzlich die junge Fürstin so laut, daß ihre Stimme im Saal gehört wurde und Aufregung hervorrief. »Warum schweigen Sie, während hier Gott weiß wer sich erlaubt, sich einzumischen und auf der Schwelle des Sterbezimmers eine Szene zu machen? Intrigantin!« zischte sie wütend und zog so heftig an der Mappe, daß sie die Fürstin einige Schritte mit sich zog. Doch diese ließ die Mappe nicht los.

»Ach«, sagte Fürst Wassil vorwurfsvoll und stand auf. »Das ist wirklich lächerlich! Nun lassen Sie los, sage ich Ihnen!« Das Fräulein ließ los.

»Und Sie auch!« Die Fürstin Drubezkoi gehorchte nicht.

»Lassen Sie los, sage ich Ihnen! Ich nehme alles auf mich. Ich werde hineingehen und ihn fragen, und ... das kann Ihnen genügen.«

»Aber Fürst«, sagte Anna Michailowna, »nach einem so großen Sakrament geben Sie ihm einige Minuten Ruhe! Nun, Peter, sagen Sie auch Ihre Meinung!« wandte sie sich an den jungen Mann, welcher verwundert die wütende Miene der jungen Fürstin betrachtete.

»Denken Sie daran, daß Sie für alle Folgen verantwortlich sein werden«, sagte Fürst Wassil mit Strenge. »Sie wissen nicht, was Sie tun!«

»Nichtswürdiges Weib!« schrie das Fräulein, stürzte auf die Fürstin zu und entriß ihr die Mappe. Fürst Wassil ließ Kopf und Arme sinken.

In diesem Augenblick öffnete sich diese schreckliche Tür, nach welcher Peter so lange geblickt hatte, plötzlich mit Geräusch und schlug an die Wand, und die mittlere Fürstin stürzte heraus mit gerungenen Händen.

»Was machen Sie nur?« rief sie. »Er stirbt, und Sie lassen mich allein!«

Die ältere Fürstin ließ die Mappe fallen, Anna Michailowna bückte sich rasch, ergriff den Gegenstand des Streites und eilte in das Schlafzimmer. Die ältere Fürstin und Fürst Wassil folgten ihr nach, nachdem sie sich etwas gefaßt hatten. Nach einigen Minuten kam zuerst das ältere Fräulein heraus mit bleichem, zornigem Gesicht und biß sich auf die Unterlippe. Beim Anblick Peters drückte ihr Gesicht heftige Wut aus.

»Nun prahlen Sie nur!« sagte sie. »Das haben Sie erwartet!« Schluchzend bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Taschentuch und verließ das Zimmer. Gleich darauf kam Fürst Wassil heraus, schwankte zu dem Diwan, auf welchem Peter saß, und fiel darauf nieder, indem er die Augen mit der Hand bedeckte. Peter bemerkte, daß er bleich war, und daß sein Unterkiefer zitterte und klapperte wie im Fieberfrost.

»Ach, mein Freund«, sagte er, indem er Peter am Ellbogen ergriff, mit einer Stimme voll Aufrichtigkeit und Schwäche, wie sie Peter niemals an ihm bemerkt hatte, »wieviel Sünde und Trug nehmen wir auf uns, und wozu? Ich bin ein Sechziger, mein Freund! ... Mit dem Tod ist alles aus, alles! Der Tod ist entsetzlich!« – Er schluchzte.

Zuletzt kam die Fürstin Drubezkoi heraus und näherte sich Peter mit leisen, langsamen Schritten.

»Peter!« sagte sie.

Er blickte sie fragend an. Sie küßte ihn auf die Stirn und schwieg.

»Er ist nicht mehr!«

Peter blickte sie über die Brille an.

»Kommen Sie, ich werde Sie begleiten! Suchen Sie zu weinen! Nichts erleichtert so das Herz als Tränen!«

Sie führte ihn in den dunklen Saal, und Peter war erfreut, daß kein Neugieriger dort sein Gesicht sah. Die Fürstin entfernte sich auf kurze Zeit, und als sie zurückkehrte, fand sie ihn fest eingeschlafen.

Am andern Morgen sagte die Fürstin zu Peter: »Ja, mein Freund, das ist ein großer Verlust für uns alle, nicht nur für Sie, aber Gott wird Ihnen beistehen. Sie sind jung und, wie ich hoffe, der Besitzer kolossaler

Reichtümer. Das Testament ist noch nicht eröffnet. Ich kenne Sie genug, um überzeugt zu sein, daß das Ihnen nicht den Kopf verdrehen wird. Aber neue Verpflichtungen sind Ihnen auferlegt, Sie müssen ein Mann sein.« Peter schwieg.

»Später werde ich Ihnen vielleicht alles erzählen. Wäre ich nicht dort gewesen, so wäre Gott weiß was geschehen! Sie wissen, daß mein Onkel mir noch vorgestern versprach, Boris nicht zu vergessen, aber er hatte keine Zeit mehr, etwas für ihn zu tun. Ich hoffe, mein Freund, Sie werden den Wunsch Ihres Vaters erfüllen.«

Peter verstand nichts von allem. Schweigend und errötend blickte er die Fürstin an. Die Fürstin fuhr darauf zu Rostows und legte sich schlafen.

Am anderen Morgen erzählte sie Rostows und allen Bekannten die Vorfälle beim Tode des Grafen Besuchow. Sie sagte, der Graf sei gestorben, wie auch sie zu sterben wünsche, das letzte Zusammensein von Vater und Sohn sei so rührend gewesen, daß sie nicht ohne Tränen daran denken könne, und sie wisse nicht, wer sich in diesen schrecklichen Augenblicken besser benommen habe, der Vater, welcher alle bis zum letzten Augenblick erkannte und so rührende Worte zu seinem Sohne sprach, oder Peter, der seinen Gram zu verbergen suchte, um den sterbenden Vater nicht zu betrüben. »Es ist herzerhebend, solche Menschen zu sehen wie den alten Grafen und seinen würdigen Sohn«, sagte sie. Von dem Benehmen der Fürstinnen und des Fürsten Wassil erzählte sie auch, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit und nur flüsternd.

In Lysy Gory, dem Gut des Fürsten Nikolai Andrejewitsch Bolkonsky, wurde jeden Tag die Ankunft des jungen Fürsten mit seiner Frau erwartet. Der General Fürst Nikolai Andrejewitsch mit dem Beinamen »der preußische König«, lebte mit seiner Tochter Marie und deren Gesellschafterin, Mademoiselle Bourienne, beständig auf dem Gute, ohne es jemals zu verlassen. Nach seiner Ansicht gab es nur zwei Quellen menschlicher Laster, den Müßiggang und den Aberglauben, und nur zwei Tugenden, Tätigkeit und Verstand. Er leitete selbst die Erziehung seiner Tochter, und um in ihr die beiden hauptsächlichsten Tugenden zu entwickeln, gab er ihr Unterricht in der Algebra und Geometrie und regelte durch strenge Verfügungen ihre ganze Lebensweise. Er selbst war beständig beschäftigt. Er schrieb seine Memoiren, löste Aufgaben aus der höheren Mathematik, drechselte Tabaksdosen an der Drehbank oder arbeitete im Garten und beaufsichtigte den Bau von Gebäuden aller Art. Da die wichtigste Vorbedingung für diese Tätigkeit die Ordnung ist, so war auch seine Lebensweise mit peinlicher Genauigkeit geregelt.

Am Tage der Ankunft des jungen Paares erschien Fürstin Marie wie gewöhnlich zur Morgenlektion. Jeden Morgen erschien sie so im Vorsaal mit einem Stoßgebet, daß die Lektion gut verlaufen möge.

Der alte, gepuderte Diener, der im Vorsaal saß, erhob sich und sagte flüsternd: »Belieben Sie einzutreten!« Durch die Tür hörte man das eintönige Summen einer Drehbank. Die junge Fürstin öffnete die Tür und blieb auf der Schwelle stehen. Der Fürst arbeitete an der Drehbank, blickte sich um und arbeitete weiter.

Das große Kabinett war voll von Sachen, welche augenscheinlich in beständigem Gebrauch waren. Auf einem großen Tisch lagen Bücher und Pläne, hohe Glasschränke mit Büchern standen an der Wand. Neben einem großen Stehpult, auf dem ein offenes Heft lag, stand die Drehbank mit Werkzeugen und ringsumher lagen Drehspäne. Alles deutete auf beständige vielseitige Tätigkeit. In allen Bewegungen des Fürsten sah man noch die ausdauernde Kraft frischen Alters. Er nahm den Fuß von dem Trittbrett der Drehbank, wischte den Meißel ab, warf ihn in eine lederne Tasche, welche daran angebracht war, trat an den Tisch und rief die Tochter zu sich. Er

reichte ihr seine noch unrasierte Wange und sagte in strengem Ton, aber mit zärtlichem Blick: »Bist du gesund? Nun, dann setze dich! Halt! Hier ist ein Brief für dich«, sagte plötzlich der Alte und warf ein von Damenhand beschriebenes Kuvert auf den Tisch.

Eifrig und errötend griff sie danach.

»Von Heloise?« sagte der Fürst mit kühlem Lächeln.

»Ja«, erwiderte die Fürstin mit schüchternem Blick.

»Nun, zwei Briefe werde ich durchlassen, aber den dritten lese ich!« sagte der Fürst mit Strenge. »Ich fürchte, da wird viel Unsinn geschrieben! Den dritten lese ich!«

»Lesen Sie auch gleich diesen da, Väterchen«, erwiderte die Fürstin, noch tiefer errötend, und reichte ihm den Brief.

»Den dritten, habe ich gesagt, den dritten.« Er schob den Brief zurück, stützte sich auf den Tisch und öffnete ein Heft mit geometrischen Figuren.

»Nun, Fräulein«, begann der Alte, indem er sich zu seiner Tochter auf das Heft herabbückte und die eine Hand auf die Lehne des Stuhles stützte, auf dem die Fürstin saß, »nun, Fräulein, diese Dreiecke sind einander ähnlich, wie du siehst, der Winkel $a b c \dots$ «

Die Fürstin blickte erschreckt die glänzenden Augen des Vaters an. Augenscheinlich begriff sie aus Angst nichts von dem, was er sagte, so klar es auch war. Ob die Schuld am Lehrer lag oder an der Schülerin – aber jeden Tag wiederholte sich dieselbe Szene. Ein Nebel erschien ihr vor den Augen, sie sah nichts und hörte nichts, sie fühlte nur die Nähe des strengen Vaters und dachte nur daran, wie sie am schnellsten aus dem Kabinett kommen könnte. Der Alte geriet außer sich, rückte den Stuhl hin und her, auf dem er saß, suchte sich zu beherrschen, geriet aber fast jedesmal in Zorn, tobte und warf zuweilen das Heft an die Wand.

Als die Lektion zu Ende war, kehrte die Fürstin Marie in ihr Zimmer zurück mit kummervollem, erschrecktem Ausdruck, der ihr krankhaftes, nicht hübsches Gesicht noch weniger einnehmend machte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und öffnete den Brief. Er war von ihrer intimsten Jugendfreundin, derselben Julie Karagin, welche bei Rostows zum Namenstag erschienen war. Julie schrieb französisch:

»Liebe unschätzbare Freundin!

Wie schrecklich ist die Trennung! So sehr ich mich selbst versichere, daß die Hälfte meines Wesens und meines Glückes in

Ihnen ist, daß ungeachtet der Entfernung, die uns trennt, unsere Herzen mit unlöslichen Banden vereinigt sind, empört sich doch mein Herz gegen das Schicksal, und ungeachtet der Vergnügungen und Zerstreungen, welche mich umgeben, kann ich den geheimen Kummer nicht unterdrücken, den ich seit unserer Trennung in der Tiefe meines Herzens empfinde. Warum sind wir nicht beisammen, wie im vergangenen Sommer, in Ihrem grünen Kabinett auf dem blauen Diwan der Geständnisse? Warum kann ich nicht, wie vor drei Monaten, neue sittliche Kraft aus Ihrem milden, ruhigen, durchdringenden Blick schöpfen, den ich so liebe und immer vor mir sehe?«

Marie seufzte und blickte nach dem Spiegel, welcher rechts von ihr hing, und ihr hageres Gesicht und ihre schwächliche Gestalt, ihre immer kummervollen Augen blickten sie jetzt besonders hoffnungslos an.

»Sie schmeichelt mir«, dachte sie, doch dies war nicht der Fall. Die großen, blauen, strahlenden Augen der Fürstin waren wirklich so schön, daß sie sehr oft ihrem unschönen Gesicht eine wirkliche verführerische Schönheit verliehen. Die Fürstin aber sah niemals den richtigen Ausdruck ihrer Augen, den sie in solchen Augenblicken annahm, wo sie nicht an sich selbst dachte. Wie bei allen Menschen nahm ihr Gesicht einen gespannten, unnatürlichen Ausdruck an, sobald sie in den Spiegel sah. Sie las weiter.

»Ganz Moskau spricht nur von Krieg. Einer meiner beiden Brüder ist schon im Ausland, der andere bei der Garde, welche an die Grenze abmarschiert. Unser teurer Kaiser verläßt Petersburg und ist entschlossen, wie man glaubt, seine kostbare Person den Zufällen des Krieges auszusetzen, um das korsikanische Ungeheuer auszurotten. Dieser Krieg beraubt mich außer meiner Brüder auch einer meinem Herzen nahen Bekanntschaft. Ich spreche von dem jungen Nikolai Rostow, welcher mit Enthusiasmus die Universität verließ, um in die Armee einzutreten. Ich gestehe Ihnen, teure Marie, daß das mir großen Kummer bereitete. Er ist so edel, so aufrichtig, so rein und voll Poesie, daß meine Beziehungen zu ihm, so vorübergehend sie auch waren, meinem Herzen, das schon so viel gelitten hat, süße Wonne bereiteten. Ich werde Ihnen später unseren Abschied und alles, was dabei

gesprachen wurde, erzählen. Jetzt ist noch alles zu frisch. Ich weiß sehr wohl, daß Graf Nikolai zu jung ist, um etwas anderes als ein Freund für mich zu sein, aber die süße Poesie und reine Freundschaft war meinem Herzen Bedürfnis. Doch genug davon.

Die größte Neuigkeit, welche ganz Moskau erfüllt, ist der Tod des alten Grafen Besuchow und seine Erbschaft. Stellen Sie sich vor, die drei Fürstinnen erhielten nur eine Kleinigkeit. Fürst Wassil gar nichts, Peter aber ist Haupterbe und außerdem gesetzlich anerkannter Sohn, also Graf Besuchow und Besitzer des ungeheuersten Vermögens in ganz Rußland. Man sagt, Fürst Wassil habe eine sehr häßliche Rolle in dieser Angelegenheit gespielt und er sei in großer Verwirrung nach Petersburg abgereist. Ich gestehe Ihnen, ich verstehe nichts von diesen Testamentsgeschichten. Aber es ist sehr belustigend, seitdem dieser Monsieur Pierre der reiche Graf Besuchow geworden ist, den Wechsel in dem Ton zu beobachten, mit dem man jetzt von ihm spricht, namentlich solche Leute, welche Töchter zu verheiraten haben, sowie die heiratsfähigen Töchter selbst. Da nun seit zwei Jahren schon alle sich damit amüsieren, Freier für mich auszusuchen, die ich meistens gar nicht kenne, so hat die Heiratschronik mich zur Gräfin Besuchow gemacht, aber Sie begreifen, daß das durchaus nicht mein Wunsch ist. Doch da wir vom Heiraten sprechen, muß ich Ihnen mitteilen, daß vor kurzem die Allerweltstante, Fürstin Drubezkoi, mir unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses einen Heiratsplan, der Sie betrifft, mitgeteilt hat. Es handelt sich um nichts weniger als den Sohn des Fürsten Wassil, Anatol, welchen man versorgen will, indem man ihn an ein reiches und vornehmes Mädchen verheiratet, und die Wahl der Eltern ist auf Sie gefallen. Ich weiß nicht, wie Sie die Sache ansehen, aber ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen. Man sagt, er sei sehr hübsch und ein großer Galgenstrick, das ist alles, was ich über ihn erfahren konnte. Doch genug. Meine Empfehlung an Ihr Väterchen und einen Gruß für Mademoiselle Bourienne. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Julie.

P. S. Geben Sie mir Nachricht von Ihrem Bruder und von seiner entzückenden jungen Frau.«

Die junge Fürstin versank in Nachdenken, wobei ihr Gesicht sich gänzlich veränderte. Ihre Augen leuchteten. Plötzlich erhob sie sich, trat an den Tisch und nahm Papier heraus. Rasch glitt ihre Hand darüber hin. Sie schrieb als Antwort:

»Liebe unschätzbare Freundin! Ihr Brief vom 13. dieses Monats hat mir große Freude gemacht. Sie lieben mich noch immer, meine teuerste Julie, Sie klagen über unsere Trennung. Aber was soll ich sagen – ich, welche aller, aller Lieben beraubt ist, die mir teuer sind? Ach, ohne die Tröstungen der Religion wäre das Leben sehr schwer! Glauben Sie nicht, daß ich mit strenger Miene vernahm, was Sie von Ihrer Neigung zu dem jungen Mann sagten. Ich bin nur gegen mich selbst streng, ich begreife diese Gefühle bei anderen, und wenn ich sie auch nicht kenne, da ich sie nie empfunden habe, so verurteile ich sie doch nicht. Mir scheint nur, daß die christliche Liebe zum Nächsten höher steht.

Die Nachricht von dem Tode des Grafen Besuchow haben wir schon früher erfahren, und mein Vater war sehr bewegt dadurch. Er sagt, das sei der vorletzte Vertreter der großen Zeit Katharinas gewesen und jetzt sei die Reihe an ihm.

Ihre Meinung über Peter, den ich schon als Kind kannte, teile ich nicht. Es schien mir immer, daß er ein vortreffliches Herz habe, und das ist diejenige Eigenschaft, die ich am meisten an den Menschen schätze. Was seine Erbschaft betrifft und die Rolle, welche Fürst Wassil dabei gespielt hat, so bedaure ich beide, den Fürsten Wassil und noch mehr Peter. Wenn man mich fragen würde, was ich am meisten wünsche auf der Welt, so würde ich sagen, ich wünsche die Ärmste der Armen zu sein. Mein Vater hat mir nichts von einem Bräutigam gesagt, er meinte nur, er habe einen Brief erhalten und erwarte den Besuch des Fürsten Wassil. In bezug auf den mich betreffenden Heiratsplan kann ich Ihnen nur sagen, teuerste Freundin, daß die Ehe nach meiner Ansicht eine göttliche Einrichtung ist, der man sich unterwerfen muß. So schwer es mir auch wäre – wenn es dem Allmächtigen gefallen sollte, mir die Pflichten der Gattin und Mutter aufzuerlegen, so würde ich mich doch bemühen, sie so treu, als ich kann, zu erfüllen, ohne mich um die Erforschung meiner Gefühle in bezug auf den, den er mir gibt, zu bemühen.

Von meinem Bruder habe ich einen Brief erhalten, der mir seine Ankunft mit seiner Frau ankündigt. Diese Freude wird von kurzer Dauer sein, da er uns verläßt, um an diesem Kriege teilzunehmen, in den wir hineingezogen werden, Gott weiß wie und warum. Selbst bei uns in unserer Einsamkeit macht sich der Krieg bemerkbar. Vorgestern abend habe ich auf meinem gewöhnlichen Spaziergange eine herzerreißende Szene erlebt. Es war eine Abteilung Rekruten, die bei uns ausgehoben worden waren und zur Armee abgesandt werden sollten. Man mußte sehen, in welchem Zustand sich die Mütter, Frauen und Kinder derjenigen befanden, welche abgingen. Man mußte ihr Weinen und Jammern hören! Man glaubt, die Menschen haben die Gesetze ihres göttlichen Erlösers vergessen. Nun leben Sie wohl, liebste, teuerste Freundin, unser göttlicher Erlöser und seine allerheiligste Mutter nehme Sie unter ihren heiligen, mächtigen Schutz!

Marie.«

»Ah, Sie schrieben einen Brief. Ich habe soeben auch einen abgesandt an meine arme Mutter«, sagte Mademoiselle Bourienne mit angenehmer Stimme, indem sie das »r« schnurren ließ und in die kummervolle, düstere Atmosphäre der Fürstin Marie eine ganz andere, heitere, hellere Welt trug. »Fürstin, ich muß Ihnen sagen«, fügte sie leise hinzu, »daß der Fürst Michail Iwanowitsch ausgescholten hat. Er ist bei sehr schlimmer Laune, das mußte ich Ihnen mitteilen.«

»Ach, liebe Freundin«, erwiderte Fürstin Marie, »ich habe Sie gebeten, niemals davon zu sprechen, in welcher Stimmung sich mein Vater befindet. Ich erlaube mir nicht, darüber zu urteilen und wünsche auch nicht, daß andere darüber urteilen.«

Die Fürstin blickte nach der Uhr und als sie bemerkte, daß es schon seit fünf Minuten Zeit sei, sich ans Clavichord zu begeben, ging sie mit erschrecktem Gesicht in den Salon. Zuzufolge der eingeführten Tagesordnung ruhte der Fürst zwischen zwölf und zwei Uhr, während die Fürstin auf dem Clavichord spielte.

Ein grauköpfiger Kammerdiener saß im Halbschlummer in dem großen Kabinett und lauschte auf das Schnarchen des Fürsten. Von ferne hörte man eine zwanzigmal wiederholte schwierige Stelle aus einer Sonate von Dussek.

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor dem Hause vor. Fürst Andree stieg aus und hob seine kleine Frau heraus. Der grauköpfige Tichon kam aus dem Vorsaal heraus, meldete flüsternd, der Fürst sei eingeschlafen und öffnete die Tür. Er wußte, daß auch die Ankunft des Sohnes die Tagesordnung nicht stören durfte. Auch Fürst Andree schien das zu wissen. Er blickte nach der Uhr und überzeugte sich, daß die Lebensgewohnheiten des Vaters sich nicht geändert hatten.

»In zwanzig Minuten steht er auf«, sagte er zu seiner Frau, »wir wollen zur Fürstin Marie gehen.«

»Also das ist das Schloß«, sagte sie zu ihrem Manne, indem sie sich umblickte. Sie lächelte Tichon und dem Diener zu, der ihnen voranging. »Hörst du, wie Marie sich abmüht? Wir wollen leise gehen, um sie nicht zu stören«, sagte der Fürst. Aus dem Zimmer, in welchem das Clavichord ertönte, kam eilig aus einer Seitentür die hübsche Französin, Mademoiselle Bourienne, heraus, wie es schien, im höchsten Entzücken.

»Ach, welche Freude für die Fürstin!« sagte sie endlich, »ich muß sie benachrichtigen.«

»Nein, nein«, erwiderte die Fürstin, indem sie sie küßte. »Sie sind Fräulein Bourienne, ich kenne Sie bereits und weiß, welche Freundschaft meine Schwägerin für Sie hegt.

Sie traten in den Salon, aus welchem immer wieder und wieder jene Stelle ertönte. Fürst Andree blieb stehen und sein Gesicht verfinsterte sich, als ob er etwas Unangenehmes erwartete. Die Fürstin trat ein. Das Clavichordspiel brach in der Mitte ab, man hörte einen Ausruf und die schweren Schritte Marias. Als der Fürst Andree eintrat, hielten sich die beiden Schwägerinnen umfaßt und küßten sich gegenseitig herzlich. Fräulein Bourienne stand bei ihnen und drückte mit entzücktem Lächeln die Hände aufs Herz. Zum Erstaunen des Fürsten Andree brachen beide in Tränen aus und küßten sich wieder. Auch Fräulein Bourienne begann zu

weinen, und dem Fürsten Andree wurde es augenscheinlich unbehaglich zumute.

»Ach, meine Liebe! Ach, Marie!« riefen plötzlich beide Damen lachend. »Ich habe dich im Traum gesehen! Ihr habt uns nicht erwartet? Ach, Marie, du bist so abgemagert!«

»Und du bist so voll geworden!«

»Ich hatte keine Ahnung!« rief Marie. »Ach, Andree, wie lange habe ich dich nicht gesehen!« Sie umarmten sich, und sie richtete durch Tränen den liebevollen, innigen, milden Blick ihrer strahlenden Augen auf das Gesicht ihres Bruders. Die Fürstin sprach ohne Aufhören. Sie erzählte einen Zwischenfall, der ihnen unterwegs zugestoßen und in ihrer Lage bedrohlich erschienen war, und gleich darauf erklärte sie, sie habe alle ihre Kleider in Petersburg gelassen, und Gott weiß, in welchem Aufzug sie hier erscheinen werde, und Andree habe sich ganz verändert, und Kitty Odinzow habe einen alten Mann geheiratet, und sie habe einen Bräutigam für Marie, aber davon werde später die Rede sein.

»Und du ziehst wirklich in den Krieg?« fragte Marie seufzend. Sogleich seufzte auch Lisa.

»Schon morgen«, erwiderte der Bruder.

»Er verläßt mich hier, und Gott weiß warum.«

»Ist's wirklich wahr?« fragte Marie.

»Sie hat Erholung nötig«, sagte Fürst Andree, »nicht wahr, Lisa? Führe sie in ihr Zimmer! Ich werde zu Papa gehen. Wie ist er? Wie immer?«

»Wie immer. Ich weiß nicht, wie er dir erscheinen wird«, erwiderte Marie.

»Immer um dieselbe Stunde, und dieselben Spaziergänge in die Alleen, und die Drehbank?« fragte Fürst Andree lächelnd.

Ja, wie immer, und dazu noch Mathematik und meine Geometriestunden«, erwiderte Fürstin Marie, als ob ihre Geometriestunden die heitersten Augenblicke ihres Lebens wären.

Nach zwanzig Minuten rief Tichon den jungen Fürsten zu seinem Vater. Der Alte machte eine Ausnahme zu Ehren der Ankunft des Sohnes und ließ ihn in seine Gemächer kommen, während er sich zum Diner ankleidete. Als Fürst Andree eintrat, saß der Alte am Toilettentisch auf einem großen Lehnstuhl im Pudermantel, während Tichon ihn frisierte.

»Ah, der Krieger! Bonaparte willst du bekämpfen?« sagte der Alte und nickte mit seinem gepuderten Kopfe, soweit das der Zopf erlaubte, der sich

in Tichons Hand befand.

»Nun, halte dich tapfer, sonst wird er uns bald auch noch unterjochen.« Der Alte befand sich in guter Stimmung nach seinem Vormittagsschläfchen. Er sagte, der Schlaf sei nach dem Essen Silber, vor dem Essen Gold. Vergnügt blickten seine Augen unter den dichten, herabhängenden Augenbrauen den Sohn an. Fürst Andree trat auf ihn zu und küßte den Vater auf die Wange.

»Ja, ich bin gekommen, Väterchen, und mit meiner Frau, welche in Umständen ist«, sagte Fürst Andree, indem er mit ehrerbietigem Interesse jede Bewegung der väterlichen Züge beobachtete. »Wie ist Ihre Gesundheit?«

»Nur Dummköpfe und liederliche Menschen werden krank. Du kennst mich, ich bin von früh bis spät beschäftigt und darum gesund.«

»Gott sei Dank«, erwiderte Fürst Andree lachend.

»Nun erzähle, wie haben euch die Deutschen nach ihrer neuen Wissenschaft, der sogenannten Strategie, Napoleon zu bekämpfen gelehrt?«

»Lassen Sie mich erst zu mir selbst kommen, Väterchen!« erwiderte Fürst Andree mit einem Lächeln, das bewies, daß die Schwachheit des Vaters seine Verehrung und Liebe nicht beeinträchtigte.

»Nun, nun«, rief der Alte, indem er am Zopf zog, um sich zu versichern, daß er fest geflochten sei. Dann ergriff er seinen Sohn an der Hand.

»Das Haus ist für deine Frau bereit, Fürstin Marie wird sie einführen und ihr alles zeigen und nach Herzenslust dabei schwatzen, das ist einmal so Weiberart. Ich freue mich, daß sie gekommen ist. Setze dich und erzähle! Was wird die Südarmee machen? Preußen ... Neutralität ... Das weiß ich. Aber Österreich? Und was ist's mit Schweden?«

Fürst Andree fügte sich dem Wunsch des Vaters und entwickelte anfangs zögernd, dann aber mit steigender Lebhaftigkeit den Operationsplan des bevorstehenden Feldzuges. Er erzählte, eine Armee von neunzigtausend Mann solle Preußen bedrohen, um es zum Aufgeben seiner Neutralität zu veranlassen. Ein Teil dieser Armee solle sich in Stralsund mit den Schweden vereinigen, zweihundertzwanzigtausend Österreicher sollen zusammen mit hunderttausend Russen in Italien und am Rhein operieren und fünfzigtausend Russen mit fünfzigtausend Engländern Neapel belagern und diese fünfhunderttausend Mann sollen von verschiedenen Seiten die Franzosen angreifen. Der alte Fürst zeigte nicht das geringste Interesse dafür, ging im Zimmer auf und ab, während Tichon ihm nachlief und ihm

Kleidungsstücke reichte. Einmal blieb er stehen und rief: »Die weiße! Die weiße!«

Er wollte die weiße Weste haben. Dann blieb er wieder einmal stehen und fragte: »Wird sie bald niederkommen?« Dabei wiegte er vorwurfsvoll den Kopf. »Nun fahre fort!«

»Ich will diesen Plan nicht gutheißen«, sagte der Sohn, »ich beschreibe ihn nur, wie er ist, Napoleon wird auch seine Pläne haben.«

»Nun, Neues hast du mir nicht gesagt. Geh jetzt ins Speisezimmer!«

Zur bestimmten Stunde erschien der Fürst gepudert und rasiert im Speisesaal, wo ihn seine Schwiegertochter, Fürstin Marie und Fräulein Bourienne erwarteten, sowie der Architekt des Fürsten, der nach alter Gewohnheit zu Tische zugelassen wurde. Der Fürst beobachtete sonst streng die Standesunterschiede und ließ selbst höhere Beamte nur selten zur Tafel zu, aber nun bewies er mit diesem Architekten, Michail Iwanowitsch, daß alle Menschen gleich seien, und bei Tische wandte er sich sogar sehr oft an ihn.

In dem großen, viereckigen Speisesaal warteten die Diener, welche hinter jedem Stuhl standen. Der Haushofmeister mit einer Serviette in der Hand überblickte die Tafel, winkte den Dienern und blickte beständig nach der Wanduhr und nach der Tür, durch welche der Fürst erscheinen sollte. Fürst Andree betrachtete den ihm noch neuen Stammbaum der Fürsten Bolkonsky, welcher in einem mächtigen Goldrahmen an der Wand hing, gegenüber einem ebensolchen Rahmen mit dem schlecht gemalten Bild eines regierenden Fürsten mit der Krone, welcher von Rurik abstammen und der Stammvater der Fürsten Bolkonsky sein sollte.

»Jeder hat seine Achillesferse«, bemerkte Fürst Andree. »Mit seinem umfassenden Verstand sich mit solchen Nichtigkeiten abzugeben!«

In diesem Augenblick schlug die große Uhr zwei. Der Fürst trat rasch und rüstig ein, wie er immer ging, musterte alle mit seinen glänzenden, strengen Augen und ließ seine Blicke auf der jungen Fürstin ruhen. Sie empfand ein Gefühl der Ehrfurcht, wie Höflinge beim Eintritt des Kaisers. Mit einer unsicheren Bewegung klopfte er der jungen Fürstin auf das Genick.

»Ich freue mich, ich freue mich«, sagte er und blickte ihr durchdringend in die Augen. Dann trat er rasch zur Seite und setzte sich auf seinen Platz. »Setzt euch! Setzt euch!« Er wies der Schwiegertochter den Platz neben sich an. Ein Diener rückte einen Stuhl für sie herbei.

»Hoho«, sagte der Alte, indem er ihre umfangreiche Taille betrachtete, »sie hat sich beeilt! Schlimm!« Er ließ ein trockenes, kaltes, unangenehmes Lachen hören, wie er immer lachte. »Spazierengehen! Viel gehen! So viel als möglich«, sagte er.

Die junge Fürstin hörte diese Worte nicht oder wollte sie nicht hören. Sie schwieg und schien verletzt zu sein. Der Fürst fragte sie nach ihrem Vater, und nun begann die Fürstin lachend zu reden. Er fragte sie auch nach gemeinschaftlichen Bekannten, und die Fürstin wurde noch lebhafter, überbrachte dem Fürsten Grüße und teilte ihm Stadtgespräche mit.

»Die arme Gräfin Apraxin hat ihren Mann verloren, sie hat sich die Augen ausgeweint, die Arme!« Je lebhafter die junge Frau wurde, desto strenger betrachtete sie der Alte, und plötzlich wandte er sich von ihr ab, als ob er sie jetzt hinlänglich erforscht und sich eine klare Meinung gebildet habe.

»Was meinen Sie, Michail Iwanowitsch«, sagte er zu dem Architekten, »unserm Bonaparte wird's schlimm gehen! Fürst Andree hat mir erzählt, was für ungeheure Streitkräfte gegen ihn aufgeboten werden, und wir hielten ihn immer für einen Windbeutel.«

Der Architekt konnte sich nicht erinnern, mit dem Alten über Bonaparte gesprochen zu haben, aber er begriff, daß er nur als Übergangspunkt zu dem Lieblingsgespräch des Fürsten dienen sollte.

»Er ist ein großer Taktiker«, sagte der Fürst zu seinem Sohne, auf den Architekten deutend, und dann ging das Gespräch wieder auf Bonaparte und die jetzigen Generale und Staatsmänner über. Der alte Fürst schien überzeugt zu sein, daß alle die jetzigen Leute an der Spitze dumme Jungen seien, welche von Krieg und Politik keine Ahnung haben, und daß Bonaparte ein windiges Französchchen sei, der nur deshalb Erfolg hatte, weil man ihm keinen Patjomkin oder Suwórow entgegenzustellen hatte. Er war sogar überzeugt, daß es gar keine politischen Schwierigkeiten in Europa, auch keinen Krieg gebe, daß das alles nur eine lächerliche Komödie sei, welche die jetzigen Leute an der Spitze spielen, um sich wichtig zu machen.

Fürst Andree hörte vergnügt den Spott des Alten über die neuen Leute an, es machte ihm offenbar Spaß, seinen Vater noch mehr herauszufordern.

»Alles scheint gut, was früher war«, sagte er, »aber ist dieser Suwórow nicht in die Falle gegangen, die ihm Moreau gestellt hat?«

»Wer hat das gesagt?« schrie der Alte. »Suwórow!« – Er stieß den Teller zurück. »Bedenke doch, Fürst Andree, es gibt nur zwei – Friedrich und Suwórow! Dieser Moreau da wäre längst gefangen, wenn Suwórow die Hände frei gehabt hätte. Aber da saß ihm dieser Hof-kriegs-wurstschnapsrat[Fußnote: Im Original deutsch mit russischen Buchstaben] auf dem Hals. Er wurde seines Lebens nicht froh mit diesem Hofkriegswurstrat. Suwòrow

konnte nicht mit ihnen auskommen. Wie wird es nun Kutusow verstehen? Nein, Freundchen, mit euren Generalen ist gegen Bonaparte nichts auszurichten, dazu muß man Franzosen haben. Den Deutschen, Pahlen, hat man nach New York in Amerika geschickt nach dem Franzosen Moreau, er soll in den russischen Dienst treten. Prachtvoll! Sind Patjomkin und Suwòrow und Orlow etwa Deutsche gewesen? Nein, Freundchen, entweder seid ihr alle verrückt oder ich.«

»Ich will nicht behaupten, daß alle Anordnungen gut seien«, erwiderte Fürst Andree, »aber ich begreife nicht, wie Sie so über Bonaparte urteilen können, er ist jedenfalls ein großer Heerführer.«

»Oho, Bonaparte ist im Hemd geboren worden, seine Soldaten sind vortrefflich. Zuerst ist er über die Deutschen hergefallen und hat sie übel zugerichtet. Seit die Welt steht, sind die Deutschen immer geschlagen worden, und sie haben niemand geschlagen, nur immer einander zerzaust. An ihnen hat er seinen Ruhm gewonnen.«

Dann erklärte der Fürst alle Fehler, welche nach seiner Ansicht Bonaparte in allen seinen Kriegen gemacht habe. Fürst Andree erwiderte nichts darauf und wunderte sich nur, wie dieser alte Mann, der seit vielen Jahren in der Einsamkeit gelebt hatte, mit solcher Genauigkeit alle kriegerischen und politischen Ereignisse Europas kannte und beurteilte.

»Du glaubst, ich verstehe nichts davon, weil ich alt bin«, schloß er. »Nun, wo hat er sich denn ausgezeichnet, dein großer Heerführer?«

»Das wäre zu viel, hier aufzuzählen«, erwiderte der Sohn.

»Geh mir mit deinem Bonaparte! Fräulein Bourienne, da ist noch ein Verehrer Ihres lumpigen Kaisers!« rief er in vortrefflichem Französisch.

»Sie wissen, Fürst, daß ich keine Bonapartistin bin.«

»Gott weiß, wann er wiederkehrt«, sang der alte Fürst wieder in falschem Ton und verließ den Speisesaal. Die kleine Fürstin hatte schweigend und erschreckt bald Marie, bald den alten Fürsten angesehen. Beim Verlassen der Tafel ergriff sie Marie am Arme und führte sie in das andere Zimmer. »Was für ein kluger Mann Ihr Väterchen ist«, sagte sie, »vielleicht deswegen gerade fürchte ich ihn.«

»Ach, er ist so gut«, erwiderte Marie.

Am folgenden Abend reiste Fürst Andree ab. Der alte Fürst beobachtete auch an diesem Tage streng seine Tagesordnung und ging nach Tisch in sein Zimmer. Die junge Fürstin war bei Marie. Fürst Andree im Reisemantel, ohne Epauletten, rüstete sich mit seinem Kammerdiener zur Reise. Er besichtigte selbst den Wagen und das Einpacken der Koffer. Im Zimmer waren nur noch die Stücke zurückgeblieben, welche Fürst Andree immer selbst mit sich nahm, eine Schatulle, ein großes, silbernes Reisenecessaire, zwei Türkenpistolen und der Säbel, ein Geschenk seines Vaters. Alles war neu und rein bei Fürst Andree, in Überzügen von Tuch.

Im Augenblick der Abreise, an Wendepunkten des Lebens befinden sich Leute, welche fähig sind, ihre Handlungen zu überlegen, gewöhnlich in ernster Stimmung. In solchen Augenblicken überdenkt man die Vergangenheit und macht Pläne für die Zukunft. Das Gesicht Fürst Andrees war sehr nachdenklich. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging rasch im Zimmer auf und ab. Vielleicht war es ihm schrecklich, in den Krieg zu ziehen und seine Frau zu verlassen, aber er wünschte nicht, in solcher Stimmung gesehen zu werden, und als er draußen Schritte hörte, stellte er sich an den Tisch, als ob er den Überzug der Schatulle zubinden wolle, und nahm seine alltägliche ruhige Miene an. Es waren die schweren Schritte der Fürstin Marie.

»Du hast einspannen lassen, wie ich hörte«, sagte sie keuchend nach dem raschen Lauf. »Ich wollte noch mit dir allein sprechen. Gott weiß, wann wir uns wiedersehen! Du hast dich sehr verändert, Andruscha!« Sie lächelte, als sie das Kosewort »Andruscha« aussprach, es schien ihr sonderbar vorzukommen, daß dieser ernste, schöne Mann derselbe Andruscha, der schwächliche, hagere Knabe, der Gefährte ihrer Kindheit war.

»Wo ist Lisa?« fragte er, indem er ihre Fragen nur mit einem Lächeln beantwortete.

»Sie ist so ermüdet, daß sie in meinem Zimmer auf dem Diwan eingeschlafen ist. Ach, Andree, was für ein Schatz ist deine Frau! Sie ist noch ein ganzes Kind, ein niedliches, fröhliches Kind, ich liebe sie sehr!«

Fürst Andree schwieg, aber Marie bemerkte den ironischen, verächtlichen Ausdruck, der sich auf seinem Gesicht verbreitete.

»Aber man muß mit kleinen Schwachheiten Nachsicht haben, Andree! Vergiß nicht, daß sie in der Welt aufgewachsen ist und ihre jetzige Lage ist auch nicht rosig. Wer alles begreift, vergibt alles. Bedenke, wie schwer es für die Arme sein wird, nach dem Leben, an das sie gewöhnt ist, sich von ihrem Mann zu trennen und allein auf dem Lande zurückzubleiben! Das ist sehr schwer!«

Fürst Andree lächelte, indem er die Schwester anblickte, wie man lächelt, wenn man Leute anhört, die man ganz zu durchschauen glaubt. »Du lebst ja auch auf dem Lande!«

»Ich – das ist etwas anderes! Ich wünsche mir kein anderes Leben. Aber bedenke, für eine junge Weltdame, sich in den schönsten Lebensjahren in der Einsamkeit zu vergraben, denn Papa ist immer beschäftigt, und ich, wie du weißt, bin nicht heiter genug für eine Frau, welche an die beste Gesellschaft gewöhnt ist. Nur Fräulein Bourienne ...«

»Sie mißfällt mir sehr, eure Bourienne«, sagte Fürst Andree.

»O nein, sie ist sehr lieb und gut und ein bedauernswertes Mädchen, sie hat niemand auf der Welt. Aber ich gestehe, ihre Gesellschaft ist mir nicht nur überflüssig, sondern oft drückend. Du weißt, ich war immer menschen scheu, ich liebe allein zu sein. Papa liebt sie sehr, gegen sie und den Architekten ist er immer freundlich und gut. Papa nahm sie als Waise von der Straße. Er liebt ihre Art, vorzulesen, sie liest ihm abends laut vor.«

»Nun gestehe, Marie, du leidest zuweilen unter den Eigentümlichkeiten von Papas Charakter?« fragte plötzlich Fürst Andree.

»Ich?« fragte sie verwundert und erschrocken.

»Er war immer schroff, jetzt aber ist es noch schwerer, mit ihm umzugehen, glaube ich.«

»Du bist gut, Andree, aber du hast einen gewissen Stolz«, erwiderte Marie, welche mehr dem Gang seiner Gedanken als dem des Gespräches folgte, »und das ist eine große Sünde. Darf man wohl über den Vater urteilen? Und ich bin so zufrieden und glücklich bei ihm, ich wünschte nur, daß alle so glücklich wären wie ich.«

Andree schüttelte ungläubig den Kopf.

»Nur eins macht mir Kummer, seine Ansichten über die Religion. In letzter Zeit aber ist sein Spott weniger beißend, und er hat sogar einmal lange mit einem Mönch gesprochen. Aber höre, Andree, ich habe eine große Bitte an dich, versprich mir, daß du sie mir nicht abschlägst!« Sie

steckte die Hand in die Tasche und ergriff dort etwas, was sie aber noch nicht zeigte. Sie sah ihren Bruder mit bittenden Blicken schüchtern an.

»Um was handelt es sich?«

»Denke, was du willst, aber tue, um was ich dich bitte! Hier, dieses Bild hat der Vater unseres Vaters, unser Großvater, in allen Kriegen getragen; Andree, versprich mir, daß du es tragen und niemals abnehmen wirst!«

»Wenn es mir nicht zentnerschwer am Halse hängt, meinetwegen, so will ich dir das Vergnügen machen«, sagte Fürst Andree, bereute aber sogleich die Worte, als er die beleidigte Miene seiner Schwester bemerkte. »Ich bin sehr erfreut, wirklich«, fügte er hinzu.

»Gegen deinen Willen wird er dich erretten und dich ihm zuwenden, denn nur bei ihm ist Wahrheit und Zufriedenheit«, sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme. Mit feierlicher Gebärde erhob sie in beiden Händen vor ihrem Bruder ein ovales Bild des Erlösers in silbernem Rahmen und an einer silbernen Kette. Sie bekreuzigte sich, küßte das Bild und reichte es Andree.

»Nimm es, Andree, und trage es mir zuliebe!«

Er wollte das Amulett ergreifen, aber sie unterbrach ihn. Andree begriff, bekreuzigte sich und küßte das kleine Bild. Auf seiner Miene zeigte sich ein Gemisch von Rührung und Spott.

»Ich danke dir, Bruder.« Sie küßte ihn auf die Stirn und setzte sich wieder auf den Diwan. Beide schwiegen.

»Denke daran, Andree, was ich dir gesagt habe, sei großmütig und urteile nicht streng über Lisa.«

»Ich glaube, ich habe mit keinem Wort angedeutet, daß ich mit ihr unzufrieden sei. Wie kommst du darauf?«

Marie errötete und schwieg.

»Dann hat man dir etwas der Art gesagt«, bemerkte er.

Marie errötete, und ihr Bruder erriet, daß seine Frau nach Tisch geweint, ihr ihre Befürchtungen mitgeteilt und sich über das Schicksal und über ihn beklagt hatte.

»Ich muß dir sagen, Marie, ich kann ihr keinen Vorwurf machen und habe ihr nie einen Vorwurf gemacht. Auch mir selbst habe ich nichts vorzuwerfen, und das wird immer und unter allen Umständen so sein. Aber wenn du die Wahrheit wissen willst... wenn du mich fragst, ob ich glücklich sei, so muß ich sagen: nein! Ist sie glücklich? Nein! Was ist die Ursache? Das weiß ich nicht.«

Nach diesen Worten stand er auf, trat auf seine Schwester zu und küßte sie auf die Stirn.

»Wir wollen zu ihr gehen, ich muß Abschied nehmen, oder gehe du allein voran und wecke sie, ich werde sogleich nachfolgen. – Petruschka!« rief er dem Kammerdiener zu, »nimm diese Sachen fort! Dies in den Sitz und dies auf die rechte Seite.«

Als er in das Zimmer seiner Schwester trat, war die Fürstin schon erwacht, und er hörte ihr heiteres Stimmchen durch die halbgeöffnete Tür. Sie sprach wie immer Französisch und so geschwätzig, als ob sie die lange Zeit ihrer Schweigsamkeit wieder einholen wolle. Leise trat er ins Zimmer. Die Fürstin saß mit einer Arbeit in den Händen und schwatzte unaufhörlich. Fürst Andree strich ihr über den Kopf und fragte sie, ob sie sich von der Reise erholt habe. Sie antwortete und setzte dasselbe Gespräch fort. Der sechsspännige Wagen stand vor dem Hause. Es war eine dunkle Herbstnacht, vor dem Wagen standen Leute mit Laternen. Die Fenster des großen Hauses waren hell erleuchtet. Im Vorsaal drängten sich die Hofleute, welche von dem jungen Fürsten Abschied nehmen wollten. Fürst Andree wurde in das Kabinett seines Vaters gerufen.

Als Fürst Andree in das Kabinett trat, saß der Alte in seinem weißen Schlafrock an seinem Schreibtisch und schrieb. Er blickte sich um.

»Du willst abreisen?« fragte er und fuhr fort zu schreiben.

»Ich komme, um Abschied zu nehmen.«

»Küsse mich hierher!« Er bot ihm die Wange. »Danke! Danke!«

»Wofür danken Sie mir?«

»Dafür, daß du dich nicht an einen Weiberrock hängst. Der Dienst vor allem! Danke! Danke!«

Währenddessen schrieb er weiter, daß die Tinte von der Feder spritzte.

»Hast du mir etwas zu sagen, so sprich, ich kann beides zugleich abmachen«, fügte er hinzu.

»Von meiner Frau ... Es tut mir leid, daß ich sie Ihnen hier zur Last zurücklasse.«

»Was lügst du? Sprich, was nötig ist!«

»Wenn die Frau niederkommt, so senden Sie nach Moskau, nach einem Akkoucheur, er soll dabei sein!«

Der alte Fürst hielt an und richtete einen strengen Blick nach seinem Sohn, als ob er ihn nicht verstehe.

»Ich weiß, daß niemand helfen kann, wenn die Natur nicht hilft«, sagte Fürst Andree sichtlich verwirrt, »ich gebe zu, daß von Millionen Fällen einer unglücklich verläuft, aber das ist einmal ihr und mein Wunsch. Durch unnütze Reden und durch Träume hat sie Furcht bekommen.«

»Hm, hm«, machte der alte Fürst, indem er weiterschrieb, »das soll geschehen! Schlimme Geschichten, wie?«

»Was ist schlimm, Väterchen?«

»Die Frau«, sagte der Alte kurz und bedeutsam.

»Ich verstehe nicht«, erwiderte Fürst Andree.

»Nichts zu machen, Freundchen«, fuhr der Alte fort, »so sind sie alle! Und du kannst nicht mehr loskommen! Aber sei unbesorgt, ich werde es niemand sagen.«

Fürst Andree seufzte und bestätigte damit die Vermutung seines Vaters. Der Alte faltete und siegelte den Brief mit seiner gewöhnlichen Hast. »Was ist zu machen? Sie ist wunderhübsch! Ich werde alles tun, sei ganz ruhig!« sagte er. Der Alte stand auf und reichte ihm den Brief. »Höre«, sagte er, »diesen Brief gib Michail Ilarionowitsch Kutusow! Ich habe ihm geschrieben, er soll dich auf einer guten Stelle verwenden und nicht zu lange als Adjutant zurückhalten, das ist ein dummer Dienst! Sage ihm, daß ich mich seiner in Liebe erinnere! Schreibe mir, wie sein Empfang ist. Wenn er gut ist, magst du bei ihm dienen, aber der Sohn des Fürsten Bolkonsky wird niemals geduldet im Dienst bleiben. Jetzt komm hierher!« Er sprach so hastig, daß er nicht die Hälfte der Worte ganz aussprach. Er führte seinen Sohn an den Schreibtisch, zog eine Schieblade auf und nahm ein Heft heraus, das mit seiner großen, langen Handschrift beschrieben war. »Wahrscheinlich werde ich vor dir sterben. Dies sind meine Memoiren, nach meinem Tode übergib sie dem Kaiser. Hier ist ein Staatspapier und ein Brief, das ist die Belohnung für denjenigen, der die Geschichte der Kriege Suwórows schreibt. Beides sende an die Akademie. Hier sind noch Aufzeichnungen und Bemerkungen von mir. Wenn ich tot bin, so lies sie allein, du kannst Nutzen daraus ziehen.«

»Ich werde alles ausführen, Väterchen«, sagte er.

»Nun lebe wohl!« Er reichte seinem Sohn die Hand zum Kuß und umarmte ihn. »Erinnere dich stets daran, Fürst Andree, wenn du fällst, so wird es mich Armen sehr schmerzen! Wenn ich aber erfahre, daß du dich nicht so geführt hast wie ein Sohn des Fürsten Bolkonsky, so werde ich mich ... schämen!«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Väterchen«, erwiderte der Sohn lächelnd. »Ich wollte Sie noch um eins bitten: Wenn ich falle, und mir ein Sohn geboren wird, so lassen Sie ihn nicht von sich. Wie ich Ihnen gestern sagte, er soll bei Ihnen aufwachsen! Ich bitte Sie darum!«

»Ich soll ihn nicht der Frau geben?« sagte der Alte und lachte.

Sie standen schweigend einander gegenüber. Die Augen des Alten waren gerade auf die des Sohnes gerichtet, im unteren Teil des Gesichts des alten Fürsten zitterte etwas.

»Nun adieu! ... Geh!« sagte er plötzlich. »Geh!« schrie er mit zorniger, lauter Stimme und öffnete die Tür des Kabinetts.

»Was ist das?« fragten die Fürstin und Marie, als sie Fürst Andree und die rasch wieder verschwindende Gestalt des Alten im Schlafrock ohne Perücke erblickten und seine zornige Stimme vernahmen.

Fürst Andree seufzte und gab keine Antwort.

»Nun«, sagte er zu seiner Frau, und in diesem »nun« lag kalter Spott, als ob er sagen wollte: »Nun, jetzt kannst du deine Rollen spielen!« »Was, schon jetzt?« rief die kleine Fürstin und sah erbleichend ihren Mann an. Er umarmte sie. Sie schrie auf und fiel bewußtlos auf seine Schulter. Er legte sie vorsichtig auf einen Stuhl und sah ihr ins Gesicht. »Lebe wohl, Marie!« sagte er leise, küßte seine Schwester und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Die Fürstin lag im Lehnstuhl, Fräulein Bourienne rieb ihr die Schläfen, Marie hielt die Fürstin mit verweinten Augen, welche noch immer nach der Tür blickten, durch welche Fürst Andree verschwunden war. Aus dem Kabinett ertönten wie Schüsse oft wiederholte zornige Rufe. Kaum hatte Fürst Andree das Haus verlassen, als die Tür des Kabinetts sich rasch öffnete und die strenge Miene des alten Fürsten im weißen Schlafrock herausblickte.

»Ist er fort? Nun gut«, sagte er, blickte zornig nach der bewußtlosen kleinen Fürstin, wiegte vorwurfsvoll den Kopf und schlug die Tür wieder zu.

26

Im Oktober 1805 stand das russische Heer in den Städten und Dörfern des Erzherzogtums Österreich. Immer neue Regimenter kamen aus Rußland an und vermehrten die Last der Einwohner. In der kleinen Festung Braunau befand sich das Hauptquartier des Oberkommandeurs Kutusow.

Das Pawlogradsche Husarenregiment lag zwei Meilen von Braunau im Quartier. Die Schwadron, in welcher Graf Nikolai Rostow als Junker diente, war in dem kleinen Dorfe Salzeneck einquartiert. Das beste Quartier im Dorf hatte der Rittmeister Denissow, und der Junker Rostow wohnte mit ihm zusammen, seitdem er das Regiment in Polen eingeholt hatte.

Am 8. Oktober traf im Hauptquartier die Nachricht ein, daß der österreichische General Mack in der Festung Ulm mit dreißigtausend Mann eingeschlossen worden war und sich genötigt gesehen habe, mit seiner ganzen Armee zu kapitulieren. Napoleon befand sich bereits im raschen Vormarsch nach Wien.

In der kleinen Garnison ging jedoch alles wie bisher. Denissow hatte die ganze Nacht Karten gespielt und war noch nicht nach Hause gekommen, als Rostow schon am frühen Morgen vom Fouragieren zurückkam. Er stieg vom Pferde und rief eine Ordonnanz herbei.

»Ah, Bondarenka, mein Freundchen«, sagte er zu dem eilig herbeilaufenden Husaren, »führe das Pferd umher!« Er sagte dies mit der ruhigen Freundlichkeit, in der gutherzige Leute sprechen, wenn sie glücklich sind.

»Zu Befehl, Erlaucht!« erwiderte der Kleinrusse.

»Wo ist dein Herr?« fragte Rostow den Burschen Denissows, Lawruschka. »Seit gestern abend nicht nach Hause gekommen! Wahrscheinlich hat der Herr verspielt!« erwiderte Lawruschka. »Wenn er gewinnt, so kommt er früh nach Hause und ist vergnügt, aber wenn er bis zum Morgen ausbleibt, so bedeutet das Verlust und dann kommt er zornig nach Hause. Befehlen Sie Kaffee?«

»Ja, ja, gib her!«

Nach zehn Minuten brachte Lawruschka Kaffee. »Da kommt der Herr«, sagte er, »jetzt wird's schlimm!«

Rostow sah durchs Fenster und erblickte den heimkehrenden Rittmeister. Denissow war ein kleiner Mann mit rotem Gesicht und glänzenden schwarzen Augen. Sein Schnurrbart und seine Haare waren von derselben Farbe. Mit finsterem Gesicht und mit gesenktem Kopf näherte er sich der Haustür. »Lawruschka!« rief er schnarrend und zornig. »Da, nimm, Dummkopf!« »Und du bist schon aufgestanden?« sagte Denissow, ins Zimmer tretend.

»Schon lange«, erwiderte Rostow. »Ich war schon nach Heu ausgeritten und habe Fräulein Mathilde gesehen!«

»Oho! Und ich habe mich schön hineingeritten gestern abend«, rief Denissow. »So ein Pech! Als du fortgingst, da ging's los. Heda, Tee!« Er fuhr mit beiden Händen in seine dichten, schwarzen Haare.

»Der Teufel hat mich verführt, zu dieser Ratze zu gehen!« – Das war der Beiname eines Offiziers. – »Kannst du dir vorstellen, nicht einen einzigen Stich konnte ich machen!«

Denissow ergriff die ihm gereichte, in Brand gesetzte Pfeife, nahm sie in die Faust und schlug damit auf den Fußboden, daß die Feuerfunken umherflogen. Dann warf er die zerschlagene Pfeife weg und versank in Schweigen. Plötzlich blickte er mit seinen glänzenden Augen Rostow vergnügt an.

»Wenn noch Damen dagewesen wären! Aber nichts als saufen. Lieber möchte ich mich schlagen. – Wer da?« rief er nach der Tür, von woher er schwere, sporenklirrende Schritte vernahm.

»Der Wachtmeister!« sagte Lawruschka. Denissows Miene wurde noch finsterer.

»Das ist dumm«, sagte er und warf den Geldbeutel mit einigen Goldstücken auf den Tisch. »Zähle nach, Rostow, mein Täubchen, wieviel noch übriggeblieben ist, und stecke den Beutel unter das Kopfkissen!« Dann ging er hinaus zum Wachtmeister.

Rostow nahm das Geld, sonderte die alten und die neuen Goldstücke und begann sie zu zählen.

»Ah, Teljanin! Wie geht's? Gestern bin ich nicht übel hineingefallen!« rief Denissow im anderen Zimmer.

»Wo? Bei Bükow, bei der Ratze?« fragte eine andere, dünne Stimme, und gleich darauf trat Teljanin, ein kleiner Offizier derselben Schwadron, ein. Rostow warf den Beutel unter das Kissen und drückte die ihm entgegengestreckte Hand Teljanins. Teljanin war vor dem Feldzug zur

Strafe aus der Garde versetzt worden, er führte sich sehr gut im Regiment, war aber nicht beliebt, und besonders Rostow konnte einen unwillkürlichen Widerwillen gegen diesen Offizier weder überwinden noch verbergen.

»Nun, mein junger Kavallerist, was macht Ihr Gratschick?« fragte er. Das war ein Reitpferd, welches Rostow von Teljanin gekauft hatte. Der Leutnant sah niemals jemand ins Gesicht, mit dem er sprach, beständig schweiften seine Augen umher.

»Es ist ein gutes Pferd«, erwiderte Rostow, obgleich das Pferd, das er für siebenhundert Rubel gekauft hatte, nicht die Hälfte wert war. »Es hinkt nur ein bißchen auf dem linken Vorderfuß«, fügte er hinzu.

»Das hat nichts zu bedeuten. Wahrscheinlich hat der Huf einen Riß bekommen. Ich werde Ihnen zeigen, wie man eine Niete anlegt. Sie werden mir noch danken für das Pferd!«

»Gut, ich werde es herführen lassen«, sagte Rostow, um sich Teljanins zu entledigen, und ging hinaus, um das Pferd herbeiführen zu lassen. Draußen saß Denissow vor dem Wachtmeister, welcher ihm eine Meldung machte. Als er Rostow erblickte, verfinsterte sich Denissows Miene. Er zeigte mit dem Finger über die Schulter nach dem Zimmer, in welchem Teljanin saß, und knurrte mit sichtlichem Widerwillen, ohne sich vor dem Wachtmeister zu genieren: »Ich kann den Burschen nicht leiden!« Rostow zuckte mit den Achseln, als ob er sagen wollte: »ich auch nicht«, und kehrte bald darauf wieder ins Zimmer zurück.

Teljanin saß noch immer in derselben nachlässigen Haltung da, in der ihn Rostow verlassen hatte.

»Es gibt oft solche widerlichen Gesichter«, dachte Rostow, als er ins Zimmer trat.

»Haben Sie nach dem Pferd geschickt?« fragte Teljanin, indem er aufstand und sich nachlässig umblickte.

»Ja.«

»Dann wollen wir gehen. Ich bin nur gekommen, um Denissow nach dem gestrigen Befehl zu fragen. Haben Sie ihn erhalten, Denissow?«

»Noch nicht. Aber wohin gehen Sie?«

»Ich will nur dem jungen Mann zeigen, wie man ein Pferd beschlägt«, sagte Teljanin.

Sie gingen hinaus zum Stall, und nachdem der Leutnant Anweisung gegeben hatte, eine Niete einzuschlagen, ging er in sein Quartier.

Als Rostow zurückkehrte, stand auf dem Tische eine Flasche mit Branntwein und daneben lag eine Wurst. Denissow saß am Tisch und kratzte mit der Feder auf dem Papier. Er blickte Rostow finster an.

»Ich schreibe an Sie«, sagte er, »Siehst du, Freundchen, wir schlafen, solange wir nicht lieben; du aber bist rein wie am ersten Tage deiner Erschaffung! ... Wer ist wieder da? Jage ihn fort, zum Teufel, ich habe keine Zeit!« schrie er Lawruschka an, welcher aber unverzagt nähertrat.

»Was soll ich machen? Sie haben selbst befohlen, der Wachtmeister ist nach Geld gekommen.«

»Dumme Geschichte!« sagte Denissow zu sich selbst. »Wieviel ist dort noch Geld im Beutel?« fragte er Rostow.

»Sieben neue und drei alte.«

»Ach, dumme Geschichte! Nun, was stehst du da, Hanswurst? Schicke den Wachtmeister herein!« schrie er Lawruschka an.

»Höre, Denissow, ich habe Geld, nimm es!« sagte Rostow errötend.

»Ich liebe nicht, meine Freunde anzuborgen«, brummte Denissow.

»Wenn du von mir nicht Geld nimmst als Freund, so beleidigst du mich, ich habe wirklich genug«, wiederholte Rostow.

»Nein, nein!« Und Denissow ging an das Bett, um den Beutel unter dem Kissen hervorzuziehen.

»Wohin hast du den Beutel gelegt, Rostow?«

»Unter das Kissen.«

»Es ist nichts da!« Denissow warf beide Kissen auf den Fußboden, aber der Beutel fand sich nicht. »Merkwürdig!« sagte er.

»Warte, du wirst ihn verschoben haben«, sagte Rostow. »Nimm die Kissen einzeln und schüttele sie.« Er nahm die Decke und schüttelte sie aus, aber der Beutel war nicht da.

»Habe ich es etwa vergessen? Nein, ich habe noch daran gedacht, daß gerade unter dem Kopf eine Falte war, und dahin habe ich den Beutel gelegt. Wo ist er nun?« fragte er Lawruschka.

»Ich bin nicht hereingekommen; wo Sie ihn hingelegt haben, da muß er auch sein«, erwiderte Lawruschka.

»Nein, er ist nicht da.«

»Sie machen es immer so, werfen eine Sache irgendwohin und dann vergessen Sie es! Sehen Sie in den Taschen nach!«

»Nein, wenn ich nicht an die Falte gedacht hätte«, sagte Rostow, »aber daran erinnere ich mich genau, daß ich ihn unter das Kissen gelegt habe.«

Lawruschka durchwühlte das ganze Bett, sah unter den Tisch und unter das Bett, durchstöberte das ganze Zimmer und blieb mitten darin stehen. Denissow folgte schweigend seinen Bewegungen, und als Lawruschka ratlos die Arme ausbreitete, blickte er Rostow an.

»Rostow, du hast doch keinen Streich gemacht?«

Rostow fühlte Denissows Blick, der auf ihn gerichtet war, erhob die Augen und schlug sie sogleich wieder nieder. Das Blut, das sich in seiner Kehle angesammelt zu haben schien, stieg ihm plötzlich in das Gesicht. »Und es war doch niemand im Zimmer außer dem Leutnant und Ihnen«, sagte Lawruschka.

»Nun, du Teufelsfratze, rühre dich! Suche!« schrie plötzlich Denissow mit drohender Gebärde dem Burschen zu. »Der Beutel muß her, oder ich lasse alle auspeitschen!« Rostow gürtete den Säbel um und setzte die Mütze auf. »Ich sage dir, der Beutel muß her!« schrie Denissow.

»Denissow, lasse ihn los! Ich weiß, wer ihn genommen hat«, sagte Rostow und ging zur Tür. Denissow bedachte sich, und als er begriff, was Rostow meinte, faßte er ihn an der Hand.

»Unsinn!« schrie er so heftig, daß die Adern wie Stricke an seinem Hals hervortraten. »Ich sage dir, du bist toll geworden! Aber das erlaube ich nicht. Der Beutel ist hier! Ich ziehe dem Strolch das Fell über die Ohren, er muß gefunden werden!«

»Ich weiß, wer ihn genommen hat«, wiederholte Rostow mit zitternder Stimme und ging zur Tür.

»Ich sage dir, unterstehe dich nicht, das zu tun!« rief Denissow und stürzte auf den Junker zu, um ihn zurückzuhalten. Aber Rostow riß seinen Arm los und blickte Denissow wütend an, als wäre er sein größter Feind.

»Weißt du, was du sagst?« fragte er mit bebender Stimme. »Außer mir war niemand im Zimmer. Also, wenn es nicht so ist, so ...«

Er konnte nicht zu Ende sprechen und stürzte aus dem Zimmer. »Alle sollen zum Teufel gehen!« waren die letzten Worte, welche Rostow vernahm.

Rostow ging gerade in das Quartier Teljanins.

»Der Herr ist nicht zu Hause, er ist zum Stab geritten«, sagte ihm der Bursche Teljanins. »Oder ist etwas vorgefallen?« fragte er, verwundert über das aufgeregte Gesicht des Junkers.

»Nein, nichts!«

Der Stab befand sich in einem Dorf, drei Kilometer von Salzneck. Ohne nach Hause zurückzukehren, nahm Rostow ein Pferd und ritt dahin. In dem Dorfe, wo der Stab lag, war ein Wirtshaus, das von den Offizieren besucht wurde. Dort stieg Rostow ab. Vor der Tür sah er Teljanins Pferd. Im zweiten Zimmer saß der Leutnant bei Würstchen und Wein.

»Ah, Sie sind auch gekommen, junger Mann?« fragte er lächelnd.

»Ja«, erwiderte Rostow mit Anstrengung und setzte sich auf den nächsten Stuhl. Beide schwiegen. Im Zimmer saßen zwei Deutsche und ein russischer Offizier. Es herrschte allgemeines Schweigen, das nur von dem Klappern der Messer und Teller unterbrochen wurde. Als Teljanin mit seinem Frühstück fertig war, nahm er aus der Tasche einen Beutel, schob mit seinen kleinen weißen Fingern den einen Ring zurück, nahm ein Goldstück heraus und gab es dem Diener mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Aber schnell!« sagte er.

Es war ein neues Goldstück. Rostow stand auf und ging auf Teljanin zu.

»Erlauben Sie mir, den Geldbeutel zu besichtigen«, sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

Als Teljanin ihm den Beutel übergab, schweiften seine Augen umher. »Ja, ein sehr hübscher Geldbeutel!« sagte er. »Ja... ja... sehen Sie ihn an, jedermann ist entzückt davon, ja ...«, sagte er, und plötzlich erbleichte er. Rostow betrachtete den Geldbeutel und das Geld, das darin war, dann sah er Teljanin scharf an. Der Leutnant blickte umher und schien plötzlich sehr aufgeräumt zu werden.

»Wenn wir nach Wien kommen, dann werde ich alles dort lassen«, sagte er, »aber in diesen greulichen Nestern weiß man nicht, was man mit Geld anfangen soll. Nun geben Sie her, junger Mann, ich gehe!«

Rostow schwieg.

»Und wonach sind Sie gekommen? Auch um zu frühstücken? Man speist hier ganz anständig«, fuhr Teljanin fort. »Aber geben Sie her!« Er streckte die Hand aus und ergriff den Beutel, den Rostow ihm überließ. Dann steckte er ihn in die Tasche mit einer Miene, als ob er sagen wollte: »Ja, ich stecke den Beutel in die Tasche, das geht niemand etwas an.«

»Nun, was haben Sie noch, junger Mann?« sagte er und blickte Rostow an. Wie ein elektrischer Funke sprühte es aus den Augen Teljanins in die Rostows und wieder hinüber und herüber, alles in einem Augenblick. »Kommen Sie hierher!« sagte Rostow, indem er Teljanin an der Hand faßte und ihn beinahe mit Gewalt zum Fenster zog.

»Das ist Denissows Geld, Sie haben es genommen!« flüsterte er ihm ins Ohr.

»Wie ... wie ... wie wagen Sie es? ...« rief Teljanin, aber diese Worte klangen kläglich, wie eine verzweifelte Bitte um Vergebung. Als Rostow diese Stimme vernahm, fiel der Stein des Zweifels von seinem Herzen. Er empfand eine Freude und zugleich Mitleid mit dem Unglücklichen, der vor ihm stand, aber er mußte das begonnene Werk zu Ende führen.

»Hier können die Leute Gott weiß was denken«, murmelte Teljanin, »aber wir müssen uns aussprechen!« Er griff nach der Mütze und ging nach einem kleinen leeren Zimmer.

»Ich weiß es und werde es beweisen«, sagte Rostow. In dem bleichen, erschrockenen Gesicht Teljanins zuckten alle Muskeln.

»Graf, stürzen Sie nicht einen jungen Menschen ins Verderben! Hier ist dieses Unglücksgeld, nehmen Sie es!« Er warf es auf den Tisch. »Ich habe einen alten Vater und eine Mutter!«

Rostow nahm das Geld und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer, aber vor der Tür blieb er stehen und wandte sich wieder um.

»Mein Gott«, sagte er, »wie konnten Sie das tun?« »Graf«, sagte Teljanin, auf den Junker zutretend.

»Rühren Sie mich nicht an!« rief Rostow zurücktretend. »Wenn Sie in Not sind, so nehmen Sie das Geld!« Er warf ihm den Beutel zu und stürzte aus dem Wirtshause hinaus.

Am Abend dieses Tages fand im Quartier Denissows eine lebhafte Besprechung der Offiziere der Schwadron statt.

»Ich sage Ihnen, Rostow, Sie müssen sich entschuldigen bei dem Regimentskommandeur«, sagte ein hochgewachsener Stabsrittmeister mit ergrauenden Haaren und mächtigem Schnurrbart zu Rostow, der dunkelrot vor Aufregung zuhörte. Stabsrittmeister Kirsten war zweimal wegen Ehrensachen zum Soldaten degradiert worden und hatte sich zweimal wieder aufgedient.

»Ich erlaube niemand zu sagen, ich habe gelogen!« rief Rostow. »Er hat mir gesagt, ich habe gelogen, und ich sagte ihm, er lüge selbst, und dabei bleibt es. Man kann mich in den Arrest setzen, entschuldigen werde ich mich nicht; denn wenn er als Regimentskommandeur es seiner nicht für würdig hält, mir Genugtuung zu geben, so ...«

»Warten Sie, Väterchen, hören Sie mich an«, unterbrach ihn der Stabsrittmeister mit seinem tiefen Baß, indem er ruhig seinen langen Schnurrbart strich. »Sie haben in Gegenwart anderer Offiziere zum Regimentskommandeur gesagt, ein Offizier habe gestohlen!«

»Es ist nicht meine Schuld, daß das Gespräch in Gegenwart anderer Offiziere stattfand. Vielleicht hätte ich damals nicht sprechen sollen, aber ich bin kein Diplomat! Ich bin darum unter die Husaren gegangen, weil ich dachte, hier seien keine Winkelzüge nötig.«

»Das ist ganz schön, niemand glaubt, daß Sie ein Feigling seien, aber darum handelt es sich nicht. Fragen Sie Denissow! Ist das erhört, daß ein Junker Genugtuung von seinem Oberst verlangt?«

Denissow hörte mit finsterer Miene zu, augenscheinlich wollte er sich nicht einmischen. Auf die Frage des Stabsrittmeisters schüttelte er den Kopf.

»Sie müssen sich jedenfalls entschuldigen!«

»Auf keinen Fall!« rief Rostow.

»Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet«, sagte ernst und streng der Stabsrittmeister. »Sie wollen sich nicht entschuldigen, obgleich Sie nicht nur ihm gegenüber, sondern dem ganzen Regiment und uns allen gegenüber sich vergangen haben! Was soll der Regimentskommandeur nun tun? Soll

er einen Offizier vor Gericht stellen und das ganze Regiment dadurch beschimpfen – wegen eines einzigen Nichtswürdigen das ganze Regiment entehren? Ist das etwa Ihre Ansicht? Unsere Ansicht ist es nicht, und der Oberst hat richtig gehandelt, als er Ihnen sagte, Sie reden die Unwahrheit! Sie sind selber schuld, und nun wollen Sie aus Laune sich nicht entschuldigen, wollen alles erzählen! Es ist Ihnen gleichgültig, ob das ganze Regiment dadurch beschimpft wird!« Die Stimme des Stabsrittmeisters fing an zu zittern. »Sie denken wohl, Väterchen, Sie werden bald Generaladjutant werden, und dann mag das Regiment der Teufel holen! Uns ist es aber nicht gleichgültig, nicht wahr, Denissow?«

Denissow schwieg hartnäckig und richtete seine glänzenden schwarzen Augen zuweilen auf Rostow.

»Uns Alten ist die Ehre des Regiments teuer, und der Oberst weiß das, ach, wie teuer, Väterchen! Aber das ist nicht hübsch, das ist nicht schön, was Sie tun, Sie mögen es mir übelnehmen oder nicht, ich sage immer die Wahrheit, das ist nicht schön!«

Der Rittmeister stand auf und wandte sich ab.

»Zum Teufel, das ist wahr!« rief Denissow. »Nun, Rostow, nun?« Rostow sah bald erbleichend, bald errötend von einem zum anderen.

»Nein meine Herren, nein ... glauben Sie nicht ... ich verstehe sehr wohl ... für die Ehre des Regiments ... nun, einerlei, ich will schuld sein!« Tränen standen in seinen Augen. »Ich bin der Schuldige! Nun, was wollt ihr noch?«

»So ist's recht, Graf«, rief der Stabsrittmeister sich umwendend und klopfte ihm mit seiner großen Hand auf die Schulter.

»Ich sage dir«, rief Denissow, »er ist ein prächtiger Junge!«

»So ist's besser, Graf«, wiederholte der Stabsrittmeister, »gehen Sie hin und entschuldigen Sie sich, Erlaucht! Nun ja!«

»Meine Herren, ich will alles tun, kein Mensch wird ein Wort von mir hören«, sagte Rostow mit flehender Stimme, »aber entschuldigen kann ich mich nicht, wirklich nicht. Wenn ich mich entschuldige, so bin ich wie ein kleiner Junge, der um Verzeihung bittet.«

»Um so schlimmer für Sie«, sagte Kirsten. »Der Oberst ist rachsüchtig, Sie werden Ihren Eigensinn büßen.«

»Das ist kein Eigensinn. Ich kann nicht beschreiben, was für ein Gefühl es ist, aber ich kann nicht.«

»Nun, wie Sie wollen«, sagte der Stabsrittmeister. »Nun, und wo ist der Halunke hingekommen?« fragte er Denissow.

»Er hat sich krank gemeldet, morgen wird er durch Tagesbefehl entlassen«, sagte Denissow.

»Er muß krank sein«, bemerkte der Stabsrittmeister, »anders kann man es nicht erklären.«

»Krank oder nicht krank, er soll mir nicht unter die Augen kommen, oder ich erwürge ihn!« rief Denissow blutgierig.

Der Regimentsadjutant trat ins Zimmer.

»Wie geht's«, begrüßten ihn die Offiziere.

»Es geht los, meine Herren! Mack hat sich mit seiner ganzen Armee gefangengegeben!«

»Du lügst!«

»Ich habe ihn selbst gesehen.«

»Was, du hast den lebendigen Mack gesehen mit Händen und Füßen?«

»Der Feldzug beginnt! Gebt ihm eine Flasche für diese Neuigkeit!«

»Es geht los, meine Herren, zu morgen ist der Aufbruch befohlen!«

»Nun, Gott sei Dank, wir haben lange genug gegessen.«

Kutusow zog sich nach Wien zurück und brach hinter sich die Brücken über den Inn und die Traun ab. Am 28. Oktober überschritten die Russen die Enns. Die langen Wagenzüge, die Artillerie, die Kolonnen zogen sich um Mittag durch die Stadt Enns diesseits und jenseits der Brücke. Es war ein warmer und regnerischer Herbsttag. Von der Anhöhe, auf der die russischen Batterien standen, welche die Brücke verteidigten, öffnete sich eine weite Aussicht. Man sah die Stadt vor sich mit ihren weißen Häusern und roten Dächern, mit der Kirche und der Brücke. In der Ferne erblickte man ein Schloß an der Mündung der Enns in die Donau; man sah auch die Türme eines Klosters und weiterhin jenseits der Enns erschienen die Vorposten des Feindes. Zwischen den Geschützen auf der Anhöhe stand der die Nachhut führende General mit seiner Suite und betrachtete die Örtlichkeit durch ein Fernrohr. Etwas zur Seite saß Neswizki, welcher von dem Oberkommandierenden zur Nachhut gesandt worden war. Der Kosak, der ihn begleitete, reichte ihm seine Satteltasche, und Neswizki bewirtete die Offiziere mit Pasteten und echtem Doppelkümmel.

»Das war kein Dummkopf, dieser österreichische Fürst, der sich dort ein Schloß gebaut hat. Eine prächtige Stelle! Warum essen Sie nicht, meine Herren?« sagte Neswizki.

»Danke ergebenst, Fürst«, erwiderte einer der Offiziere, erfreut, mit einem so wichtigen Generalstabsoffizier zu reden. »Ja, es ist ein prächtiger Ort, wir sind am Park vorübergegangen, ein wundervolles Gebäude!«

»Dorthin möchte ich«, sagte Neswizki und deutete nach dem Kloster. Er lachte und seine Augen funkelten. Auch die Offiziere lachten.

»Nur, um die Nonnen ein bißchen zu erschrecken. Man sagt, es seien Italienerinnen und hübsche darunter. Ich würde fünf Jahre meines Lebens darum geben.«

»Sie würden sich wohl langweilen«, sagte ein anderer lachend.

Währenddessen hatte der Generalstabsoffizier den General auf etwas aufmerksam gemacht. Der General blickte durchs Fernrohr.

»Richtig, richtig«, sagte er, »was zögern sie dort?«

Jenseits sah man schon mit bloßem Auge den Feind und seine Batterien, aus welchen milchweißer Rauch aufstieg. Auf den Rauch folgte

Kanonendonner und man sah, wie unsere Soldaten sich dem Übergang zu drängten.

»Schlimme Geschichte! Sie haben sich verspätet.«

»Soll ich hinreiten, Exzellenz?« fragte Neswizki.

»Bitte, reiten Sie hin«, sagte der General, »und sagen Sie den Husaren, sie sollen zuletzt über die Brücke gehen und sie anzünden, wie ich schon befohlen habe.«

»Sehr wohl«, erwiderte Neswizki. Er rief seinen Kosaken mit dem Pferde und hob seinen schweren Körper leicht in den Sattel. »Wirklich, ich reite zu den Nonnen«, sagte er lachend zu den Offizieren und ritt den gewundenen Pfad am Berge hinab.

»Die Mannschaften an die Kanonen!« kommandierte der Offizier, und in einem Augenblick lief die Artillerie herbei und lud.

»Nummer eins!« ertönte das Kommando.

Mit metallischem Klang donnerte der Schuß, und über die Köpfe der Unsrigen unten am Berg flog pfeifend eine Granate hinüber.

Die Gesichter der Soldaten und Offiziere erheiterten sich bei diesem Klang. In diesem Augenblick trat die Sonne aus den Wolken hervor, und der Donner des ersten Schusses und der helle Sonnenglanz vereinigten sich zu einem heiteren Eindruck.

Schon flogen zwei feindliche Granaten über die Brücke, auf welcher Gedränge entstand. Mitten auf der Brücke stand Fürst Neswizki. Er war vom Pferde gestiegen und vom Gedränge bis ans Geländer geschoben worden. Lachend sah er sich nach seinem Kosaken um, der mit den beiden Pferden am Zügel einige Schritte hinter ihm stand. Eben wollte Neswizki seinen Weg fortsetzen, als wieder Soldaten und Wagen ihn ans Geländer drängten, so daß ihm nichts übrigblieb, als zu warten.

»Hört ihr da!« rief der Kosak. »Haltet euch links, damit der General vorüber kann.« Aber die Soldaten zogen Schulter an Schulter in einer dichten Masse über die Brücke.

»Sind denn noch viele dort?« fragte hoffnungslos der Kosak.

»Einer weniger als eine Million!« sagte lachend ein vorübergehender Soldat. Hinter ihm kamen vergnügte und augenscheinlich angetrunkene Soldaten.

Nun kamen andere Fuhren, darunter ein Bauernwagen vom Lande, dem Anschein nach beladen mit einem ganzen Haus. An diesem Wagen war eine schöne bunte Kuh angebunden. Auf dem Wagen saßen zwei Frauen, eine ältere und ein rotwangiges Mädchen. Augenscheinlich wurden diese Auswanderer zufolge besonderer Erlaubnis durchgelassen. Die Augen aller Soldaten richteten sich auf die Frauen, während der Wagen im Schritt vorüberfuhr. Auf allen Gesichtern erschien derselbe zynische Gedanke.

»Wohin fahrt ihr?« fragte ein Offizier, der einen Apfel aß und lächelnd nach dem hübschen Mädchen blickte.

Der Fuhrmann deutete an, daß er nichts verstehe.

»Willst du? Da nimm!« sagte der Offizier, indem er dem Mädchen den Apfel reichte, den es lachend nahm. Neswizki wandte ebenso wie alle anderen die Augen nicht von den Frauen ab, bis sie vorübergefahren waren. Nach ihnen kamen wieder Soldaten und endlich blieben alle stehen. Die Pferde an einem Regimentswagen waren in Unordnung gekommen, und die ganze Menge mußte warten.

»Warum warten sie? Was ist das für eine Ordnung?« riefen die Soldaten. »Zum Teufel, jetzt ist nicht Zeit, zu warten. Es kann schlimm werden, wenn er die Brücke anzündet!«

Mit »er« meinten die Soldaten immer den Feind.

Neswizki blickte auf die Wellen der Enns hinab, als er plötzlich ein ihm neues Geräusch vernahm, das rasch näher kam. Etwas Großes fiel klatschend ins Wasser, die Menge setzte sich wieder in Bewegung. Neswizki merkte, daß es eine Kanonenkugel gewesen war.

»Heda, Kosak, gib das Pferd her!« sagte er. »Nun zur Seite mit euch, gebt den Weg frei!«

Mit großer Anstrengung erreichte er das Pferd und setzte sich mit unaufhörlichem Schreien in Bewegung. Die Soldaten drückten sich aneinander, um ihm Raum zu geben, aber das Gedränge wurde immer stärker.

»Neswizki! Neswizki! Du Fratze!« hörte er eine heisere Stimme hinter sich. Neswizki sah sich um und erblickte fünfzehn Schritte entfernt, durch die Massen der Infanterie gedrängt, den hübschen schwarzen Denissow, die Mütze im Genick und den Dolman umgehängt.

»Befiehl doch diesem Satansvolk, mir den Weg freizugeben«, rief Denissow. Er war in heftigen Zorn geraten und schwang den Säbel in der Scheide.

»Eh, Wassja«, rief Neswizki freudig aus, »wie geht's dir?«

»Die Schwadron kann nicht hinüber«, rief Denissow zornig. »Wie eine Hammelherde! Gebt den Weg frei! Höre du da auf der Fuhre, ich steche dich nieder!« schrie er und zog wirklich den Säbel. Die Soldaten drängten sich erschrocken zusammen, und Denissow erreichte Neswizki.

»Warum bist du heute nicht betrunken?« sagte Neswizki zu Denissow.

»Sie lassen einem nicht Zeit dazu«, erwiderte Denissow. »Den ganzen Tag wird das Regiment bald hierhin, bald dorthin gejagt. Wenn man sich schlägt, so schlägt man sich, aber der Teufel weiß, was das heißen soll.«

»Wie du heute fein bist!« sagte Neswizki, seinen neuen Dolman betrachtend. Denissow lächelte, zog sein parfümiertes Taschentuch heraus und hielt es Neswizki unter die Nase. »Es geht nicht anders, heute geht's ins Gefecht, darum habe ich mich rasiert und die Zähne geputzt und mich parfümiert.«

Der Anblick der mächtigen Gestalt Neswizkis, begleitet von dem Kosaken, und die Entschiedenheit Denissows, der den Säbel schwang und fortwährend schrie und tobte, brachte es so weit, daß sie endlich das jenseitige Ufer erreichten. Neswizki fand den Obersten, dem er den Befehl zu überbringen hatte, und nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ritt

er zurück. Als er den Weg freigemacht hatte, blieb Denissow am Ende der Brücke stehen. Er hielt sein ungeduldiges Pferd zurück und blickte der herankommenden Schwadron entgegen. Auf den Brettern der Brücke ertönten die Hufschläge, als ob einige Pferde galoppierten, und die Schwadron, mit den Offizieren an der Spitze, ritt in Gliedern von vier Mann über die Brücke. Die Infanteristen, die dadurch aufgehalten worden waren, standen vor der Brücke im Schmutz und betrachteten mit jenem besonderen mißgünstigen Gefühl und jener Spottsucht, womit Soldaten verschiedener Art gewöhnlich einander musterten, die reinlichen, zierlichen Husaren, die an ihnen vorüberritten.

»Niedliche Kinderchen! Wie vom Jahrmarkt!«

»Taugen nicht viel, sind nur zum Ansehen«, bemerkte ein anderer.

Endlich hatten die Wagen alle die Brücke überschritten, das Gedränge verminderte sich, und das letzte Bataillon ging über die Brücke. Nur die Schwadron Denissow blieb auf dem jenseitigen Ufer. Der Feind war auf dieser Seite des Ufers weithin sichtbar, konnte jedoch von der tiefliegenden Brücke aus noch nicht gesehen werden. Plötzlich erschienen auf der Anhöhe vor der Brücke Soldaten in blauen Mänteln und Artillerie – das waren Franzosen. Die Soldaten der Nachhut kamen im Trab den Berg herab. Obgleich die Offiziere und Soldaten der Schwadron Denissow unter sich von gleichgültigen Dingen sprachen und sich bemühten, unbefangen zu erscheinen, dachten sie doch immer nur daran, was dort auf dem Berge vorging und blickten beständig nach den am Horizont erscheinenden Flecken, die sie für feindliche Vorposten erkannten. Das Wetter hatte sich nachmittags wieder aufgeklärt, die Sonne schien hell über dem Donautal. Zuweilen ertönte Hörnerklang. Zwischen der Schwadron und dem Feinde befand sich nichts mehr, außer kleinen Streifwachen. Ein leerer Raum von dreihundert Faden trennte sie noch. Der Feind hatte aufgehört zu schießen und verriet durch nichts seine drohende Nähe.

Auf der Anhöhe beim Feinde erhob sich eine kleine Rauchwolke, und eine Kanonenkugel flog pfeifend über die Köpfe der Schwadron hin. Die Offiziere, welche beisammen standen, trennten sich und gingen an ihre Stellen. In der Schwadron war alles schweigsam, die Husaren blickten alle nach dem Feind und nach ihrem Rittmeister und erwarteten den Befehl. Eine zweite, eine dritte Kanonenkugel flog vorüber; augenscheinlich wurde nach den Husaren geschossen, aber die Kugeln gingen zu hoch. Sooft eine Kugel vorüberflog, hielt die ganze Schwadron wie auf Kommando den Atem an, auf jedem Gesicht erschien um Lippen und Kinn der Ausdruck einer besonderen Aufregung. Der Wachtmeister blickte mit finsterem Gesicht die Soldaten an, als ob er sie mit Strafe bedrohe. Der Junker Rostow, der auf der linken Flanke stand, hatte das glückselige Aussehen eines Schülers, der vor einem großen Publikum beim Examen aufgerufen wird und sicher ist, sich auszuzeichnen, doch auch auf seinem Gesicht zeigte sich unwillkürlich ein eigentümlich ernster Zug.

Denissows Gesicht war ebenso wie es immer aussah, besonders abends, wenn er zwei Flaschen Wein getrunken hatte; es war nur stärker gerötet als gewöhnlich. Er hob den Kopf auf, wie ein Vogel, wenn er trinkt, stieß mit seinen kleinen Beinen dem Pferde unbarmherzig die Sporen in die Seiten und ritt auf die andere Flanke der Schwadron. Er rief den Leuten mit heiserer Stimme zu, sie sollten ihre Pistolen besichtigen, und ritt zu Kirsten. Der Stabsrittmeister ritt auf seinem hohen Pferd Denissow im Schritt entgegen. Er war ernst wie immer, nur seine Augen glänzten stärker als sonst.

»Nun, wie geht's?« sagte er zu Denissow, »kommt's nicht zum Schlagen? Du wirst sehen, wir gehen wieder zurück.«

»Der Teufel weiß, was da vorgeht«, knurrte Denissow. »Ah, Rostow?« rief er dem Junker zu, als er sein vergnügtes Gesicht bemerkte. In diesem Augenblick erschien der Oberst auf der Brücke; Denissow ritt ihm entgegen.

»Exzellenz, erlauben Sie, anzugreifen? Ich werde sie zurückwerfen!«

»Was ist da anzugreifen?« sagte der Oberst mit verdrießlicher Stimme. »Und warum stehen Sie überhaupt dort? Sehen Sie, die Plänkler gehen zurück. Lassen Sie die Schwadron auch zurückgehen!«

Die Schwadron ging über die Brücke und kam außer Schußweite, ohne einen Mann zu verlieren. Nach ihnen ging auch die zweite Schwadron hinüber, welche die Vorposten gebildet hatte, und zugleich die letzten Kosaken.

Ein Adjutant ritt auf den Obersten zu mit dem Befehl, die Brücke anzünden zu lassen, und bald darauf kam auch auf einem Kosakenpferd Neswizki, welcher denselben Befehl überbrachte.

»Wie, Herr Oberst«, rief er schon von fern, »ich habe Ihnen gesagt, die Brücke müsse angezündet werden, und jetzt geht alles drunter und drüber?«

Ärgerlich ließ der Oberst das Regiment halten und wandte sich an Neswizki.

»Sie sagten mir von Brennstoff«, sagte er, »aber davon, daß die Brücke angezündet werden soll, haben Sie mir nichts gesagt.«

»Wieso, Väterchen«, begann Neswizki, indem er sein Pferd anhielt, die Mütze abnahm und über seine durchschwitzten Haare strich, »wieso habe ich Ihnen nicht gesagt, daß die Brücke angezündet werden soll?«

»Ich bin nicht Ihr Väterchen, Herr Generalstabsoffizier, und Sie haben mir auch nicht gesagt, die Brücke müsse angezündet werden! Ich kenne den

Dienst und bin gewöhnt, jeden Befehl pünktlich auszuführen. Sie haben gesagt, die Brücke werde angezündet, aber wer sie anzündet, kann ich nicht vom Heiligen Geist wissen.«

»Nun, so ist's immer!« sagte Neswizki, die Achseln zuckend.

»Sie sagten, Herr Generalstabsoffizier ...«

»Herr Oberst«, unterbrach ihn der Adjutant, »die Zeit ist kostbar! Sie müssen sich beeilen, sonst werden Sie vom Feind mit Kartätschen beschossen!«

Der Oberst sah in finsterem Schweigen den Adjutanten und Neswizki an. »Ich werde die Brücke anzünden«, sagte er in feierlichem Tone, als wollte er sagen, trotz des ihm angetanen Unrechts werde er dennoch tun, was nötig sei. Er ritt zurück und befahl der zweiten Schwadron, bei welcher Rostow diente, auf die Brücke zurückzukehren.

Rostows Hand zitterte leicht, als er sein Pferd einem Soldaten übergab.

»Krankenträger!« schrie eine Stimme von hinten. Rostow dachte nicht daran, was das bedeutete. Er lief weiter und strebte, allen voranzukommen, aber gerade bei der Brücke geriet er in den zähen Schlamm, stolperte und fiel auf die Hände nieder. Die anderen überholten ihn.

»Auf beiden Seiten, Rittmeister!« hörte er die Stimme des Obersten, welcher vorausgeritten war und nicht weit von der Brücke hielt.

Rostow rieb seine mit Schmutz bedeckten Hände an der Reithose ab und wollte weiterlaufen, in der Meinung, es sei am besten, je weiter er laufe. Aber der Oberst rief ihm zu, ohne ihn zu erkennen: »Wer läuft dort auf der Mitte der Brücke? Zur rechten Seite, Junker, schnell!« Dann wandte er sich an Denissow, welcher, um mit seiner Tapferkeit zu prahlen, zu Pferde auf die Brücke ritt.

»Wozu sich aussetzen, Rittmeister? Sie sollten absteigen!« sagte der Oberst.

»Eh! Wen es treffen soll, den trifft es«, erwiderte Denissow, indem er sich auf dem Sattel umwandte.

Inzwischen standen Neswizki und der Adjutant außer der Schußweite beisammen und beobachteten die kleine Anzahl Leute mit gelben Tschakos, dunkelgrünen, mit Schnüren besetzten Jacken und blauen Reithosen. Dann

sahen sie nach dem jenseitigen Ufer, wo blaue Mäntel und Gruppen mit Pferden, welche leicht als Kanonen erkenntlich waren, sich rasch näherten.

»Wer wird schneller sein? Werden die Unsrigen die Brücke noch anzünden können, oder werden sie von den Franzosen mit Kartätschen vertrieben werden?« Diese Frage stellte sich unwillkürlich jeder von ihnen.

»O, den Husaren wird es gelingen«, sagte Neswizki, »sie sind nur noch einen Kartätschenschuß weit entfernt.«

»Es war unnütz, so viele Leute zurückzuführen«, sagte der Adjutant.

»Das ist richtig«, bestätigte Neswizki. »Hätte er zwei gewandte Burschen gesandt, wäre das ebensogut gewesen.«

»Nun«, sagte der Adjutant, »jetzt gibt's Kartätschen!«

Er zeigte auf ein französisches Geschütz, welches eben eiligst abprotzte. Auf der französischen Seite stieg eine Rauchwolke auf, dann eine zweite, eine dritte, fast zu gleicher Zeit.

»Oho«, ächzte Neswizki wie unter brennendem Schmerz und ergriff die Hand des Adjutanten, »sehen Sie, einer ist gefallen! Gefallen! Gefallen!«

Die französischen Geschütze wurden rasch wieder geladen; die Infanterie in blauen Mänteln bewegte sich im Lauf auf die Brücke zu. Wieder stiegen die Rauchwolken nacheinander auf, und die Kartätschen prasselten über die Brücke. Aber Neswizki konnte jetzt nicht sehen, was auf der Brücke vorging, ein dichter Rauch stieg von der Brücke auf. Den Husaren war es gelungen, sie in Brand zu stecken, und die französische Batterie schoß auf sie nicht mehr, um sie daran zu verhindern, sondern nur deshalb, weil die Kanonen aufgefahren waren und doch nach irgend etwas schießen mußten. Die Franzosen hatten drei Kartätschensalven abgegeben, bevor die Husaren zu ihren Pferden zurückkehrten. Zwei Salven waren schlecht gerichtet, aber die letzte traf mitten in einen Haufen Husaren, von denen drei fielen.

Rostow blieb auf der Brücke stehen, ohne zu wissen, was er tun sollte. Es war nichts niederzusäbeln, wie er sich immer eine Schlacht vorgestellt hatte. Beim Anstecken der Brücke konnte er nichts helfen, weil er nicht, wie die anderen Soldaten, ein Stroh Bündel mitgenommen hatte. Er stand und blickte um sich, als es plötzlich auf der Brücke prasselte, als ob Erbsen ausgeschüttet würden, und einer der Husaren, der ihm am nächsten stand, stöhnend auf das Geländer fiel. Rostow lief mit anderen auf ihn zu; wieder schrie jemand »Träger!« Vier Mann ergriffen den Husaren und hoben ihn auf.

»Oh, oh, oh, oh! Laßt mich los!« schrie der Verwundete, aber er wurde dennoch aufgehoben und auf die Tragbahre gelegt. Rostow wandte sich ab und blickte in die Ferne, nach der Donau, nach dem Himmel und der Sonne. Wie schön erschien der dunkelblaue Himmel, wie hell und siegreich schien die Sonne, wie freundlich glänzte das Wasser in der fernen Donau.

»Ich wünschte nichts anderes«, dachte Rostow, »als daß ich dort wäre! In mir allein und in diesem Sonnenschein liegt so viel Glück, hier aber herrscht nur Stöhnen, Leiden und Schrecken!« Wieder wurde etwas gerufen und wieder liefen alle zurück. In diesem Augenblick verschwand die Sonne hinter den Wolken. Vor Rostow erschienen wieder Tragbahren. Die Furcht vor dem Tode und Verwundung, die Liebe zum Leben und das Entzücken an der Sonne, alles floß in einen krankhaft aufgeregten Eindruck zusammen.

»Herr im Himmel, errette mich!« flüsterte Rostow.

Die Husaren liefen zu den Pferden. Die Stimmen wurden laut und ruhiger. »Du, Brüderchen, hast du Pulver gerochen?« rief ihm Denissow zu.

»Es ist alles aus! Ich bin ein Feigling!« dachte Rostow, und mit einem schweren Seufzer ergriff er die Zügel seines Pferdes und stieg auf.

»Was war das? Kartätschen?« fragte er Denissow.

»Ja, und es war gut gemeint!« rief Denissow. »Die Burschen haben tüchtig gearbeitet. Aber Arbeit ist unangenehm, eine Attacke ist etwas anderes, wo man alles in Stücke hackt, was vorkommt!«

Denissow ritt zu einer kleinen Gruppe hinüber, welche sich um den Obersten gebildet hatte.

»Aber ich glaube, niemand hat es bemerkt«, dachte Rostow. Und wirklich hatte niemand etwas bemerkt, weil jedem das Gefühl eines Junkers, wenn er zum erstenmal ins Feuer kommt, bekannt war.

»Melden Sie dem Fürsten, daß ich die Brücke angezündet habe«, sagte der Oberst feierlich.

»Aber wenn man nach dem Verlust fragt?«

»Kleinigkeit«, erwiderte der Oberst. »Zwei Husaren verwundet und einer gefallen!« sagte er mit sichtlichem Vergnügen.

31

Die kleine russische Armee von fünfunddreißigtausend Mann unter dem Befehl Kutusows zog sich rasch auf Wien zurück und hielt sich nur auf, wo sie vom Feind eingeholt wurde, worauf sie sich in Nachhutgefechte nur so weit einließ, als nötig war, um den Rückzug zu sichern, ohne die Bagage zu verlieren. Solche Gefechte fanden bei Lembach, Amstetten und Melk statt, aber trotz aller auch vom Feind anerkannten Tapferkeit, mit der die Russen sich schlugen, hatten diese Gefechte nur noch schnelleres Zurückweichen zur Folge. Die österreichische Armee trennte sich jetzt von der russischen, es war nicht daran zu denken, Wien zu verteidigen. Anstatt des tiefdurchdachten Angriffsplans, welcher nach den Gesetzen der neuen Wissenschaft, der Strategie, vom Hofskriegsrat entworfen und Kutusow bei seiner Anwesenheit in Wien übergeben worden war, blieb jetzt Kutusow nichts übrig, als die Vereinigung mit den aus Rußland nachkommenden Heeresteilen zu suchen.

Am 28. Oktober ging Kutusow mit der Armee auf das linke Ufer der Donau über und machte zum erstenmal Halt, da er die Donau zwischen sich und den Franzosen hatte. Am 30. griff er die auf dem linken Ufer stehende Division Mortier an und vernichtete sie. In diesem Gefecht wurden zum erstenmal einige Trophäen – Fahnen, Geschütze und zwei feindliche Generale – erbeutet. Zum erstenmal nach zweiwöchigem Rückzug machten die russischen Truppen Halt. Sie hatten jetzt nicht nur das Feld behauptet, sondern auch die Franzosen verjagt. Obgleich die Truppen abgerissen und erschöpft und um ein Drittel zusammengesmolzen waren, obgleich auf dem andern Ufer der Donau Kranke und Verwundete mit einem Brief Kutusows, der sie der Menschlichkeit des Feindes empfahl, zurückgeblieben waren, obgleich die großen Hospitäler und Häuser in Krems, in welchen Lazarette eingerichtet worden waren, nicht alle Kranken und Verwundeten aufnehmen konnten, hatte doch der Sieg über Mortier den Geist der Truppen bedeutend gehoben. In der ganzen Armee und dem Hauptquartier waren sehr günstige, wenn auch falsche Gerüchte über das angebliche Eintreffen neuer Truppen aus Rußland, über einen Sieg der Österreicher und den Rückzug des erschrockenen Bonaparte in Umlauf.

Während der Schlacht befand sich Fürst Andree bei dem österreichischen General Schmidt, welcher bald darauf fiel. Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, und er wurde selbst durch einen Streifschuß leicht verletzt. Als Zeichen besonderer Gunst wurde er von Kutusow mit der Nachricht von diesem Sieg an den österreichischen Hof abgesandt, welcher sich bereits in Brünn befand, da Wien von den Franzosen bedroht war. In der Nacht nach dem Gefecht war Fürst Andree in aufgeregter Stimmung mit einer Meldung vom General Dochturow in Krems an Kutusow gekommen und wurde noch in derselben Nacht nach Brünn abgesandt. Dieser Auftrag bedeutete einen wichtigen Schritt im Avancement.

Es war eine dunkle Sternennacht. Am Tage war etwas Schnee gefallen. Fürst Andree saß in dem leichten Postwagen mit dem Gefühl eines Menschen, welcher lange gewartet und nun endlich den Anfang des erwünschten Glückes erreicht hat. Sobald er die Augen schloß, ertönte in seinem Ohr Gewehrfeuer und Kanonendonner. Er erinnerte sich nochmals an alle Einzelheiten des Sieges und seinen kaltblütigen Mut während der Schlacht, und endlich schlummerte er ein. Nach der dunklen Sternennacht brach ein heller, heiterer Morgen an. Der Schnee schmolz in der Sonne. Die Pferde liefen rasch dahin durch dichte Wälder.

Es dunkelte, als Fürst Andree in Brünn eintraf. In den Straßen mit hohen Häusern und hell erleuchteten Läden empfand er jene Atmosphäre einer großen, volkreichen Stadt, welche für den Krieger nach dem Lagerleben immer so verführerisch ist. Ungeachtet der raschen Fahrt und der schlaflosen Nacht fühlte sich Fürst Andree, als er am Schlosse vorfuhr, noch frischer als am vorhergehenden Abend. Nur seine Augen glänzten fieberhaft und seine Gedanken folgten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und Deutlichkeit. Er stellte sich vor, welche Fragen Kaiser Franz an ihn richten und was er antworten werde. Er glaubte, man werde ihn sogleich dem Kaiser vorstellen, aber bei dem großen Einfahrtstor des Schlosses kam ein Beamter ihm entgegen, und als er in ihm einen Kurier erkannte, führte er ihn zu einem anderen Eingang.

»Dort in der Tür rechts finden Sie den Flügeladjutanten«, sagte ihm der Beamte, »er wird Sie zum Kriegsminister begleiten.«

Der Flügeladjutant bat ihn, etwas zu warten, und ging zum Kriegsminister. Nach fünf Minuten kam er zurück und führte den Fürsten Andree mit besonderer Höflichkeit durch den Korridor in ein Kabinett, wo der Kriegsminister arbeitete. Die freudige Erwartung des Fürsten Andree

wurde bedeutend gedämpft, als er das Kabinett des Kriegsministers betrat. Er fühlte sich beleidigt, und dieses Gefühl steigerte sich, als der Kriegsminister, an einem großen Tisch sitzend, zwei Minuten lang den Eintretenden unbeachtet stehen ließ. Er las ein Papier und machte dabei Bemerkungen mit einem Bleistift.

»Nehmen Sie das und geben Sie es ab«, sagte der Kriegsminister zu seinem Adjutanten, indem er ihm das Papier reichte, aber noch immer beachtete er den Kurier nicht.

Fürst Andree schloß aus diesem Benehmen, daß die Tätigkeit von Kutusows Armee den Kriegsminister weniger als alles übrige interessierte, und daß er für nötig fand, den russischen Kurier dies fühlen zu lassen.

»Aber das ist mir ganz gleichgültig«, dachte er.

Der Kriegsminister schob die übrigen Papiere zusammen und hob den Kopf auf. Er hatte ein kluges, charaktervolles Gesicht.

»Vom Generalfeldmarschall Kutusow?« fragte er. »Gute Nachrichten, wie ich hoffe?«

»Es hat ein Zusammenstoß mit Mortier stattgefunden.«

»War er siegreich? Es wäre Zeit!« Er ergriff die Depesche, die an ihn gerichtet war, und las sie mit kummervoller Miene.

»Ach, mein Gott! Mein Gott! Schmidt!« sagte er auf deutsch. »Welches Unglück!« Nachdem er die Depesche gelesen hatte, legte er sie auf den Tisch und blickte Fürst Andree gedankenvoll an.

»Ach, welches Unglück. Die Sache war entscheidend, sagen Sie? Aber Mortier ist nicht gefangengenommen worden? – Nun, ich bin sehr erfreut, daß Sie gute Nachrichten brachten, obgleich der Sieg durch den Tod Schmidts teuer erkaufte ist. Seine Majestät wird Sie wahrscheinlich zu sehen wünschen, aber nicht heute. Ich danke Ihnen. Erholen Sie sich! Seien Sie morgen beim Eingang nach der Parade! Übrigens werde ich Ihnen Nachricht geben. Auf Wiedersehen! Ich danke Ihnen sehr.«

Fürst Andree verließ das Schloß mit dem Gefühl, als ob alles Interesse und Glück, das ihm der Sieg verliehen hatte, jetzt in den gleichgültigen Händen des Kriegsministers und bei dem höflichen Adjutanten zurückgeblieben sei. Seine Gedanken nahmen eine andere Richtung. Das Gefecht erschien ihm wie eine Erinnerung aus längst vergangener Zeit.

Fürst Andree wohnte in Brünn bei dem russischen Diplomaten Bilibin, mit dem er befreundet war. Am andern Morgen erwachte er spät und rief sich die Eindrücke der Vergangenheit zurück. Er erinnerte sich vor allem, daß er sich heute dem Kaiser Franz vorstellen sollte, dann dachte er an den Kriegsminister und den höflichen, österreichischen Flügeladjutanten. Nachdem er sich zur Audienz seine Paradeuniform angelegt hatte, die er schon seit langer Zeit nicht mehr getragen hatte, begab er sich frisch und heiter mit verbundenem Arm in das Kabinett Bilibins. Dort befanden sich vier Herren vom diplomatischen Korps mit dem Fürsten Hippolyt Kuragin, welcher Gesandtschaftssekretär geworden war. Diesen kannte Bolkonsky bereits, mit den anderen machte ihn Bilibin bekannt.

Diese Herren waren junge, reiche Lebemänner, welche sowohl hier wie in Wien einen besonderen Kreis bildeten, dessen Haupt Bilibin war. In diesen Kreis wurde Fürst Andree gern aufgenommen. Man erkundigte sich nach den Ereignissen bei der Armee, nach den Gefechten, bald aber verbreitete sich das Gespräch über Tagesneuigkeiten, welche mit Krieg und Politik nichts zu scharfen hatten, und zerfloß in leichtfertige Scherze. Am lautesten lachte Hippolyt.

»Meine Herren«, sagte Bilibin, »Bolkonsky ist mein Gast, und ich möchte ihn gern mit allen Freuden des hiesigen Lebens bekannt machen. Sie übernehmen das Theater, ich die Gesellschaft und Sie, Hippolyt, natürlich die Damen.«

»Man muß ihm Amélie zeigen, entzückend!« bemerkte einer der Herren, indem er seine Fingerspitzen küßte.

»Man muß überhaupt diesen blutdürstigen Krieger zu menschlichen Gefühlen bekehren«, bemerkte Bilibin. Bald verabschiedete sich Fürst Andree, um sich an den Hof zu begeben.

»Auf Wiedersehen, Bolkonsky! Auf Wiedersehen, Fürst!« riefen die Anwesenden. »Kommen Sie frühzeitig zu Mittag! Wir stellen uns Ihnen zur Verfügung.«

»Wenn Sie mit dem Kaiser sprechen«, bemerkte Bilibin, indem er Bolkonsky begleitete, »rühmen Sie so viel als möglich die Ordnung in der Lieferung des Proviants.«

»Das möchte ich gern tun, aber meines Wissens ist es unmöglich«, erwiderte Bolkonsky lächelnd.

»Nun, überhaupt sprechen Sie so viel als möglich. Seine Leidenschaft sind Audienzen, selbst aber liebt er nicht zu sprechen und versteht es auch nicht, wie Sie sehen werden.«

33

Als Kaiser Franz heraustrat, blickte er Fürst Andree durchdringend an, welcher an dem ihm angegebenen Ort zwischen den österreichischen Offizieren stand, und nickte ihm mit seinem langen Kopf zu. Dann teilte der höfliche Flügeladjutant Bolkonsky mit, der Kaiser wünsche ihm eine Audienz zu geben.

Kaiser Franz empfing ihn mitten im Zimmer stehend. Noch ehe Fürst Andree sprach, war er erstaunt über die Verwirrung des Kaisers, welcher nicht zu wissen schien, was er sagen wollte, und errötete.

»Wann begann das Gefecht?« fragte er hastig.

Fürst Andree antwortete darauf. Dann folgten noch andere, ebenso einfache Fragen. »Ist Kutusow gesund? Wann ist er aus Krems abmarschiert?« und so weiter. Der Kaiser sprach so, als ob er nur die Absicht habe, eine gewisse Anzahl Fragen zu stellen, die Antworten auf diese Fragen interessierten ihn allem Anschein nach nur wenig.

»Um wieviel Uhr begann das Gefecht?« fragte der Kaiser.

»In Dürrenstein, wo ich mich befand, begannen die Truppen den Angriff um sechs Uhr abends«, sagte Bolkonsky. Er wurde lebhafter und glaubte, er werde jetzt eine Schilderung alles dessen, was er wußte und gesehen hatte, die er im Kopfe schon bereit hatte, ausführen können. Aber der Kaiser unterbrach ihn lächelnd.

»Wieviel Meilen?«

»Woher und wohin, Majestät?«

»Von Dürrenstein nach Krems?«

»Drei und eine halbe Meile, Majestät!«

»Haben die Franzosen das linke Ufer geräumt?«

»Wie die Kundschafter meldeten, sind in der Nacht die Letzten auf Flößen übergegangen.«

»Ist genug Furage in Krems?«

»Furage wurde nicht in der Menge geliefert ...«

Der Kaiser unterbrach ihn. »Um wieviel Uhr fiel General Schmidt?«

»Ich glaube, um sieben Uhr.«

»Um sieben Uhr! Sehr traurig! Sehr traurig!«

Der Kaiser sagte, er danke und verneigte sich ein wenig. Fürst Andree ging und wurde sogleich von Höflingen umgeben. Von allen Seiten kamen freundliche Blicke und freundliche Worte. Der höfliche Flügeladjutant machte ihm Vorwürfe, daß er nicht im Schloß geblieben sei, und bot ihm sein Haus an, der Kriegsminister trat auf ihn zu und gratulierte ihm zum Maria-Theresia-Orden dritter Klasse, welchen ihm der Kaiser verliehen hatte. Ein Kammerherr der Kaiserin lud ihn zu Ihrer Majestät ein, auch eine Erzherzogin wünschte ihn zu sehen. Er wußte nicht, wem er antworten sollte und brauchte einige Augenblicke, um sich zu fassen. Der russische Gesandte ergriff ihn an der Schulter, führte ihn zum Fenster und begann mit ihm zu sprechen.

Die Nachrichten, die Fürst Andree gebracht hatte, waren freudig aufgenommen worden. Es wurde ein Dankgottesdienst befohlen, und Kutusow wurde das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens verliehen. Die ganze Armee erhielt Belohnungen. Von allen Seiten erhielt Bolkonsky Einladungen und mußte den ganzen Morgen Besuche bei hohen Würdenträgern machen. Nachdem er die Besuche beendet hatte, kehrte er nach Hause, zu Bilibin, zurück. Vor der Haustür stand ein leichter Reisewagen bis zur Hälfte mit Koffern beladen, und Franz, der Diener Bilibins, kam aus der Tür heraus und zog mühsam einen Koffer nach sich.

»Was ist das?« fragte Bolkonsky.

»Ach, Erlaucht«, antwortete Franz, indem er mühsam den Koffer auflud, »wir fahren noch weiter! Der Bösewicht ist den Unsrigen schon wieder auf den Fersen.«

Bilibin kam ihm mit aufgeregter Miene entgegen.

»Nein, wirklich ausgezeichnet!« sagte er. »Diese Geschichte mit der Taborbrücke! Sie haben sie ohne allen Widerstand überschritten!«

Fürst Andree begriff nichts.

»Woher kommen Sie, daß Sie nicht wissen, was schon alle Kutscher in der Stadt wissen?«

»Ich komme von der Erzherzogin, dort habe ich nichts gehört.«

»Und Sie haben nicht gesehen, daß man überall einpackt?«

»Nichts habe ich gesehen. Was gibt es denn?« fragte Fürst Andree ungeduldig.

»Was es gibt? Die Franzosen haben die Brücke überschritten, welche Auersperg verteidigen sollte. Die Brücke ist nicht zerstört worden, so daß

Murat jetzt in Eilmärschen sich Brünn nähert. Heute oder morgen wird er hier sein!«

»Hier? Warum hat man nicht die Brücke zerstört, da sie doch unterminiert war?«

Bilibin zuckte mit den Achseln.

»Und wenn die Brücke überschritten ist, so ist auch die Armee verloren; sie wird abgeschnitten«, sagte Bolkonsky.

»Das ist ja eben die Geschichte«, sagte Bilibin. »Hören Sie! Die Franzosen rücken in Wien ein, wie ich Ihnen sagte. Schon am anderen Tage, also gestern, setzen sich die Marschälle Murat, Lannes und Bellard zu Pferd und reiten an die Brücke. ›Meine Herren«, sagt der eine, ›Sie wissen, daß die Taborbrücke unterminiert ist und durch einen großen Brückenkopf verteidigt wird, mit fünfzehntausend Mann, welche den Befehl haben, die Brücke zu zerstören und uns nicht durchzulassen. Aber unserem Kaiser Napoleon würde es angenehm sein, wenn wir diese Brücke nehmen würden.« – ›Wir drei werden sie nehmen«, sagten die anderen, und so ritten sie ab, nahmen die Brücke, überschritten sie und jetzt marschirt die ganze feindliche Armee diesseits der Donau gegen uns und unsere Verbündeten.«

»Scherzen Sie nicht«, sagte Fürst Andree ernst.

Diese Nachricht war traurig für ihn und doch zugleich angenehm. Sobald er erfuhr, daß die russische Armee sich in einer so hoffnungslosen Lage befand, kam ihm der Gedanke, er sei berufen, sie daraus zu befreien.

»Scherzen Sie nicht«, sagte Fürst Andree.

»Ich scherze nicht«, fuhr Bilibin fort, »es ist vollkommen wahr, so traurig es auch ist. Die Herren Marschälle ritten also an die Brücke und schlangen weiße Taschentücher. Sie versicherten, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und sie seien gekommen, um mit dem Fürsten Auersperg zu verhandeln. Der Offizier an der Brücke läßt sie in den Brückenkopf ein, sie erzählen ihm tausenderlei schwindelhafte Neuigkeiten, der Krieg sei beendet, Kaiser Franz werde mit Bonaparte eine Zusammenkunft haben und sie wünschten den Fürsten Auersperg zu sprechen, und so weiter. Der Offizier sendet nach Auersperg, die Franzosen plaudern, die Offiziere setzen sich zum Scherz auf die Kanonen und inzwischen marschirt ein feindliches Bataillon unbemerkt auf die Brücke, wirft die Säcke mit Brennmateriale ins Wasser und kommt bis an den Brückenkopf. Endlich erscheint der Generalleutnant selbst, unser lieber Fürst Auersperg.

»Verehrter Feind, Blüte des österreichischen Heeres, Held der Türkenkriege, der Krieg ist zu Ende! Wir können einander die Hand bieten, der Kaiser Napoleon hat den lebhaften Wunsch, den Fürsten Auersperg kennenzulernen.« Mit einem Wort, diese Herren beschwatzten Auersperg mit ihren schönen Worten, und er ist so entzückt von dieser Intimität, von dieser plötzlichen Bekanntschaft mit den französischen Marschällen und so geblendet von dem Anblick der Straußfedern Murats, daß ihm der Kopf schwindelt. Das französische Bataillon läuft in den Brückenkopf, vernagelt die Kanonen und die Brücke ist genommen. Und was das beste dabei ist, der Sergeant, welcher an der Kanone stand, auf deren Signal die Brücke in die Luft gesprengt werden sollte, dieser Sergeant sah, wie die Franzosen über die Brücke kamen und wollte schon schießen, aber Lannes stieß seine Hand zurück. Der Sergeant, welcher augenscheinlich klüger war als sein General, ging auf Auersperg zu und sagte: »Fürst, man betrügt Sie! Da sind die Franzosen!« Murat sah, daß das Spiel verloren war, wenn er diesen Sergeanten zu Worte kommen ließ. Mit verstellter Verwunderung wandte er sich an Auersperg. »Ich erkenne die vielgerühmte österreichische Disziplin nicht wieder«, sagte er, »und Sie erlauben einem Unteroffizier, so mit Ihnen zu sprechen?« Das war genial! Fürst Auersperg fühlte sich beleidigt und ließ den Unteroffizier arretieren. Ist das nicht ausgezeichnet – diese Geschichte mit der Brücke?«

»Ist das nicht Verrat?« fragte Fürst Andree, indem er sich lebhaft die grauen Mäntel, den Pulverdampf, den Kanonendonner und den Ruhm vorstellte, die ihn erwarteten.

»Nein, das ist kein Verrat, das ist nur kolossale Dummheit! Aber wohin?« fragte Bilibin Fürst Andree, der nach seinem Zimmer ging.

»Ich reise ab.«

»Wohin?«

»Zur Armee.«

»Aber Sie wollten ja zu Mittag bleiben?«

»Nein, jetzt muß ich gleich abreisen.«

Fürst Andree traf sogleich Vorbereitungen zur Abfahrt.

»Wissen Sie, mein Lieber«, sagte Bilibin, als er zu ihm ins Zimmer trat, »ich habe darüber nachgedacht. Warum wollen Sie abreisen?«

Fürst Andree blickte ihn fragend an.

»Warum wollen Sie abreisen? Ich weiß, Sie halten es für Ihre Pflicht, jetzt zur Armee zu gehen, weil sie in Gefahr ist. Das begreife ich, mein

Lieber, das ist Heroismus.«

»Keineswegs«, erwiderte Fürst Andree.

»Aber Sie sind Philosoph, also seien Sie es auch ganz. Sehen Sie die Sache von der andern Seite an und Sie werden finden, daß es im Gegenteil Ihre Pflicht ist, sich zu erhalten. Sie haben keinen Befehl, zurückzukehren, und von hier hat man Sie nicht entlassen, also können Sie hierbleiben und mit uns weiterreisen, wohin uns unser unglückliches Schicksal führt. Man sagt, wir gehen nach Olmütz. Das ist ein sehr niedliches Städtchen, und wir fahren ganz gemütlich in meiner Kalesche dahin.«

»Genug der Scherze, Bilibin«, erwiderte Bolkonsky.

»Ich spreche im Ernst und aus Freundschaft. Überlegen Sie einmal, welchen Nutzen bringt es, wenn Sie jetzt abreisen, während Sie hierbleiben können? Entweder erreichen Sie die Armee gar nicht, oder der Frieden wird abgeschlossen, oder die ganze Armee Kutusows wird zersprengt.«

»Ich habe nichts zu überlegen«, sagte Fürst Andree kalt. »Ich muß abreisen, um die Armee zu retten«, dachte er innerlich.

»Mein Lieber, Sie sind ein Held«, erwiderte Bilibin.

Noch an diesem Abend verabschiedete sich Bolkonsky vom Kriegsminister und reiste zur Armee ab, ohne zu wissen, wo er sie finden werde. Er mußte sogar befürchten, auf dem Wege nach Krems von den Franzosen überholt zu werden.

Bei Etzelsdorf erreichte Andree den Weg, auf welchem mit großer Hast die russische Armee sich zurückzog. Der Weg war von Wagen aller Art so versperrt, daß es unmöglich war, mit der Equipage durchzukommen. Fürst Andree nahm von einem Kosakenoffizier ein Pferd und einen Kosaken mit und ritt hungrig und müde weiter, um das Hauptquartier aufzusuchen. Die schlimmsten Gerüchte über die Lage der Armee erreichten ihn unterwegs, und der Anblick der in Unordnung flüchtenden Truppen bestätigte diese Gerüchte.

»Dieser russischen Armee, welche das englische Gold vom Ende der Welt hierherführte, werden wir dasselbe Schicksal bereiten wie der österreichischen bei Ulm«, lauteten die Worte eines Tagesbefehls von Bonaparte an sein Heer, an welche sich Fürst Andree jetzt erinnerte, und diese Worte erregten seine Bewunderung für den genialen Kriegshelden sowie das Gefühl des beleidigten Stolzes und die Hoffnung auf Ruhm.

»Wenn aber nichts anderes übrigbleibt als zu sterben«, dachte er, »nun gut, wenn es sein muß, so werde ich das nicht schlechter verstehen als ein anderer.«

Fürst Andree blickte mit Verachtung nach diesen unendlich langen, chaotischen Zügen von Truppenmassen, Wagen, Batterien, welche einander drängten und überholten auf dem schmutzigen Weg. Von allen Seiten, von hinten und von vorn, hörte man das Knarren der Wagen, das Stampfen der Pferde, Peitschenhiebe, Geschrei und Schimpfworte der Soldaten und Offiziere. Am Rande des Weges lagen gefallene Pferde, zerbrochene Wagen, Soldaten, welche hier ihren Truppenteil verloren hatten und dann in den benachbarten Dörfern plündernd umherschwärmten. Die Soldaten standen bis zu den Knien im Schmutz. Die Offiziere, welche den Marsch lenken sollten, ritten bald vorwärts, bald rückwärts zwischen den Wagenzügen. In dem allgemeinen Lärm waren ihre Stimmen kaum

vernehmbar, und man sah an ihren Mienen, daß sie an der Möglichkeit zweifelten, dieser Unordnung Einhalt zu tun.

»Das ist es, das liebe, rechtgläubige Kriegsheer!« dachte Bolkonsky.

Er wollte einen der Leute fragen, wo das Hauptquartier sei und fuhr zu einem Wagenzug heran. Gerade vor ihm fuhr ein seltsames Fahrzeug vorüber, welches zwischen einem Bauernwagen und einer Kalesche die Mitte hielt. Ein Soldat lenkte die Zügel, unter dem Verdeck saß eine Frau ganz mit Tüchern umwunden.

Fürst Andree ritt näher und wollte schon eine Frage an den Soldaten richten, als verzweifeltes Rufen der Frau, welche in dem Wagen saß, seine Aufmerksamkeit erregte. Ein Offizier schlug den Soldaten, der die Kalesche lenkte, weil er die anderen überholen wollte. Die Frau stieß ein heftiges Geschrei aus. Als sie Fürst Andree erblickte, sah sie aus der Kutsche heraus und rief: »Herr Adjutant! Um Gottes willen, helfen Sie. Was soll das sein? Ich bin die Frau eines Arztes vom siebenten Jägerregiment. Man läßt mich nicht durch! Wir sind ermüdet und haben die Unsrigen verloren!«

»Kehr um!« schrie zornig der Offizier dem Soldaten zu. »Kehr um mit deinem Weibsbild!«

»Herr Adjutant, helfen Sie! Was soll das heißen?« rief die Frau.

»Lassen Sie gefälligst das Fahrzeug durch! Sehen Sie denn nicht, daß es eine Dame ist?« sagte Fürst Andree zu dem Offizier. Dieser blickte ihn an ohne zu antworten und fuhr wieder auf den Soldaten los.

»Ich fresse dich auf! ... Zurück!«

»Lassen Sie ihn durch, sage ich Ihnen!« wiederholte Fürst Andree in bestimmterem Tone.

»Und wer bist denn du da?« schrie der Offizier plötzlich in trunkener Wut. »Wer bist du? Hier habe ich zu befehlen und nicht du! Fort mit dir!«

»Das Adjutantchen hat er gut abgefertigt«, sagte eine Stimme in der Nähe.

Fürst Andree sah, daß der Offizier sich in der Trunkenheit in einem Anfall plötzlicher Wut befand, in dem Leute nicht wissen, was sie sprechen; er sah, daß seine Einmischung zugunsten der Frau in dem Wagen eben das hervorgebracht hatte, was er am meisten in der Welt fürchtete, was die Franzosen das Lächerliche nennen. Noch hatte der Offizier die letzten Worte nicht ausgesprochen, als Fürst Andree mit vor Wut verzerrtem Gesicht auf ihn zuritt und die Peitsche erhob.

»Lassen Sie sie durch!«

Der Offizier machte eine gleichgültige Gebärde und ritt rasch davon.

Ohne die Frau, die ihn ihren Retter nannte, anzusehen, ritt Fürst Andree rasch auf ein Dorf zu, wo sich das Hauptquartier befinden sollte, wie man ihm sagte. Als er das Dorf erreicht hatte, stieg er vom Pferd und ging auf das erste Haus zu, um sich einen Augenblick auszuruhen.

Fürst Andree trat in das Haus, wo er Neswizki und noch einen anderen Adjutanten fand, welche etwas aßen. Sogleich fragten sie mit besorgten Mienen Bolkonsky, ob er nichts Neues wisse.

»Wo ist der Oberkommandierende?« fragte Bolkonsky.

»Dort in diesem Hause«, erwiderte der Adjutant. »Nun, ist es wahr, daß der Friede geschlossen ist, oder daß wir kapituliert haben?« fragte Neswizki.

»Das möchte ich euch fragen. Ich weiß nichts, als daß ich mit Mühe hierhergekommen bin.«

»Es sieht schrecklich aus, Brüderchen, ich habe über Mack gelacht und jetzt wird's uns noch schlimmer gehen! Setze dich doch und iß etwas!«
»Jetzt, Fürst, werden Sie nichts mehr von Ihrem Gepäck vorfinden, und Ihr Peter ist Gott weiß wo«, bemerkte der andere Adjutant.

»Wo ist das Hauptquartier?«

»Wir übernachten in Znaim.«

»Was macht hier der Oberkommandierende?« fragte Fürst Andree.

»Ich begreife von allem nichts«, erwiderte Neswizki.

»Ich begreife nur, daß alles nichtswürdig und liederlich ist«, sagte Fürst Andree und ging nach dem Hause, wo der Oberkommandierende wohnte. Kutusow befand sich daselbst mit dem Fürsten Bagration und einem österreichischen General. Im Vorzimmer saß der kleine Koslowsky vor einem Schreiber, welcher auf einem umgestürzten Fäßchen eifrig schrieb. Fürst Andree fragte Koslowsky eilig nach Kutusow.

»Sogleich, Fürst!« erwiderte Koslowsky. »Hier ist eine Disposition von Bagration!«

»Ist es nicht die Kapitulation?«

»Durchaus nicht, es sind Befehle zur Schlacht.«

Fürst Andree ging auf eine Tür zu, aus welcher er Stimmen vernahm. Aber eben wollte er die Tür öffnen, als die Stimmen verstummten, die Tür sich von selbst öffnete und Kutusow, mit seiner Adlernase auf dem dicken Gesicht, auf der Schwelle erschien. Fürst Andree blieb gerade vor Kutusow stehen, aber an dem Ausdruck seines einzigen Auges war ersichtlich, daß

die Gedanken und Sorgen ihn so stark in Anspruch genommen hatten, daß er nichts bemerkte. Er blickte seinem Adjutanten ins Gesicht, ohne ihn zu erkennen.

»Nun, ist's fertig?« fragte er Koslowsky.

»Im Augenblick, Exzellenz!«

Bagration, ein kleiner, noch rüstiger Mann mit orientalischem Typus, erschien hinter dem Oberkommandierenden.

»Ich habe die Ehre, mich zu melden«, sagte Fürst Andree ziemlich laut, indem er ein Kuvert überreichte.

»O! Aus Wien? Gut, später! Später!«

Kutusow ging mit Bagration auf die Vortreppe hinaus.

»Nun, Fürst, lebe wohl!« sagte er zu Bagration. »Christus sei mit dir!«

Kutusows Gesicht nahm plötzlich einen weichen Ausdruck an und Tränen erschienen in seinen Augen. »Christus sei mit dir!« wiederholte er und ging zu seinem Wagen. »Fahre mit mir«, sagte er zu Bolkonsky.

»Hohe Exzellenz, ich möchte gern hier nützlich sein. Erlauben Sie mir, in dem Heeresteile des Fürsten Bagration zu bleiben.«

»Steige ein!« sagte Kutusow. »Ich habe gute Offiziere selbst nötig!«

Sie stiegen in den Wagen und fuhren schweigend einige Minuten.

»Es bleibt noch viel zu tun«, sagte Kutusow. Bald schien er vergessen zu haben, was er gesagt hatte, und versank wieder in Nachdenken. Nach fünf Minuten wandte er sich wieder an Fürst Andree. Keine Spur von Aufregung war auf seiner Miene zu erkennen. Mit feinem Spott fragte er den Fürsten Andree nach seinen Erlebnissen während der Audienz beim Kaiser und nach den Äußerungen, die er über das Gefecht bei Krems gehört hatte.

Kutusow hatte in Krems an der Donau am 1. November durch Kundschafter eine Nachricht erhalten, nach welcher seine Armee sich in einer verzweifelten Lage befand. Ein Spion meldete, die Franzosen hätten mit bedeutenden Kräften die Brücke bei Wien überschritten und bedrohten die Verbindungen Kutusows mit den Truppen, die aus Rußland kommen sollten. Wenn Kutusow bei Krems an der Donau blieb, so würde er von Napoleon mit hundertfünfzigtausend Mann abgeschnitten, und seine Armee befand sich in derselben Lage wie Mack bei Ulm. Wenn aber Kutusow seine Verbindung mit Rußland aufgab, so mußte er sich in die unwegsamen böhmischen Wälder zurückziehen und jede Hoffnung auf Vereinigung mit Buxhöwden aufgeben. Wenn aber Kutusow sich entschloß, auf dem Wege von Krems auf Olmütz sich zurückzuziehen, um die Verstärkungen aus Rußland an sich zu ziehen, so riskierte er, daß ihm auf diesem Wege die Franzosen zuvorkamen, die von Wien aus nördlich marschierten, und auf diese Weise genötigt zu sein, sich gegen einen Feind zu schlagen, der ihm an Zahl weit überlegen war und ihn von allen Seiten einschließen konnte. Kutusow wählte diesen letzteren Weg.

Wie der Kundschafter meldete, marschierten die Franzosen in Eilmärschen auf Znaim, das auf dem Wege von Krems nach Olmütz, der Rückzugslinie Kutusows, lag und hundert Kilometer von Krems entfernt ist. Wenn er Znaim vor den Franzosen erreichte, so war Hoffnung auf Rettung der Armee vorhanden, wenn er die Franzosen aber sich zuvorkommen ließ, so war das der Untergang. Den Franzosen aber mit der ganzen Armee zuvorzukommen war unmöglich, der Weg der Franzosen von Wien nach Znaim war kürzer und besser als der Weg der Russen von Krems nach Znaim.

Noch in der Nacht nach Empfang dieser Nachricht sandte Kutusow Bagration nach rechts über die Berge, um sich auf dem Wege zwischen Wien und Znaim aufzustellen, mit dem Gesicht nach Wien und mit dem Rücken nach Znaim. Und wenn es ihm gelang, den Franzosen zuvorzukommen, so sollte er sich so lange halten, wie er konnte. Kutusow selbst marschierte mit der ganzen Bagage nach Znaim. Bagration marschierte mit seinen hungrigen, erschöpften Soldaten über die

unwegsamen Berge in der stürmischen Nacht fünfundvierzig Kilometer weit und verlor den dritten Teil seiner Mannschaft an Nachzüglern, aber er traf in Hollabrunn auf der Strecke von Wien nach Znaim einige Stunden vor den Franzosen ein, die von Wien her auf Znaim marschierten. Kutusow aber hatte noch vierundzwanzig Stunden mit seiner Bagage nötig, um Znaim zu erreichen. Also mußte Bagration mit seinen hungrigen Soldaten vierundzwanzig Stunden lang die ganze feindliche Armee aufhalten, was augenscheinlich unmöglich war.

Aber das launische Schicksal machte das Unmögliche möglich. Der Erfolg jenes Betrugs, der den Franzosen ohne Kampf die Wiener Brücke überlieferte, veranlaßte Murat zu einem Versuch, auch Kutusow zu betrügen. Murat stieß mit der französischen Vorhut auf die schwache Heeresabteilung Bagrations auf der Straße nach Znaim und glaubte, er habe die ganze Armee Kutusow vor sich. Um diese Armee ganz sicher zu vernichten, erwartete er die Ankunft weiterer Truppen aus Wien, und in dieser Absicht schlug er einen Waffenstillstand von drei Tagen vor unter der Bedingung, daß beide Teile ihre Stellung nicht verändern und sich nicht von der Stelle rühren sollten. Murat versicherte, es seien schon Friedensverhandlungen im Gang, und um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, schlage er eine Waffenruhe vor. Der österreichische General, Graf Nostiz, glaubte dem Parlamentär Murats und zog sich zurück. Ein anderer Parlamentär kam an die russischen Vorposten und überbrachte dieselbe Nachricht von den Friedensverhandlungen und dem Vorschlag einer Waffenruhe auf drei Tage. Bagration sagte, er könne diesen Vorschlag weder annehmen noch ablehnen und sandte seinen Adjutanten an Kutusow mit der Meldung darüber ab.

Die Waffenruhe war für Kutusow das einzige Mittel, um Zeit zu gewinnen, die Bagage fortzuschaffen. Deshalb sandte Kutusow sogleich den Generaladjutanten Wintzingerode in das feindliche Lager mit dem Auftrag, nicht nur die Waffenruhe anzunehmen, sondern auch über eine Kapitulation zu verhandeln. Zugleich aber sandte Kutusow seinen Adjutanten zurück, um den Marsch der ganzen Armee und der Bagage auf Krems und Olmütz soviel als möglich zu beschleunigen.

Die Erwartung Kutusows, daß die Verhandlungen über die Kapitulation, die zu nichts verpflichteten, ihm Zeit geben würden, die Bagage fortzuschaffen, traf zu, nicht minder aber auch die Überzeugung, daß der Mißgriff Murats sehr bald erkannt werden würde. Sobald Bonaparte in

Schönbrunn, nur fünfundzwanzig Kilometer von Hollabrunn entfernt, die Meldung Murats über die vorgeschlagene Waffenruhe und Kapitulation erhielt, merkte er sofort die beabsichtigte Täuschung und schrieb einen scharfen Brief an Murat.

Schönbrunn, den 25. Brumaire 1805, acht Uhr abends.

Ich finde keine Worte, um Ihnen mein Mißvergnügen auszudrücken. Sie haben nur die Vorhut zu kommandieren und kein Recht, ohne meinen Befehl eine Waffenruhe eintreten zu lassen. Sie bringen mich um die Früchte meines ganzen Feldzuges! Sofort brechen Sie die Verhandlungen ab und greifen Sie den Feind an! Erklären Sie ihm, der General, der diese Kapitulation unterschrieben habe, sei nicht dazu berechtigt gewesen, und niemand, außer dem russischen Kaiser, habe das Recht dazu!

Wenn der russische Kaiser die Bedingungen annimmt, so bin ich auch einverstanden. Aber der vorliegende Fall ist nichts anderes als eine Kriegslist. Deshalb greifen Sie die russische Armee an und vernichten Sie sie! Sie können ihre Bagage und Artillerie wegnehmen. Der Generaladjutant ist ein Betrüger! Die Offiziere sind ganz ohne Bedeutung, wenn sie keine Vollmacht haben, und dieser hat keine. Die Österreicher ließen sich bei der Wiener Brücke betrügen, Sie aber lassen sich von dem Adjutanten des russischen Kaisers betrügen!

Napoleon.«

Ein Adjutant galoppierte mit diesem schroffen Brief an Murat schleunigst davon, und Bonaparte, der sich auf seine Generale nie verließ, eilte mit der ganzen Garde nach dem Schlachtfeld, in der Befürchtung, die sichere Beute zu verlieren. Die Russen unter Bagration aber machten vergnügt Feuer an und kochten zum erstenmal seit drei Tagen ihre Grütze. Keiner hatte eine Ahnung von dem, was ihnen bevorstand.

Um vier Uhr abends kam Fürst Andree, der auf seiner Bitte beharrt hatte, in Grunt bei Bagration an. Der Adjutant Napoleons war bei Murat noch nicht eingetroffen, und die Schlacht hatte daher noch nicht begonnen. Bagration kannte Bolkonsky als zuverlässigen Adjutanten und empfing ihn mit herablassender Auszeichnung. Er sagte, heute oder morgen werde es zur Schlacht kommen, und ließ ihm volle Freiheit, während derselben bei ihm zu bleiben, oder bei der Nachhut für einen geordneten Rückzug zu sorgen, was auch sehr wichtig sei.

»Ist er einer der gewöhnlichen Stutzer aus dem Hauptquartier, die sich nur auf leichte Weise ein Kreuz verdienen wollen, so kann er es auch bei der Nachhut verdienen, will er aber bei mir bleiben, so ist mir's recht, denn einen tapferen Offizier kann ich immer brauchen«, dachte Bagration. Fürst Andree erbat sich Erlaubnis, die ganze Stellung zu besichtigen, um zu wissen, wohin er sich zu wenden habe, wenn er einen Auftrag erhalte. Der dejourierende Offizier, ein hübscher, sorgfältig gekleideter Mann mit einem Diamantringe am Zeigefinger, der ebenso schlecht als gern Französisch sprach, erbot sich, den Fürsten Andree zu führen.

»Sehen Sie«, sagte der Adjutant, nach einem Marketenderzelt deutend, »da sitzen sie! Heute morgen habe ich alle hinausgejagt, und nun ist's wieder voll. Ich muß dahinreiten, Fürst, und sie einschüchtern.«

»Gut, ich werde mir bei der Gelegenheit Käse und Brot kaufen«, sagte Fürst Andree, der noch nichts gegessen hatte.

»Warum sagten Sie das nicht, Fürst? Ich hätte Ihnen meine Vorräte angeboten.« Sie stiegen ab und traten in das Zelt. Einige Offiziere mit geröteten Gesichtern saßen essend und trinkend an den Tischen.

»Was ist das, meine Herren?« rief der Generalstabsoffizier in vorwurfsvollem Ton. »Der Fürst hat befohlen, niemand dürfe sich hier aufhalten. Und Sie, Herr Stabskapitän«, wandte er sich an einen kleinen, schmutzigen, schwächtigen Artillerieoffizier, der ohne Stiefel, in bloßen Strümpfen vor den Eintretenden dastand und gezwungen lächelte. »Schämen Sie sich nicht, Kapitän Tuschin? Als Artillerist sollten Sie ein gutes Beispiel geben, und nun stehen sie ohne Stiefel da? Wenn Alarm

geschlagen wird, werden Sie eine hübsche Figur machen. Begeben Sie sich an Ihre Stellen, meine Herren! Alle, alle!« schloß er in befehlendem Tone.

Fürst Andree lächelte unwillkürlich beim Anblick des Kapitäns Tuschin, der mit seinen großen, klugen, gutmütigen Augen fragend bald den Fürsten Andree, bald den Generalstabsoffizier ansah.

»Die Soldaten sagen, Eile mit Weile«, sagte der Kapitän Tuschin mit verlegenem Lächeln, in der Absicht, aus einer unangenehmen Situation durch einen Scherz herauszukommen.

Fürst Andree blickte noch einmal die zierliche Gestalt des Kapitäns an, welche etwas ganz Unkriegerisches, Komisches, aber doch sehr Einnehmendes hatte. Die beiden Offiziere setzten sich zu Pferde und ritten weiter. Jenseits eines Dorfes sahen sie eine neuerrichtete Schanze, an welcher noch immer einige Bataillone arbeiteten. Nachdem sie die Schanze besichtigt hatten, ritten sie weiter. Auf einer gegenüberliegenden Höhe, von welcher sie bereits die Franzosen sehen konnten, hielten sie an.

»Dort steht unsere Batterie«, sagte der Generalstabsoffizier, indem er auf den höchsten Punkt deutete, »sie steht unter diesem Späßvogel, den wir vorhin in Strümpfen gesehen haben. Von dort kann man alles übersehen. Kommen Sie, Fürst!«

»Ich danke sehr, ich werde jetzt allein weiterreiten«, sagte Fürst Andree, der sich seines Begleiters zu entledigen wünschte. Dieser kehrte zurück, und Fürst Andree ritt allein weiter.

Je näher Fürst Andree dem französischen Vorposten kam, desto zuversichtlicher wurde das Aussehen unserer Truppen. Die Soldaten schleppten Holz herbei, bauten Hütten und lachten und schwatzen heiter dabei.

Fürst Andree ritt die äußerste Linie entlang. Unsere Kette war von der feindlichen auf der rechten und linken Flanke weit entfernt, in der Mitte aber, wo am Morgen die Parlamentäre erschienen waren, näherten sich die Ketten so sehr aneinander, daß die Leute sich sehen und miteinander schwatzen konnten. Die Soldaten, welche in der Kette standen, blickten nicht mehr nach den Franzosen, sondern machten unter sich ihre Bemerkungen über vorübergehende Neugierige und erwarteten gelangweilt die Ablösung. Fürst Andree hielt an, um die Franzosen zu betrachten.

»Sieh einmal«, sagte ein Soldat zu seinem Nebenmann und deutete auf einen russischen Soldaten, welcher mit einem Offizier sich der Kette näherte und hitzig mit einem französischen Grenadier sprach.

»Höre doch einmal«, sagte der eine, der für einen Meister im Französischen galt. Der Soldat, nach dem die Leute lachend deuteten, war Dolochow, welcher wegen seiner Streiche in Petersburg zum Gemeinen degradiert worden war. Fürst Andree erkannte ihn und horchte auf das Gespräch. Dolochow war mit seinem Hauptmann in die Kette gekommen, von der linken Flanke her, auf welcher sein Regiment stand.

»Nun, was sagt er?« fragte der Hauptmann, welcher auf die einzeln ihm verständlichen Worte lauerte.

Dolochow antwortete ihm nicht, er befand sich in hitzigem Streit mit dem französischen Grenadier. Sie sprachen von dem Feldzug. Der Franzose verwechselte die Österreicher mit den Russen und behauptete, die Russen hätten sich in Ulm ergeben. Dolochow bewies das Gegenteil und behauptete, die Russen hätten die Franzosen geschlagen. »Hier wurde befohlen, euch fortzujagen, und das wird auch geschehen«, sagte Dolochow.

»Nehmen Sie sich nur in acht, daß man Sie nicht mit allen Ihren Kosaken einsteckt!« erwiderte der Franzose. Die französischen Zuhörer lachten. »Man wird euch tanzen lassen, wie euch Suwórow tanzen ließ«, sagte Dolochow, schüttete sein Herz in russischen Kraftworten aus, warf die Muskete auf die Schulter und ging.

»Kommen Sie, Iwan Lukitsch!« sagte er zu dem Hauptmann.

Die Soldaten trennten sich, aber die Gewehre blieben geladen, die Schießscharten in den Häusern und Schanzen sahen ebenso drohend aus wie zuvor, und die Geschütze blieben gegeneinander gerichtet.

Nachdem Fürst Andree längs der ganzen Linie hingeritten war, ging er zu jener Batterie hinauf, auf welcher nach den Worten des Generalstabsoffiziers das ganze Feld zu übersehen war. Beim äußersten der vier Geschütze stieg er vom Pferd. Vor den Kanonen ging eine Schildwache auf und ab, hinter den Geschützen standen die Protzwagen und weiterhin saßen die Artilleristen bei ihren Kochfeuern. Zur Linken, nicht weit vom letzten Geschütz, stand eine neue Hütte aus Flechtwerk, in welcher ein lebhaftes Gespräch unter den Offizieren stattfand. Wirklich, von der Batterie aus konnte man fast die ganze russische Stellung übersehen und einen ganzen Teil der feindlichen. Gerade der Batterie gegenüber erblickte er das Dorf Schöngraben, weiter nach links und rechts konnte man an drei Stellen inmitten des Rauches von den Lagerfeuern Massen von französischen Truppen unterscheiden, von welchen sich der größte Teil im Dorfe selbst und hinter dem Hügel zu befinden schien. Weiter links vom Dorfe erblickte man im Nebel etwas wie eine Batterie, was man aber mit unbewaffnetem Auge nicht mehr deutlich erkennen konnte. Unsere rechte Flanke stand auf einer ziemlich steilen Anhöhe, welche die französische Stellung beherrschte. Auf dieser Anhöhe stand unsere Infanterie und am Rande derselben wurden Dragoner sichtbar. Im Zentrum, wo sich auch die Batterie Tuschin befand, von welcher aus Fürst Andree die ganze Stellung besichtigt hatte, lag ein sehr abschüssiger Abhang, welcher uns von Schöngraben trennte. Zur Linken zogen sich unsere Truppen bis an den Wald, wo die Lagerfeuer der Infanterie rauchten.

Die Linie der Franzosen war ausgedehnter als die unsrige, und es war klar ersichtlich, daß die Franzosen uns leicht von beiden Seiten umfassen konnten. Hinter unserer Stellung lag eine tiefe, steile Schlucht, durch welche der Rückzug für die Artillerie und Kavallerie schwierig war. Fürst Andree lehnte sich an eine Kanone, nahm die Briefftasche heraus und zeichnete den Plan unserer Stellung auf. Auf zwei Stellen machte er mit dem Bleistift Anmerkungen mit der Absicht, Bagration darüber Mitteilung zu machen. Er wollte vorschlagen, zuerst die ganze Artillerie im Zentrum zu vereinigen und dann die Kavallerie zurückzunehmen bis jenseits der Schlucht. Fürst Andree, welcher sich ständig beim Oberkommandierenden

befunden hatte, den Bewegungen der Massen und den allgemeinen Anordnungen gefolgt war und beständig die geschichtliche Beschreibung der Schlachten studiert hatte, stellte sich auch unwillkürlich den Gang der bevorstehenden Schlacht vor. »Wenn der Feind auf der rechten Seite angreift«, sagte er sich selbst, »so müssen die Kiewschen Grenadiere und das Podolsche Jägerregiment ihre Stellungen so lange behaupten, bis die Reserve des Zentrums sie verstärkt, dann können die Dragoner den Feind in der Flanke fassen und zurückwerfen. Wird im Zentrum angegriffen, so stellen wir auf jener Anhöhe eine Zentralbatterie auf, und von ihrem Feuer gedeckt, ziehen wir die linke Flanke zusammen und gehen in Staffeln zurück.« Während er mit diesen Ideen beschäftigt war, hörte er plötzlich aus der Erdhütte einige Stimmen in so lebhaftem Gespräch, daß er unwillkürlich horchte.

»Man fürchtet sich immer, auch ihr gelehrten Leute«, sagte eine Baßstimme. »Ihr Artilleristen seid sehr gelehrt, weil ihr alles mitnehmen könnt, Schnaps und Wurst!« Und der Besitzer der Baßstimme, augenscheinlich ein Infanterieoffizier, lachte laut auf.

»Ja, man fürchtet sich vor dem Unbekannten«, ertönte eine andere Stimme, »das ist's! Wenn man auch immer sagt, die Seele geht in den Himmel ein ... wir wissen doch alle, daß es keinen Himmel gibt, sondern nur eine Atmosphäre.«

Wieder unterbrach die Baßstimme den Artilleristen.

»Geben Sie lieber einmal Ihren Kräuterschnaps her. Tuschin!« sagte er.

»Ah, das ist derselbe Kapitän, den wir in Strümpfen überraschten«, dachte Fürst Andree.

»Mit Vergnügen«, sagte Tuschin. »Aber dennoch wird das zukünftige Leben ...« Er wurde unterbrochen, ein scharfes Pfeifen kam näher und näher, deutlicher und rascher, und eine Kanonenkugel schlug mit gewaltiger Kraft in die Erde ein, nicht weit von der Hütte. Die Erde schien zu stöhnen unter dem mächtigen Schlag. In demselben Augenblick stürzte aus der Erdhütte vor allen andern der kleine Tuschin heraus. Sein gutmütiges, kluges Gesicht war etwas bleich. Hinter ihm kam der Besitzer der Baßstimme, ein schneidiger Infanterieoffizier, und lief nach seiner Kompanie, indem er sich unterwegs die Uniform zuknöpfte.

Fürst Andree hielt zu Pferde in der Batterie und sah nach dem Rauch des Geschützes, aus welchem die Kugel gekommen war. Seine Augen schweiften über die Ebene hin. Er sah nur, daß die bisher unbeweglichen Massen der Franzosen sich in Bewegung setzten und daß links wirklich eine Batterie stand. In dieser erhob sich wieder eine kleine Rauchwolke, zwei Reiter, wie es schien Adjutanten, ritten den Berg hinauf. Wahrscheinlich zur Verstärkung der Kette rückten zwei kleine Kanonen des Feindes vor. Noch war der Rauch des ersten Schusses nicht verflogen, als eine zweite Rauchwolke sich erhob, von dem Donner des Geschützes gefolgt. Fürst Andree wandte sein Pferd und galoppierte zurück nach Grunt, um den Fürsten Bagration aufzusuchen. Er hörte, wie die Kanonade lauter und heftiger wurde. Die Unsrigen antworteten.

Napoleons Adjutant mit dem scharfen Brief war eben bei Murat angekommen, und dieser erkannte beschämt seinen Irrtum. Um ihn wieder gutzumachen, setzte er sogleich seine Truppen gegen das Zentrum in Bewegung und suchte die geringfügige, ihm gegenüberstehende Streitmacht auf beiden Flanken zu umfassen, in der Hoffnung, sie noch vor Ankunft des Kaisers zu vernichten.

»Es geht los«, dachte Fürst Andree und fühlte, wie sein Blut zum Herzen strömte, »aber wo werde ich wie Napoleon einst bei Toulon meine Gelegenheit zur Bewährung und Auszeichnung finden?« Als er an den Soldaten vorüberritt, welche vor vier Stunden Grütze aßen und Wasser tranken, sah er überall dieselben raschen Bewegungen und auf allen Gesichtern dieselbe Aufregung, welche auch in seinem Herzen herrschte. »Es geht los, schrecklich und fröhlich!« sagten die Gesichter jedes Soldaten und Offiziers. Noch ehe er wieder die Schanze erreichte, erblickte er im Abendlicht des düsteren Herbsttages einen Haufen Reiter, die ihm entgegenkamen. Der vorderste in Mantel und Mütze ritt auf einem weißen Roß. Das war Fürst Bagration. Als er Fürst Andree erblickte, nickte er ihm mit dem Kopf zu und blickte in die Ferne, während Fürst Andree ihm mitteilte, was er gesehen hatte. Sie ritten zu derselben Batterie, von welcher aus Bolkonsky das Schlachtfeld überschaut hatte.

»Welche Batterie?« fragte Fürst Bagration einen Feuerwerker. In Wirklichkeit meinte er: »Seid ihr nicht etwa ängstlich geworden?« Der Feuerwerker begriff das.

»Batterie Tuschin, Exzellenz!« schrie er mit lauter Stimme.

»Gut«, erwiderte Bagration und ritt zu dem äußersten Geschütz. In demselben Augenblick donnerte ein Schuß aus demselben. Durch den Rauch, welcher das ganze Geschütz einhüllte, sah man die Artilleristen, wie sie die Kanone ergriffen und rasch wieder auf ihre frühere Stelle vorschoben. Ein kleiner, schwächlicher Mann, Offizier Tuschin, ritt vorwärts, ohne den General zu bemerken, und sah unter seiner kleinen Hand in die Ferne.

»Gebt noch zwei Linien zu, dann wird es richtig sein!« rief er mit seiner dünnen Stimme. »Nummer zwei«, quiekte er.

Bagration rief den Offizier zu sich, und Tuschin kam schüchtern, mit ungeschickten Bewegungen. Er grüßte nicht militärisch, sondern so, wie ein Geistlicher den Segen erteilt. Obgleich Tuschins Geschütze dazu bestimmt waren, die Schlucht zu bestreichen, schoß er doch mit Brandgranaten nach dem vor ihm liegenden Dorf Schöngraben, vor welchem sich große Massen von Franzosen bewegten.

Niemand hatte Tuschin befohlen, wohin und womit er schießen solle. Er hatte sich mit seinem Feldwebel beraten, zu dem er großes Zutrauen hatte, und beschlossen, es sei am besten, das Dorf in Brand zu schießen.

»Gut«, sagte Bagration auf die Meldung des Offiziers und überblickte nachdenklich das Schlachtfeld. Zur rechten Seite rückten die Franzosen vor, unter der Anhöhe, auf welcher das Kiewsche Regiment stand, am Flußufer hörte man das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers, und noch weiter rechts, hinter den Dragonern, zeigte ein Adjutant dem Fürsten eine französische Kolonne, welche unsern Flügel umging. Zur linken wurde die Aussicht durch den nahen Wald begrenzt. Fürst Bagration ließ zwei Bataillone in die Schanze zur Rechten rücken. Der Adjutant erlaubte sich zu bemerken, daß durch das Abrücken dieser Bataillone die Geschütze ohne Bedeckung blieben. Fürst Bagration wandte sich um und blickte den Adjutanten schweigend mit trüben Augen an. Fürst Andree hielt diese Bemerkung des Adjutanten für richtig, aber in diesem Augenblick kam ein Adjutant des Regiments, das im Hohlweg stand, mit der Nachricht, starke Massen von Franzosen hätten das Regiment erschüttert und es habe sich zu den Kiewschen Grenadieren zurückgezogen. Bagration nickte zustimmend,

ritt im Schritt nach rechts und sandte den Adjutanten zu den Dragonern mit dem Befehl, die Franzosen anzugreifen. Nach einer halben Stunde aber kam der Adjutant zurück mit der Nachricht, die Dragoner hätten sich bereits auf die andere Seite des Hohlwegs zurückgezogen, weil sie durch das feindliche Feuer starken Verlust erlitten hätten.

Während Bagration von der Batterie zurücktrat, hörte man auch links im Walde Schüsse, und da es zu weit bis zur linken Flanke war, sandte Fürst Bagration seinen Ordonnanzoffizier Scherkow mit dem Auftrag an den General, sich so schnell als möglich hinter den Hohlweg zurückzuziehen, weil die rechte Flanke wahrscheinlich nicht imstande sein werde, sich lange gegen den Feind zu halten. Tuschin und das Bataillon, das ihm zur Bedeckung diente, wurde vergessen.

Fürst Andree hörte aufmerksam auf die Gespräche Bagrations mit dem Anführer und auf die ihm erteilten Befehle, und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß keine Befehle erteilt wurden und daß Fürst Bagration sich nur das Ansehen zu geben suchte, als ob alles nach den Erfordernissen des Augenblicks und nach dem Willen des Befehlshabers geschehe, daß alles, wenn nicht auf seinen Befehl, so doch im Einklang mit seinen Absichten geschehe. Dank dem Takt des Fürsten Bagration bemerkte Fürst Andree, daß ungeachtet der Zufälligkeiten und ihrer Unabhängigkeit vom Willen des Oberbefehlshabers seine Anwesenheit eine außerordentlich große Wirkung hatte. Die Befehlshaber, welche dem Fürsten Bagration mit ratlosen Gesichtern entgegenritten, wurden ruhig, die Soldaten und Offiziere begrüßten ihn fröhlich, lebten auf in seiner Gegenwart.

Als Fürst Bagration den höchsten Punkt unserer rechten Flanke verließ, ritt er in den Grund hinab, von wo heftiges Feuer gehört wurde und vor Pulverrauch nichts zu sehen war. Je näher sie dem Hohlweg kamen, desto weniger war zu sehen, desto deutlicher aber wurde die Nähe des wirklichen Schlachtfeldes. Verwundete kamen ihnen entgegen; einer derselben mit blutigem Kopfe, ohne Mütze, wurde von zwei Soldaten unter dem Arme geführt. Dann kam ihnen eine Gruppe Soldaten entgegen, unter denen sich auch Nichtverwundete befanden. Sie gingen schweratmend den Berg hinauf, und ohne sich um den Anblick des Generals zu kümmern, schwatzten sie laut mit heftigen Gesten. In kurzer Entfernung wurden im Pulverrauch schon die Reihen grauer Mäntel sichtbar, und als der Offizier Bagration erblickte, lief er mit Geschrei den Soldaten nach und forderte sie auf, umzukehren. Bagration ritt zu den Reihen, von welchen bald da, bald dort rasche Schüsse knatterten, welche das Gespräch und die Kommandorufe übertönten. Die ganze Luft war mit Pulverdampf erfüllt. Auf wen die Soldaten mit aufgeregten Gesichtern schossen, war nicht zu erkennen. Ziemlich oft hörte man ein leichtes Summen und Pfeifen.

»Was ist das?« dachte Fürst Andree, indem er auf die Gruppe Soldaten zuritt. »Das kann nicht die Plänklerkette sein, weil sie in einem Haufen stehen, aber es kann auch kein Angriff sein, weil sie sich nicht vorwärts bewegen, und ebensowenig ein Karree.«

Der hagere, schwächliche, greisenhaft aussehende Oberst ritt mit freundlichem Lächeln dem Fürsten Bagration entgegen und empfing ihn wie ein Wirt einen teuren Gast. Er meldete dem Fürsten Bagration, daß die französische Kavallerie sein Regiment angegriffen habe, und daß das Regiment mehr als die Hälfte seiner Mannschaft verloren habe, obgleich dieser Angriff abgeschlagen worden sei.

Obgleich uns der Oberst dies meldete, wußte er doch in Wirklichkeit selbst nicht, was während dieser halben Stunde vorgegangen war und ob wirklich der Angriff abgeschlagen oder ob sein Regiment durch denselben zersprengt worden sei. Er wußte nur, daß im Anfang des Gefechts von allen Seiten Granaten auf sein Regiment zuflogen und Leute fielen, daß dann jemand rief: »Kavallerie!« und die Unsrigen zu schießen begannen. Sie

schossen aber jetzt nicht mehr auf Reiterei, sondern auf Infanterie, welche sich im Hohlweg zeigte und nach den Unsrigen schoß.

Fürst Bagration nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß alles so gekommen sei, wie er gewünscht und vermutet habe. Dann gab er dem Adjutanten Befehl, zwei Bataillone des sechsten Regiments vom Berge herabzuführen, an dem sie vorübergeritten seien. Fürst Andree war erstaunt über die Veränderung, welche im Gesicht des Fürsten Bagration vorgegangen war. Sein Gesicht zeigte jene Sammlung und fröhliche Entschlossenheit eines Menschen, welcher an einem heißen Tag sich ins Wasser stürzen will. Seine Adleraugen blickten triumphierend und etwas verächtlich nach dem Feinde hinüber.

Der Oberst bat den Fürsten Bagration zurückzugehen, da es hier zu gefährlich sei, und der Generalstabsoffizier vereinigte seine Bitten mit denen des Obersten. Aber Bagration gab keine Antwort und befahl nur, das Feuer einzustellen und eine solche Stellung einzunehmen, daß die beiden heranrückenden Bataillone Raum zum Durchgang finden konnten. Während er noch sprach, wurde, wie von einer unsichtbaren Hand, zur Rechten der Nebelschleier gelüftet, welcher den Hohlweg verbarg, und die gegenüberliegende Anhöhe mit den heranrückenden Franzosen wurde sichtbar. Man sah schon die Mützen der Soldaten, man konnte schon die Offiziere unterscheiden. Schon trat die Spitze der Kolonne in den Hohlweg ein, ein Zusammenstoß mußte auf dieser Seite des Abhangs stattfinden.

Die Reste unseres Regiments zogen sich rasch nach rechts zusammen, hinter ihnen kamen lebhaft die beiden Bataillone des sechsten Jägerregiments hervor. Ehe sie an Bagration vorüberkamen, hörte man den schweren Schritt einer großen Masse. Voraus ging ein Hauptmann mit rundem Gesicht und naivem, vergnügtem Gesichtsausdruck, derselbe, welcher aus der Marketenderhütte davongelaufen war. Augenscheinlich dachte er eben nur daran, wie er in imponierender Haltung bei dem Oberbefehlshaber vorübergehen werde. Eine Kanonenkugel flog pfeifend über Bagrations Kopf weg und schlug in die Kolonne ein.

»Schließt die Glieder!« rief der Hauptmann. Die Soldaten umgingen die Stelle, wo die Kugel gefallen war, und ein alter Unteroffizier, welcher bei den Gefallenen zurückgeblieben war, holte sein Glied wieder ein, wechselte hustend den Schritt und blickte sich grimmig um.

Bagration grüßte die Truppen mit einem ermunternden Zuruf, welcher von den Truppen beantwortet wurde. Dann wurde befohlen, Halt zu machen

und die Tornister abzunehmen.

Bagration stieg vom Pferde, gab die Zügel einem Kosaken, nahm den Mantel ab, streckte die Beine und zog die Mütze fester auf den Kopf. Jetzt wurde die französische Kolonne mit Offizieren an der Spitze sichtbar.

»Mit Gott!« sagte Bagration mit fester, weithin hörbarer Stimme, wandte sich einen Augenblick der Front zu, winkte leicht mit der Hand und ging mit den ungeschickten Schritten eines Kavalleristen auf dem unebenen Felde mühsam vorwärts. Fürst Andree fühlte sich glücklich und durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgezogen.

Schon waren die Franzosen ganz nahe, schon erkannte Fürst Andree, welcher neben Bagration ging, deutlich die roten Epauletten und sogar die Gesichter der Franzosen. Er sah einen alten, französischen Offizier, welcher mit krummen Beinen, an den Gebüschten sich festhaltend, mühsam den Berg heraufkam. Fürst Bagration gab keine neuen Befehle, ging aber immer schweigend vor den Reihen weiter. Plötzlich fiel ein Schuß bei den Franzosen, dann ein zweiter, ein dritter, und längs der sich auflösenden feindlichen Glieder erhob sich Rauch und knatterte ein heftiges Gewehrfeuer. Einige der Unsrigen fielen, aber in demselben Augenblick, als der erste Schuß fiel, blickte sich Bagration um und schrie: »Hurra!«

»Hurra!« ertönte es mit lang gezogenem Ruf unsere Linie entlang, welche den Fürsten Bagration überholte und den Berg hinabließ, um sich auf die erschütterten Franzosen zu stürzen.

Der Angriff des sechsten Jägerregiments sicherte den Rückzug des rechten Flügels. Im Zentrum war es der vergessenen Batterie Tuschin gelungen. Schöngraben in Brand zu stecken und dadurch die Franzosen aufzuhalten. Die Franzosen suchten das Feuer zu löschen, das der Wind anfachte, und dadurch erhielten die Russen Zeit zum Rückzug. Das Zentrum ging durch die Schlucht rasch und geräuschvoll zurück, jedoch ohne Verwirrung. Aber der linke Flügel, aus dem Podolschen Infanterieregiment und den Pawlogradschen Husaren bestehend, wurde von überlegenen Streitkräften unter General Lannes angegriffen und stark erschüttert. Bagration sandte Scherkow an den General des linken Flügels mit dem Befehl, sich sogleich zurückzuziehen.

Ohne die Hand von der Mütze zu nehmen, galoppierte Scherkow davon. Aber nach kurzer Zeit verließen und verrieten ihn seine Kräfte, ein unüberwindlicher Schrecken überfiel ihn, so daß er nicht dahin zu reiten vermochte, wo es gefährlich war.

Als er die Truppen des linken Flügels erreicht hatte, ritt er nicht weiter vorwärts, wo geschossen wurde, sondern suchte den hier kommandierenden General dort auf, wo er nicht sein konnte, und deshalb überbrachte er ihm den Befehl nicht.

Der Befehl des linken Flügels kam nach dem Dienstalder dem Obersten des Infanterieregiments zu, in welchem Dolochow als Soldat diente. Auf dem äußersten linken Flügel befehligte der Oberst des Pawlogradschen Husarenregiments, in welchem Rostow diente, und infolgedessen entstand ein Mißverständnis. Beide Befehlshaber waren heftig gegeneinander aufgebracht, und während die Franzosen schon zum Angriff schritten, waren sie in hitzigem Wortwechsel begriffen. Die beiden Regimenter waren sehr wenig vorbereitet zum Gefecht. Ruhig fütterten sie die Pferde oder sammelten Holz zum Kochen.

»Wenn er auch im Rang älter ist als ich«, sagte der Deutsche, der Husarenoberst, rot vor Zorn zu dem Adjutanten, »so mag er machen, was er will, aber meine Husaren kann ich nicht opfern. Hornist blase zum Rückzug!« Die Franzosen hatten die Soldaten überfallen, welche in den Wald nach Holz gegangen waren. Die Husaren konnten sich nicht so schnell

zurückziehen wie die Infanterie, sie wurden von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten und nach links abgedrängt. So ungünstig die Örtlichkeit war, so waren sie jetzt zum Angriff gezwungen, um sich einen Weg zu bahnen.

Die Schwadron, in welcher Rostow diente, ordnete sich schnell. »Vorwärts, Kinder!« rief Denissow. »Trab! Marsch!« Anfangs sah Rostow die ersten Glieder der Schwadron vor sich und weiterhin dunkle Streifen, die er für den Feind hielt. »Hurra!« riefen die Soldaten. In wilder Aufregung erhob Rostow den Säbel zum Einhauen, aber in diesem Augenblick sah er, wie der vor ihm reitende Husar Nikitenko sich entfernte, und Rostow hatte ein traumhaftes Gefühl, als ob er mit unglaublicher Geschwindigkeit sich weiterbewegte und dennoch zugleich auf der Stelle blieb. Ein anderer Husar, der hinter ihm ritt, überholte ihn und ritt vorüber.

»Was ist das? Ich komme nicht mehr vom Fleck! Bin ich gefallen? ... Getötet? ...« fragte sich Rostow. Bald darauf war er allein auf dem Feld und warmes Blut floß unter ihm.

»Nein, ich bin nur verwundet, aber das Pferd ist tot.« Gratschick erhob sich auf die Vorderfüße, fiel aber sogleich wieder zurück und vermochte nicht mehr aufzustehen. Rostow wollte sich erheben, fiel aber auch wieder nieder. Die Säbeltasche hatte sich am Sattel angehakt, und sein Bein konnte er nicht mehr rühren. Er wußte nicht, wo das Regiment und wo die Franzosen waren. Um ihn her war es still geworden.

Nachdem er endlich sein Bein befreit hatte, erhob er sich und betrachtete seinen linken Arm, welcher ihm nicht mehr gehorchen wollte. »Da sind Leute, sie werden mir helfen. Aber sind das nicht Franzosen?« Noch zwei oder drei Reiter kamen auf ihn zu, und jetzt erschien ihm die Nähe der Feinde so entsetzlich, daß er seinen Augen nicht glauben wollte. »Kommen sie zu mir, und warum wollen sie mich töten, mich, den alle so sehr lieben?« Er erinnerte sich an die Liebe seiner Mutter und Familie und Freunde, und die Absicht der Feinde, ihn zu töten, erschien ihm unmöglich. Mehr als zehn Sekunden stand er regungslos, ohne seine Lage zu begreifen. Der vorderste war schon so nahegekommen, daß Rostow sein Gesicht erkennen konnte. Er ergriff die Pistole, aber anstatt zu schießen, warf er damit nach den Franzosen und lief, so schnell er konnte, auf ein Gebüsch zu. Als er sich umblickte, sah er, wie die Franzosen zurückblieben, der vorderste wandte sich um und rief den anderen Leuten etwas zu. Rostow blieb verwundert stehen. Sein linker Arm war zentnerschwer, er konnte nicht weiter fliehen. Der Franzose hielt auch an und zielte. Rostow bückte

sich, und eine Kugel flog brummend über ihn weg. Mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte erreichte er das Gebüsch, wo er russische Schützen vorfand.

Die Infanterie, welche im Walde überrascht worden war, lief in ungeordneten Haufen zurück. Als der Regimentskommandeur die Schüsse und das Geschrei hinter sich vernommen hatte, begriff er, daß etwas Schreckliches vorgefallen war, und er ritt durch den Kugelregen über das Feld nach dem Wald, in welchen sein Regiment geflohen war. Aber ungeachtet des verzweifelten Geschreis des früher so gefürchteten Regimentskommandeurs flohen die Soldaten immer weiter, schossen in die Luft und hörten nicht mehr auf das Kommando.

Alles schien verloren, aber in diesem Augenblick hielten die Franzosen plötzlich ohne sichtliche Veranlassung an und flohen zurück. Im Walde aber erschienen russische Schützen, das war die Kompanie Timochins, welche allein ihre Ordnung bewahrt hatte und plötzlich die Franzosen angriff. Timochin stürzte mit einem so verzweifelten Geschrei und einer so wahnsinnigen Entschlossenheit auf die Franzosen, daß sie ihre Gewehre wegwarfen und in wilder Flucht zurückgingen. Inzwischen sammelten sich Teile des Regiments, und die Flüchtlinge kehrten zurück. Der Regimentskommandeur stand an der Brücke, als ein Soldat vorüberging und seine Steigbügel ergriff. Er trug einen blauen Mantel von ziemlich feinem Tuch, Tornister und Tschako fehlten. Sein Kopf war verbunden und über der Schulter hing eine französische Patronentasche, in der Hand hielt er einen Offiziersdegen.

»Exzellenz, hier sind zwei Trophäen«, sagte Dolochow, indem er den Degen und die Patronentasche vorwies, »ich habe einen Offizier gefangengenommen, ich habe die Kompanie zusammengehalten. Ich bitte, erinnern Sie sich dessen, Exzellenz! Die ganze Kompanie kann es bezeugen.«

»Gut, gut«, sagte der Regimentskommandeur und wandte sich an den neben ihm stehenden Major. Aber Dolochow ging nicht, er band das Tuch los, nahm es ab und zeigte das Blut, das in seinen Haaren zusammengebacken war. »Eine Bajonettwunde, ich bin in der Front geblieben, erinnern Sie sich, Exzellenz!«

Die Batterie Tuschins wurde vergessen, und erst am Ende des Gefechts, als Fürst Bagration die fortdauernde Kanonade im Zentrum hörte, sandte er

einen Adjutanten dorthin und dann auch Fürst Andree, um den Befehl zum sofortigen Rückzug zu überbringen. Die Batterie stand lange Zeit im feindlichen Geschützfeuer, es war ihr gelungen, Schöngraben in Brand zu schießen und dem Feind großen Schaden zuzufügen. Mehrmals waren sogar Angriffe von französischer Infanterie mit Kartätschen zurückgeworfen worden, obgleich die Batterie schon lange keine Bedeckung mehr hatte. Inmitten des betäubenden Donners der eigenen Geschütze, des Einschlagens und Krachens der feindlichen Geschosse vernahm er plötzlich: »Kapitän Tuschin! Kapitän Tuschin!« Erstaunt sah sich Tuschin um und erblickte denselben Generalstabsoffizier, der ihn aus der Marketenderhütte fortgejagt hatte.

»Sind Sie toll geworden. Schon zweimal hat man Ihnen befohlen, sich zurückzuziehen!«

»Ich... weiß nicht...« erwiderte Tuschin verwirrt, mit der Hand am Schirm.

Der Generalstabsoffizier konnte nicht zu Ende sprechen. Eine Kanonenkugel flog vorüber, er bückte sich aufs Pferd herab und verstummte, und als er noch etwas sagen wollte, unterbrach ihn eine andere Kanonenkugel. Sofort wandte er sein Pferd und ritt davon.

»Zurück! Alle zurück!« schrie er nun von fern.

Die Soldaten lachten. Im nächsten Augenblick kam ein Adjutant und brachte denselben Befehl.

Das war Fürst Andree. Eine Kugel nach der anderen flog über ihn weg, als er die Batterie erreichte, und er fühlte, wie ein nervöses Zittern über seinen Rücken lief. Aber ein Gedanke hielt ihn aufrecht. »Ich darf mich nicht fürchten«, dachte er, stieg langsam ab, überbrachte den Befehl und ritt nicht wieder fort von der Batterie. Er wollte abwarten, bis die Geschütze abgefahren seien. Zwei derselben waren beschädigt und mußten zurückgelassen werden.

»Auf Wiedersehen!« sagte Fürst Andree, indem er Tuschin die Hand entgegenstreckte.

»Auf Wiedersehen!« erwiderte Tuschin.

Der Wind hatte sich gelegt, schwarze Wolken flossen am Horizont mit dem Pulverrauch zusammen. Es dunkelte. Zwei Dörfer in der Ferne brannten, die Kanonade wurde schwächer, aber das Gewehrfeuer hörte man noch öfter und näher. Sobald Tuschin mit seinen beiden Kanonen sich aus dem Feuer zurückzog und in die Schlucht hinabkam, begegneten ihm die Adjutanten und darunter auch Scherkow, welcher zweimal in die Batterie Tuschins gesandt worden war und sie nicht erreicht hatte. Jetzt überbrachten sie alle, einer nach dem andern, ihre Befehle, machten ihm Vorwürfe und Bemerkungen. Tuschin ritt schweigend weiter. Obgleich befohlen wurde, die Verwundeten aufzugeben, schleppten sich doch viele den Truppen nach. Am Abhang des Berges kam ein bleicher Husarenjunker, welcher mit einer Hand den einen Arm hielt, auf Tuschin zu und bat um einen Platz auf einer Kanone.

»Setzen Sie sich!« sagte Tuschin. »Lege einen Mantel unter, Antonow!« sagte er zu einem Kanonier.

Dieser Junker war Rostow. Der unterlegte Mantel war mit Blut befeuchtet, welches die Hände und die Uniform Rostows befleckte.

Endlich erreichten die Geschütze das Dorf Guntersdorf, wo Halt gemacht wurde. In der Nähe der Artilleristen, welche ihr Lagerfeuer angezündet hatten, saß Fürst Bagration bei Tische in einem für ihn hergerichteten Hause, im Gespräch mit den um ihn versammelten Befehlshabern. Eine erbeutete französische Fahne stand in einer Ecke. Fürst Bagration dankte ihnen und befragte sie nach Einzelheiten des Gefechts.

»Ich habe den Angriff der Pawlogradschen Husaren gesehen, Erlaucht«, bemerkte Scherkow, der aber an diesem Tag von den Husaren keine Spur gesehen hatte und nur erzählte, was er von einem Infanteristen gehört hatte. »Sie haben zwei Karrees gesprengt, Erlaucht!«

Bei diesen Worten Scherkows nahmen viele Mienen einen ernsten Ausdruck an, obgleich die meisten sehr gut wußten, daß kein Wort Scherkows wahr war. Fürst Bagration wandte sich an einen der Obersten. »Ich danke Ihnen, meine Herren! Sie haben sich alle heroisch benommen, die Infanterie wie die Kavallerie und Artillerie. Aber wie kam es, daß im

Zentrum zwei Geschütze verlassen wurden?» fragte er. »Ich glaube, ich habe Sie gebeten ...«, wandte er sich an den Generalstabsoffizier.

»Das eine war beschädigt«, erwiderte dieser, »aber das andere... ich begreife nicht!... Ich war selbst die ganze Zeit über dort und traf Anordnungen und bin eben erst fortgeritten. Es ist wahr, es ging heiß her«, fügte er bescheiden hinzu.

Jemand bemerkte, der Kapitän Tuschin stehe hier im Dorf und es sei schon nach ihm gesandt worden.

»Sie waren ja auch da«, sagte der Fürst Bagration zu Fürst Andree. »Gewiß«, bemerkte der Generalstabsoffizier, indem er Bolkonsky freundlich zulächelte, »wir waren einige Zeit dort beisammen.«

»Ich hatte nicht das Vergnügen, Sie zu sehen!« erwiderte Fürst Andree kurz und kalt. Alle schwiegen.

Auf der Schwelle erschien Tuschin, schüchtern und verwirrt vor den Generalen. Einige lachten.

»Wie kam es, daß ein Geschütz zurückgelassen wurde?« fragte Bagration mit finsterner Miene, welche sich jedoch weniger auf den Kapitän als auf das Lachen bezog, in welchem Scherkows Stimme am lautesten vernehmbar war. Jetzt erst, hier vor dem gefürchteten Vorgesetzten, befahl Tuschin Entsetzen darüber, daß er zwei Geschütze verloren habe und noch am Leben sei. In tiefster Verwirrung stand er vor Bagration.

»Ich weiß nicht... Erlaucht... es waren keine Leute da, Erlaucht!«

»Sie hätten aus der Bedeckung Leute nehmen können.«

Daß keine Bedeckung da war, sagte Tuschin nicht, weil er fürchtete, dadurch einen Vorgesetzten bloßzustellen. Ein ziemlich langes Schweigen trat ein. Fürst Bagration wollte nicht streng auftreten und war unschlüssig, was er sagen sollte. Die übrigen wagten nicht, sich einzumischen. Fürst Andree sah von der Seite Tuschin an und seine Finger zuckten nervös.

»Erlaucht«, begann er endlich mit scharfer Stimme, »Sie haben mich in die Batterie des Kapitän Tuschin geschickt. Ich war dort und fand zwei Drittel der Leute und Pferde am Boden liegen, zwei Geschütze zerschossen und alles ohne Bedeckung.«

Fürst Bagration und Tuschin blickten beide gespannt nach Bolkonsky.

»Und wenn Eure Erlaucht mir erlauben will, meine Meinung auszusprechen«, fuhr er fort, »so muß ich sagen, daß wir den Erfolg des Tages am meisten dieser Batterie und der heroischen Standhaftigkeit des

Kapitän Tuschin verdanken.« Ohne eine Antwort abzuwarten, stand er auf und verließ den Tisch.

Fürst Bagration sah Tuschin an. Augenscheinlich wollte er keinen Zweifel an dem scharfen Urteil Bolkonskys aussprechen, war aber auch nicht imstande, vollkommen daran zu glauben. Er nickte Tuschin zu und sagte, er könne gehen. Fürst Andree verließ nach ihm die Hütte.

»Ich danke Ihnen, Sie haben mir herausgeholfen«, sagte Tuschin.

Fürst Andree blickte Tuschin an, ohne ein Wort zu sagen. Er verließ ihn und fühlte sich tief bekümmert. Das alles war so seltsam, so ganz anders, als er gehofft hatte.

Am andern Tag erneuerten die Franzosen ihren Angriff nicht, und der Rest von Bagrations Truppen vereinigte sich mit Kutusows Armee.

Fürst Wassil handelte nicht nach sorgfältig überlegten Plänen und noch weniger dachte er daran, jemand Böses zuzufügen; um sich einen Vorteil zu schaffen. Er war nur ein Mensch, der Erfolg hatte in der Welt und beständig, je nach den Umständen und den Menschen, mit denen er in Berührung kam, in verschiedener Weise handelte, ohne sich selbst Rechenschaft darüber zu geben.

Er verschaffte Peter die Stellung eines Kammerjunkers, welcher damals den Rang eines Staatsrats hatte, und bestand darauf, daß der junge Mann mit ihm zusammen nach Petersburg fahren und in seinem Hause wohnen solle.

Nachdem Peter so unerwartet reich und Graf Besuchow geworden war, nach so langer Einsamkeit und Müßigkeit, fühlte er sich so sehr von Arbeit überladen, daß er nur im Bett allein mit sich selbst sein konnte. Er mußte Papiere unterzeichnen, bei verschiedenen Behörden vortreten, von deren Bedeutung er keinen klaren Begriff hatte, sich mit seinem Hauptverwalter beraten, auf sein Gut fahren und eine Menge Personen empfangen, von deren Dasein er früher keine Ahnung gehabt hatte. Alle diese verschiedenartigen Personen, Geschäftsleute, Verwandte, Bekannte, alle hegten die freundschaftlichsten Gesinnungen für den reichen Erben, und alle schienen von seinem hohen Wert unzweifelhaft überzeugt zu sein. Beständig hörte er Redensarten wie die folgenden: »Bei Ihrer ungewöhnlichen Gutherzigkeit« und »bei Ihrem vortrefflichen Herzen«, oder »wenn er so klug wäre wie Sie«, und so weiter, so daß er selbst anfang, an seine ungewöhnliche Gutherzigkeit und seine seltene Begabung zu glauben. Selbst Leute, welche ihm früher feindlich gesinnt waren, wurden jetzt freundschaftlich und liebenswürdig. Die boshafte, ältere Fürstin kam nach dem Begräbnis zu Peter ins Zimmer und sagte ihm seufzend und mit niedergeschlagenen Augen, sie bedauere sehr die früheren Mißverständnisse und halte sich jetzt nicht für berechtigt, um etwas zu bitten, außer vielleicht um die Erlaubnis, nach dem Schlag, der sie getroffen, noch einige Wochen in dem Hause zu bleiben, das sie so liebte und wo sie so viele Opfer gebracht habe. Dann brach sie in Tränen aus.

Peter ergriff erschüttert ihre Hand und bat um Vergebung, ohne zu wissen, wofür. Von diesem Tage an war ihr Wesen ganz verändert.

»Tue das für sie, mein Bester! Sie hat doch viel von dem Verstorbenen gelitten«, sagte Fürst Wassil, indem er Peter ein Papier zugunsten der Fürstin zu unterschreiben gab. Fürst Wassil hatte sich überlegt, diesen Knochen, einen Wechsel über dreißigtausend Rubel, müsse man der armen Fürstin immerhin zuwerfen, damit ihr nicht etwa einfallt, von seinem Anteil an der Geschichte mit der Mosaikmappe zu schwatzen. Peter unterschrieb den Wechsel, und von dieser Zeit an wurde die Fürstin noch geschmeidiger. Auch die jüngeren Schwestern benahmen sich ebenso liebenswürdig gegen ihn, besonders die jüngste, hübsche, mit dem Muttermal, welche Peter durch ihr Lächeln oft in Verwirrung brachte.

Am meisten Einfluß auf Peter hatte um diese Zeit der Fürst Wassil. Seit dem Tode des Grafen Besuchow ließ er ihn nicht aus seinen Händen. Solange er sich noch in Moskau aufhielt, ließ er Peter oft zu sich kommen, oder ging selbst zu ihm und schrieb ihm vor, was er tun müsse, in einem Ton der Ermüdung, als ob er jedesmal sagen wollte: »Du weißt, ich bin mit Geschäften überhäuft, aber es wäre unbarmherzig, dich so zu verlassen, und du weißt auch, daß das, was ich dir sage, das einzig Richtige ist.« »Morgen fahren wir, ich gebe dir einen Platz in meinem Wagen. Hier ist alles Wichtige abgemacht, und ich müßte schon lange in Petersburg sein. Sieh hier, was ich vom Kanzler erhalten habe! Du bist zu dem diplomatischen Korps zugezählt und zum Kammerjunker ernannt worden. Jetzt steht dir die diplomatische Karriere offen. Ach, ja – beinahe hätte ich vergessen – du weißt, mein Lieber, daß ich mit dem Verstorbenen in Rechnung stand. Ich habe von dem Gut bei Räsan etwas erhalten und werde es auch gleich behalten, du hast es nicht nötig, ich werde mich später mit dir berechnen.«

Was Fürst Wassil aus Räsan erhalten hatte, waren einige tausend Rubel Abgaben von den Bauern.

Auch in Petersburg wie in Moskau war Peter von einem Kreis freundschaftlicher, liebenswürdiger Leute umgeben. Er konnte die Stelle nicht ablehnen, die ihm der Fürst verschafft hatte, wenn sie auch nur ein leerer Titel war, und von allen Seiten nahmen ihn Einladungen, Bekanntschaften und Gesellschaften so sehr in Anspruch, daß er nicht zu sich kommen konnte. Er verbrachte seine Zeit mit Dinern und Bällen und besonders beim Fürsten Wassil in Gesellschaft der dicken Fürstin, seiner Frau, und seiner Tochter, der schönen Helene.

Bei Beginn des Winters von 1805 auf 1806 erhielt er von der Hofdame Anna Pawlowna Scherer eine Einladung. »Die schöne Helene wird auch bei mir sein«, war darauf bemerkt. Peter hatte zum erstenmal das Gefühl, daß zwischen Helene und ihm sich ein Band bildete, das auch von anderen Leuten wahrgenommen wurde. Die Soiree verlief so wie immer, aber die Neuigkeit, mit der die Hofdame ihre Gäste unterhielt, war nicht mehr Mortemart, sondern ein Diplomat, welcher aus Potsdam angekommen war und die neuesten Einzelheiten über die Anwesenheit des Kaiser Alexander in Potsdam mitbrachte. Peter wurde von der Hofdame mit einer Schattierung von Kummer empfangen, der sich augenscheinlich auf seinen noch neuen Verlust bezog. Sie verstand es vortrefflich, in ihrem Salon verschiedene Kreise zu bilden. Ein großer Kreis, in dem sich Fürst Wassil und einige Diplomaten befanden, hatte den Potsdamer Diplomaten in Beschlag genommen, ein anderer Kreis bildete sich beim Teetisch. Peter wollte sich mit dem ersten vereinigen, aber die Hofdame blickte Peter an und berührte ihn mit dem Finger am Ärmel.

»Warten Sie noch, ich habe heute abend Absichten mit Ihnen.«

Sie blickte nach Helene und lächelte.

»Meine liebe Helene, seien Sie gut gegen meine arme Tante, welche Sie vergöttert. Bleiben Sie noch zehn Minuten bei ihr, und damit Sie sich nicht langweilen, wird der lebenswürdige Graf hier sich nicht weigern, Ihnen zu folgen.«

Die junge Dame ging zur Tante, aber Anna Pawlowna hielt Peter noch zurück, als hätte sie noch eine letzte notwendige Verfügung zu treffen.

»Ist sie nicht entzückend?« fragte sie Peter, auf die majestätische Gestalt des jungen Mädchens deutend. »Welche Haltung! Welcher Takt bei einem so jungen Mädchen! Glückliche derjenige, dem sie zuteil wird! Nicht wahr?« Peter antwortete mit Aufrichtigkeit bejahend auf diese Frage. Wenn er früher an Helene gedacht hatte, so hatte er sich namentlich ihrer Schönheit und ihres schweigsam würdigen Wesens in der Gesellschaft erinnert.

Die Tante empfing in ihrer Ecke die beiden jungen Leute, aber sie schien ihre Verehrung für Helene verbergen und nur von ihrer Angst vor Anna Pawlowna sprechen zu wollen. Als sie sie verließ, berührte die Hofdame wieder den Ärmel Peters und sagte: »Ich hoffe, Sie werden nicht zum zweitenmal sagen, daß Sie sich bei mir langweilen.« Dann blickte sie lachend Helene an und sagte auf französisch, sie sei sehr erfreut, Helene zu sehen. Darauf wandte sie sich zu Peter mit derselben verbindlichen Miene.

Im Lauf des etwas trägen, stockenden Gesprächs blickte Helene Peter mit jenem schönen, hellen Lächeln an, das er schon gewöhnt war, und das für ihn wenig Bedeutung hatte. Die Tante sprach von einer Sammlung von Tabaksdosen, die der verstorbene Graf Besuchow besessen hatte, und zeigte ihre Dose vor. Helene wünschte das Bild ihres Mannes zu betrachten, das auf diese Dose gemalt war. Auch Peter stand auf, um die Dose zu besichtigen, welche die Tante ihm über Helene, die neben ihm saß, hinüberreichte. Helene bog sich etwas vor, um Raum zu geben. Sie trug wie immer ein auf beiden Seiten tief ausgeschnittenes Kleid nach damaliger Mode. Ihr Marmorbusen war seinen Augen so nahe, daß er unwillkürlich die entzückenden Formen ihrer Schultern und ihres Halses betrachtete. Er vernahm bei jeder Bewegung das Knistern ihres Korsetts und fühlte die entzückende Nähe ihres schönen Körpers.

»Sie haben also bis jetzt nicht bemerkt, wie schön ich bin?« schien Helene zu sagen. »Und daß ich ein Weib bin, welches jedem gehören kann und auch Ihnen?« Und in diesem Augenblick fühlte Peter, daß Helene sein werden müsse, daß das nicht anders sein könne. Sie hatte schon Gewalt über ihn erlangt. Als die Hofdame sich näherte, faßte sich Peter und errötete in der Befürchtung, etwas Unpassendes getan zu haben.

»Man sagt, Sie lassen Ihr Haus in Petersburg wieder herstellen?« sagte Anna Pawlowna, während er sich dem großen Kreis näherte. »Das ist gut, aber ziehen Sie nicht von Fürst Wassil fort, es ist gut, einen solchen Freund zu haben, Sie sind noch so jung und haben guten Rat nötig! Sie zürnen mir nicht, daß ich das Vorrecht der alten Damen, offen zu reden, in Anspruch nehme?« Sie schwieg, wie immer Damen erwartend schweigen, wenn sie von ihrem Alter gesprochen haben. »Wenn Sie heiraten, so ist es etwas anderes.«

Peter errötete verlegen.

Zu Hause konnte Peter lange nicht einschlafen. Was war mit ihm geschehen? Er begriff nur, daß Helene, die er als kleines Kind gekannt hatte, eine schöne Dame geworden war und daß sie ihm angehören könne.

»Aber sie ist dumm und hat das selbst gesagt. Und in dem Gefühl, das sie in mir erregte, lag etwas Häßliches, Verbotenes. Man sagt, ihr Bruder Anatol sei verliebt in sie gewesen, und sie in ihn, es hat eine ganze Geschichte gegeben, und Anatol sei deshalb fortgesandt worden. Ihr Bruder ist dieser Hippolyt, schade!« dachte er. Er erinnerte sich der Anspielung der Hofdame, des Fürsten Wassil und anderer und wurde von Schrecken erfaßt

bei dem Gedanken, daß er sich schon zu tief in eine Sache eingelassen habe, die nicht gut sei und die er vermeiden müsse. Dann aber, wenn er zu diesem Schluß kam, erschien ihm wieder das Bild Helenes in seiner entzückenden weiblichen Schönheit.

Im November 1805 hatte der Fürst Wassil eine dienstliche Reise zur Revision in vier Gouvernements zu machen. Diesen Auftrag hatte er sich verschafft, um zugleich seine vernachlässigten Güter zu besichtigen. Er nahm seinen Sohn Anatol mit sich, um den Fürsten Bolkonsky zu besuchen und eine Heirat seines Sohnes mit der Tochter des reichen Grafen zustande zu bringen. Zuvor aber mußte er die Sache mit Peter zu Ende führen. Peter brachte in letzter Zeit ganze Tage zu Hause, das heißt beim Fürsten Wassil zu, bei dem er wohnte. Sein Wesen war in Gegenwart von Helene oft aufgeregt, lächerlich und einfältig, wie das eines Verliebten, aber noch immer hatte er keinen Heiratsantrag gemacht.

»Das ist ganz schön, aber alles muß ein Ende haben«, sagte eines Morgens der Fürst mit einem Seufzer. »Das ist jugendlicher Leichtsinn, aber ich muß ein Ende machen. Übermorgen ist Helenes Namenstag, ich werde eine kleine Gesellschaft einladen, und wenn er nicht begreift, was er tun soll, so werde ich die Sache in die Hand nehmen, ich bin Vater.«

Noch anderthalb Monate nach jener schlaflosen Nacht, wo Peter zu dem Schlusse gekommen war, daß eine Heirat mit Helene für ihn ein Unglück wäre, war er nicht aus dem Hause des Fürsten Wassil weggezogen und sah mit Schrecken, daß er in den Augen der Leute immer enger mit ihr verbunden war. »Aber ich muß doch endlich erkannt haben, wer sie ist? Habe ich mich früher geirrt, oder irre ich mich jetzt? Nein, sie ist nicht dumm, sie ist ein schönes Mädchen«, sagte er zuweilen zu sich selbst. »Sie spricht wenig, aber was sie sagt, ist einfach und klar.« Peter wußte, daß man von ihm erwartete, daß er das entscheidende Wort spreche, aber eine unbeschreibliche Angst hielt ihn von diesem letzten Schritt zurück. Tausendmal sagte er sich: »Was soll daraus werden? Ich muß einen Entschluß fassen.« Aber mit Schrecken sah er ein, daß ihm die Entschlossenheit fehlte. Peter gehörte zu den Leuten, die nur dann stark sind, wenn sie sich ganz rein fühlen, aber von jenem Tage an, als jenes Gefühl des Verlangens bei der Betrachtung der Tabaksdose erwacht war, lähmte ein geheimes Schuldbewußtsein alle seine Entschlossenheit.

Am Namenstag Helenes versammelte sich eine kleine Anzahl der nächsten Verwandten und Bekannten. Alle wußten, daß an diesem Tag das

Schicksal Helenes sich entscheiden sollte. Der Fürst war in bester Laune, hatte für jeden ein Scherzwort, mit Ausnahme von Peter und Helene, die er nicht zu bemerken schien, und belebte die ganze Gesellschaft. Hell brannten die Wachskerzen und spiegelten sich in dem glänzenden Silberzeug und Kristall, in dem Schmuck der Damen und den goldenen Epauletten. Man hörte an dem einen Ende der Tafel, wie ein Kammerherr einer bejahrten Baronesse seine glühende Liebe versicherte und wie sie darüber lachte, während am anderen Ende von dem Mißgeschick einer Maria Viktorowna gesprochen wurde. Am oberen Ende der Tafel schien alles in heiterster Laune zu sein, Peter und Helene aber saßen fast am unteren Ende des Tisches, und die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft war nur auf dieses Paar gerichtet, sogar der Schein der Kerzen schien sich auf diese beiden glücklichen Gesichter zu konzentrieren. Peter fühlte, daß er das Zentrum des Ganzen war, was ihn zugleich erfreute und bedrückte, er vermochte nicht deutlich zu sehen, zu hören und zu begreifen.

»Es ist also alles entschieden«, dachte er, »und wie ist das gekommen? So schnell! Aber wie wird es nun werden? Das weiß ich nicht! Aber es wird unfehlbar dazu kommen«, dachte Peter.

Nach Tisch begab man sich in den Salon, und bald begannen die Gäste, sich zu verabschieden.

»Ich glaube, ich kann Ihnen gratulieren«, flüsterte Anna Pawlowna der Fürstin ins Ohr und küßte sie innig. »Wenn ich nicht Migräne hätte, würde ich noch bleiben.«

Die Fürstin gab keine Antwort, sie fühlte sich von Neid über das Glück ihrer Tochter gequält.

Während die Gäste sich verabschiedeten, blieb Peter mit Helene lange Zeit allein in einem kleinen Salon. Er war auch früher während dieser sechs Wochen oft mit Helene allein gewesen, hatte aber niemals mit ihr von Liebe gesprochen. Jetzt fühlte er, daß das unumgänglich nötig sei, konnte sich aber durchaus nicht zu diesem letzten Schritt entschließen. Aber etwas mußte gesagt werden. Er fragte sie, ob sie mit dem heutigen Abend zufrieden sei, und mit ihrer gewöhnlichen Einfachheit erwiderte sie, dieser Namenstag sei für sie einer der schönsten.

Einige Verwandte blieben noch im großen Salon beisammen. Fürst Wassil ging mit langsamen Schritten in das Nebenzimmer. Peter stand auf und sagte, es sei schon spät. Fürst Wassil blickte ihn streng und fragend an,

doch bald wurde seine Miene freundlicher, und er zog Peter an der Hand auf den Stuhl neben sich nieder.

»Nun, Helene«, wandte er sich sogleich an seine Tochter und wiederholte eine lächerliche Anekdote, die er eben gehört hatte, verließ dann aber bald wieder das Zimmer mit etwas finsterer Miene. Auch Helenes Gesichtsausdruck schien ihm düsterer geworden zu sein. Als Fürst Wassil wieder in den Saal trat, sprach die Fürstin leise mit einer älteren Dame über Peter.

»Natürlich ist das eine sehr glänzende Partie, aber das Glück, meine Liebe ...«

»Ehen werden im Himmel geschlossen«, erwiderte die alte Dame.

Fürst Wassil ging vorüber und setzte sich in eine Ecke auf einen Diwan, schloß die Augen und schien einzuschlafen.

»Aline«, sagte er nach einiger Zeit zu seiner Frau, »sieh nach, was sie machen.«

Die Fürstin ging an der Tür vorüber und blickte in den kleinen Salon. Peter und Helene saßen noch dort im Gespräch.

»Immer noch wie bisher«, erwiderte sie ihrem Mann.

Fürst Wassil zog die Augenbrauen zusammen, stand auf, warf den Kopf zurück und ging mit entschlossenen Schritten an den Damen vorüber in den kleinen Salon. Rasch und mit freudiger Bewegung ging er auf Peter zu, sein Gesicht war so ungewöhnlich feierlich, daß Peter halb erschrocken aufstand.

»Gott sei Dank«, rief Fürst Wassil, »meine Frau hat mir alles gesagt.«

Er umarmte mit dem einen Arm Peter, mit dem andern seine Tochter.

»Mein Freund! Helene! Ich bin sehr, sehr glücklich!« Seine Stimme zitterte. »Wie habe ich deinen Vater geliebt! ... Und sie wird dir eine gute Frau sein! ... Gott segne euch!« Er umarmte die Tochter und dann wieder Peter und küßte sie. Wirkliche Tränen flossen über seine Wangen. »Fürstin, komm doch hierher!« rief er. Die Fürstin trat ein und begann auch bald zu weinen, auch die alte Dame zog das Taschentuch heraus. Man küßte Peter, und er küßte mehrmals die Hand der schönen Helene.

Nach einiger Zeit wurden sie wieder allein gelassen.

»Das alles mußte so kommen und konnte nicht anders sein«, dachte Peter, »deshalb ist es überflüssig zu fragen, ob es gut sei oder nicht. Es ist ein Glück, daß die bisherigen quälenden Zweifel ein Ende haben.«

Schweigend hielt Peter die Hand seiner Braut und blickte auf ihren wogenden schönen Busen.

»Helene«, rief er, sich erhebend. Er wußte, daß man bei solchen Gelegenheiten etwas Besonderes sagte, konnte sich aber durchaus nicht erinnern, was das war. Er blickte ihr ins Gesicht, sie trat ihm noch näher und errötete.

Er wollte sich auf ihre Hand bücken und sie küssen, aber mit einer schnellen Bewegung des Kopfes drückte sie ihre Lippen auf die seinen, Ihr Gesicht strahlte.

»Nun ist es zu spät, alles ist entschieden, und ich liebe sie ja auch«, dachte Peter.

»Ich liebe Sie!« rief er. Endlich war ihm eingefallen, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen habe, aber diese Worte klangen so armselig, daß er sich selbst darüber schämte.

Nach sechs Wochen war er verheiratet und zog in das neu renovierte Haus des Grafen Besuchow ein, als glücklicher Besitzer einer schönen Frau und zahlreicher Millionen, wie die Leute sagten.

Der alte Fürst Nikolai Andrejewitsch Bolkonsky erhielt im Dezember 1805 einen Brief vom Fürsten Wassil, der ihm dessen baldige Ankunft mit seinem Sohne ankündigte, und zwei Wochen später trafen die Gäste ein. Der alte Bolkonsky hatte immer eine geringe Meinung von dem Charakter des Fürsten Wassil gehabt. An dem Tage, an welchem Fürst Wassil ankommen sollte, war der alte Fürst Nikolai besonders schlechter Laune.

»Hören Sie, wie er umhergeht«, sagte der alte Tichon zum Architekten, »mit dem ganzen Absatz stampft er auf! – Nun, wir wissen schon ...«

Aber um neun Uhr machte der Fürst seinen gewohnten Spaziergang in seinem Sammetpelz mit Zobelkragen und ebensolcher Mütze. Am Abend vorher war Schnee gefallen. Der Fürst ging finster und schweigend durch die Orangerie und besichtigte verschiedene Gebäude.

»Kann man mit dem Schlitten durchkommen?« fragte er den Verwalter.

»Der Schnee ist tief, Erlaucht, ich habe schon die Hauptallee fegen lassen.«

Der Fürst ging weiter bis zur Hauptpforte.

»Gott sei Dank«, dachte der Verwalter, »die Wolke ist vorübergezogen. – Es war schwierig, Erlaucht, mit dem Schlitten zu fahren«, fügte er hinzu. »Wie ich hörte, wird ein Minister zu Euer Erlaucht auf Besuch kommen.«

Der Fürst wandte sich mit finsterem Gesicht um. »Was? Ein Minister?« rief der Alte mit seiner durchdringenden Stimme. »Für die Fürstin, meine Tochter, hat man nicht gefegt, aber für den Minister! Ich brauche keine Minister!«

»Erlaucht, ich dachte ...«

»Du dachtest?« schrie der Fürst immer heftiger. »Du dachtest, du Räuber? Ich werde dich denken lehren!«

Er hob den Stock auf und schwang ihn über Alpatitsch und hätte zugeschlagen, wenn der Verwalter nicht unwillkürlich zurückgewichen wäre.

»Gleich den Weg zuwerfen, Halunke!«

Vor Tisch erwarteten Marie und Fräulein Bourienne im Speisesaal den Fürsten, von dessen schlechter Laune sie schon gehört hatten, Fräulein Bourienne mit strahlendem Gesicht, Marie aber bleich und schüchtern. Als

der Fürst eintrat und das erschrockene Gesicht seiner Tochter sah, pfiff er. »Dummheiten!« murmelte er. »Man hat ihr wohl schon etwas vorgeschwatzt? – Wo ist die Fürstin?« fragte er laut.

»Sie ist nicht ganz gesund«, sagte Mademoiselle Bourienne mit heiterem Lächeln, »und geht nicht aus. Das ist so begreiflich in ihrer Lage.«

»Hm, hm«, machte der Fürst und setzte sich an den Tisch. Einen Teller, der ihm nicht ganz rein schien, warf er beiseite.

Die kleine Fürstin war nicht unwohl, fürchtete aber den Fürsten so sehr, daß sie es vorzog, nicht auszugehen, als sie von seiner schlechten Laune hörte. Sie lebte überhaupt auf dem Gute immer in Angst und im Gefühl der Antipathie gegen den alten Fürsten. Der Fürst erwiderte ihre Antipathie, die sich aber in Verachtung vertiefte. Die kleine Fürstin liebte Mademoiselle Bourienne sehr und verbrachte einen großen Teil des Tages mit ihr.

»Es werden Gäste ankommen, Fürst?« fragte Mademoiselle Bourienne, indem sie die Serviette ausbreitete. »Seine Erlaucht der Fürst Kuragin mit seinem Sohne, wie ich gehört habe?« sagte sie fragend.

»Nun ja, ein dummer Junge!« sagte der Fürst ärgerlich. »Und warum er seinen Sohn hierherbringt, kann ich nicht begreifen, vielleicht wissen das Fürstin Lisa und meine Tochter.«

Er blickte nach seiner errötenden Tochter.

»Bist du nicht gesund aus Angst vor dem Minister?«

»Nein, Väterchen.«

Nach Tische ging der Fürst zu seiner Schwiegertochter. Die kleine Fürstin saß an einem Tischchen und schwatzte mit Mascha, der Kammerzofe. Sie errötete beim Anblick des Alten.

Die kleine Fürstin hatte sich sehr verändert, sie sah jetzt fast häßlich aus.

Der Alte fragte sie, wie sie sich befinde, und ob sie etwas nötig habe.

»Nein, ich danke, Väterchen«, sagte sie.

»Nun gut, gut!« Er ging nach dem Dienerzimmer, wo er den Verwalter antraf.

»Ist der Weg zugeworfen?«

»Jawohl, Erlaucht, vergeben Sie die Dummheit!«

Der Fürst unterbrach ihn mit seinem unnatürlichen Gelächter. »Nun gut, gut.« Er streckte die Hände aus, die der Verwalter küßte, und ging in sein Kabinett.

Am Abend kamen Fürst Wassil und sein Sohn an. Sie wurden in der Hauptallee empfangen und über den absichtlich mit Schnee zugeworfenen

Weg nach dem Schloß geführt, wo besondere Zimmer für sie bereitstanden. Anatol rasierte und parfümierte sich sorgfältig und begab sich in das Zimmer seines Vaters.

»Nein, ohne Scherz, Väterchen, ist sie sehr häßlich, wie?« fragte er französisch, als ob er ein angefangenes Gespräch fortsetzte.

»Unsinn! Die Hauptsache ist, gib dir Mühe, ehrerbietig und vernünftig gegen den alten Fürsten zu sein.«

»Wenn er zu schimpfen anfängt, laufe ich davon«, sagte Anatol, »ich kann solche alte Menschen nicht ausstehen.«

»Erinnere dich, daß für dich alles davon abhängt.«

Inzwischen hatten die kleine Fürstin und Fräulein Bourienne von dem Kammermädchen Mascha alle Einzelheiten erfahren, was für ein rotwangiger, hübscher, junger Mann der Sohn sei, und wie der Alte kaum die Treppe hinaufkommen könne. Mit diesen Neuigkeiten eilten sie zu Marie. »Sie sind gekommen, Marie, wissen Sie!« sagte die kleine Fürstin und ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl nieder. Sie trug nicht mehr jene Bluse, in der sie am Morgen erschienen war, sondern eines ihrer besten Kleider und ihr Haar war sorgfältig frisiert. Auch an Mademoiselle Bourienne war eine Veränderung zu bemerken, welche ihr hübsches, frisches Gesicht noch verführerischer machte.

»Bald wird man uns ankündigen, daß die Herren im Salon seien, also ist keine Zeit zu verlieren! Sie sind noch kaum frisiert!«

Die kleine Fürstin und Mademoiselle Bourienne begannen sogleich, sich mit der Toilette Maries zu beschäftigen. Marie war so häßlich, daß nicht einer von ihnen der Gedanke kommen konnte, sie als Rivalin anzusehen. »Nein, meine Liebe, dieses Kleid ist nicht hübsch«, sagte Lisa, »lasse dir ein anderes bringen! Wirklich. Vielleicht handelt es sich um dein Lebensglück! Aber dieses ist zu hell, es steht dir nicht gut.«

Daran war nicht das Kleid schuld, sondern das Gesicht und die ganze Gestalt Maries. Sie vergaßen, daß man ein ängstliches Gesicht nicht ändern kann. Aber als das andere Kleid kam, saß Marie unbeweglich vor dem Spiegel, betrachtete ihr Gesicht und Tränen glänzten in ihren Augen. Die kleine Fürstin nahm das Kleid aus den Händen der Zofe entgegen.

»Nein, lasse mich«, sagte Marie und ihre Stimme klang ernst und traurig. Die kleine Fürstin blickte in die großen, schönen Augen voll Tränen und begriff, daß es unnütz, sogar grausam wäre, darauf zu bestehen. Marie blieb allein in tiefes Nachdenken versunken. »Wünsche nichts für dich! Selbst

dein zukünftiges Geschick muß dir unbekannt bleiben, aber lebe so, daß du auf alles gefaßt bist. Wenn es Gott gefällt, dir die Pflichten der Ehe aufzuerlegen, so sei bereit, seinen Willen zu erfüllen«, sagte sie endlich zu sich selbst.

Als Marie mit ihren schweren Schritten ins Zimmer trat, erhoben sich die Herren und Fräulein Bourienne.

»Hier ist Marie«, sagte die kleine Fürstin zu den Herren mit einer Handbewegung.

Der Fürst Wassil ging ihr entgegen und sie küßte sein kahles Haupt. Dann trat auch Anatol näher. Sie hatte ihn nie gesehen, sie fühlte nur die zarte Hand, welche die ihrige festhielt. Als sie ihn anblickte, war sie erstaunt über seine Schönheit. Anatol war nicht findig und beredt im Gespräch, aber er besaß jene in der Welt kostbaren Eigenschaften der Ruhe und des unerschütterlichen Selbstvertrauens. Das Gespräch wurde bald lebhaft, namentlich durch die Teilnahme der kleinen Fürstin.

»Jetzt haben wir Sie wenigstens ganz für uns, lieber Fürst«, sagte sie natürlich französisch. »Das ist nicht so wie auf den Soireen bei Anna Pawlowna, wo Sie immer davonliefen.«

»Nun, Sie sprechen wenigstens nicht von Politik wie Anna Pawlowna.«

»Warum sind Sie nie dort gewesen?« fragte die kleine Fürstin Anatol. »Ah, ich weiß, ich weiß«, sagte sie, die Augen zusammenziehend, »Ihr Bruder Hippolyt hat mir von Ihnen erzählt!« Sie drohte ihm mit dem Finger. »Schon in Paris habe ich von Ihren Streichen gehört.« Fräulein Bourienne verlor nicht die Gelegenheit, am allgemeinen Gespräch teilzunehmen, als Paris genannt wurde.

Sie fragte Anatol, ob er Paris schon lange verlassen habe und wie es ihm gefallen habe. Anatol ließ sich gern mit ihr in ein Gespräch über ihr Vaterland ein.

»Sehr hübsch«, dachte er, »diese kleine Gesellschafterin. Ich hoffe, die Fürstin wird sie mitnehmen, wenn sie mich heiratet. Sehr, sehr hübsch!«

Während dieser Zeit kleidete sich der alte Fürst mit finsterer Miene in seinem Kabinett an. Er war über die Ankunft dieser Gäste verdrießlich. »Was soll ich mit diesem Fürsten Wassil und seinem Sohn? Der Alte ist ein Prahlhans, ein Schwätzer. Nun, und der Sohn wird auch nicht übel sein«, brummte er vor sich hin. Er war mißvergnügt darüber, daß jetzt die immer aufgeschobene Frage, über die er sich selbst betrog, in den Vordergrund trat, nämlich die Frage, ob er sich entschließen könne, sich einmal von seiner

Tochter zu trennen und sie einem Manne zu geben. Er hatte immer diese Frage vermieden. Ein Leben ohne Marie war dem alten Fürsten völlig undenkbar. Aber die Frage verlangte eine sofortige Entscheidung. Fürst Wassil hatte seinen Sohn augenscheinlich in der Absicht mitgebracht, einen Heiratsantrag zu machen. Sein Name, seine Stellung in der Welt waren vorzüglich.

»Meinetwegen, ich habe nichts dagegen«, sagte der Fürst zu sich selbst, »aber er muß ihrer wert sein. Nun, und das wollen wir sehen! Das wollen wir sehen!« wiederholte er laut. »Das wollen wir sehen!« Und wie immer trat er mit rüstigen Schritten in den Saal und überblickte alle rasch. Er bemerkte die Veränderung in der Toilette der kleinen Fürstin, das Band der Mademoiselle Bourienne, die häßliche Frisur Mariens, das Lächeln von Fräulein Bourienne und Anatol, sowie die Vereinsamung seiner Tochter im allgemeinen Gespräch.

»Hat sich aufgedonnert wie eine Närrin«, dachte er mit einem zornigen Blick nach seiner Tochter. »Schämt sich nicht, und er will nichts von ihr wissen.«

Er trat auf den Fürsten Wassil zu.

»Nun, willkommen! Sehr erfreut, Sie zu sehen!«

»Ich habe den kleinen Umweg nicht gescheut«, erwiderte Fürst Wassil, wie immer zuversichtlich und vertraulich. »Hier erlaube ich mir Ihnen meinen zweiten Sohn vorzustellen.«

Der alte Bolkonsky sah Anatol an.

»Hübscher Junge«, sagte er. »Nun, komm her, küsse mich!« Damit hielt er ihm die Wange entgegen.

Anatol küßte den Alten und sah ihn neugierig und vollkommen ruhig an, in der Erwartung, daß sofort irgendeine Wunderlichkeit folgen werde, wie sein Vater vorausgesagt hatte. Man setzte sich. Der Alte schien aufmerksam den politischen Nachrichten und anderen Neuigkeiten zuzuhören, die ihm Fürst Wassil erzählte. Beständig aber blickte er nach Marie.

»So schreibt man also aus Potsdam?« fragte er als Antwort auf die Worte des Fürsten Wassil. Dann erhob er sich und ging auf seine Tochter zu.

»Du hast dich für die Gäste so geputzt, wie?« sagte er. »Schön! Sehr schön! Für die Gäste hast du eine neue Frisur gemacht, aber ich sage dir in Gegenwart der Gäste, untersteh dich nicht wieder, dich anders anzukleiden, ohne mich zu fragen.«

»Entschuldigen Sie, Väterchen«, unterbrach ihn errötend die kleine Fürstin.

»Sie haben Ihren freien Willen«, sagte der alte Fürst mit einem Kratzfuß, »aber sie soll sich nicht noch mehr verunstalten, sie ist schon häßlich genug.« Dann setzte er sich wieder, ohne weiter auf seine Tochter zu achten, welche dem Weinen nahe war.

»Im Gegenteil, diese Frisur steht der jungen Fürstin sehr gut«, bemerkte Fürst Wassil.

»Nun, Väterchen, junger Fürst, wie nennt man ihn?« sagte Fürst Bolkonsky zu Anatol, »komm hierher! Wir wollen miteinander reden und Bekanntschaft machen.«

»Jetzt fängt der Spaß an«, dachte Anatol und setzte sich lächelnd neben den alten Fürsten.

»Nun, mein Lieber, man sagt, Sie seien im Ausland erzogen worden. Das ist nicht so wie bei mir und deinem Vater, die vom Küster lesen lernten. Sagen Sie mir, mein Bester, Sie dienen jetzt in der Chevaliergarde?« Dabei sah er Anatol scharf an.

»Nein, ich bin in die Armee übergetreten«, erwiderte Anatol, der mit Mühe sein Lachen unterdrückte.

»Eh, schön! Sie wollen dem Kaiser und dem Vaterland dienen, mein Lieber. Jetzt ist Kriegszeit, ein jeder Mann muß dienen. Also in der Front?«

»Nein, Fürst, unser Regiment ist abmarschiert, und ich bin zugezählt ... Was bin ich zugezählt, Papa?« fragte Anatol lachend seinen Vater.

»Nicht übel, was bin ich zugezählt? Hahaha!« lachte der Fürst Bolkonsky, und Anatol lachte noch lauter.

Plötzlich verfinsterte sich der Alte.

»Nun geh!« sagte er zu Anatol, welcher sich darauf lachend wieder zu den Damen begab.

»Und du hast ihn also im Ausland erziehen lassen, Fürst Wassil?«

»Man tut, was man kann, und ich sage Ihnen, die dortige Erziehung ist viel besser als die unsrige.«

»Ja, jetzt ist alles anders. Ein netter Junge! Nun wollen wir in mein Zimmer gehen!« Er ergriff Fürst Wassil am Arm und führte ihn in sein Kabinett. Als Fürst Wassil mit ihm allein war, sprach er sogleich seine Wünsche und Hoffnungen aus.

»Was denkst du?« fragte zornig der alte Fürst. »Glaubst du, ich halte sie zurück? Ich könnte mich nicht von ihr trennen? Meinetwegen morgen! Aber

ich sage dir, ich muß meinen Schwiegersohn vorher besser kennen. Du kennst meinen Grundsatz, alles offen und aufrichtig. Morgen werde ich sie in deiner Gegenwart fragen; will sie, dann mögen sie sich heiraten!« schrie der Alte.

»Ich will Ihnen offen sagen«, erwiderte Fürst Wassil im Tone eines listigen Menschen, der sich von der Unmöglichkeit überzeugt hat, einem scharfsinnigen Menschen gegenüber Winkelzüge zu machen, »Sie durchschauen die Menschen sofort. Anatol ist kein Genie, aber ein ehrlicher, guter Junge, ein vortrefflicher Sohn!«

»Nun, nun, gut. Wir werden sehen.«

Wie es immer der Fall ist bei Damen, die in der Einsamkeit ohne männliche Gesellschaft leben, so fühlten auch alle drei Damen im Hause des Fürsten Nikolai einmütig, daß ihr Leben bisher kein Leben gewesen sei. Die Fähigkeit, zu fühlen, zu denken und zu beobachten, verzehnfachte sich in ihnen und ihr Leben schien sich plötzlich durch ein neues, bedeutungsvolles Licht erhellt zu haben.

Die Fürstin Marie dachte nicht an ihr Gesicht und ihre Frisur. Das schöne, offene Gesicht des Mannes, welcher vielleicht ihr Gemahl sein sollte, nahm alle ihre Gedanken gefangen. Er erschien ihr gut, tapfer, männlich und entschlossen; davon war sie überzeugt. Tausend Traumbilder von künftigem Familienleben erfüllten beständig ihre Phantasie. »Aber bin ich nicht zu kalt gegen ihn?« dachte sie, und vergebens bemühte sie sich, liebenswürdiger gegen den neuen Gast zu sein.

»Armes Ding! Verteufelt häßlich!« dachte Anatol.

Mademoiselle Bourienne, welche durch die Ankunft Anatols in hochgradige Erregung geraten war, dachte anders. Natürlich fühlte sich das hübsche junge Mädchen, ohne bestimmte Stellung in der Welt, ohne Verwandte und Freunde, nicht berufen, ihr ganzes Leben den Diensten des alten Fürsten als Vorleserin zu weihen und der Freundschaft zur Fürstin Marie. Schon seit langer Zeit erwartete sie jenen russischen Fürsten, welcher sogleich verstehen würde, ihre Vorzüge vor den russischen, häßlichen, geschmacklos gekleideten, linkischen Fürstinnen zu schätzen, der sie lieben und entführen werde. Und nun war endlich dieser russische Fürst gekommen, er wird sie entführen, dann wird »meine arme Mutter« erscheinen, und er wird sie heiraten. So gestaltete sich im Kopfe der Französin ihre Zukunft, während sie mit Anatol über Paris sprach. Alles das

war schon lange in ihrem Kopfe bereit und gruppierte sich jetzt um Anatol, welchem sie soviel als möglich zu gefallen suchte.

Die kleine Fürstin bereitete sich vor, wie ein altes Kavalleriepferd, das plötzlich die Trompete hört, in den gewohnten Galopp der Koketterie zu fallen, ohne alle Hintergedanken, ohne Kampf, nur mit naivem Leichtsinne. Obgleich Anatol in weiblicher Gesellschaft gewöhnlich das Wesen eines Menschen annahm, der der unaufhörlichen Aufmerksamkeit der Damen für ihn überdrüssig ist, empfand er doch ein egoistisches Vergnügen, als er seinen Einfluß auf die drei Damen bemerkte. Außerdem empfand er für die hübsche, herausfordernde Bourienne leidenschaftliche, zynische Regungen, welche bei ihm mit außerordentlicher Schnelligkeit erwachten und ihn zu den tollsten Streichen verführten.

Nach dem Tee begab sich die Gesellschaft in den Salon. Man bat die Fürstin, auf dem Klavier zu spielen. Anatol stützte sich vor ihr auf den Ellbogen, neben Mademoiselle Bourienne, und seine Augen richteten sich lachend und vergnügt auf die Fürstin Marie. In freudiger Erregung fühlte Marie seinen Blick, und ihre Liebessonate versetzte sie in poetische Stimmung. Obgleich Anatols Blicke auf sie gerichtet waren, bezogen sie sich doch nicht auf sie, sondern auf die Bewegung des Füßchens von Mademoiselle Bourienne, das er unter dem Fortepiano mit seinem Fuß berührte. Auch Fräulein Bourienne blickte nach der Fürstin hin, und in ihren schönen Augen lag ein Ausdruck des freudigen Erschreckens und der Hoffnung, welcher der Fürstin Marie noch neu war.

»Wie sie mich liebt!« dachte Marie. »Wie glücklich bin ich jetzt, und wie glücklich kann ich mit einer solchen Freundin und einem solchen Manne sein!«

Als man sich nach dem Abendessen trennte, küßte Anatol die Hand der Fürstin. Ohne zu wissen, woher sie die Kühnheit nahm, blickte sie mit ihren kurzsichtigen Augen gerade in das schöne Gesicht, das sich ihr näherte. Dann ergriff er die Hand von Fräulein Bourienne, welche zusammenfuhr und erschreckt nach der Fürstin blickte. Es war unschicklich von seiner Seite; aber er tat alles so einfach und mit solcher Unbefangenheit.

»Welches Zartgefühl!« dachte Marie. »Glaubt sie vielleicht, ich werde eifersüchtig sein und ihre zärtliche Ergebenheit für mich nicht zu schätzen wissen?« Sie ging auf Fräulein Bourienne zu und küßte sie innig. Anatol wollte die Hand der kleinen Fürstin ergreifen.

»Nein, nein! Erst wenn Ihr Vater mir schreibt, daß Sie sich gut aufführen, werde ich. Ihnen erlauben, meine Hand zu küssen, nicht früher!« Sie drohte ihm mit dem Zeigefinger und verließ lachend das Zimmer.

Außer Anatol vermochten alle in dieser Nacht lange nicht einzuschlafen.

»Soll er wirklich mein Mann sein, dieser fremde, schöne, gute Mann?« dachte Marie und eine Angst überfiel sie. Sie fürchtete sich. Hinter dem Bettschirm in der dunklen Ecke schien etwas zu stehen, und dieses Etwas war dieser Mann mit der weißen Stirn und den schwarzen Augenbrauen, Sie rief die Zofe und bat sie, bei ihr im Zimmer zu schlafen.

Mademoiselle Bourienne ging an diesem Abend lange im Wintergarten auf und ab und erwartete jemand. Bald lächelte sie jemand zu, bald vergoß sie Tränen bei den Worten »meine arme Mutter!«

Die kleine Fürstin war ärgerlich über ihre Zofe, weil das Bett schlecht gemacht war. Sie saß im Schlafrock mit der Haube in einem Lehnstuhl, während Mascha mit verschlafenem Gesicht und zerzaustem Zopf zum drittenmal das Bett aufschüttelte.

Auch der alte Fürst schlief nicht. Tichon hörte im Halbschlummer, wie er zornig pfiiff und auf und ab ging. Der alte Fürst fühlte sich beleidigt in seiner Tochter, die er mehr als sich selbst liebte.

»Kaum kommt der erste beste, so wird der Vater und alles vergessen. Sie läuft hinauf, frisiert sich, freut sich, den Vater zu verlassen! Und sie wußte doch, daß ich das bemerken werde. Als ob ich nicht sehe, daß dieser Schlingel nur nach der Bourienne sieht! Soll ich sie fortjagen? Aber wenn Marie für sich keinen Stolz hat, sollte sie ihn wenigstens für mich haben! Man muß ihr beweisen, daß dieser Dummkopf nicht an sie denkt und nur nach der Bourienne sieht.«

Der alte Fürst wußte wohl, daß sein Spiel gewonnen war, wenn er der Tochter sagte, sie täusche sich, und Anatol wolle nur der Bourienne den Hof machen. Dabei beruhigte er sich, rief Tichon und begann sich auszukleiden.

Obwohl zwischen Anatol und Mademoiselle Bourienne nichts gesprochen worden war, hatten sie einander doch vollkommen verstanden. Sie wußten, daß sie einander viel im geheimen zu erzählen hatten und suchten vom frühen Morgen an sich heimlich zu treffen. Zu der Zeit, als Marie zur gewohnten Stunde zu ihrem Vater ging, fanden sich Mademoiselle und Anatol im Wintergarten. Die Fürstin Marie betrat an diesem Morgen mit besonderer Besorgnis das Kabinett ihres Vaters. Aber

der alte Fürst war außerordentlich freundlich gegen sie. Es war jene Freundlichkeit, die Marie wohl kannte, die auf seinem Gesicht erschien, wenn seine trockenen Hände sich vor Ärger zu Fäusten ballten, weil Marie die arithmetische Aufgabe nicht begreifen konnte. Er kam sogleich zur Sache und redete sie mit »Sie« an.

»Man hat mir einen Antrag gemacht in bezug auf Sie«, sagte er mit gezwungenem Lächeln. »Ich denke, Sie werden erraten haben, daß Fürst Wassil nicht meiner schönen Augen wegen mit seinem Zögling hierhergekommen ist? Gestern hat man mir einen Antrag gemacht, und da Sie meinen Grundsatz kennen, habe ich alles Ihnen vorbehalten.«

»Wie soll ich das verstehen, Väterchen?« sagte Marie erbleichend und errötend.

»Verstehen?« rief zornig der Alte. »Fürst Wassil hielt dich für eine Schwiegertochter nach seinem Geschmack, und macht dir einen Heiratsantrag für seinen Zögling! Was ist da zu verstehen? Und jetzt will ich hören, was du darüber sagst.«

»Ich weiß nicht, Väterchen, wie Sie denken«, flüsterte Marie.

»Ich? Ich? Was habe ich damit zu tun? Lassen Sie mich ganz beiseite; ich will ihn nicht heiraten! Aber was Sie sagen, das möchte ich wissen.«

Die Fürstin sah, daß ihr Vater die Sache nicht günstig ansah, aber der Gedanke erwachte in ihr, daß jetzt oder niemals ihr Lebensschicksal sich entscheiden werde. Sie vermied den Blick ihres Vaters, unter dessen Einfluß sie nicht denken, sondern nur sich unterwerfen konnte.

»Ich wünsche nur eins, Ihren Willen zu erfüllen«, sagte sie.

»Prächtig«, unterbrach sie der Fürst, »er nimmt dich mit der Mitgift und erwischt dabei auch noch Mamsell Bourienne! Diese wird Frau sein, und du ...« Der Fürst schwieg, als er den Eindruck bemerkte, welchen diese Worte auf seine Tochter hervorbrachten. Sie hatte den Kopf gesenkt und war dem Weinen nahe.

»Nun, nun, ich scherze nur«, sagte er, »aber du weißt, Fürstin, es ist mein Grundsatz, daß ein Mädchen volle Freiheit, zu wählen, haben muß! Nur bedenke, daß von deiner Entscheidung dein Lebensglück abhängt. Von mir ist nichts zu sprechen.«

»Aber ich weiß nicht – Väterchen.«

»Wenn man es ihm befiehlt, so wird er jede andere heiraten, du aber bist frei, zu wählen. Gehe in dein Zimmer, überlege alles und nach einer Stunde komme zu mir und sage mir in seiner Gegenwart ja oder nein. Ich weiß, du

wirst wieder beten. Nun, meinetwegen, bete, aber es wäre besser, du würdest überlegen. Jetzt gehe!«

»Ja oder nein! Ja oder nein! Ja oder nein!« schrie er noch immer, während Marie wie betäubt aus dem Kabinett schwankte. Ihr Schicksal hatte sich entschieden, und glücklich entschieden! Aber die Anspielung auf Mademoiselle Bourienne war schrecklich. Wenn sie auch unbegründet war, so klang sie doch schrecklich und erschütterte Marie. Sie ging mit gesenkten Blicken nachdenklich durch den Wintergarten, ohne zu sehen und zu hören, als sie plötzlich das wohlbekanntes Flüstern von Mademoiselle Bourienne vernahm.

Sie erhob den Blick und zwei Schritte vor sich erblickte sie Anatol, der die Französin im Arm hielt und ihr etwas zuflüsterte.

Anatol blickte sich mit rotem Gesicht erschrocken nach der Fürstin Marie um, ohne die Taille der Französin loszulassen, welche sie noch nicht sah. »Wer ist da? Was gibt es? Warten Sie!« schien Anatols Gesicht zu sagen. Marie blickte beide schweigend an und war nicht sogleich imstande, zu begreifen, was sie sah. Endlich schrie Mademoiselle Bourienne auf und entfloh. Anatol verbeugte sich mit vergnügtem Lächeln vor der Fürstin Marie, als ob er sie einladen wollte, über diesen seltsamen Zwischenfall zu lachen, und ging achselzuckend nach der Tür.

Eine Stunde später kam Tichon, um die Fürstin Marie zum Fürsten zu rufen, und sagte ihr, auch Fürst Wassil sei dort. Als Tichon ins Zimmer trat, saß Marie auf dem Diwan, hielt die weinende Mademoiselle in ihren Armen und glättete zärtlich ihr Haar. Die schönen Augen der Fürstin blickten mit ihrer früheren strahlenden Ruhe und mit zärtlicher Liebe und Mitleid auf das hübsche Gesichtchen der Französin herab.

»Nein, Fürstin, ich habe auf immer Ihr Wohlwollen verscherzt«, sagte Fräulein Bourienne.

»Warum? Ich liebe Sie mehr als jemals«, erwiderte Marie, »ich werde für Ihr Glück alles tun, was in meinen Kräften steht.«

»Aber Sie verachten mich, Sie sind so rein und werden nie diese Verirrungen der Leidenschaft begreifen! Ach, ach, ma pauvre mère!«

»Ich begreife alles«, erwiderte Fürstin Marie mit kummervollem Lächeln. »Beruhigen Sie sich, ich gehe jetzt zu meinem Vater!«

Fürst Wassil saß mit mildem Lächeln in einem Lehnstuhl mit der Tabakdose in der Hand und nahm hastig eine Prise.

»Ach, meine Liebe«, sagte er aufstehend und ergriff ihre beiden Hände, »das Geschick meines Sohnes liegt in Ihrer Hand! Entscheiden Sie, meine liebe, teure Marie, die ich immer wie eine Tochter geliebt habe!« Mit einem Seufzer trat er beiseite, wirkliche Tränen erschienen in seinen Augen.

Der alte Fürst schnaubte. »Der Fürst macht dir im Namen seines Zöglings ... seines Sohnes einen Antrag! Willst du die Frau des Fürsten Anatol Kuragin sein oder nicht? Sprich! Ja oder nein?« schrie er. – »Ich behalte mir vor, meine Meinung nachher zu sagen! Ja, meine Meinung und nur meine Meinung«, fügte er hinzu, gegen den Fürsten Wassil sich wendend. – »Ja oder nein?«

»Es ist mein Wunsch, Väterchen, Sie niemals zu verlassen, niemals mein Leben von dem Ihrigen zu trennen! Ich will nicht heiraten!« sagte sie entschlossen und blickte mit ihren schönen Augen die alten Herren offen an.

»Unsinn! Dummheiten! Unsinn! Unsinn!« schrie der alte Fürst mit ärgerlichem Gesicht. Dann legte er seine Stirn an ihre Stirn und drückte ihre Hand so stark, daß sie aufschrie. Auch Fürst Wassil stand auf.

»Meine Liebe, ich sage Ihnen, ich werde diese Minute niemals vergessen! Aber ich bitte Sie, geben Sie uns wenigstens eine kleine Hoffnung, dieses gute, großmütige Herz zu rühren, sagen Sie wenigstens: vielleicht! Die Zukunft ist groß, sagen Sie: vielleicht!«

»Fürst, was ich gesagt habe, ist alles, was in meinem Herzen liegt. Ich danke für die Ehre, aber niemals werde ich die Frau Ihres Sohnes sein!«

»Nun ist's aus, mein Lieber! Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen! Sehr erfreut, dich zu sehen! Geh in dein Zimmer, Fürstin, geh! Sehr, sehr erfreut, dich zu sehen!« wiederholte er, indem er den Fürsten Wassil umarmte.

»Meine Bestimmung ist eine andere«, dachte die Fürstin Marie, »meine Bestimmung ist es, auf andere Weise glücklich zu sein, durch das Glück der Liebe und Selbstaufopferung! Und was es mich auch kostet, ich werde das Glück der armen Amélie machen!« So wurde zuweilen Mademoiselle Bourienne genannt. »Er liebt sie so leidenschaftlich, und sie ist so reuevoll! Ich werde alles tun, um ihr die Heirat zu ermöglichen, den Vater für sie bitten. Ich werde so glücklich sein, wenn sie seine Frau sein wird, und, mein Gott, wie leidenschaftlich sie ihn lieben muß, wenn sie sich so vergessen konnte! Vielleicht hätte ich ebenso gehandelt.«

Lange Zeit traf bei Rostows keine Nachricht von Nikolai ein. Erst in der Mitte des Winters erhielt der Graf einen Brief, auf dessen Adresse er die Handschrift seines Sohnes erkannte. Erschrocken und hastig lief er auf den Zehenspitzen, um nicht bemerkt zu werden, in sein Kabinett, schloß sich ein und las. Die Fürstin Drubezkoi hatte von der Ankunft des Briefes erfahren, wie sie alles erfuhr und wußte, was im Hause vorging. Sie kam mit leisen Schritten in das Zimmer des Grafen, den sie weinend antraf.

»Mein guter Freund«, sagte sie teilnahmsvoll, »was ist geschehen?«

Der Graf weinte noch heftiger. »Nikolai! ... ein Brief! ... Verwundet! ... Meine Liebe, verwundet! ... Er ist Offizier geworden, Gott sei Dank! ... Wie soll ich es der Gräfin sagen?«

Die Fürstin setzte sich neben ihn und wischte mit einem Tuch die Tränen aus seinen Augen. Sie beruhigte den Grafen und entschied, sie werde vor Tisch die Gräfin vorbereiten und nach dem Tee ihr mit Gottes Hilfe alles mitteilen.

Während des ganzen Mittagessens sprach die Fürstin von Kriegsgerüchten und von Nikolai und fragte, wann der letzte Brief von ihm gekommen sei. Bei diesen Anspielungen wurde die Gräfin unruhig, aber Natalie erriet bald, daß etwas vorgefallen sei und daß die Fürstin ihre Mutter vorbereiten wollte. Nach Tisch holte sie die Fürstin ein und warf sich ihr um den Hals.

»Tantchen, sagen Sie mir, was ist geschehen?«

»Nichts, mein Kind, sei vorsichtig! Du weißt, wie leicht deine Mutter erschrecken kann!«

»Ja, ja, aber erzählen Sie! Sie wollen nicht? Nun, dann gehe ich gleich und sage es allen!«

Die Fürstin erzählte Natalie in kurzen Worten den Inhalt des Briefes, wonach Nikolai verwundet und Offizier geworden sei, aber unter der Bedingung, niemand davon zu sagen.

»Mein heiliges Ehrenwort!« sagte Natalie, sich bekreuzigend, »ich werde niemand davon sagen.« Sofort lief sie zu Sonja, umarmte sie weinend und erzählte ihr alles, was sie wußte.

Nikolais Brief wurde hundertmal gelesen. Diejenigen aber, welche sich für würdig hielten, den Inhalt zu erfahren, mußten sich zur Gräfin bemühen, welche ihn nicht aus den Händen ließ. Sie fühlte sich ungewöhnlich glücklich, daß ihr Sohn, wegen dessen sie sich mit ihrem einfältigen Grafen gezankt hatte, dieser Sohn, welcher zuerst sagen lernte »Birne« und dann »Großmama«, daß dieser Sohn jetzt dort im fremden Lande als junger Krieger allein solche mutigen Taten verrichtete. Mehr als eine Woche lang wurden Entwürfe gemacht und umgeschrieben zu einem Brief an Nikolai, und unter der Aufsicht der Gräfin wurden die nötigsten Sachen und Geld zur Equipierung des neugeschaffenen Offiziers eingepackt. Die Fürstin Drubezkoi, eine praktische Frau, verstand die hohe Protektion, die sie sich verschafft hatte, auch für ihren Briefwechsel auszunutzen, sie hatte Gelegenheit, ihre Briefe an den Großfürsten Konstantin zu übersenden, welcher die Garde befehligte. Rostow meinte, »an die russische Garde im Ausland« sei eine ganz genaue Adresse, und wenn ein Brief an den Großfürsten komme, so werde er auch an das Pawlogradsche Regiment kommen, welches dort in der Nähe sein müsse. So wurde beschlossen, den Brief und das Geld durch einen Kurier des Großfürsten an Boris zu senden, und Boris sollte alles Nikolai übergeben. Der Brief war vom alten Grafen, von der Gräfin, von Peterchen, von Wera, von Natalie und Sonja und wurde mit sechstausend Rubel zur Equipierung und verschiedenen Sachen an Nikolai übersandt.

Am 18. und 19. November herrschte in den höchsten Sphären des Heeres eine aufgeregte Geschäftigkeit, welche bis zum Morgen des folgenden Tages, des 20. November, dauerte, an welchem die denkwürdige Schlacht von Austerlitz geschlagen wurde. Wie in einem Uhrwerk das Resultat der gleichzeitigen Bewegung zahlreicher verschiedener Räder nur die langsame, gemessene Fortbewegung der Zeiger ist, so war auch das Resultat aller der komplizierten Bewegungen beider feindlichen Armeen, das Resultat aller leidenschaftlichen Wünsche, Leiden, aller Ausbrüche des Schreckens, des Stolzes, des Entzückens dieser Menschen nur der Verlust der sogenannten Dreikaiserschlacht von Austerlitz, das heißt die langsame Weiterbewegung der weltgeschichtlichen Zeiger auf dem Zifferblatt der Geschichte der Menschheit.

Fürst Andree war an diesen Tage Adjutant vom Tag und beständig beim Oberkommandierenden. Um sechs Uhr abends fuhr Kutusow in das Hauptquartier der Kaiser und ging nach kurzem Gespräch mit Kaiser Alexander zum Oberhofmarschall Grafen Tolstoi. Bolkonsky benutzte diese Zeit, um den General Fürsten Dolgorukow zu besuchen.

»Guten Tag, mein Lieber«, sagte Dolgorukow, der mit Bilibin beim Tee saß, »morgen gibt's einen Festtag! Wie geht's Ihrem Alten? Schlecht bei Laune?«

»Nicht gerade bei schlechter Laune, aber er wünscht, daß man auf ihn hört.«

»Man hat ihn ja gehört im Kriegsrat und wird ihn auch ferner anhören, wenn er vernünftig spricht, aber immer zögern und warten, das ist nicht möglich.«

»Nun, Sie haben Bonaparte gesehen«, sagte Fürst Andree, »welchen Eindruck machte er auf Sie?«

»Ja, ich habe ihn gesehen und mich überzeugt, daß er nichts so sehr fürchtet als eine Hauptschlacht«, sagte Dolgorukow, augenscheinlich geschmeichelt durch die allgemeine Neugierde nach seiner Sendung ins französische Lager. »Wenn er sich nicht vor der Schlacht fürchtete«, wiederholte er, »warum hätte er dann eine Begegnung mit dem Kaiser

gewünscht, um Verhandlungen anzuknüpfen, und warum wäre er dann zurückgegangen? Glauben Sie mir, er fürchtet sich, sage ich Ihnen!«

»Nun aber erzählen Sie, wie ist er?« fragte Fürst Andree.

»Er ist ein kleiner Mann in einem grauen Mantel, welcher es sehr gern hört, wenn man ihn Majestät nennt. Aber zu seinem Verdruß habe ich ihn mit gar keinem Titel angeredet, er ist ein Mensch, weiter nichts! Bei all meiner Verehrung für den alten Kutusow würde ich es doch für erbärmlich halten, wenn wir durch unser immerwährendes Warten Bonaparte Gelegenheit geben würden, zu entkommen, während wir ihn jetzt wirklich in unseren Händen haben. Nein, man darf Suwórow und seinen Grundsatz nicht vergessen, niemals der Angegriffene zu sein, sondern selbst anzugreifen.«

»Aber in welcher Position greifen wir ihn an? Ich war heute bei dem Vorposten und konnte nicht herausfinden, wo eigentlich seine Hauptmacht steht«, sagte Fürst Andree. Er wünschte sehr, Dolgorukow den von ihm selbst entworfenen Angriffsplan mitzuteilen.

»Ach, das ist ganz gleichgültig«, erwiderte rasch Dolgorukow, indem er eine Karte auf dem Tisch ausbreitete, »alle Möglichkeiten sind vorgesehen. Wenn er bei Brünn steht ...«

Dolgorukow erklärte hastig und undeutlich den Plan der Flankenbewegung Weyrothers.

Fürst Andree machte Einwendungen und begann seinen Plan zu entwickeln, aber Dolgorukow hörte nur sehr zerstreut zu.

»Heute findet bei Kutusow ein Kriegsrat statt«, erwiderte er ihm, »dort können Sie das alles vortragen.«

»Das werde ich auch tun«, bemerkte Fürst Andree.

»Um was sorgen Sie, meine Herren?« sagte Bilibin spöttisch. »Ob der nächste Tag Sieg oder Niederlage bringt, der Ruhm der russischen Waffen ist gesichert. Außer eurem Kutusow ist nicht ein einziger Heerführer da. Unsere Generale sind General Wimpffen, Graf Langeron, Fürst Lichtenstein, Hohenlohe und noch Prischprschipsch, wie alle diese polnischen Namen heißen.«

»Schweigen Sie, böse Zunge!« erwiderte Dolgorukow. »Es ist nicht wahr, wir haben jetzt noch zwei Russen, Miloradowitsch und Dochturow und wir hätten auch noch einen dritten, Graf Araktschejew, aber der hat schwache Nerven.«

Nach Hause zurückgekehrt, konnte Fürst Andree sich nicht enthalten, den schweigsamen Kutusow, der neben ihm saß, zu fragen, was er von der morgigen Schlacht denke.

Kutusow blickte streng seinen Adjutanten an. »Ich glaube, die Schlacht wird verloren werden«, antwortete er, »und ich habe den Grafen Tolstoi gebeten, dem Kaiser dies mitzuteilen. Was denkst du, was er mir geantwortet hat? ›Ach, lieber General, ich habe für Reis und Koteletten zu sorgen und Sie für das Kriegswesen.« Das gab er mir zur Antwort.«

Um zehn Uhr abends kam Weyrother mit seinen Plänen zu Kutusow, wo der Kriegsrat stattfinden sollte. Alle Generale waren eingeladen worden und mit Ausnahme des Fürsten Bagration, der sich entschuldigen ließ, waren alle zur bestimmten Stunde erschienen. Weyrother war der Leiter der beabsichtigten Schlacht und stand mit seiner Lebhaftigkeit in scharfem Kontrast zu dem mürrischen und schläfrigen Kutusow, welcher nur widerwillig die Rolle des Vorsitzenden des Kriegsrats spielte. Weyrother fühlte sich augenscheinlich an der Spitze der Bewegung, welche bereits unüberwindlich geworden war. An diesem Abend war er zweimal bei den Vorposten und zweimal bei den beiden Kaisern gewesen, um denselben Mitteilung zu machen, dann hatte er auf seiner Kanzlei eine deutsche Disposition diktiert und jetzt kam er erschöpft zu Kutusow. Kutusow bewohnte ein kleines Schloß bei Ostralitza. In dem großen Salon, welcher zum Kabinett des Oberkommandeurs gemacht worden war, versammelten sich die Mitglieder des Kriegsrats. Sie tranken Tee. Fürst Andree brachte die Meldung, daß Fürst Bagration nicht kommen könne und benutzte die Erlaubnis Kutusows, an dem Kriegsrat teilzunehmen, indem er im Zimmer blieb. Kutusow saß mit aufgeknöpfter Uniform in einem Lehnstuhl, er hatte die Hand aufgestützt und schlief beinahe. »Es ist spät, meine Herren«, sagte er und nickte Weyrother zu.

Wenn die Mitglieder des Kriegsrats glaubten, Kutusow stelle sich nur schlafend, so wurden sie bald eines anderen belehrt, als er bei der Vorlesung der Schriftstücke schnarchte. Weyrother ergriff ein Papier und las mit lauter eintöniger Stimme die Disposition zur bevorstehenden Schlacht vor, unter dem Titel: Disposition zum Angriff der feindlichen Stellungen bei Kopelnitza und Sokolnitza am 20. November 1805.

Die Generale schienen nur widerwillig hinzuhören. Nach der Vorlesung des Schriftstückes, welche mehr als eine Stunde dauerte, bemerkte Langeron, indem er seine Tabakdose in den Händen drehte, wie schwer es sei, eine solche Disposition auszuführen, wo die Stellung des Feindes unbekannt sei, da der Feind sich in Bewegung befinde. Diese Einwendungen Langerons waren begründet, hatten aber augenscheinlich vor allem den Zweck, dem General Weyrother, der so selbstgefällig sein

Werk vorlas, begreiflich zu machen, daß er nicht mit Dummköpfen zu tun habe, sondern mit Leuten, die ihn in kriegerischen Dingen noch belehren könnten. Als die eintönige Stimme Weyrothers schwieg, öffnete Kutusow die Augen, wie ein Müller beim Stillstehen seiner Mühle erwacht. Er horchte auf Langerons Bemerkung, und seine Miene schien zu sagen: »Seid ihr immer noch bei diesen Dummheiten?« Dann schloß er wieder die Augen und ließ den Kopf noch tiefer sinken. Weyrother antwortete auf jede Einwendung Langerons mit einem hochmütigen Lächeln. »Wenn er uns angreifen könnte, so hätte er es heute getan«, sagte er.

»Sie glauben wahrscheinlich, es fehle ihm an Streitkräften?« fragte Langeron.

»Wenn er vierzigtausend Mann hat, ist es viel«, erwiderte Weyrother.

»Dann geht er seinem Untergang entgegen, wenn er unsern Angriff erwartet«, erwiderte Langeron mit ironischem Lächeln. Er blickte den neben ihm sitzenden General Miloradowitsch an, der aber jetzt an andere Dinge zu denken schien.

»Ma foi«, sagte er, »morgen werden wir das auf dem Schlachtfeld sehen.«

»Der Feind hat seine Lagerfeuer ausgelöscht und man hört unaufhörliches Geräusch in seinem Lager«, sagte Weyrother. »Was bedeutet das? Entweder er zieht sich zurück, was uns sehr unangenehm wäre, oder er wechselt seine Stellung. Doch dies würde uns viel Mühe ersparen, und die Disposition bleibt in allen Einzelheiten unverändert.«

»Inwiefern?« sagte Fürst Andree, welcher schon lange eine Gelegenheit erwartet hatte, um seine Zweifel auszudrücken. In diesem Augenblick erwachte Kutusow, hustete und blickte um sich.

»Meine Herren, die Disposition kann man nicht bis morgen, oder vielmehr bis heute – denn es ist schon bald ein Uhr – abändern. Sie haben alles gehört, und wir werden alle unsere Pflicht erfüllen, aber vor einer Schlacht ist nichts wichtiger ... als ... gut auszuschlafen.«

Er machte Miene aufzustehen. Die Generale verbeugten sich und gingen. Es war nach Mitternacht.

Der Kriegsrat, auf welchem es Fürst Andree nicht gelungen war, seine Meinung auszusprechen, wie er gehofft hatte, hinterließ ihm einen unklaren und beunruhigenden Eindruck. Welche von den verschiedenen Ansichten die richtige war, wußte er nicht, »Aber konnte denn Kutusow nicht seine Ansicht dem Kaiser offen darlegen? Mußte man etwa einer Phantasie wegen Zehntausende riskieren und darunter auch mein Leben«, dachte er. »Ja, es ist sehr möglich, daß ich morgen falle, ja morgen, morgen!« dachte er. »Morgen ist vielleicht alles für mich zu Ende, und morgen, das fühle ich, werde ich endlich zum erstenmal zeigen können, was ich alles vermag!« Er stellte sich die Schlacht vor mit ihren Verlusten, die Konzentrierung des Kampfes auf einen einzigen Punkt und die Verwirrung in der Oberleitung, und da kommt endlich der glückliche Augenblick, jenes Toulon, das er so lange erwartet hatte. Entschieden und klar spricht er seine Meinung aus gegen Kutusow und den Kaiser. Alle sind erstaunt über die Richtigkeit seiner Anschauungen, aber niemand will es auf sich nehmen, danach zu handeln. Da nimmt er ein Regiment, eine Division, spricht seine Bedingung aus, daß niemand in seine Anordnungen sich einmische, dann führt er die Division zu dem entscheidenden Punkt und erringt den Sieg. »Aber der Tod und das Leiden«, sagt eine andere Stimme, doch darauf gab Fürst Andree keine Antwort. Die Disposition für die folgende Schlacht macht er allein, er wird Generalstabschef der Armee unter Kutusow, aber er allein macht alles. Die folgende Schlacht wird von ihm allein gewonnen, Kutusow wird abgesetzt und er wird an seiner Stelle ernannt ... »Nun, und dann«, spricht wieder eine andere Stimme, »was dann?« – »Nun, was dann?« antwortet er sich selbst. »Das weiß ich nicht und will es auch nicht wissen, ich will nur Ruhm! Ich will beliebt und berühmt sein, dafür allein lebe ich, ja, dafür allein! Und ich werde dies niemals jemand sagen, aber mein Gott, was soll ich tun, wenn ich nichts anderes liebe als nur den Ruhm? So teuer auch Vater und Schwester und Frau meinem Herzen sind, ich würde sogleich alles hingeben für eine Minute des Ruhms, des Triumphes, für die Liebe und Verehrung von Menschen, die ich nicht kenne.«

In dieser Nacht befand sich Rostow mit einer Abteilung Soldaten bei den Vorposten des Heeresteiles unter Bagration. Die Husaren standen paarweise in der Kette, er selbst ritt die Linie entlang und kämpfte mit dem Schlaf. Hinter sich sah er weit und breit im Nebel die brennenden Lagerfeuer unseres Heeres, vor ihm lag die Finsternis. Er dachte, wie im Traum, bald an den Kaiser, bald an Denissow, bald an Erinnerungen aus Moskau. Dann öffnete er wieder die Augen und sah vor sich den Kopf und die Ohren des Pferdes, auf dem er saß, weiterhin aber immer dieselbe nebelhafte Finsternis.

»Warum nicht?« dachte er. »Es ist sehr möglich, daß der Kaiser mir morgen begegnet und mir einen Auftrag gibt: ›Reite dorthin und erkundige dich, was da vorgeht!‹ Ich habe oft erzählen hören, daß auf diese Weise mancher Offizier ganz zufällig in seine Umgebung gekommen ist. Wenn er auch mich zu sich nehmen würde, wie würde ich ihn verehren und behüten! Wie würde ich ihm immer die Wahrheit sagen und die Betrüger entlarven!« Um sich seine Liebe und Ergebenheit für den Kaiser recht lebhaft auszumalen, stellte er sich einen Feind oder so einen deutschen Betrüger vor, den er mit Entzücken vor den Augen des Kaisers nicht nur töten, sondern auch ohrfeigen wollte. Plötzlich erweckte ihn ein Ruf aus der Ferne.

»Wo bin ich? Ich bin in der Kette! Losung und Parole? – ›Deichsel, Olmütz.‹ Wie schade, daß unsere Schwadron morgen in der Reserve stehen wird«, dachte er. Er trieb sein Pferd an, um noch einmal an seiner Abteilung entlang zu reiten. Es schien ihm, daß es heller geworden sei. Zur linken Seite sah er einen steilen, beleuchteten Abhang und diesem gegenüber einen dunklen, steilen Hügel. Auf diesem Hügel war ein weißer Flecken, den sich Rostow nicht erklären konnte. War es eine offene Steile, die vom Monde beschienen wurde? War es Schnee, oder weiße Häuser? Es schien ihm sogar, daß sich auf diesem weißen Flecken etwas rührte. Wieder überwältigte ihn beinahe der Schlaf. Als er die Augen wieder öffnete, hörte er vor sich, dort, wo der Feind war, ein Gewirr von tausend Stimmen. Die Pferde spitzten die Ohren, an der Stelle, von wo die Stimmen ertönten, flammte ein Feuer auf, dann ein zweites, und endlich erschienen Lagerfeuer

die ganze französische Linie auf dem Berge entlang, und zugleich wurde es immer lauter. Rostow hörte einzelne französische Worte, am meisten vernahm er: »aaaa rrrr.«

»Was ist das? Was denkst du darüber?« fragte Rostow einen neben ihm stehenden Husaren, »das ist doch beim Feind?«

Der Husar gab keine Antwort.

»Nun, hast du nicht gehört?« fragte Rostow wieder.

»Wer kann's wissen, Eurer Wohlgeboren?« erwiderte der Husar widerwillig.

»Der Richtung nach muß es vom Feinde kommen«, wiederholte Rostow.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, erwiderte der Husar, »es ist eben Nacht. Ruhig da!« rief er seinem Pferd zu. Auch Rostows Pferd wurde unruhig, scharrte mit dem Fuß, horchte und blickte nach den Feuern. Die Stimmen wurden immer lauter, die Feuer dehnten sich immer weiter aus. Jetzt floh Rostow der Schlaf. Der Lärm und das Triumphgeschrei vom feindlichen Lager dauerten fort. »Vive l'empereur!« hörte Rostow jetzt deutlich. Plötzlich erschien im Nebel eine Gestalt wie ein ungeheurer Elefant, es war ein Unteroffizier.

»Euer Wohlgeboren, die Generale!« sagte er. Rostow ritt mit dem Unteroffizier einigen Reitern entgegen, von denen einer auf einem weißen Pferde saß. Es war Fürst Bagration mit dem Fürsten Dolgorukow und ihren Adjutanten, welche das seltsame Erscheinen der Lagerfeuer beobachten wollten.

»Glauben Sie«, sagte Dolgorukow zum Fürsten Bagration, »das ist nichts als eine Kriegslüge, er hat sich zurückgezogen und läßt jetzt Lagerfeuer anzünden und Lärm machen, um uns zu täuschen.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Bagration. »Schon am Abend sah ich sie auf jenem Hügel, wenn sie abgezogen sind, so haben sie sich nach dort zurückgezogen. Herr Offizier«, wandte er sich an Rostow, »stehen dort noch Franzosen?«

»Heute abend standen sie dort, jetzt kann ich's aber nicht wissen, Erlaucht! Wenn Sie befehlen, reite ich mit einigen Husaren hinüber.«

Bagration gab keine Antwort und suchte im Nebel Rostows Gesicht deutlicher zu sehen. »Nun gut, sehen Sie nach!« sagte er endlich.

Rostow rief den Unteroffizier Fedschenko und noch zwei Husaren, befahl ihnen, ihm nachzufolgen und trabte nach der feindlichen Stellung zu. Bagration rief ihm nach, er solle nicht weiter als bis zum Bach reiten, aber

Rostow tat, als ob er das nicht gehört habe und ritt weiter und weiter. Als er im Trab den Bergabhang herabkam, sah er weder die unsrigen noch die feindlichen Feuer mehr, desto lauter aber hörte er das Geschrei der Franzosen. Bald näherte er sich der Stelle, wo am Abend ein französisches Pikett gestanden hatte.

»Euer Wohlgeboren, da ist er«, sagte hinter ihm ein Husar, und noch ehe Rostow sich umgesehen hatte, krachte ein Schuß und eine Kugel flog pfeifend hoch im Nebel dahin. Rostow wandte sein Pferd und galoppierte zurück, noch vier Schüsse wurden ihm nachgesandt, mit der Hand am Schirm ritt er Bagration entgegen. Dolgorukow beharrte noch immer auf seiner Meinung, die Franzosen seien abgezogen.

»Man sieht, sie sind noch nicht alle abgezogen, Fürst«, erwiderte Bagration, »morgen werden wir alles wissen.«

»Auf dem Berge steht ein Pikett, ganz so wie heute abend«, meldete Rostow.

»Gut, gut«, erwiderte Bagration, »ich danke Ihnen, Herr Offizier!«

»Erlaucht, erlauben Sie mir eine Bitte«, sagte Rostow.

»Was ist es?«

»Morgen ist unsere Schwadron zur Reserve bestimmt. Erlauben Sie mir die Bitte, mich zur ersten Schwadron zu kommandieren!«

»Wie ist Ihr Name?«

»Graf Rostow.«

»Ah, schön! Bleibe bei mir als Ordonnanzoffizier!«

»Ein Sohn von Ilja Andrejewitsch?« fragte Dolgorukow. Aber Rostow gab ihm keine Antwort.

»Ich darf also hoffen, Erlaucht?«

»Ich werde Befehl geben.«

»Es ist sehr möglich, daß ich morgen mit irgendeinem Befehl zum Kaiser gesandt werde«, dachte er. »Gott sei Dank!«

Um fünf Uhr morgens war es noch ganz dunkel. Die Truppen des Zentrums, die Reserve und der rechte Flügel Bagrations standen noch unbeweglich, aber auf dem linken Flügel waren die Truppen, welche nach der Disposition zuerst von der Höhe herabsteigen, den rechten Flügel der Franzosen angreifen und in die böhmischen Wälder werfen sollten, schon in Bewegung. Es war kalt und dunkel. Hastig tranken die Offiziere Tee und frühstückten. Die Soldaten kauten Zwieback und drängten sich um die Feuer, in die sie alles Überflüssige, was sie nicht mitnehmen konnten, warfen: Stühle, Tische, Wagen, österreichische Kolonnenführer mischten sich unter die russischen Truppen als Vorboten des Angriffs. Sobald ein österreichischer Offizier beim Quartier eines Regimentskommandeurs erschien, geriet das Regiment in Bewegung, die Soldaten liefen von ihren Wachtfeuern weg, steckten die Pfeifen ein, ergriffen die Gewehre und stellten sich in Reihe und Glied. Die Offiziere legten die Säbel um und liefen schreiend zwischen den Gliedern umher, Fuhrleute und Offiziersburschen packten ein und beluden das Fuhrwerk. Die Adjutanten, die Bataillons- und Regimentskommandeure stiegen zu Pferde, bekreuzigten sich, gaben die letzten Befehle und Aufträge für die zurückbleibenden Fuhrleute und darauf vernahm man die eintönigen Schritte von Tausenden. Die Kolonnen marschierten, ohne zu wissen, wohin. Der Nebel war so stark, daß man trotz der Dämmerung nicht zehn Schritt weit sehen konnte. Die Gebüsche erschienen als ungeheure Bäume, ebene Stellen als Abgründe, überall konnte man plötzlich auf den Feind stoßen.

Nachdem der Marsch im dichten Nebel etwa eine Stunde gedauert hatte, mußte ein großer Teil der Truppen Halt machen, und durch die Glieder verbreitete sich rasch ein unbestimmtes Mißvergnügen über die entstandene Unordnung und Verwirrung.

»Von welcher Division seid ihr?« rief ein vorüberreitender Adjutant.

»Von der achtzehnten.«

»Warum seid ihr denn hier? Ihr solltet schon lange vorn sein! Jetzt kommt ihr vor Abend nicht weiter.«

»Was sind das für ekelhafte Befehle? Sie wissen selbst nicht, was sie tun!« sagte ein Offizier und ritt davon. Dann ritt ein General vorüber und schrie zornig etwas in einer nichtrussischen Sprache.

»Tafalafa! Was schwatzt er da? Es ist nichts zu verstehen!« sagte ein Soldat. »Ich würde sie erschießen lassen, die Halunken! Um neun Uhr sollten wir auf der Stelle sein, und jetzt haben wir noch nicht die Hälfte zurückgelegt!« – »Schöne Anordnungen!« hörte man von verschiedenen Seiten, und das Kraftgefühl, mit welchem die Truppen ins Gefecht gingen, äußerte sich jetzt im Ärger über die unsinnigen Anordnungen und über die Deutschen. Die Ursache der Verwirrung bestand darin, daß nach dem Abgang der österreichischen Kavallerie nach dem linken Flügel die Oberleitung fand, daß unser Zentrum von dem rechten Flügel zu weit entfernt sei, deshalb wurde der ganzen Kavallerie befohlen, wieder auf die rechte Seite herüberzukommen. Demzufolge ritten einige tausend Reiter vor der Infanterie quer vorüber, und diese mußte warten.

Ein russischer General verlangte hastig, die Kavallerie solle Halt machen. Der österreichische Kolonnenführer bewies, daß nicht die Kavallerie, sondern die Oberleitung schuld war. Inzwischen standen die Soldaten da, langweilten sich und ihre Stimmung verschlechterte sich. Nach einstündigem Aufenthalt wurde der Marsch fortgesetzt und die Truppen stiegen den Berg hinab. Unten war der Nebel nur noch dichter. Bald krachte ein Schuß, dann noch andere; anfangs in unregelmäßigen Zwischenräumen, dann aber immer häufiger. Das Gefecht hatte am Fließchen Goldbach begonnen. Da die Truppen nicht vermutet hatten, auf den Feind zu stoßen, überdies die Wahrnehmung sich verbreitet hatte, daß sie verspätet seien, so entwickelte sich zunächst nur ein träges Feuergefecht mit dem Feind. Befehle trafen nicht rechtzeitig ein, weil die Adjutanten sich im Nebel verirrtten, und so begann das Gefecht für die erste, zweite und dritte Kolonne, welche von der Höhe herabkamen. Die vierte Kolonne, bei der sich Kutusow selbst befand, stand noch auf den Höhen von Pratzen.

Es war neun Uhr morgens. Auf der Höhe bei dem Dorfe Schlapanitza, bei welchem Napoleon, umgeben von seinen Marschällen, stand, war es vollkommen heiter und die Sonne stieg strahlend über dem Nebelmeer auf. Nicht nur die ganze französische Armee, sondern auch Napoleon selbst mit seinem Stab befanden sich schon diesseits der Dörfer Sokolnitza und Schlapanitza, jenseits welcher wir Stellung nehmen und das Gefecht beginnen sollten. Napoleon ritt an der Spitze seiner Marschälle auf einem

kleinen, grauen, arabischen Pferd in demselben blauen Mantel, den er während des italienischen Feldzuges getragen hatte. Schweigend blickte er auf die Hügel, welche aus dem Nebelmeer hervorragten, und horchte auf die Schüsse in der Schlucht. In seinem noch hageren Gesicht rührte sich keine Muskel; die glänzenden Augen waren unbeweglich auf einen Punkt gerichtet. Seine Voraussetzungen erwiesen sich als richtig. Die russischen Truppen waren bereits in die Schlucht hinabgestiegen zu den Teichen und Seen und hatten zum großen Teil die Höhen von Prätzen geräumt, die er anzugreifen beabsichtigte, weil er sie für den Schlüssel ihrer Stellung hielt. Er sah durch den Nebel, wie in der Vertiefung, die von zwei Bergen beim Dorfe Prätzen gebildet wurde, die russischen Kolonnen mit blinkenden Bajonetten herabkamen und eine nach der andern in dem Nebelmeer verschwand. Nach den Berichten, die er schon am Abend zuvor erhalten hatte, nach dem Geräusch der Räder und der Schritte, welche in der Nacht bei den Vorposten gehört worden waren, nach der ordnungslosen Bewegung der russischen Kolonnen sah er deutlich, daß die Verbündeten ihn weit entfernt glaubten, daß die Kanonen, welche bei Prätzen marschierten, das Zentrum der russischen Armee bildeten, und daß dasselbe schon genügend geschwächt sei, um es mit Erfolg angreifen zu können. Aber noch immer begann er nicht mit dem Angriff.

Es war ein feierlicher Tag für ihn, der Jahrestag seiner Krönung. Gegen Morgen hatte er einige Stunden geschlummert, war dann gesund und frisch zu Pferde gestiegen und aufs Feld hinausgeritten in jener glücklichen Stimmung, in der alles möglich erscheint und alles gelingt. Unbeweglich blickte er nach den aus dem Nebel hervorragenden Höhen, und auf seinem kalten Gesicht erschien der Ausdruck siegreichen Selbstvertrauens.

Als die Sonne ganz aus dem Nebel herausgestiegen war, nahm er einen Handschuh von seiner schönen weißen Hand, machte damit den Marschällen ein Zeichen und gab den Befehl zum Angriff, und nach wenigen Minuten bewegte sich die Hauptmacht der französischen Armee gegen jene Höhen von Prätzen, welche mehr und mehr von den russischen Truppen geräumt wurden, die nach links in die Schlucht hinabstiegen.

Um acht Uhr ritt Kutusow nach Pratzen zu der Spitze der vierten Kolonne unter Miloradowitsch, derselben, welche die Stelle der Kolonnen unter Prschebischewsky und Langeron einnehmen sollte, da diese bereits hinabgestiegen waren. Er begrüßte die Leute des vordersten Regiments und gab Befehl zum Abmarsch, wodurch er andeutete, daß er selbst beabsichtigte, diese Kolonne zu führen. Im Dorf Pratzen angekommen, hielt er an. Fürst Andree, welcher zu der sehr zahlreichen Suite des Oberkommandierenden gehörte, stand neben ihm. Fürst Andree war erregt, zeigte dabei aber eine erzwungene Ruhe, wie ein Mensch beim Herankommen eines längst ersehnten Augenblicks. Er war fest überzeugt, daß heute der Tag seines Toulon sein werde. Die Stellung unserer Truppen war ihm bekannt, soweit sie überhaupt jemand in unserer Armee bekannt sein konnte. Seinen eigenen strategischen Plan, an dessen Ausführung jetzt natürlich nicht zu denken war, hatte er vergessen; jetzt folgte er dem Plan Weyrothers und dachte an die Zufälligkeiten, die eintreten konnten.

Rings im Nebel hörte man unten in der Schlucht Gewehrfeuer zwischen unsichtbaren Truppen. Dort schien Fürst Andree der Mittelpunkt der Schlacht zu sein. »Dorthin werde ich gesandt werden«, dachte er, »mit einer Brigade oder Division, und mit der Fahne in der Hand werde ich vorangehen und alles niederschmettern, was mir entgegentritt.

In der Schlucht zur Linken, in welche unsere Truppen hinabgestiegen waren und woher man die Schüsse vernahm, war nichts zu sehen. Über den Höhen war der dunkelblaue Himmel und rechts die ungeheure Sonnenscheibe, vorwärts in der Ferne am jenseitigen Ufer des Nebelmeeres sah man waldige Gipfel hervorragen, auf welchen die feindlichen Armeen stehen mußten. Rechts trat die Garde in das Gebiet des Nebels ein, aus welchem zuweilen die Bajonette hervorschimmerten. Links hinter dem Dorf rückten ebensolche Massen Kavallerie vor und verschwanden im Nebelmeer, vorn und hinten bewegte sich die Infanterie. Der Oberkommandierende stand am Eingang des Dorfes und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Kutusow war an diesem Morgen reizbar. Die vorüberziehende Infanterie blieb ohne Befehl stehen, augenscheinlich war vorn ein Hindernis eingetreten.

»Lassen Sie doch Bataillonskolonnen formieren!« rief Kutusow zornig einem herbeireitenden General zu. »Begreifen Sie denn nicht, Exzellenz, daß es nicht angeht, sich in so langem Zug durch die Dorfstraße hinzuziehen, wenn wir gegen den Feind gehen?«

»Ich beabsichtige jenseits des Dorfes mich aufzustellen, hohe Exzellenz.« Kutusow lachte giftig. »Das wäre nicht übel! Eine Frontveränderung angesichts des Feindes! Sehr hübsch!«

»Der Feind ist noch weit, hohe Exzellenz, die Disposition ...«

»Die Disposition!« rief Kutusow giftig. »Wer hat Ihnen das gesagt? Belieben Sie zu tun, was Ihnen befohlen wird!«

»Zu Befehl.«

»Aber mein Lieber«, flüsterte Neswizki dem Fürsten Andree zu, »der Alte ist bei sehr schlechter Laune.«

Zu Kutusow kam ein österreichischer Offizier mit gelbem Federbusch auf dem Hut herangaloppiert und fragte im Namen des Kaisers, ob die vierte Kolonne im Gefecht sei. Ohne zu antworten wandte sich Kutusow ab. Sein Blick fiel auf den Fürsten Andree, der neben ihm stand. Der giftige Ausdruck seines Gesichts milderte sich, als ob er eingestehen wolle, daß dieser Adjutant an dem, was vorgehe, nicht schuldig sei. »Gehen Sie, mein Lieber, sehen Sie nach«, sagte er zu Bolkonsky, »ob die dritte Division schon durch den Wald durchgekommen ist. Befehlen Sie ihr zu halten und meine Befehle abzuwarten!« Eben wollte Fürst Andree davonreiten, als er ihn noch zurückrief.

»Und fragen Sie, ob man Plänkler aufgestellt hat«, fügte er hinzu. »Was machen Sie nur?« sagte er zu sich selbst, noch immer, ohne dem Österreicher zu antworten. Fürst Andree ritt mit dem Auftrag davon und überholte alle vor ihm marschierenden Bataillone. Er hielt die dritte Division an und überzeugte sich, daß wirklich vor unseren Kolonnen keine Schützenkette war. Der Kommandeur des vordersten Regiments war sehr verwundert über den vom Oberbefehlshaber ihm zugehenden Befehl, eine Schützenkette aufzustellen. Er war vollkommen überzeugt, daß vor ihm noch andere Truppen seien, und daß der Feind noch zehn Kilometer entfernt sei. Es war wirklich vor ihm nichts zu sehen als eine Einöde, welche mit dichtem Nebel bedeckt war. Nachdem Fürst Andree seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ritt er zurück. Kutusow stand noch immer auf demselben Fleck und gähnte mit geschlossenen Augen. Die Truppen bewegten sich nicht weiter und standen mit Gewehr bei Fuß.

»Gut, gut«, sagte er und wandte sich an den General, welcher ihm mit der Uhr in der Hand sagte, es sei Zeit, vorzugehen, da schon sechs Kolonnen des linken Flügels vormarschiert seien.

»Wir haben noch Zeit, Exzellenz«, erwiderte Kutusow.

In diesem Augenblick vernahm man hinter Kutusow in der Ferne Zurufe der Soldaten, welche rasch näher kamen, der ganzen Linie entlang. Augenscheinlich fuhr der, der begrüßt wurde, sehr rasch. Als nun auch die Soldaten des vor Kutusow stehenden Regiments in Jubelrufe ausbrachen, ritt er etwas zur Seite und blickte sich blinzelnd um. Auf dem Wege von Pratzen her galoppierte ein vielfarbiger Reitertrupp, wie eine Schwadron. Zwei der Reiter galoppierten nebeneinander, den übrigen voraus. Der eine trug eine dunkle Uniform, der andere eine weiße und ritt auf einem braunen Pferd, das waren die beiden Kaiser mit ihrer Suite. Kutusow ritt ihnen grüßend entgegen, sein ganzes Wesen hatte sich plötzlich verändert. Er hatte das Aussehen eines untergeordneten dienstwilligen Menschen mit affektierter Ehrfurcht, welche augenscheinlich den Kaiser Alexander unangenehm berührte.

Der unangenehme Eindruck flog nur flüchtig über das junge und glückliche Gesicht des Kaisers und verschwand. In seinen schwarzen Augen lag zugleich Majestät und Milde und der vorherrschende Ausdruck gutherziger, unschuldiger Jugend. Auf der Musterung von Olmütz war er majestätisch, hier war er heiterer und energischer. Czartorischski und Nowosilzew, Fürst Wolkonsky, Stroganow und andere reichgekleidete, fröhliche junge Leute mit prachtvollen frischen Pferden hielten hinter dem Kaiser und unterhielten sich lachend. Der Kaiser Franz, ein noch junger Mann, mit seinem roten langen Gesicht, saß außerordentlich gerade auf einem schönen Pferd und blickte sich unruhig und gespannt ringsum. Er rief einen seiner weißen Adjutanten und fragte ihn etwas. In der Suite des Kaisers waren auserlesene Ordonnanzoffiziere, russische und österreichische, von Garde- und Armee Regimentern. Wie durch ein geöffnetes Fenster plötzlich die frische Waldluft in ein schwüles Zimmer dringt, so wehte jetzt auch Kutusows Stab Jugend, Energie und Selbstvertrauen von dieser glänzenden Jugend entgegen.

»Warum fangen Sie nicht an, Kutusow?« fragte Kaiser Alexander rasch, während er sich höflich nach Kaiser Franz umsah.

»Ich warte, Majestät«, erwiderte Kutusow, sich ehrerbietig verneigend. Die Miene des Kaisers verfinsterte sich etwas, und er schien nicht

verstanden zu haben.

»Ich warte, Majestät«, wiederholte Kutusow, »es sind noch nicht alle Kolonnen zur Stelle, Majestät.«

Fürst Andree bemerkte, daß Kutusows Oberlippe unnatürlich zuckte, während er dieses »Ich warte!« aussprach.

Diese Antwort schien dem Kaiser nicht zu gefallen. Er zuckte die Achseln, blickte Nowosilzew an, der neben ihm stand, als ob er sich über Kutusow bei ihm beklagen wollte.

»Aber wir sind jetzt nicht auf der Parade, Michail Ilarionowitsch, wo man nicht anfängt, ehe alle Regimenter da sind«, sagte der Kaiser.

»Darum eben fange ich nicht an, Majestät, weil wir nicht auf der Parade sind«, sagte er deutlich und bestimmt.

Die Herren der Suite blickten sich mißbilligend an.

Der Kaiser sah Kutusow durchdringend an und wartete, ob er nicht noch etwas sagen werde. Aber Kutusow senkte ehrerbietig den Kopf und schien auch zu warten. Das Warten dauerte fast eine Minute.

»Aber wenn Sie befehlen, Majestät«, sagte Kutusow, indem er den Kopf erhob und wieder den früheren Ton stumpfer Unterwürfigkeit annahm. Er setzte das Pferd in Bewegung, rief den Kommandeur der vierten Kolonne zu sich und erteilte ihm Befehl zum Angriff. Mehrere Bataillone marschierten am Kaiser vorbei. Miloradowitsch, ohne Mantel, mit Orden geschmückt und einer ungeheuren Feder auf dem Hut, grüßte den Kaiser und ließ sein Pferd vor ihm steigen.

»Mit Gott, General!« sagte der Kaiser.

»Majestät, wir werden alles tun, was möglich ist«, erwiderte Miloradowitsch. »Kinder!« rief er dann, »es ist nicht das erste Dorf, das ihr nehmt!« »Radi staratsa!« riefen die Soldaten. »Wir freuen uns, uns Mühe zu geben!« – die gewöhnliche Antwort der russischen Soldaten auf den Zuruf eines Vorgesetzten.

Kutusow ritt mit seinem Adjutanten im Schritt hinter dem Schweif der Kolonne und hielt an einem verfallenen Hause an einem Kreuzweg. Auf beiden Straßen gingen Truppen den Berg hinab. Der Nebel begann sich zu zerstreuen, und man konnte bereits in einer Entfernung von zwei Kilometern die feindlichen Truppen auf den gegenüberliegenden Anhöhen undeutlich erkennen. Links verstärkte sich das Gewehrfeuer. Kutusow hielt an und sprach mit einem österreichischen General. Fürst Andree erbat sich das Fernrohr von einem Adjutanten, welcher nicht nach den Truppen in der Ferne, sondern gerade vor sich den Berg hinabsah.

»Sehen Sie, da unten sind die Franzosen!«

Zwei Generale und Adjutanten griffen nach dem Fernrohr und entrissen es einander. Auf allen Gesichtern erschien plötzlich Entsetzen. Die Franzosen, die man zwei Kilometer entfernt glaubte, erschienen hier so plötzlich und unerwartet.

»Das ist der Feind! Sehen Sie doch!« Fürst Andree sah mit unbewaffnetem Auge unten rechts eine dichte Kolonne Franzosen, nicht weiter als fünfhundert Schritt vom Standpunkt Kutusows entfernt.

Aber in diesem Augenblick wurde alles in Rauch eingehüllt und ganz in der Nähe ertönte Gewehrfeuer. Eine Stimme sagte im naivem Schrecken, zwei Schritte von Fürst Andree entfernt: »Nun, Brüderchen, jetzt ist's aus!« Und als ob diese Stimme ein Kommando gewesen wäre, begannen alle zu fliehen. Ein wirrer Haufen, der sich immer mehr vergrößerte, floh zurück nach der Stelle, wo fünf Minuten zuvor die Truppen vor den Kaisern vorübergezogen waren. Es schien unmöglich, den Haufen anzuhalten, welcher alles mit sich riß. Neswizki rief außer sich Kutusow zu, wenn er nicht sogleich weiterreite, so werde er sicherlich gefangengenommen. Kutusow blieb stehen, ohne zu antworten, und zog das Taschentuch heraus. Über seine Wange floß Blut herab. Fürst Andree drängte sich bis zu ihm.

»Sie sind verwundet?« fragte er.

»Nicht hier ist die Wunde, sondern dort«, sagte Kutusow, nach den Fliehenden deutend. »Halten Sie sie an!« schrie er, aber die Masse riß ihn mit sich fort. Es war sehr schwer, sich daraus los zu machen. Ein Soldat wandte sich um und schoß in die Luft, ein anderer schlug das Pferd, auf

dem Kutusow selbst ritt. Endlich riß sich Kutusow mit einem Teil seiner Suite aus dem Haufen los, und Fürst Andree sah vom Abhang des Berges im Rauch eine noch feuernde russische Batterie und die auf sie zustürzenden Franzosen. Weiter oben stand russische Infanterie, welche sich nicht rührte, um der Batterie zu Hilfe zu kommen. Ein General kam von dieser Infanterie her Kutusow entgegen.

»Halten Sie diese Strolche auf!« sagte Kutusow keuchend zum Regimentskommandeur, aber in diesem Augenblick flogen die Kugeln wie ein Schwarm Vögel pfeifend nach dem Regiment und der Suite Kutusows. Die Franzosen griffen die Batterie an und schossen auch auf Kutusow. Einige Soldaten fielen, dem Fahnenträger entfiel die Fahne, welche in den Gewehren der nebenstehenden Soldaten hängenblieb, die Soldaten begannen ohne Kommando zu feuern.

»Oh, oh!« rief Kutusow und blickte sich entsetzt um. »Bolkonsky«, flüsterte er mit greisenhafter, zitternder Stimme, »was ist das?«

Fürst Andree mit Tränen der Wut und der Beschämung in den Augen war schon vom Pferde gestiegen und stürzte auf die Fahne zu.

»Kinder! Vorwärts!« rief er. »Jetzt kommt es!« dachte er, ergriff kühn die Fahne und hörte mit Entzücken das Pfeifen der Kugeln, welche augenscheinlich auf ihn gezielt waren. Einige Soldaten fielen. »Hurra!« rief Fürst Andree, der die schwere Fahne kaum in den Händen zu halten vermochte, und lief vorwärts mit der unerschütterlichen Zuversicht, daß das ganze Bataillon ihm nachfolgen werde. Wirklich, als er einige Schritte gemacht hatte, rührte sich der eine und der andere, das ganze Bataillon lief mit Hurrageschrei ihm nach und überholte ihn. Ein Unteroffizier ergriff die Fahne, welche wegen ihrer Schwere in den Händen des Fürsten Andree schwankte, wurde aber sogleich erschossen. Andree nahm die Fahne wieder auf und lief dem Bataillon nach. Er sah unsere Artilleristen, von welchen einige kämpften und andere ihm fliehend entgegenliefen, er sah auf die französische Infanterie, welche die Artilleriepferde ergriff und die Kanonen umkehrte. Fürst Andree war mit dem Bataillon nur zwanzig Schritt von den Kanonen entfernt. Über sich hörte er das beständige Pfeifen der Kugeln, und links und rechts fielen fortwährend Soldaten, aber er sah nicht nach ihnen. Er sah deutlich einen großen Artilleristen mit seitwärts aufgesetztem Tschako, welcher an einem Kanonenwischer zog, während ein Franzose denselben am andern Ende hielt. Fürst Andree sah schon die wütenden

Gesichter dieser beiden Leute, welche nicht zu begreifen schienen, was sie taten.

»Was machen sie da?« dachte Fürst Andree. »Warum flieht der Artillerist nicht, und warum sticht ihn der Franzose nicht nieder?« Wirklich kam ein anderer Franzose mit einem Gewehr von der Seite, und das Schicksal des rothaarigen Artilleristen, welcher triumphierend den Wischer an sich riß, mußte sich entscheiden. Aber Fürst Andree sah nicht mehr, wie die Sache endigte. Er empfand einen Schlag auf den Kopf wie mit einem starken Knüppel aus voller Kraft. Der Schmerz war besonders unangenehm, weil er ihn verhinderte, zu sehen, was vorging.

»Was ist das? Meine Füße geben nach«, dachte er und fiel auf den Rücken. Er öffnete die Augen, um zu sehen, wie der Kampf des Franzosen mit dem Artilleristen endigte, aber er sah nichts mehr davon. Über ihm war nur das hohe Himmelsgewölbe mit den still dahinschwebenden grauen Wolken. »Wie still, wie ruhig und feierlich, ganz anders, als das Rufen und Schreien im Kampf. Warum habe ich nicht früher diesen hohen Himmel gesehen, und wie bin ich glücklich, daß ich ihn endlich erkannt habe! Ja, alles ist leerer Trug außer diesem unendlichen Himmel, nichts, nichts gibt es außer ihm! Nichts außer Ruhe und Stille! O, Gott sei Dank! ...«

Auf dem rechten Flügel bei Bagration hatte um neun Uhr das Gefecht noch nicht begonnen. Um keine Verantwortung zu übernehmen, schlug Fürst Bagration Dolgorukow vor, beim Oberkommandierenden anfragen zu lassen. Bagration wußte, daß die Entfernung von einem Flügel zum anderen zehn Kilometer betrug, und wenn der von ihm Abgesandte nicht erschossen wurde, was wahrscheinlich war, und wenn er den Oberkommandierenden auffand, was sehr schwierig war, der Ordonnanzoffizier doch nicht vor dem Abend zurückkehren konnte. Bagration sah sich um, erblickte Rostow und sandte ihn ab.

»Aber wenn ich seiner Majestät früher begegne als dem Oberkommandierenden?« fragte Rostow, mit der Hand am Schirm.

»Dann können Sie Seiner Majestät melden«, sprach rasch Dolgorukow dazwischen.

Nachdem Rostow aus der Kette abgelöst worden war, hatte er noch einige Stunden bis zum Morgen geschlafen und fühlte sich ganz frisch, heiter und entschlossen, in der Stimmung, in der alles leicht und möglich erscheint. Alle seine Wünsche erfüllten sich an diesem Morgen. Eine Hauptschlacht wurde geschlagen, er wurde Ordonnanzoffizier beim tapfersten General, und überdies erhielt er einen Auftrag an Kutusow, den er vielleicht dem Kaiser selbst überbringen konnte. Er ritt vergnügt und glücklich auf einem guten Pferd die Linie entlang, vor sich hörte er deutlich Kanonendonner und Gewehrfeuer, die sich mehr und mehr verstärkten.

In der Nähe der Höhe von Prätzen wurde das Feuer so heftig, daß nicht mehr einzelne Kanonenschüsse, sondern nur ein allgemeines Dröhnen vernehmbar war. Er ritt fast in der vordersten Linie, einige Reiter gallopierten ihm entgegen, das waren unsere Leibulanen, die mit zersprengten Gliedern vom Angriff zurückkamen. Im Vorüberreiten bemerkte Rostow, daß einer von ihnen heftig blutete.

»Das ist nicht meine Sache«, dachte er. Kaum war er einige hundert Schritte weitergekommen, als links von ihm, von der Seite her, auf der ganzen Breite des Feldes eine ungeheure Masse Kavallerie in weißen, glänzenden Uniformen im Trab gerade auf ihn zukam. Rostow trieb sein Pferd an, um diesen Kavalleristen aus dem Wege zu kommen, aber sie

beschleunigten ihre Gangart, und einige Pferde galoppierten schon. Immer deutlicher hörte Rostow das Klirren ihrer Waffen und sogar ihre Gesichter konnte er schon erkennen. Das war unsere Chevaliergarde, die zum Angriff gegen die französische Kavallerie vorging.

Die Chevaliergarde galoppierte, hielt aber noch die Pferde zurück. Rostow sah schon ihre Gesichter und hörte, wie ein Offizier »Marsch! Marsch!« kommandierte, der sein Vollblutpferd zu vollem Lauf antrieb. Rostow fürchtete, überritten oder in dem Angriff auf die Franzosen umgerissen zu werden und trieb sein Pferd zum schnellsten Lauf an. Der äußerste Gardist, ein schwächlicher, pockennarbiger Mensch, sah mit zorniger Miene plötzlich Rostow vor sich, mit dem er unvermeidlich zusammenstoßen mußte. Dieser Gardist hätte Rostow jedenfalls überritten. Rostow erschien sich selbst so klein und schwach im Vergleich mit diesen riesigen Leuten und Pferden. Aber er gab mit der Reitgerte dem Pferde des Gardisten einen Schlag über das Gesicht. Es fuhr zusammen, legte die Ohren zurück. Der Reiter stieß ihm die Sporen in die Seite, das Pferd aber wedelte mit dem Schweif, zog den Hals in die Länge und galoppierte noch rascher. Kaum war Rostow vorübergekommen, als er das Hurrageschrei hörte und sah, wie die vordersten Reiter sich mit fremden, wahrscheinlich französischen Kavalleristen mit roten Epauletten vermischten. Weiter konnte er nichts mehr sehen, weil gleich darauf in nächster Nähe Kanonendonner ertönte und alles in Rauch eingehüllt wurde. Rostow schwankte, ob er nicht dem Angriff sich anschließen oder dahin reiten sollte, wohin ihm befohlen war. Das war jener glänzende Angriff der Chevaliergarde, den selbst die Franzosen bewunderten. Später hörte Rostow mit Entsetzen, daß von dieser ganzen Masse mächtiger, schöner Leute, von all diesen glänzenden, reichen jungen Offizieren auf teuren Vollblutpferden, die an ihm vorübergaloppiert waren, nach dem Angriff nur noch achtzehn Mann übriggeblieben waren. Als er an einem Garderegiment vorüberritt, hörte er plötzlich seinen Namen rufen und blickte sich um. Er erblickte Boris.

»Siehst du, wir sind in die erste Linie gekommen, unser Regiment ist zum Angriff vorgegangen«, sagte Boris mit glücklichem Lächeln. »Wirklich?« sagte Rostow. »Nun wie war's?«

»Wir haben sie natürlich zurückgeschlagen«, sagte Boris, der sehr gesprächig wurde, »das kannst du dir denken!« Und er erzählte, wie die Garde vor sich Truppen sah und sie für Österreicher hielt, dann aber an den

Kanonen- und Flintenschüssen von diesen Truppen erkannte, daß sie in der ersten Linie stand und sogleich ins Gefecht gekommen war. Noch ehe Rostow alles zu Ende gehört hatte, trieb er sein Pferd wieder an.

»Wohin gehst du?« fragte Boris.

»Zu Seiner Majestät mit einem Auftrag.«

Um nicht wieder in die erste Linie zu geraten, ritt Rostow nun in die Linie der Reserven und umging in weitem Bogen die Stelle, von wo das stärkste Feuer gehört wurde. Plötzlich vernahm er heftiges Gewehrfeuer vor sich und hinter unseren Truppen an einer Stelle, wo er keinesfalls den Feind vermuten konnte.

»Was kann das sein?« dachte Rostow. »Der Feind im Rücken der Unsrigen? Unmöglich!« Und eine Angst um den Ausgang der Schlacht überfiel ihn. »Aber ich muß sofort den Obergeneral suchen.«

Das ängstliche Vorgefühl, das Rostow befallen hatte, wurde mehr und mehr bestätigt, je weiter er kam.

»Was gibt's? Wer schießt?« fragte Rostow, als russische und österreichische Soldaten in wirren Haufen quer über seinen Weg liefen.

»Der Teufel mag's wissen! Alles ist verloren!« wurde ihm auf russisch, auf deutsch und auf tschechisch geantwortet. »Der Teufel soll die Deutschen holen!«

»Zum Teufel, diese Russen!« knurrte irgendwo ein Deutscher.

Das Feuer hörte auf, und wie Rostow später erfuhr, hatten österreichische und russische Soldaten aufeinander geschossen. Obgleich er französische Kanonen und Truppen auf den Höhen bei Pratzen erblickte, an derselben Stelle, wo er den Oberkommandierenden suchen sollte, konnte er doch nicht daran glauben.

Beim Dorfe Prätzen fand Rostow keinen einzigen Befehlshaber mehr, sondern nur wirre Haufen von Truppen. Er trieb sein ermüdetes Pferd an, um schneller vorüberzukommen, aber je weiter er kam, desto größer wurde die Unordnung. Auf der Landstraße drängten sich Wagen und Equipagen aller Art, russische und österreichische Soldaten, Verwundete und Nichtverwundete, alles das lärmte und drängte sich unter dem Geheul der Kanonenkugeln von den französischen Batterien, die auf den Höhen von Prätzen aufgestellt worden waren.

»Wo ist der Kaiser? Wo ist Kutusow?« fragte Rostow alle, die er anhalten konnte, aber von keinem erhielt er Antwort. Endlich ergriff er einen Soldaten am Kragen und zwang ihn, zu antworten.

»Ach, Brüderchen, die sind alle schon lange ausgerissen«, sagte der Soldat lachend und riß sich los. Dann hielt Rostow das Pferd eines Offiziersburschen oder Reitknechts einer vornehmen Persönlichkeit an, um ihn zu befragen. Von dem Burschen erfuhr Rostow, der Kaiser sei vor einer Stunde im schnellen Trab auf eben dieser Straße fortgefahren, und der Kaiser sei gefährlich verwundet.

»Das kann nicht sein«, erwiderte Rostow, »das war wahrscheinlich jemand anders.«

»Ich habe ihn selbst gesehen«, erwiderte der Bursche. »Ich werde doch den Kaiser kennen! Wie oft habe ich ihn in Petersburg gesehen! Er saß ganz bleich im Wagen, ich werde doch den kaiserlichen Kutscher kennen!«

Rostow wollte weiterreiten, als sich ein vorübergehender, verwundeter Offizier an ihn wandte.

»Wen suchen Sie?« fragte der Offizier. »Den Oberkommandierenden? Eine Kanonenkugel hat ihn zerrissen.«

»Er ist nur verwundet«, berichtigte ein anderer Offizier. »Wer? Kutusow?« fragte Rostow.

»Nicht Kutusow, wie heißt er doch? Nun, gleichviel, es sind nicht viele am Leben geblieben. Gehen Sie einmal dorthin, nach jenem Dorf, dort hat sich das Oberkommando versammelt«, sagte dieser Offizier, auf das Dorf Gostjeradek deutend, und ging vorüber.

Rostow ritt im Schritt weiter. Er wußte nicht, wohin und zu wem er jetzt gehen sollte. Der Kaiser verwundet, die Schlacht verloren! Er konnte dies jetzt noch nicht glauben. Rostow ritt in der angegebenen Richtung weiter. Wohin sollte er sich wenden? Was sollte er jetzt dem Kaiser oder Kutusow sagen, selbst wenn sie noch am Leben und unverwundet waren?

»Reiten Sie diesen Weg, Euer Wohlgeboren!« rief ihm ein Soldat zu. »Wenn Sie geradeaus reiten, werden Sie totgeschossen!«

Rostow dachte nach und ritt in der Richtung weiter, die, wie man ihm sagte, so gefährlich sein sollte.

Er ritt über das Feld, auf dem am meisten Leute gefallen waren. Die Franzosen hatten Pratzen noch nicht besetzt, aber die Russen hatten es schon lange verlassen. Auf dem Feld lagen die Toten wie Garben auf einem guten Ackerfeld. Die Verwundeten krochen zu zweien und dreien zusammen, und er hörte ihr Schreien und Stöhnen, das ihm zuweilen wie Verstellung vorkam. Er setzte sein Pferd in Trab, nicht weil er für sein Leben fürchtete, sondern weil er fühlte, daß sein Mut den Anblick dieser Unglücklichen nicht ertragen konnte.

Die Franzosen hatten aufgehört, auf dieses mit Toten und Verwundeten besäte Feld zu schießen. Als sie den auf sie zukommenden Adjutanten bemerkten, richteten sie eine Kanone nach ihm und schossen einige Kugeln ab.

Beim Dorfe Gostjeradek traf er russische Truppen, die in besserer Ordnung vom Schlachtfeld abmarschierten. Nur noch aus der Ferne hörte man Gewehrfeuer. Hier sahen schon alle klar, daß die Schlacht verloren war. Ein Offizier sagte Rostow, er habe in einem Dorfe zur Linken einen der höchsten Generale gesehen, und dorthin ritt Rostow, wenn auch ohne Hoffnung, jemand zu finden, nur um sein Gewissen zu beruhigen. Nachdem er etwa drei Kilometer weitergeritten war, hatte er die letzten russischen Truppen überholt. Bei einem Garten, der von einem Graben umgeben war, erblickte er zwei Reiter, der eine erschien Rostow bekannt, der andere, dessen Pferd Rostow gleichfalls bekannt erschien, ritt an den Graben und spornte das Pferd an, welches leicht über den Graben setzte. Er wandte das Pferd, übersprang nochmals den Graben und näherte sich ehrerbietig dem anderen Reiter, dem er wahrscheinlich vorschlug, seinem Beispiel zu folgen. Der andere antwortete mit einer verneinenden Gebärde, und an dieser erkannte Rostow sofort seinen beweinten verehrten Kaiser. »Aber das kann er nicht sein! Allein in dieser Einöde?« dachte Rostow. In diesem

Augenblick wandte Alexander den Kopf, und Rostow sah die in sein Gedächtnis eingegrabenen, geliebten Züge. Rostow war glücklich, ihn zu sehen. Er wußte, daß er sich direkt an ihn wenden konnte und er mußte ihm sogar berichten, was ihm von Dolgorukow aufgetragen worden war. Aber wie ein verliebter Jüngling zittert und verstummt, wenn er die Geliebte erblickt, so wußte auch jetzt Rostow in dem Augenblick, den er so lange herbeigewünscht hatte, nicht, wie er es wagen sollte, sich dem Kaiser zu nähern.

»Wie, ich sollte es wagen, den Zufall zu benutzen? Ein unbekanntes Gesicht in diesem kummervollen Augenblick könnte ihm peinlich sein. Und was sollte ich ihm auch sagen?« Nicht eine jener zahlreichen Reden, die er sich zuvor zurechtgelegt hatte, kam ihm jetzt ins Gedächtnis. Diese Reden paßten zu ganz anderen Gelegenheiten, meist für Augenblicke des Triumphs und hauptsächlich zu einem Totenbett, wo der Kaiser ihm für seine Heldentaten dankte, und er sterbend seine hingebende Verehrung aussprach.

»Und was sollte ich auch jetzt den Kaiser um Befehle für den rechten Flügel bitten, wo die Schlacht schon verloren ist? Nein, ich kann mich ihm jetzt nicht nähern, lieber tausendmal sterben, als einen mißfälligen Blick von ihm zu ertragen!«

Während Rostow betrübt weiterritt, kam der Kapitän von Toll zufällig an dieselbe Stelle. Als er den Kaiser erblickte, ritt er sogleich auf ihn zu, bot ihm seine Dienste an und half ihm, den Graben zu Fuß zu überschreiten. Der Kaiser fühlte sich unwohl und erholungsbedürftig und setzte sich unter einen Apfelbaum. Toll stand vor ihm, und Rostow sah von fern, wie Toll lange und lebhaft mit dem Kaiser sprach, welcher zu weinen schien, die Augen mit der Hand bedeckte und Toll die Hand drückte.

»Und ich könnte an seiner Stelle sein!« dachte Rostow. Er vermochte kaum seine Tränen zurückzuhalten und ritt verzweifelt weiter, ohne zu wissen, wohin. Er hatte die einzige Gelegenheit verscherzt, dem Kaiser seine Ergebenheit zu beweisen.

»Was habe ich getan?« dachte er. Er wandte sein Pferd und galoppierte zurück an die Stelle, wo er den Kaiser gesehen hatte, fand aber niemand mehr außer Equipagen und Wagenzügen. Von einem der Fuhrleute erfuhr Rostow, der Stab Kutusows befinde sich in der Nähe in einem Dorf, wohin die Wagen fahren, und Rostow folgte ihnen nach.

Um fünf Uhr abends war die Schlacht auf allen Punkten verloren. Mehr als hundert Kanonen blieben in den Händen der Franzosen, Prschebischewsky legte mit seinem ganzen Heeresteil die Waffen nieder, andere Kolonnen, welche die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, zogen sich in wirren Haufen zurück. Um sechs Uhr hörte man nur noch eine heftige Kanonade von französischer Seite, welche zahlreiche Batterien am Abhang der Höhe von Pratzen errichtet hatten und unsere Truppen beschossen. Bei der Nachhut hatten Dochturow und andere einige Bataillone gesammelt, welche die verfolgende französische Kavallerie beschossen und aufhielten. Es begann bereits zu dunkeln. Auf dem schmalen Damm der Augest drängten sich jetzt Wagen, Pferde und von Todesfurcht gejagte Menschen, die über Sterbende hinwegschritten. Alle zehn Sekunden schlug eine Kanonenkugel oder eine Granate in diese dichte Masse. Dolochow, welcher schon Offizier geworden war, bildete mit einem Dutzend Soldaten und seinem Oberst den ganzen Rest seines Regiments. Die ganze Masse auf dem schmalen Damm kam zum Stehen, weil vorn ein Pferd gefallen war. Die Masse staute sich auf, eine Kanonenkugel schlug hinter ihnen ein, eine andere vor ihnen und überschüttete Dolochow mit Blut.

»Nur noch hundert Schritte und ich bin gerettet, wenn ich aber nur zwei Minuten hier stehe, so ist mir der Untergang sicher«, dachte jeder. Dolochow riß sich aus der Masse los. »Fahre aufs Eis!« rief er einem Kanonier zu. »Es hält.« Das Eis trug ihn, bog sich aber und es war klar, daß es weder eine Kanone noch auch nur eine Menschenmasse tragen konnte. Die Leute blickten ihm ängstlich von fern aus zu. Der Oberst erhob die Hand und öffnete den Mund, um Dolochow etwas zu sagen, aber plötzlich flog eine Kanonenkugel so niedrig über die Masse hin, daß alle sich bückten. Der Oberst fiel in einer Blutlache vom Pferd, niemand blickte sich nach ihm um, keiner dachte daran, ihn aufzuheben.

»Aufs Eis! Aufs Eis!« schrien zahlreiche Stimmen, ohne zu wissen, warum. Eine der Kanonen fuhr aufs Eis und brach sogleich ein. Der Führer ließ sein Pferd im Stich, von hinten her schrien aber immer noch Leute: »Aufs Eis! Rasch, aufs Eis!« Man schlug auf die Pferde, um die Kanone herauszuziehen, ein großes Stück Eis senkte sich plötzlich herab, und etwa vierzig Mann ertranken und zogen einander hinab.

Auf derselben Stelle, auf den Höhen von Pratzen, wo er mit der Fahne in der Hand gefallen war, lag Fürst Andree leise stöhnend. Gegen Abend wurde er ganz still. Er wußte nicht, wie lange die Ohnmacht gedauert hatte, plötzlich aber fühlte er sich wieder lebendig und empfand einen brennenden Schmerz im Kopfe.

»Wo ist er? Wo ist er, dieser hohe Himmel, welchen ich bisher nicht gekannt habe und erst jetzt erblickte?« war sein erster Gedanke. »Aber wo bin ich?«

Er horchte und vernahm näherkommende Hufschläge und französische Worte. Er öffnete die Augen, konnte aber die Reiter noch nicht sehen.

Es war Napoleon mit zwei Adjutanten. Er besichtigte das Schlachtfeld und gab die letzten Befehle zur Verstärkung der Batterie, welche den Damm beschoß.

»Ein schöner Tod!« sagte Napoleon, als er Bolkonsky erblickte.

Fürst Andree begriff, daß von ihm die Rede sei, und hörte, daß man denjenigen, der diese Worte gesprochen hatte, Majestät nannte. Aber er interessierte sich nicht mehr dafür. Sein Kopf glühte, er fühlte, daß er stark blutete und sah über sich den hohen, fernen Himmel. Alles war ihm gleichgültig, wer auch vor ihm stehen mochte.

»Ah, er lebt noch«, sagte Napoleon, als er eine leise Bewegung des Fürsten Andree wahrnahm. »Man soll den jungen Menschen aufheben und zum Verbandplatz bringen!«

Nach diesen Worten ritt Napoleon dem Marschall Lannes entgegen, welcher den Hut abnahm und dem Kaiser zum Siege Glück wünschte.

Fürst Andree wurde fortgebracht. Bei jeder Erschütterung empfand er einen unerträglichen Schmerz. Sein Fieber verstärkte sich und er begann zu rasen. Gegen Abend flossen alle seine wirren Traumbilder in ein Chaos zusammen und verloren sich endlich in das Dunkel der Besinnungslosigkeit und des Vergessens, welches nach der Meinung des Leibarztes von Napoleon, Doktor Larray, aller Wahrscheinlichkeit nach zum Tode führen müsse.

»Dieser da ist nervös und gallig«, sagte Larray, »er wird nicht genesen.«

Fürst Andree wurde mit anderen hoffnungslos Verwundeten der Pflege der Einwohner überlassen.

Im Anfang des Jahres 1806 nahm Nikolai Rostow Urlaub und kehrte nach Hause zurück. Auch Denissow fuhr nach Hause, nach Woronesch, und Rostow überredete ihn, mit ihm nach Moskau zu fahren und einige Zeit in seinem väterlichen Hause zu bleiben. Auf der vorletzten Station traf Denissow einen Bekannten und trank mit ihm drei Flaschen Wein und deshalb lag er unbeweglich im tiefen Schlaf, als sie sich Moskau näherten, während Rostow immer mehr in Aufregung geriet.

»Denissow, wir sind da!« rief er, als sie beim Schlagbaum ankamen. »Er schläft! Da ist der Kreuzweg! Auch Sascha hat immer noch dasselbe Pferd an seiner Droschke! Hier ist auch der kleine Laden, wo wir Pfefferkuchen kauften! Nun schnell!«

»Nach welchem Haus?« fragte der Kutscher.

»Dort am Ende, in das große Haus! Siehst du denn nicht? Das ist unser Haus«, erwiderte Rostow. »Denissow, Denissow, wir sind gleich da!«

Denissow hob den Kopf auf, gab aber keine Antwort.

»Dmitri«, sagte Rostow zu dem Kutscher, »ist bei uns noch Licht?«

»Ja, Herr, auch im Kabinett des alten Herrn ist's hell.«

»Ob sie sich schon schlafen gelegt haben, was meinst du? Vorwärts!« schrie er dem Kutscher zu. »Aber wache doch auf, Denissow!«

Endlich fuhr der Schlitten unter der Einfahrt vor. Wieder sah er über sich das bekannte Karnies von Stukkatur und den Laternenpfosten. Noch ehe der Schlitten hielt, sprang er heraus und eilte in die Vorhalle. Das Haus stand noch so unbeweglich wie immer, und es schien ihm ganz gleichgültig zu sein, wer ankam. In der Vorhalle war niemand.

»Mein Gott, ist auch alles wohl?« dachte Rostow und angstvoll eilte er weiter, die bekannte Treppe hinauf. Im Vorzimmer brannte eine Talgkerze, der alte Michail schlief auf einer Truhe. Prokofi, welcher so stark war, daß er einen Wagen am Hinterrad aufheben konnte, blickte nach der Tür und seine verschlafene Miene zeigte plötzlich freudigen Schrecken.

»Der junge Graf!« rief er. »Wirklich, mein Täubchen!«

»Ist alles gesund?« fragte Rostow.

»Gott sei Dank! Sie haben eben gespeist. Aber lasse dich ansehen, Erlaucht!«

»Ist alles ganz wohl?«

»Gott sei Dank! Gott sei Dank!«

Rostow hatte Denissow ganz vergessen. Er warf den Pelz ab und trat auf den Zehenspitzen in den dunklen, großen Saal. Immer noch dieselben Kartentische und Kronleuchter! Aber jemand hatte den jungen Herrn schon gesehen, und plötzlich kam wie ein Sturmwind aus einer Seitentür jemand heraus, umarmte und küßte ihn. Noch eine zweite und dritte Tür öffnete sich, es folgten wieder Umarmungen, Küsse und Freudentränen. Er konnte nicht unterscheiden, wo und wer Papa, wer Natalie und wer Peterchen war. Alle schrien durcheinander und küßten ihn zu gleicher Zeit. »Da ist er wieder, unser Nikoluschka! Wie hat er sich verändert! Bringt Licht! Tee! Küsse mich doch auch! Und mich auch! Mein Seelchen!« sprachen alle durcheinander. Sonja hielt errötend, mit strahlenden Blicken seinen Arm. Sie war schon sechzehn Jahre alt und sehr hübsch geworden, besonders in diesen Augenblicken des Entzückens. Sie wandte die Augen nicht von ihm ab. Er blickte sie dankbar an, aber suchte und erwartete immer noch jemand. Die alte Gräfin war noch nicht da; endlich hörte er im Nebenzimmer Schritte, aber die Schritte waren so rasch, daß sie nicht die seiner Mutter sein konnten.

Aber sie war es doch, in einem neuen, ihm noch unbekanntem Kleid. Alle traten von ihm zurück, und er eilte der Mutter entgegen, die ihm weinend um den Hals fiel.

Denissow war unbemerkt ins Zimmer getreten und rieb sich die Augen. »Wassil Denissow, Freund Ihres Sohnes!« sagte er, indem er sich dem Grafen vorstellte, der ihn fragend angeschaut hatte.

»Sehr erfreut! Ich weiß, ich weiß!« sagte der Graf, umarmte und küßte Denissow. »Mein Sohn hat mir geschrieben. Natalie, Wera! Hier ist Denissow!«

Dieselben glücklichen und entzückten Gesichter wandten sich jetzt auch Denissow zu. »Teurer Freund!« rief Natalie, welche in Entzücken schwamm. Sie umarmte und küßte ihn. Alle blickten sie mißbilligend an, auch Denissow errötete, ergriff lachend die Hand Natalies und küßte sie. Nachdem Denissow in ein für ihn bereitstehendes Zimmer geführt worden war, versammelten sich alle im Salon um Nikolai. Die alte Gräfin ließ seine Hand nicht los und küßte sie jeden Augenblick, die anderen drängten sich um ihn und beobachteten jede seiner Bewegungen, Äußerungen und Blicke. Rostow war sehr erfreut über die Liebe, mit der ihn alle empfingen, aber der

erste Augenblick war so entzückend gewesen, daß sein jetziges Glück ihm gering erschien und er immer noch etwas Höheres erwartete.

Am anderen Morgen schiefen die Reisenden bis zehn Uhr. Im Vorzimmer lagen Säbeltaschen, offene Koffer, schmutzige Stiefel umher. Die Diener brachten heißes Wasser zum Rasieren und gereinigte Kleider und Stiefel. Rostow rieb die verschlafenen Augen. »Ist's schon spät?« fragte er.

»Zehn Uhr!« erwiderte Natalies Stimme, und im Nebenzimmer hörte man das Rauschen gestärkter Kleider, flüsternde und lachende Mädchenstimmen und durch einen Spalt der Tür wurden blaue Bänder, schwarze Haare und fröhliche Gesichter sichtbar. Es waren Natalie und Sonja mit Petja.

»Nikolai, steh auf!« rief Natalie wieder bei der Tür.

Peterchen hatte inzwischen im ersten Zimmer die Säbel gesehen und geriet in Entzücken beim Anblick des kriegerischen älteren Bruders. Er vergaß die Gegenwart der Mädchen und öffnete die Tür.

»Ist das dein Säbel?« rief er. Die Mädchen entflohen, Denissow verbarg mit erschreckten Blicken seine rauhen Beine unter der Decke und blickte hilfesuchend nach seinem Gefährten. Nachdem Petja eingetreten war, schloß er wieder die Tür und draußen hörte man lachen.

»Nikolai, komm im Schlafrock heraus!« sagte Natalies Stimme.

Rostow legte hastig Schlafrock und Pantoffeln an und ging hinaus. Natalie hatte einen Stiefel mit Sporen angezogen und war mit dem zweiten beschäftigt. Die Mädchen trugen neue blaue, ganz gleiche Kleider. Sie waren heiter und fröhlich. Sonja entfloh, aber Natalie nahm ihren Bruder unter dem Arm, führte ihn in den Salon und begann mit ihm ein Gespräch. Sie vermochten kaum ihre gegenseitigen Fragen nach den tausend Kleinigkeiten zu beantworten, welche nur sie allein interessieren konnten.

»Ach, wie schön, wie herrlich!« rief sie. Rostow fühlte, wie unter dem Einfluß der warmen Strahlen der Liebe zum erstenmal nach anderthalb Jahren in seiner Seele und auf seinem Gesicht wieder das fröhliche, kindliche Lächeln erschien.

»Bist du jetzt ein ganzer Mann? Ich freue mich ganz schrecklich, daß du mein Bruder bist!« Sie zog ihn am Schnurrbart. »Ich möchte gern wissen, wie ihr Männer seid? Ebenso wie wir? Nein!«

»Warum ist Sonja davongelaufen?« fragte Nikolai.

»Nun, das ist eine ganze Geschichte! Wie wirst du mit ihr sprechen, du oder Sie?«

»Wie es kommt«, sagte Rostow.

»Sage ›Sie‹, ich werde dir später sagen, warum.«

»Was gibt es denn?«

»Nun, ich kann es dir auch jetzt sagen. Du weißt, Sonja ist meine Freundin, und ich könnte meine Hand für sie ins Feuer legen. Sieh her!« Sie streifte den Ärmel in die Höhe und zeigte ihm über dem Ellbogen einen roten Fleck.

»Das ist ein Brandmal, um ihr meine Liebe zu beweisen. Ich habe ein Lineal im Feuer glühend gemacht und darauf gelegt.«

»Nun und was weiter?« fragte er.

»Nun, wir sind solche Freundinnen, und sie liebt mich und dich so sehr!«

Natalie errötete plötzlich. »Nun, du erinnerst dich, vor deiner Abreise sagte sie, du sollst alles vergessen, und später sagte sie zu mir: ›Ich werde ihn immer lieben, aber er soll frei sein!‹ Ist das nicht edel?«

Rostow wurde nachdenklich.

»Ich nehme keineswegs mein Wort zurück«, sagte er, »und dann ist auch Sonja so entzückend! – Welcher Dummkopf könnte sein Glück zurückweisen?«

»Nein, nein«, rief Natalie, »ich habe mit ihr darüber gesprochen, wir wußten, daß du so sprechen wirst! Aber das darf nicht sein, denn verstehst du, wenn du so sprichst und dich durch dein Wort für gebunden hältst, so kommt es so heraus, als ob sie absichtlich das gesagt hätte, und als ob du nur gezwungen dich zur Heirat mit ihr entschließen würdest.«

Rostow sah ein, daß alles von den Mädchen wohl überdacht war. Noch gestern hatte er Sonjas Schönheit bewundert, und jetzt, wo er sie genauer sah, erschien sie ihm noch schöner. Sie war ein entzückendes sechzehnjähriges Mädchen, das ihn augenscheinlich leidenschaftlich liebte, daran zweifelte er keinen Augenblick. Warum sollte er sie also nicht lieben und sogar heiraten? dachte Rostow. Aber jetzt gab es noch so viele andere Freuden.

»Gut, gut«, sagte er, »wir sprechen später noch davon! Aber bist du Boris nicht untreu geworden?« fragte er.

»Unsinn!« rief Natalie lachend. »Ich denke weder an ihn noch an sonst jemand!«

»Oho, was treibst du eigentlich?«

»Ich?« fragte Natalie, und ein glückliches Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Kennst du Duport, den berühmten Duport, den Tänzer? Sieh her!« Sie ergriff mit runden Armen ihren Rock, tanzte einige Schritte, schlug die Füßchen zusammen, stellte sich auf die Fußspitzen und machte einige Schritte. »Siehst du, ich werde niemals heiraten, ich werde Tänzerin werden! Sage nur niemand ein Wort davon!«

Rostow brach in lautes Lachen aus, in das Natalie einstimmte.

»Ist's nicht hübsch?« fragte sie.

»Sehr gut. Also Boris willst du nicht mehr heiraten?«

»Ich will niemand heiraten, und das werde ich ihm selbst sagen, sobald ich ihn sehe.«

»Oho!« rief Rostow wieder.

»Aber das sind alles Dummheiten«, schwatzte Natalie weiter. »Sage mir, ist Denissow ein guter Mensch?« fragte sie.

»O ja, sehr gut.«

»Nun kleide dich an! Aber ich denke, er ist abscheulich, dein Denissow!«

»Abscheulich?« fragte Nikolai. »Nein, Wasska ist ein prächtiger Junge!«

»Wasska nennst du ihn? Sonderbar!... Er ist also wirklich gut?«

»Ja, sehr gut.«

»Nun beeile dich, komme bald zum Tee, wir trinken alle miteinander.«

Natascha stellte sich auf die Fußspitzen und tänzelte aus dem Zimmer wie eine Tänzerin. Als Rostow im Salon Sonja traf, errötete er und wußte nicht, wie er sich gegen sie verhalten sollte. Gestern, in den ersten Augenblicken des freudigen Wiedersehens, hatten sie sich geküßt, heute aber fühlten sie, daß das jetzt nicht mehr angehe. Er hatte die Empfindung, als ob alle, auch Mutter und Schwestern, ihn fragend und erwartungsvoll ansähen, wie er sich benehmen werde. Er küßte ihre Hand und redete sie mit »Sie« an, aber ihre Augen begegneten sich und sagten deutlich und zärtlich »du«. Sie bat ihn durch ihren Blick um Verzeihung dafür, daß sie gewagt hatte, in der Botschaft Natalies ihn an sein Versprechen zu erinnern, und dankte ihm für seine Liebe. Er dankte ihr durch seinen Blick dafür, daß sie ihm die Freiheit angeboten hatte, und sagte, er werde nie aufhören, sie zu lieben.

»Aber wie seltsam«, bemerkte Wera in einem Augenblick allgemeinen Schweigens, »daß Sonja und Nikolai sich so fremd begegnen und sich mit ›Sie‹ anreden!« Die Bemerkung Weras war richtig, wie alle ihre Bemerkungen, aber wie die meisten derselben machte sie einen

ungeheuerlichen Eindruck, und nicht nur auf Sonja, Nikolai und Natalie, sondern auch auf die alte Gräfin, welche diese Liebe ihres Sohnes zu Sonja fürchtete, die ihn einer glänzenden Partie berauben konnte. – Alle erröteten wie ein Mädchen.

Denissow erschien zum Erstaunen Rostows in einer neuen Uniform, pomadisiert und parfümiert und ebenso stutzerhaft wie damals in der Schlacht und benahm sich mit einer Liebenswürdigkeit gegen Damen und Herren, welche Rostows Erwartungen weit übertraf.

Bei allen Verwandten und Bekannten wurde Rostow als liebenswürdiger, angenehmer junger Mann, als hübscher Husarenleutnant, gewandter Tänzer und als eine der besten Partien Moskaus vorzüglich empfangen. Zu den Bekannten im weiteren Sinne gehörte ganz Moskau. Dem alten Grafen fehlte es in diesem Jahre nicht an Geld, weil alle Güter nochmals verpfändet wurden, und deshalb brachte Nikolai die Zeit sehr vergnügt zu. Er hielt sein eigenes Pferd, hatte ganz besondere moderne Reithosen, wie sie in Moskau noch nicht zu sehen waren, und ebenso moderne Stiefel mit den schärfsten Spitzen und kleinen silbernen Sporen. Er glaubte, sehr gewachsen und männlich geworden zu sein. Er ritt, als Husarenleutnant mit dem Georgenkreuz auf der Brust, mit bekannten Lebemännern spazieren, dirigierte die Masurka auf den Bällen bei Acharow, sprach mit dem Feldmarschall Kaminsky über den Krieg, war Mitglied im englischen Klub und duzte sich mit einem vierzigjährigen Oberst, mit dem ihn Denisow bekannt gemacht hatte.

Während dieses kurzen Aufenthalts in Moskau kam er nicht dazu, sich Sonja zu nähern, sie wurden einander eher fremder. Sie war sehr gut und liebenswürdig und augenscheinlich leidenschaftlich verliebt in ihn, aber er befand sich in der Periode der Jugend, wo man so unendlich viel zu tun hat, daß dafür gar keine Zeit übrigbleibt, und wo ein junger Mensch eifersüchtig auf seine Freiheit ist und sich davor fürchtet, sich zu binden. Außerdem erschien ihm die weibliche Gesellschaft auch erniedrigend für seine Männlichkeit. Er stellte sich an, als ob er widerwillig auf Bälle fahre. Der englische Klub dagegen, Gelage und Umherschwärmen mit Denisow und anderen Lebemännern, das war etwas anderes, das schickte sich besser für einen jungen Husaren.

Anfang März war der alte Graf Rostow sehr mit dem Arrangement eines Dinners im englischen Klub zum Empfange des Fürsten Bagration beschäftigt.

»Ich glaube, Papachen, Sie haben jetzt mehr Sorgen mit dieser Geschichte, als Bagration damals hatte, als er sich zum Gefecht bei Schöngraben aufstellte.«

Der alte Graf stellte sich erzürnt. »Was schwatzest du da? Versuche es doch selbst einmal!« Dann rief der Graf den Koch, der ehrerbietig Vater und Sohn angrinste. »Siehst du, Feoktist, das ist die heutige Jugend, lacht über uns Alte!«

»Was ist zu machen, Erlaucht? Wenn es der Jugend nur gut schmeckt – wie das alles gemacht und serviert wird, darum kümmert sie sich nicht!« Am andern Tag, am 3. März, versammelten sich im englischen Klub zweihundertfünfzig Mitglieder und fünfzig Gäste, um den teuren Gast und Helden des österreichischen Feldzuges, den Fürsten Bagration, zu erwarten. Nach den ersten Nachrichten über die Schlacht bei Austerlitz war ganz Moskau verduzt. Die Russen waren damals so sehr an den Sieg gewöhnt, daß sie an die Niederlage nicht glauben wollten, und man hielt es für das beste, da man sich die Sache nicht erklären konnte, ganz darüber zu schweigen. Nach einiger Zeit aber traten Wortführer im Klub auf, welche ihre Meinungen aussprachen, und alles wurde jetzt klar und bestimmt besprochen. Man fand die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses, daß die Russen besiegt worden seien. Diese Ursachen waren Verrat der Österreicher, schlechte Führung der Truppen, Verrat des Polen Prschebischewsky und des Franzosen Langeron, Unfähigkeit Kutusows und, ganz leise gesagt, die Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, welcher schlechten Menschen vertraute. Aber das russische Heer hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Der erste der Helden aber war Bagration, der durch sein Gefecht bei Schöngraben berühmt geworden war, sowie durch seinen Rückzug von Austerlitz, wo er allein seine Kolonne unerschüttert zusammenhielt und den ganzen Tag über den doppelt so starken Feind zurückschlug. Man wiederholte sich die Worte Rostoptschins: der französische Soldat müsse zur Schlacht durch hochtrabende Phrasen aufgestachelt werden, den deutschen müsse man logisch überzeugen, daß es gefährlicher sei, zu fliehen, als anzugreifen, den russischen Soldaten aber müsse man nur zurückhalten und ihn bitten, langsamer zu gehen. Von allen Seiten hörte man neue Erzählungen über erstaunliche Heldentaten. Man sprach auch von Berg. Als er an der rechten Hand verwundet worden sei, habe er den Degen in die linke Hand genommen und sei weiter vorwärtsgegangen. Von Bolkonsky sprach man nichts, und nur seine nächsten Bekannten bedauerten, daß er so früh gestorben sei und seine Frau und seinen Vater, den alten Sonderling, hinterlassen habe.

Am 3. März waren alle Zimmer des englischen Klubs von einer geräuschvollen Menge erfüllt. Die Mehrzahl der Anwesenden waren alte, ehrwürdige Leute mit breiten, selbstzufriedenen Gesichtern, dicken Fingern, entschiedenen Bewegungen und lauten Stimmen. Die Mitglieder dieser Sorte saßen an ihren bekannten Stellen und bewegten sich in gewohnten Kreisen. Der kleinere Teil der Anwesenden bestand aus zufälligen Gästen, meist jüngeren Leuten, darunter Denissow, Rostow und Dolochow, welcher wieder Offizier des Semenowschen Regiments geworden war. Auf den Gesichtern der Jugend, besonders des kriegerischen Teils derselben, lag der Ausdruck geringschätziger Ehrerbietigkeit gegen die Alten, welcher der alten Generation sagte: »Wir sind bereit, euch Ehre anzutun, aber erinnert euch, daß die Zukunft uns gehört.« Neswizki war anwesend als altes Mitglied des Klubs. Peter, welcher sich auf Befehl seiner Frau die Haare hatte schneiden lassen, die Brille abgelegt hatte und nach der neuesten Mode gekleidet war, ging mit kummervoller, weinerlicher Miene durch die Säle. Wie immer und überall umgab ihn eine Atmosphäre von Leuten, die sich vor seinem Reichtum beugten und die er mit seiner gewohnten Herablassung und Geringschätzung behandelte. Seinem Alter nach gehörte er zur Jugend, sein Reichtum und seine Verbindungen aber wiesen ihn in die Kreise der alten Ehrengäste, und deshalb ging er von einem Kreis zum anderen.

Graf Rostow ging geschäftig durch die Zimmer und begrüßte die bedeutenden und unbedeutenden Persönlichkeiten, die er alle kannte. Sein Sohn stand am Fenster mit Dolochow, mit dem er kürzlich bekannt geworden war und den er sehr schätzte. Der alte Graf ging zu ihnen und drückte Dolochow die Hand.

Man hörte Glocken erklingen, die Vorsteher eilten hinaus, die Gäste sammelten sich im großen Saal beim Eingang.

Im Vorzimmer erschien Bagration ohne Mütze und Degen, in einer neuen Uniform mit russischen und ausländischen Orden. Er hatte sich augenscheinlich eben erst die Haare und den Bart schneiden lassen, was sein Aussehen unvorteilhaft veränderte, eine naive, feiertägliche Miene verlieh seinen starken, männlichen Zügen etwas Komisches. Er wußte

nicht, wo er die Hände lassen sollte und schritt ungeschickt über das Parkett. Die Vorsteher empfingen ihn an der Tür, sprachen ihre Freude über den teuren Gast aus und führten ihn dem Saale zu. Graf Rostow kam aus einem Nebenzimmer mit anderen Vorstehern und trug eine große silberne Schüssel, die er dem Fürsten Bagration reichte. In der Schüssel lagen gedruckte Lobgedichte auf den Helden. Bagration blickte sich erschrocken und hilflos um, dann griff er resigniert mit beiden Händen zu und sah den Grafen vorwurfsvoll an. Jemand nahm dienstefrig die Schüssel aus den Händen Bagrations, welcher sich schon darein ergeben zu haben schien, sie bis zum Abend mit sich herumzutragen. Der Dichter nahm die Gedichte und begann sie vorzulesen, doch bald wurde er von einem lauten Ruf, es sei serviert, unterbrochen. Die Tür öffnete sich und Graf Rostow warf dem Dichter einen bösen Blick zu, welcher eben deklamierte:

»Der Donner des Sieges erschalle,
Freue dich, tapferes Rußland!«

Er verbeugte sich gegen Bagration. Alle standen auf, da sie das Diner für wichtiger hielten als die Gedichte, und Bagration wurde zu Tische geführt. Mit ihm setzten sich noch dreihundert wichtige und unwichtige Personen zu Tisch. Noch ehe man speiste, stellte Graf Rostow seinen Sohn dem Fürsten vor, der ihn erkannte und einige ungeschickte Worte sprach, wie immer an diesem Tag. Der alte Graf blickte sich stolz und stumm um, während Bagration mit seinem Sohne sprach. Nikolai saß mit Denissow und seinem neuen Bekannten Dolochow fast in der Mitte der Tafel, ihnen gegenüber hatte Peter Platz genommen, neben ihm Fürst Neswizki. Der alte Graf Rostow saß mit den übrigen Vorstehern Bagration gegenüber und bemühte sich, die Freude Moskaus zum Ausdruck zu bringen.

Seine Mühe war nicht vergebens gewesen, das Diner war prachtvoll, aber er vermochte doch nicht vor dem Ende ruhig zu sein. Er winkte dem Haushofmeister zu, erteilte den Dienern flüsternd Befehle und erwartete nicht ohne Aufregung jeden ihm bekannten Gang. Beim zweiten Gang knallten die Pfropfen und die Diener gossen Champagner ein.

»Es werden noch viele Toaste folgen, deshalb ist es Zeit, anzufangen«, flüsterte der Graf, nahm das Glas zur Hand und stand auf. Alle schwiegen. »Die Gesundheit des Herrn und Kaisers!« rief er und in seinen Augen glänzten Tränen des Entzückens. Die Nationalhymne: »Der Donner des

Sieges erschalle«, fiel ein. Alle standen auf und schrien Hurra. Auch Bagration schrie mit derselben Stimme wie damals bei Schönggraben. Der junge Rostow überschrie alle dreihundert Stimmen. Er war dem Weinen nahe. »Hurra!« schrie er und warf sein geleertes Glas auf den Fußboden. Viele folgten seinem Beispiel und es dauerte lange, bis wieder Ruhe eintrat. Die Diener sammelten die Scherben und alle setzten sich. Dann folgte ein Toast auf Bagration und noch viele andere. Es wurden noch viele Gläser zerbrochen und noch viel geschrien. Bei dem Toast auf den alten Grafen Rostow nahm dieser sein Taschentuch und verbarg weinend sein Gesicht darin.

Peter aß und trank stark, wie immer, aber es mußte an diesem Tag eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Er schwieg beständig, zog die Stirn zusammen und blickte sich zerstreut um; von dem, was um ihn her vorging, schien er nichts zu hören und zu sehen und sich immer mit demselben peinlichen Gedanken zu beschäftigen.

Dieser ihn beständig quälende Gedanke war durch die Anspielung seiner Cousine in Moskau über den Verkehr Dolochows mit seiner Frau hervorgerufen worden, besonders aber durch einen anonymen Brief, den er an diesem Morgen erhalten hatte und in welchem im Ton gemeinen Spottes, der allen anonymen Briefen eigen ist, gesagt war, er sehe schlecht durch seine Brille, und die Liebschaft seiner Frau mit Dolochow sei nur für ihn allein ein Geheimnis. Peter glaubte weder an die Anspielung der Fürstin noch an den Brief, aber der Anblick Dolochows, der ihm gegenüber saß, war ihm peinlich. Sooft seine Blicke den schönen, dreisten Augen Dolochows begegneten, empfand Peter eine wilde Aufregung und er wandte sich sogleich ab. Er erinnerte sich an die Vergangenheit seiner Frau und an ihre Beziehungen zu Dolochow und glaubte jetzt deutlich zu sehen, daß das, was in dem Brief stand, die Wahrheit sein konnte und daß es auch ihm wahr erscheinen könnte, wenn es nicht seine Frau betroffen hätte. Peter erinnerte sich unwillkürlich auch daran, wie Dolochow nach seiner Rückkehr in Petersburg als Freund und Zechgenosse ihn besucht und eine Anleihe bei ihm gemacht hatte. Dann erinnerte er sich auch daran, wie Helene lächelnd ihr Mißvergnügen darüber ausgesprochen hatte, daß er Dolochow in sein Haus aufgenommen habe, und wie Dolochow in zynischem Tone die Schönheit seiner Frau gerühmt und bis zu seiner Ankunft in Moskau sich keinen Augenblick von ihnen getrennt hatte.

»Ja, er ist sehr hübsch«, dachte Peter, »und ich kenne ihn! Es würde ihm besonderes Vergnügen machen, meinen Namen zu beschimpfen, gerade deshalb, weil ich für ihn sorgte und ihm half.« Er erinnerte sich auch an Dolochows Gesichtsausdruck, wenn er in wilder Stimmung war, wie damals, als er den Polizeioffizier auf den Bären band, oder wenn er ohne alle Veranlassung jemand zum Duell herausforderte.

»Ja, er ist ein Raufbold«, dachte Peter. »Er ist imstande, mit Gleichgültigkeit einen Menschen zu morden, und freut sich, daß alle ihn fürchten«, dachte Peter, und wieder fühlte er, wie eine wilde Erregung sich in seinem Innern erhob. Dolochow, Denissow und Rostow schienen sehr heiter zu sein, sie sprachen lebhaft miteinander und blickten zuweilen spöttisch zu Peter herüber, dessen mächtige Gestalt und schweigsame Zerstreutheit aufzufallen begann. Rostow blickte Peter feindselig an, weil dieser in seinen Augen nichts weiter war als ein Geldsack, der Mann einer schönen Frau und ein altes Weib, und dann auch, weil Peter in seiner Zerstreutheit Rostow nicht erkannt und seine Verbeugung nicht erwidert hatte. Bei dem Toaste auf den Kaiser war Peter in Gedanken sitzengeblieben.

»Sie da!« rief ihm Rostow zu, »hören Sie nicht? Die Gesundheit des Kaisers!«

Peter erhob sich nervös, trank sein Glas aus, und nachdem sich alle wieder gesetzt hatten, wandte er sich mit seinem gutmütigen Lächeln an Rostow. »Ich habe Sie nicht erkannt«, sagte er.

Aber Rostow achtete nicht darauf und schrie: »Hurra!«

»Warum erneuerst du nicht die Bekanntschaft?« flüsterte ihm Dolochow zu.

»Er ist ein Dummkopf, ich will nichts von ihm wissen«, erwiderte Rostow.

»Die Männer schöner Frauen muß man hätscheln«, sagte Denissow.

Peter hörte nicht, was sie sagten, aber er begriff, daß es sich auf ihn bezog und wandte sich errötend ab.

»Nun, jetzt auf die Gesundheit der schönen Frauen!« sagte Dolochow, und mit ernster Miene, aber einen spöttischen Ausdruck in den Mundwinkeln, wandte er sich an Peter. »Auf die Gesundheit schöner Frauen, Petruschka, und ihrer Liebhaber!« sagte er.

Peter schlug die Augen nieder und trank sein Glas aus, ohne Dolochow zu antworten. Ein Diener, welcher ein Loblied auf Kutusow verteilte, legte vor Peter, als einen der vornehmsten Gäste, ein Blatt. Peter wollte es ergreifen, aber Dolochow bog sich herüber, nahm ihm das Blatt aus der Hand und begann zu lesen.

Peter blickte Dolochow an. Die wilde Aufregung, die ihn während des ganzen Dinners gequält hatte, erhob sich wieder und überwältigte ihn. Er bog

sich mit seinem ganzen Körper über den Tisch hinüber. »Wagen Sie nicht, das anzurühren!« rief er.

Dolochow blickte Peter mit vergnügten, boshaften Augen an, als ob er sagen wollte: »So gefälltst du mir!« – »Ich gebe es nicht her!« sagte er kurz.

Bleich und mit zuckenden Lippen entriß ihm Peter das Blatt. »Sie ... Sie ... sind ein nichtswürdiger Mensch! Ich fordere Sie heraus!« rief er, schob den Stuhl zurück und stand vom Tische auf. In diesem Augenblick schien ihm, daß die so quälende Frage über die Schuld seiner Frau endgültig und unzweifelhaft in bejahendem Sinne entschieden war. Er verabscheute sie.

Ungeachtet der Bitte Denissows, sich nicht in diese Sache einzumischen, willigte Rostow ein, Dolochows Sekundant zu sein. Er besprach sich nach Tisch mit Neswizki, dem Sekundanten Besuchows, über die Bedingungen des Duells. Peter fuhr nach Hause, Rostow aber blieb mit Dolochow und Denissow bis zum späten Abend im Klub und hörte den Zigeunern, Musikanten und Sängern zu.

»Also auf morgen bei den Sperlingsbergen«, sagte Dolochow, als er sich von Rostow trennte.

»Und du bist ruhig?« fragte Rostow.

Dolochow blieb stehen.

»Siehst du«, sagte er, »ich werde dir mit zwei Worten das ganze Geheimnis des Duells offenbaren. Wenn du vorher dein Testament machst und zärtliche Briefe an die Eltern schreibst, wenn du daran denkst, daß du fallen könntest, so bist du ein Dummkopf und jedenfalls verloren. Aber wenn du mit dem festen Entschluß hingehst, den Gegner so schnell als möglich abzutun, dann geht alles gut! Ein Bärenjäger aus dem Kostromaschen sagte mir einmal: ›Wie sollte man den Bären nicht fürchten? Sobald man ihn aber sieht, ist auch die Angst weg, solange er nicht davongeht.‹ Nun, so ist's auch mit mir. Auf morgen, mein Lieber!«

Am andern Morgen um acht Uhr fuhr Peter mit Neswizki nach den Sperlingsbergen, wo sie Dolochow, Denissow und Rostow schon vorfanden. Peter sah aus wie ein Mensch, der an etwas ganz anderes als an das Bevorstehende denkt. Sein verschlafenes Gesicht war gelb, er schien die ganze Nacht nicht geschlafen zu haben und kniff die Augen zusammen, als ob ihm die Sonne zu hell scheine. Zwei Gedanken nahmen ihn ausschließlich in Anspruch, die Schuld seiner Frau, an der nach der schlaflosen Nacht nicht der geringste Zweifel übriggeblieben war, und die

Unschuld Dolochows, der durchaus keine Ursache hatte, die Ehre eines ihm fremden Menschen zu hüten.

»Vielleicht hätte ich an seiner Stelle ebenso gehandelt«, dachte Peter. »Das ist sogar wahrscheinlich. Wozu nun dieses Duell, dieser Mord? Entweder töte ich ihn, oder er trifft mich in den Kopf, in den Ellenbogen, in das Knie! Ich möchte fort von hier, mich irgendwo vergraben!« Aber gerade in diesem Augenblick, wo ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, fragte er mit besonders ruhigem und zerstreuten Aussehen, das den anderen Achtung einflößte: »Ist alles bereit?«

In den Schnee gesteckte Säbel bezeichneten die Barrieren, bis zu welcher jeder vorgehen konnte. Als die Pistolen geladen waren, trat Neswizki auf Peter zu.

»Ich würde meine Pflicht schlecht erfüllen, Graf, sagte er mit schüchterner Stimme, »und Ihr Vertrauen und die Ehre, die Sie mir erwiesen, indem Sie mich zu Ihrem Sekundanten wählten, nicht rechtfertigen, wenn ich in diesem wichtigen Augenblick Ihnen nicht die ganze Wahrheit sagen würde. In bin der Meinung, daß die Sache keine Bedeutung hat und nicht wert ist, darum Blut zu vergießen. Sie hatten unrecht, Sie sind hitzig geworden ...«

»Ach ja, die Geschichte ist schrecklich dumm«, sagte Peter.

»Dann erlauben Sie mir, Ihr Bedauern auszusprechen, und ich bin überzeugt, daß unsere Gegner sogleich einwilligen werden, Ihre Entschuldigung anzunehmen«, sagte Neswizki, welcher wie die anderen Anwesenden und alle in ähnlichen Fällen nicht daran glaubte, daß es wirklich zum Duell kommen werde. »Sie wissen, Graf, es ist viel edler, einen Mißgriff einzugestehen, als die Sache zum Äußersten zu treiben. Von keiner Seite sind Beleidigungen gefallen, also erlauben Sie mir, darüber zu verhandeln!«

»Nein, was ist da zu reden?« fragte Peter. »Es ist ganz gleichgültig! Also, fertig?« fragte er. »Sagen Sie mir nur, wohin ich zu gehen und zu schießen habe.« Mit einem unnatürlich milden Lächeln nahm er die Pistole in die Hand, fragte, wie man abdrücke, da er noch niemals eine Pistole in der Hand gehabt hatte, was er nicht eingestehen wollte.

»Ach ja! Also so? Ich weiß! Ich hatte es nur vergessen.«

»Keine Entschuldigung, entschieden nicht«, sagte Dolochow zu Denissow, welcher seinerseits auch Versuche zur Versöhnung machte. Dann trat er auch auf die bestimmte Stelle.

Der Platz für das Duell war etwa achtzig Schritte vom Wege, auf welchem die Schlitten zurückblieben, gewählt worden. Auf einer kleinen Waldlichtung, welche mit halbaufgetautem Schnee bedeckt war, standen die Gegner etwa vierzig Schritt voneinander entfernt am Rande der Lichtung. Die Sekundanten maßen in dem feuchten, tiefen Schnee die Schritte ab, und Neswizki und Denissow steckten ihre Säbel zehn Schritte voneinander entfernt in den Schnee, um dadurch die Schranken anzudeuten. Das neblige Tauwetter dauerte fort, so daß auf vierzig Schritte nichts zu erkennen war. Nach drei Minuten waren sie fertig, zögerten aber immer noch, zu beginnen. Alle schwiegen.

»Nun, fangen wir an!« sagte Dolochow.

»Meinetwegen«, sagte Peter, immer mit demselben Lächeln.

Die Sache, welche so leicht begonnen hatte, war nicht mehr aufzuhalten, sie ging ihren Weg, unabhängig vom Willen der Menschen und das Schicksal mußte sich erfüllen. Denissow trat an die Barriere und rief: »Da die Gegner die Versöhnung zurückweisen, so können wir beginnen. Nehmen Sie die Pistolen und auf drei beginnen Sie vorzurücken!«

»Eins! – Zwei! – Drei!« rief Denissow laut und trat zur Seite. Beide schritten einander näher und näher. Die Gegner hatten das Recht, bis zur Schranke vorzugehen und zu schießen, sobald sie wollten. Dolochow ging langsam, ohne die Pistole zu erheben, und blickte mit seinen glänzenden blauen Augen das Gesicht seines Gegners an. Wie immer lag ein spöttischer Zug um seinen Mund.

Auf »drei« eilte Peter mit raschen Schritten vorwärts durch den tiefen Schnee. Er erhob die Pistole und streckte den rechten Arm aus, da er zu befürchten schien, sich mit dieser Pistole selbst zu verletzen, und blickte vor sich hin, dann wieder rasch nach Dolochow, zog den Finger ein, wie man ihn gelehrt hatte, und schoß. Er hatte einen so starken Schlag nicht erwartet und zuckte vor seinem eigenen Schuß zusammen; dann lächelte er selbst darüber und blieb stehen. Der dichte Rauch und Nebel verhinderten ihn, im ersten Augenblick etwas zu sehen, aber der zweite Schuß, den er erwartete, kam nicht. Er hörte nur die eiligen Schritte Dolochows, dessen Gestalt er durch den Rauch sah. Mit einer Hand hielt er seine Seite, die andere hielt die gesenkte Pistole. Sein Gesicht war bleich. Rostow eilte zu ihm und sprach einige Worte.

»Nein«, erwiderte Dolochow durch die Zähne, »nein, es ist noch nicht aus!« Dann machte er noch einige schwankende Schritte bis zum Säbel und fiel neben demselben in den Schnee. Seine linke Hand war blutig; er wischte sie an seinem Mantel ab und stützte sich darauf. Sein Gesicht war bleich und finster und zuckte.

Peter konnte kaum die Tränen zurückhalten, lief auf Dolochow zu und wollte schon den Zwischenraum zwischen beiden Barrieren überschreiten, als Dolochow ihm zuschrie: »An die Barriere!« Peter begriff, um was es

sich handelte und blieb bei seinem Säbel stehen. Nur zehn Schritte trennten sie. Dolochow ließ den Kopf herabsinken und nahm gierig einen Mund voll Schnee, dann erhob er wieder den Kopf, richtete sich auf und verschlang den kalten Schnee. Seine Lippen zuckten, aber er lächelte noch immer; seine Augen glänzten vor Anstrengung und Wut, er erhob die Pistole und zielte.

»Seitwärts! Decken Sie sich mit der Pistole!« sagte Neswizki.

»Decken Sie sich!« rief sogar Denissow seinem Gegner zu. Mit einem Lächeln des Bedauerns und der Reue stand Peter mit seiner breiten Brust gerade vor Dolochow und blickte ihn kummervoll an. Denissow, Rostow und Neswizki warteten gespannt; zu gleicher Zeit vernahmten sie einen Schuß und einen Wutschrei Dolochows.

»Gefehlt!« rief Dolochow und fiel kraftlos mit dem Gesicht auf den Schnee. Peter faßte sich an die Stirn, wandte sich um und ging in den Wald durch den tiefen Schnee.

»Unsinnig! ... Unsinnig! ... Der Tod! ... Lüge! ...« rief er laut.

Neswizki holte ihn ein und führte ihn nach Hause, während Rostow und Denissow den verwundeten Dolochow fortbrachten. Schweigend, mit geschlossenen Augen lag Dolochow im Schlitten und gab auf alle Fragen keine Antwort. Als sie sich Moskau näherten, erhob er mit Mühe den Kopf und ergriff die Hand Rostows, der neben ihm saß. Rostow war erstaunt über den ganz veränderten, merkwürdig zärtlichen Gesichtsausdruck Dolochows.

»Nun, wie fühlst du dich?« fragte Rostow.

»Schlecht. Aber nicht darum handelt es sich, mein Freund! Wo sind wir? Das wird ihr Tod sein, sie wird es nicht ertragen! Sie wird es nicht überleben!«

»Wer?« fragte Rostow.

»Meine Mutter, mein angebeteter Engel, meine Mutter!« Und Dolochow brach in Tränen aus. Als er sich etwas beruhigt hatte, teilte er Rostow mit, daß er bei seiner Mutter wohne, und wenn sie ihn sterbend erblicken würde, so würde sie das nicht ertragen. Er bat Rostow, zu ihr zu fahren und sie vorzubereiten.

Rostow fuhr voraus, um diesen Wunsch zu erfüllen. Und zu seinem großen Erstaunen erfuhr er, daß Dolochow, dieser Tollkopf und Raufbold, in Moskau mit seiner alten Mutter und einer verwachsenen Schwester zusammenwohnte und der zärtlichste Sohn und Bruder war.

Während der nächsten Zeit sah Peter selten seine Frau allein. Wie in Petersburg, so war auch in Moskau ihr Haus beständig von Gästen erfüllt. In der Nacht nach dem Duell betrat er, was häufig vorkam, nicht das Schlafzimmer und übernachtete in seinem großen Kabinett, demselben, in welchem Graf Besuchow gestorben war. Er legte sich auf einen Diwan und wollte einschlafen, um alles zu vergessen, aber vergebens. Er sah Helene vor sich, in der ersten Zeit nach der Hochzeit mit bloßen Schultern und leidenschaftlichen Blicken, und plötzlich erschien neben ihr das hübsche, freche, spöttische Gesicht Dolochows, wie er es beim Diner gesehen hatte, und dann wieder dasselbe Gesicht, bleich und schmerzverzerrt, wie damals, als es in den Schnee sank.

»Was ist geschehen?« fragte er sich. »Ich habe einen Liebhaber getötet! Ja, den Liebhaber meiner eigenen Frau! Ja, so war's! Warum? Wie bin ich dazu gekommen?« – »Weil du sie geheiratet hast,« erwiderte eine innere Stimme. »Aber wer ist schuld daran?« fragte er. »Du selbst, weil du sie geheiratet hast, ohne sie zu lieben, weil du sie und dich selbst betrogen hast!« Und er erinnerte sich, wie er beim Fürsten Wassil gesagt hatte: »Ich liebe Sie.« – »Davon kommt alles her.« Dann erinnerte er sich an den Honigmonat und errötete. Besonders lebhaft peinlich und beschämend war ihm die Erinnerung daran, wie er einmal, bald nach der Hochzeit, um Mittag im seidenen Schlafrock aus dem Schlafzimmer in das Kabinett trat, wo ihn sein Verwalter erwartete, welcher, sich höflich verbeugend, Peters Miene und seinen Schlafrock betrachtete und lächelte, als ob er seine Teilnahme für das Glück seines Herrn ehrerbietig ausdrücken wollte.

»Wie oft bin ich stolz gewesen auf ihre majestätische Schönheit, auf ihren feinen Takt«, dachte er, »und über ihre Unnahbarkeit. Das ist's, worauf ich stolz war! Anatol kam zu ihr, um Geld zu entleihen, und küßte sie auf ihre nackten Schultern. Sie gab ihm kein Geld, ließ sich aber küssen. Ihr Vater suchte scherzend ihre Eifersucht zu erregen, aber sie sagte mit ruhigem Lächeln, sie sei nicht dumm genug, um eifersüchtig zu sein, er möge machen, was er wolle! Das sagte sie in meiner Gegenwart. Ich fragte sie einmal, ob sie sich nicht Mutter fühle, und sie antwortete mir mit geringschätzigem Lächeln, sie sei nicht so einfältig, um sich Kinder zu

wünschen, und sie werde von mir keine Kinder haben.« Dann erinnerte er sich an ihre grobe Denkart, an ihre vulgären Ausdrücke. »Ja, ich habe sie nie geliebt!« wiederholte Peter. »Ich wußte, daß sie ein lasterhaftes Weib ist, wagte aber nicht, es mir einzugestehen.«

Peter war einer der Leute, welche ungeachtet ihrer inneren Charakterschwäche keinen Vertrauten für ihren Kummer suchen. Er bekämpfte allein seinen Kummer. In der Nacht rief er den Kammerdiener und befahl, einzupacken, um nach Petersburg zu reisen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er jetzt mit ihr sprechen sollte. Er beschloß, morgen abzufahren und ihr durch einen Brief seine Absicht mitzuteilen, sich auf immer von ihr zu trennen.

Als am Morgen der Kammerdiener ins Kabinett trat und Kaffee brachte, lag Peter mit einem aufgeschlagenen Buche in der Hand schlafend auf dem Diwan. Er erwachte und blickte sich lange erschrocken um, unfähig, zu begreifen, wo er sich befand.

»Die Gräfin läßt fragen, ob Eure Erlaucht zu Hause seien?« fragte der Kammerdiener.

Noch ehe Peter sich besann, welche Antwort er geben sollte, trat die Gräfin in einem Hauskleid von weißem Atlas, mit aufgelösten Haaren, ruhig und majestätisch ein. Auf ihrer Marmorstirn lag eine Falte des Zorns. Mit ihrer unerschütterlichen Ruhe wartete sie, bis der Kammerdiener das Zimmer verlassen hatte. Sie hatte von dem Duell gehört und war gekommen, darüber zu sprechen; mit verächtlichem Lächeln blickte sie ihn an.

»Was ist das wieder? Was sind das für Streiche, frage ich Sie?« begann sie in strengem Ton. »Mich?« fragte Peter.

»Was wollten Sie mit diesem Duell beweisen, frage ich Sie?«

Peter wandte sich schwerfällig auf dem Diwan um, öffnete den Mund, konnte aber nicht antworten.

»Wenn Sie nicht antworten, so werde ich es Ihnen sagen«, fuhr Helene fort. »Sie glauben alles, was Ihnen die Leute sagen! Man hat Ihnen gesagt« – Helene lächelte – »Dolochow sei mein Liebhaber, und Sie haben es geglaubt! Was haben Sie damit bewiesen? Daß Sie ein Dummkopf sind, wie schon alle wissen. Was wird die Folge sein? Ich werde in ganz Moskau lächerlich erscheinen, jeder wird sagen, Sie haben in der Trunkenheit einen Menschen zum Duell herausgefordert, auf den Sie ohne Grund eifersüchtig

waren« – Helene sprach immer lauter und wurde immer heftiger – »und welcher in jeder Beziehung besser ist als Sie!«

»Hm! Hm!« brummte Peter mit finsterner Miene, ohne sie anzusehen und ohne ein Glied zu rühren.

»Und warum glaubten Sie, daß er mein Liebhaber sei? Weil ich seine Gesellschaft liebe? Wenn Sie klüger und angenehmer wären, so hätte ich die Ihrige vorgezogen!«

»Sprechen Sie nicht mit mir, ich bitte Sie!« erwiderte Peter mit heiserer Stimme.

»Warum soll ich nicht sprechen? Ich sage es offen heraus, es wird selten eine Frau geben, welche mit einem solchen Mann wie Sie sich keinen Liebhaber nimmt, und das habe ich nicht getan«, sagte sie.

Peter wollte etwas erwidern, sah sie mit schrecklichen Augen an, deren Ausdruck sie nicht verstand, und legte sich wieder nieder. Er empfand physischen Schmerz in diesem Augenblick, er fühlte einen Druck auf der Brust und konnte nicht atmen.

»Es ist das beste, wir trennen uns!« sagte er kurz.

»Trennen? Meinetwegen, aber nur, wenn Sie mir ein Vermögen geben!« erwiderte Helene. »Trennen! Damit wollen Sie mich schrecken?«

Peter sprang auf und stürzte schwankend auf sie zu. »Ich erwürge dich!« rief er. Er nahm vom Tisch eine Marmorplatte, und mit einer ihm selbst unbekanntem Kraft machte er einen Schritt auf sie zu und schwang sie über ihr.

Helene schrie entsetzt auf und suchte zu entfliehen. Peter empfand Entzücken in der Wut, er warf die Platte weg und zerschlug sie. »Hinaus!« schrie er mit so schrecklicher Stimme, daß man im ganzen Hause mit Schrecken diesen Schrei vernahm. Gott weiß, was Peter in diesem Augenblick getan hätte, wenn Helene nicht geflohen wäre.

Nach einer Woche stellte Peter seiner Frau eine Vollmacht aus, alle seine Güter in Großrußland zu verwalten, was mehr als die Hälfte seines Vermögens war. Dann fuhr er allein nach Petersburg.

Zwei Monate waren vergangen, seitdem die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem Fall des Fürsten Andree in Lysy Gory eingetroffen war, und ungeachtet aller Nachforschungen mit Hilfe der Gesandtschaft wurde seine Leiche nicht gefunden, und er befand sich auch nicht unter den Gefangenen. Das Schlimmste für die Verwandten war, daß immer noch die Möglichkeit vorhanden war, daß er von den Einwohnern auf dem Schlachtfeld aufgehoben worden sei und vielleicht genesend oder sterbend irgendwo allein unter Fremden liege, ohne die Kraft zu haben, Nachricht von sich zu geben. Die Zeitungen enthielten, wie immer, sehr kurze und unbestimmte Berichte darüber, daß die Russen nach einer glänzenden Schlacht sich zurückziehen mußten, und daß der Rückzug in vollkommener Ordnung ausgeführt worden sei. Der alte Fürst schloß aus diesem offiziellen Bericht, daß die Unsrigen geschlagen worden seien. Nach einer Woche kam auch ein Brief von Kutusow.

»Ihr Sohn ist vor meinen Augen«, schrieb Kutusow, »mit der Fahne in der Hand, vor dem Regiment gefallen, würdig seines Vaters und seines Vaterlandes. Leider haben wir bis jetzt nicht erfahren können, ob er am Leben sei oder nicht. Ich hoffe das erstere, weil er sonst unter den auf dem Schlachtfeld gebliebenen Offizieren verzeichnet sein würde, von welchen ich ein Verzeichnis durch Parlamentäre erhalten habe.«

Nachdem der alte Fürst diese Nachricht erhalten hatte, lebte er nach seiner gewohnten Lebensweise weiter. Er sprach mit niemand davon, war schweigsam und sah grimmig aus.

»Ach, Fürstin«, sagte er am nächsten Morgen, als Marie zur Lektion erschien.

Sie näherte sich ihm, sah ihm ins Gesicht und eine bange Ahnung befiel sie. »Papa! Andree?« rief sie.

»Habe Nachricht erhalten! Nicht unter den Gefangenen, nicht unter den Verwundeten!« rief er mit schriller Stimme. »Er ist gefallen!«

Marie fiel nicht in Ohnmacht. Sie vergaß ihre Angst vor dem Vater, näherte sich ihm, zog ihn an sich und küßte seinen hageren Hals.

»Väterchen«, sagte sie, »wenden Sie sich nicht ab von mir, wir wollen zusammen weinen.«

»Die Strolche!« schrie der Alte. »Richten die Armee zugrunde und die Menschen! Wofür! Geh, geh, sage es Lisa! Ich werde auch kommen.«

Die kleine Fürstin saß an einer Arbeit mit jenem Ausdruck ruhigen Glücks in ihren Zügen, welcher zukünftigen Müttern eigen ist.

»Was ist dir, Marie?« fragte sie, als sie Marie mit Tränen in den Augen eintreten sah.

»Nichts, ich bin nur so schwermütig wegen Andree.«

Mehrmals machte Marie einen Anfang, die kleine Fürstin vorzubereiten, wurde aber stets von Tränen unterbrochen. Die Tränen, deren Grund die junge Frau nicht kannte, beunruhigten sie, so wenig Beobachtungsgabe sie auch besaß. Sie blickte sich schweigend um, als ob sie etwas suchte. Vor Tisch trat der alte Fürst in ihr Zimmer, vor dem sie sich immer fürchtete, mit einem besonders aufgeregten, zornigen Gesicht; doch ohne ein Wort zu sprechen, verließ er das Zimmer wieder. Sie sah Marie an und brach plötzlich in Tränen aus.

»Habt ihr Nachricht von Andree?« fragte sie.

»Nein. Du weißt, daß noch keine Nachricht da sein kann. Aber Papa ist unruhig.«

»Nichts weiter?«

»Nein«, sagte Marie. Sie hielt es für besser, ihr nichts zu sagen, und überredete den Alten, die schreckliche Nachricht noch geheimzuhalten. Marie und der alte Fürst trugen und verbargen ihren Kummer, jedes nach eigener Weise. Der Alte wollte nicht mehr hoffen und entschied, Fürst Andree sei tot, und obgleich er einen Verwalter nach Österreich schickte, um nach Spuren seines Sohnes zu suchen, bestellte er doch zugleich in Moskau ein Denkmal, welches er in seinem Garten aufstellen wollte. Er sagte allen, sein Sohn sei gefallen, und bemühte sich, seine bisherige Lebensweise einzuhalten. Aber seine Kräfte verließen ihn; er ging weniger, aß weniger, schlief weniger und wurde mit jedem Tag schwächer.

Fürstin Marie hoffte noch, sie betete für ihren Bruder wie für einen Lebenden, und erwartete jeden Augenblick die Nachricht von seiner Rückkehr.

In jedem Lächeln, in jeder Bemerkung, sogar in jeder Bewegung lag ein Anflug von Trauer, die sich auf dieses Haus herabgesenkt hatte. Auch das Lächeln der kleinen Fürstin, welche sich der allgemeinen Stimmung anpaßte, obgleich sie deren Veranlassung nicht kannte, erinnerte jetzt an die allgemeine Trauer.

»Meine Liebe, ich fürchte, von dem heutigen Frühstück wird mir übel werden«, sagte sie zu Marie.

»Was ist dir? Du bist bleich geworden, meine Liebe, sehr bleich!« sagte Marie erschreckt.

»Soll man nicht zu Maria Bogdanowna senden?« sagte eine der Kammerzofen. Maria Bogdanowna war die Wartefrau aus der Kreisstadt, welche schon seit zwei Wochen in Lysy Gory wohnte.

»Ja, wirklich«, bestätigte Marie, »ich werde zu ihr gehen.«

»Ach, nein, nein!« rief die Fürstin, und auf ihrem Gesicht erschien kindliche Angst vor unvermeidlichem physischen Leiden. »Nein, ich habe mir nur den Magen verdorben. Wirklich, Mascha!«

Maria eilte in das Zimmer der Wartefrau. Diese kam ihr schon mit verständnisvoller, ruhiger Miene entgegen, indem sie die kleinen, vollen, weißen Hände rieb.

»Maria Bogdanowna, es scheint, es fängt an!« sagte Marie erschrocken.

»Nun, Gott sei Dank, Fürstin!« erwiderte sie, ohne sich zu übereilen.

»Aber warum ist der Arzt aus Moskau noch nicht gekommen?«

»Schadet nichts. Beruhigen Sie sich!« sagte Maria Bogdanowna. »Es wird auch ohne den Doktor alles gut werden.«

Marie saß allein in ihrem Zimmer und horchte auf jedes Geräusch. Zuweilen, wenn jemand vorüberging, öffnete sie die Tür. Bald hörte sie, wie etwas Schweres vorübergetragen wurde und blickte hinaus. Zwei Diener trugen einen ledernen Diwan, der im Kabinett des Fürsten Andree gestanden hatte, ins Schlafzimmer. Auf ihren Mienen lag feierliche Ruhe. Sie wagte nicht zu fragen, verschloß die Tür und betete. Nach dem allgemeinen Glauben, je weniger Leute von den Leiden einer Gebärenden wissen, um so leichter werden diese Leiden sein, bemühten sich alle, unbefangen auszusehen.

Im großen Mädchenzimmer herrschte Stille; im Dienerzimmer saßen alle schweigend und erwartend da. Der alte Fürst ging in seinem Kabinett auf und ab und sandte Tichon zu Maria Bogdanowna.

»Sage nur, der Fürst hat befohlen, zu fragen: – was? Und dann sage mir, was sie geantwortet hat.«

»Melde dem Fürsten, die Geburt habe begonnen«, sagte Maria Bogdanowna. Tichon ging und meldete es dem Fürsten.

»Gut«, sagte der Fürst und schloß die Tür hinter sich. Tichon hörte nicht das geringste Geräusch mehr im Kabinett. Er wartete einige Zeit, dann trat er ein, als ob er Kerzen anstecken wollte. Der Fürst lag ruhig auf dem Diwan. Tichon sah ihn an, wiegte den Kopf, trat schweigend näher und küßte den Fürsten auf die Schulter. Dann ging er, ohne die Kerzen angezündet zu haben und ohne zu sagen, warum er gekommen war. Das erhabenste Geheimnis der Welt nahm seinen Verlauf. Der Abend verging, die Nacht brach an, und das Gefühl der gespannten Erwartung vor dem unerreichbar Erhabenen wuchs beständig. Niemand schlief.

Es war eine jener stürmischen Märznächte, wo der Winter mit verzweifelter Wut um seine entschwindende Herrschaft zu kämpfen scheint. Auf die Landstraße waren Reiter mit Laternen ausgesandt worden, um den Doktor aus Moskau zu erwarten.

»Gott ist gnädig«, sagte die alte Amme Maries, welche mit einem Strickstrumpf bei der Tür saß, »es wird kein Doktor nötig sein.« Plötzlich riß ein Windstoß einen Fensterflügel auf, die Gardinen blähten sich auf und ein Strom von Kälte und Schnee stürmte ins Zimmer und löschte das Licht aus. Fürstin Marie fuhr auf, die Amme eilte ans Fenster, um es zu schließen.

»Mütterchen, da kommt jemand die Allee herauf«, sagte sie, »mit Laternen. Das muß der Doktor sein.«

»Ach, Gott sei Dank!« sagte Marie. »Ich muß ihm entgegengehen; er versteht nicht Russisch.« Marie warf einen Schal um und eilte hinaus. Im Vorzimmer sah sie durch das Fenster, daß ein Wagen vor der Hauptpforte stand. Sie ging auf die Treppe hinaus, auf dem Geländer standen Talgkerzen, welche im Wind flackernd zerschmolzen. Philipp, der Diener, stand mit ängstlichem Gesicht unten auf dem ersten Absatz der Treppe. Noch weiter unten hörte sie Schritte großer Pelzstiefel auf der Treppe und eine ihr bekannte Stimme sprach einige Worte.

»Gott sei Dank!« sagte die Stimme. »Und Batuschka?«

»Haben sich schlafen gelegt«, erwiderte der Haushofmeister Demjan.

Dann fragte die Stimme noch einiges, was Demjan beantwortete. Die Schritte der Pelzstiefel näherten sich schneller der noch unsichtbaren Wendung der Treppe.

»Ist das Andree?« dachte Marie. »Nein, das kann nicht sein, es wäre zu außerordentlich!« dachte sie.

In demselben Augenblick erschien auf dem Treppenabsatz, wo der Diener mit der Kerze stand, das Gesicht und die Gestalt des Fürsten Andree im Pelz, ganz mit Schnee bedeckt. Ja, das war er! Aber bleich und hager, mit veränderter, seltsam milder, aber sorgenvoller Miene. Er kam die Treppe herauf und umarmte die Schwester.

»Habt ihr meinen Brief nicht erhalten?« fragte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, die er auch nicht erhalten hätte, weil die Fürstin nicht sprechen konnte, wandte er sich nach dem Doktor um, der ihm folgte, und ging mit raschen Schritten weiter die Treppe hinauf und wieder umarmte er die Schwester.

»Mascha! Meine Liebe!« rief er, warf den Pelz ab und ging nach dem Zimmer der Fürstin Lisa.

Die junge Frau lag auf dem Diwan mit einem weißen Häubchen auf dem Kopfe. Die Schmerzen hatten sie eben erst verlassen, die schwarzen Haare umgaben ihre glühenden, mit Schweiß bedeckten Wangen, der rote, entzückende Mund war geschlossen und sie lächelte freudig. Fürst Andree trat ins Zimmer und blieb vor dem Diwan stehen, auf dem sie lag. Ihre glänzenden Augen blickten mit kindlicher Angst und Erregung ihn an. Sie sah ihn, begriff aber nicht die Bedeutung seines Kommens.

Fürst Andree küßte sie auf die Stirn.

»Mein Seelchen!« sagte er, ein Wort, das er nie gesagt hatte, »Gott ist gnädig!...« Sie blickte ihn fragend und vorwurfsvoll an.

»Ich habe Hilfe von dir erwartet und nichts kam«, sagte ihr Blick. Sie wunderte sich nicht, daß er gekommen war, und begriff es auch nicht.

Die Schmerzen begannen wieder, und Maria Bogdanowna riet dem Fürsten, das Zimmer zu verlassen. Der Doktor trat ein. Fürst Andree ging mit Marie in ihr Zimmer. Sie sprachen flüsternd und immer wieder verstummte das Gespräch. Sie warteten und horchten.

»Gehe hinein, Andree«, sagte Marie.

Fürst Andree ging wieder zu seiner Frau und setzte sich wartend im Nebenzimmer nieder. Eine Frau kam aus ihrem Zimmer mit erschrecktem Gesicht und wurde verlegen, als sie ihn sah. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß einige Zeit regungslos, dann vernahm er klägliches, hilfloses Stöhnen, stand auf, ging zur Tür und wollte sie öffnen, aber jemand hielt sie fest. »Man kann jetzt nicht eintreten«, hörte er sagen. Er ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich ertönte ein schrecklicher Aufschrei im Nebenzimmer. Fürst Andree stürzte an die Tür. Der Schrei war verstummt. Man hörte das Weinen eines Kindes.

»Warum hat man ein Kind hierhergebracht?« dachte Fürst Andree im Augenblick. »Was für ein Kind? Warum? Oder ist das das Neugeborene?« Plötzlich begriff er die freudige Bedeutung dieses Weinens und brach selbst in Tränen aus. Die Tür öffnete sich, der Arzt kam in Hemdärmeln bleich und mit zitternder Kinnlade aus dem Zimmer. Fürst Andree wandte sich nach ihm um, aber der Arzt blickte ihn niedergeschlagen an und ging vorüber, ohne ein Wort zu sagen. Eine Frau stürzte heraus, und als sie Fürst

Andree erblickte, blieb sie verwirrt bei der Tür stehen. Er trat in das Zimmer seiner Frau. Sie lag tot in derselben Lage, in der er sie vor fünf Minuten gesehen hatte, und derselbe Ausdruck wie zuvor lag auf diesem entzückenden, kindlichen Gesichtchen.

»Ich liebe euch alle und habe niemand Böses zugefügt, warum habt ihr mir das getan?« sagte das schöne, traurige Gesicht. In einer Ecke des Zimmers wimmerte etwas Kleines, Rotes in den weißen, zitternden Händen von Maria Bogdanowna.

Zwei Stunden später trat Fürst Andree mit leisen Schritten in das Kabinett seines Vaters. Der Alte wußte schon alles. Er stand bei der Tür, und sowie diese sich öffnete, umfaßte er mit zitternden Händen den Hals seines Sohnes und weinte wie ein Kind.

Nach drei Tagen ertönte der Sterbebesang für die junge Fürstin. Fürst Andree trat an den Sarg, um von ihr Abschied zu nehmen. Auch im Sarg schien ihre Miene, wenn auch mit geschlossenen Augen, zu sagen: »Ach, was habt ihr mir getan?« und Fürst Andree fühlte, wie sein Herz zerriß. Er fühlte sich belastet mit einer Schuld, die er nicht wieder gutmachen und nicht vergessen konnte. Er konnte nicht weinen. Auch der alte Fürst trat ein und küßte ihr wachsbleiches Händchen, das ruhig auf dem anderen lag. Auch ihm sagte ihre Miene: »Ach, warum habt ihr mir das getan?« Und der Alte wandte sich betrübt ab.

Nach fünf Tagen wurde der junge Fürst Nikolai Andrejewitsch getauft. Der Großvater und Taufpate fürchtete, ihn fallen zu lassen, und übergab ihn seiner Taufmutter, der Fürstin Marie. Fürst Andree saß voll Angst, daß das Kind nicht ertränkt werde, im anderen Zimmer und erwartete die Beendigung der Zeremonie. Freudig blickte er das Kind an, als die Wärterin es ihm brachte.

Rostows Teilnahme am Duell Dolochows mit Besuchow wurde durch die Bemühungen des alten Grafen vertuscht. Rostow wurde nicht degradiert, wie er erwartet hatte, sondern zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Moskau ernannt. Deshalb konnte er nicht mit der ganzen Familie fortreisen und blieb den Sommer in seiner neuen Stellung in Moskau.

Dolochow genas, und Rostow befreundete sich sehr mit ihm. Dolochow lag krank bei seiner Mutter, die ihn leidenschaftlich und zärtlich liebte und ihre Liebe auch auf Rostow übertrug, mit dem sie oft über ihren Sohn sprach. Oft war Rostow über die Bemerkungen Dolochows im Gespräch erstaunt, die er nicht von ihm erwartet hatte.

Im Herbst kam Graf Rostow mit seiner Familie nach Moskau zurück. Mit Anfang des Winters kehrte auch Denissow nach dort zurück und wohnte bei Rostows. Der Anfang des Winters 1806, den Nikolai Rostow in Moskau zubrachte, war die glücklichste und heiterste Zeit für ihn und die ganze Familie. Nikolai führte viele junge Leute in sein Elternhaus ein. Wera war ein zwanzigjähriges schönes Mädchen, Sonja ein sechzehnjähriges mit allen Reizen einer sich entfaltenden Knospe, und Natalie ein Backfisch mit kindlichem Lachen.

Eine besondere Atmosphäre von Verliebtheit herrschte hier, wie in jedem Hause, wo sehr hübsche und junge Mädchen sind. Unter den jungen Leuten, die Rostow einführte, war einer der ersten Dolochow, der allen im Hause gefiel, mit Ausnahme von Natalie. Beinahe hätte sie sich seinetwegen mit ihrem Bruder gezankt. Sie behauptete, er sei ein böser Mensch, im Duell habe Peter recht gehabt, und Dolochow sei unangenehm und böseartig.

»Ich will nichts von ihm hören«, rief Natalie, »er ist böse und gefühllos. Da ist mir dein Denissow lieber! Ich weiß nicht, wie ich es dir ausdrücken soll.«

»Man muß verstehen, was dieser Dolochow für ein Herz hat, man muß ihn mit seiner Mutter sehen.«

»Davon weiß ich nichts, aber er mißfällt mir. Und weißt du, daß er sich in Sonja verliebt hat?«

»Unsinn!«

»Ich bin überzeugt, du wirst es schon sehen.«

Natalie behielt recht. Obgleich Dolochow Damengesellschaft sonst selten besuchte, war er doch jetzt oft im Hause, und die Frage, warum er kam, war bald entschieden, er kam wegen Sonja. Sonja wußte das, obgleich niemand gewagt hätte, es auszusprechen, und errötete beim Erscheinen Dolochows.

Dolochow speiste oft bei Rostows, versäumte keine Gelegenheit, sie anderswo zu treffen und besuchte auch die Tanzstundenbälle, an denen Rostows sich immer beteiligten. Er widmete Sonja große Aufmerksamkeit und sah sie mit solchen Augen an, daß nicht nur sie, sondern auch die alte Gräfin und Natascha über seinen Blick erröteten.

Rostow bemerkte etwas Neues zwischen Dolochow und Sonja, gab sich aber keine Mühe, zu ergründen, was das für neue Beziehungen waren. »Dort sind sie alle in jemand verliebt«, dachte er. Aber er fühlte sich nicht mehr so befriedigt wie früher in Gegenwart von Sonja und Dolochow und blieb seltener zu Hause.

Im Herbst 1806 sprach man wieder viel von einem Krieg mit Napoleon, sogar mit noch größerem Eifer als im vorigen Jahre. Es wurde eine Aushebung nicht nur von zehn Rekruten, sondern auch von neun Landwehrleuten auf tausend Seelen befohlen. Überall hörte man Verwünschungen über Bonaparte, und in Moskau sprach man von nichts anderem mehr als dem bevorstehenden Krieg. Nikolai wollte um keinen Preis in Moskau bleiben und erwartete nur das Ende von Denissows Urlaub, um mit ihm zum Regiment abzureisen. Die bevorstehende Abreise hinderte ihn aber nicht daran, sich zu amüsieren, und er brachte die Zeit meistens außerhalb des Hauses, bei Dinern, Abendgesellschaften und Bällen zu.

Am dritten Weihnachtsfeiertag war Nikolai zu Hause, was in letzter Zeit selten vorkam. Es war ein Abschiedsmahl, da er am Heiligdreikönigstag mit Denissow zum Regimente abreisen wollte. Es waren gegen zwanzig Herren geladen, darunter auch Dolochow und Denissow. Niemals hatte im Hause Rostows die Atmosphäre der Verliebtheit sich mit solcher Kraft zu erkennen gegeben wie in diesen Feiertagen. »Benutze den Augenblick des Glücks, lasse dich lieben und verliebe dich selbst! Das allein ist das Wahre in der Welt, alles übrige ist Unsinn!« sprach diese Atmosphäre.

Nikolai jagte zwei Paar Pferde müde, um alle seine Bekannten zu besuchen und kam vor Tisch nach Hause. Bald bemerkte er eine seltsame Verwirrung, die zwischen verschiedenen Gliedern der Gesellschaft herrschte; besonders erregt schienen Sonja, Dolochow, die alte Gräfin und in geringerem Grade auch Natalie. Nikolai begriff, daß vor Tisch zwischen Sonja und Dolochow etwas vorgefallen sein mußte, und wurde in dieser Vermutung noch dadurch bestärkt, daß Dolochow sogleich nach Tisch nach Hause fuhr. Er rief Natalie zu sich und fragte, was das zu bedeuten habe.

»Ich habe es dir gesagt, aber du wolltest mir immer nicht glauben«, sagte sie triumphierend, »er hat Sonja einen Heiratsantrag gemacht!«

So wenig sich auch Nikolai um diese Zeit Sonja widmete, empfand er doch bei diesen Worten ein Gefühl, als ob in seinem Innern etwas zerreiße. Dolochow war eine gute, in mancher Beziehung sogar eine glänzende Partie für eine Waise ohne Vermögen. Vom Standpunkte der alten Gräfin und der Welt war nichts gegen ihn einzuwenden, und deshalb war Nikolais erstes Gefühl ein Groll auf Sonja. Er wollte antworten: »Schön! Versteht sich! Sie muß die kindlichen Versprechungen vergessen und den Antrag annehmen.« Aber er kam nicht dazu, dies auszusprechen.

»Kannst du dir vorstellen, sie hat abgelehnt«, fuhr Natalie fort. »Sie sagte, sie liebe einen anderen.«

»Ja, anders konnte meine Sonja nicht handeln«, dachte Nikolai.

»So viel auch Mama sie bat, sie blieb dabei, und ich weiß, sie ist nicht davon abzubringen, wenn sie einmal etwas gesagt hat ...«

»Oh, Mama hat ihr zugeredet?« fragte Nikolai vorwurfsvoll.

»Ja. Weißt du, Nikolai, ärgere dich nicht! Ich weiß, du wirst sie nicht heiraten, und ich bin überzeugt, du wirst überhaupt nicht heiraten.«

»Nun, davon verstehst du nichts«, erwiderte Nikolai. »Aber ich muß mit ihr sprechen. Wie entzückend ist diese Sonja!«

»Ja, entzückend! Ich werde sie dir senden.«

Natalie küßte den Bruder und eilte davon.

Nach wenigen Augenblicken trat Sonja erschreckt, verwirrt und schuldbewußt ein. Nikolai ging auf sie zu und küßte ihre Hand. Dies war das erstemal seit seiner Ankunft, daß sie unter vier Augen miteinander sprachen und daß sie von ihrer Liebe sprachen.

»Sophie«, sagte er, anfangs schüchtern und dann immer kühner, »wenn Sie eine passende, sogar glänzende Partie zurückweisen wollen ... er ist ein sehr hübscher, edler Mensch ... und mein Freund...«

Sonja unterbrach ihn. »Ich habe schon abgelehnt«, sagte sie rasch.

»Wenn Sie meinerwegen ablehnten, so fürchte ich, daß ich...«

Sonja unterbrach ihn wieder mit bittenden, erschreckten Blicken. »Nikolai, sprechen Sie nicht davon!«

»Nein, ich muß sprechen. Wenn Sie meinerwegen ablehnten, so muß ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Ich liebe Sie, ich glaube mehr als alle!«

»Das ist mir genug«, sagte Sonja.

»Und tausendmal habe ich mich verliebt und werde ich mich verlieben, obgleich ich ein solches Gefühl der Freundschaft, des Vertrauens, der Liebe für niemand hege außer für Sie! Außerdem bin ich auch noch jung. Mama will es nicht, nun ... ganz einfach ... ich verspreche nichts, und ich bitte Sie, den Antrag Dolochows zu überlegen«, sagte er.

Es kostete ihm Mühe, den Namen seines Freundes auszusprechen.

»Sprechen Sie nicht mehr davon! Ich verlange nichts, ich liebe Sie wie einen Bruder und werde Sie immer lieben, und mehr bedarf ich nicht.«

»Sie sind ein Engel! Ich bin Ihrer nicht würdig, ich fürchte Sie zu betrügen!«

Nikolai küßte nochmals ihre Hand.

Rostow hatte Dolochow seit einigen Tagen nicht gesehen, endlich erhielt er von ihm einen Brief.

»Da ich bald zur Armee abfahre, so gebe ich heute abend meinen Freunden ein Abschiedsfest, und da ich aus bekannten Gründen Euer Haus nicht mehr besuchen will, so bitte ich Dich, ins Hotel d'Angleterre zu kommen.«

Am bestimmten Tage um zehn Uhr abends nach dem Theater folgte Rostow dieser Einladung und wurde sogleich in den besten Saal des Hotels geführt, welchen Dolochow für diesen Abend gemietet hatte. Etwa zwanzig Herren drängten sich um einen Tisch, an welchem zwischen zwei Kerzen Dolochow saß. Auf dem Tische lagen Goldstücke und Banknoten; Dolochow hielt die Bank.

Der helle, kalte Blick Dolochows traf Rostow schon bei der Tür, als ob er ihn bereits lange erwartet hätte.

»Wir haben uns lange nicht gesehen!« rief er. »Schön, daß du gekommen bist, gleich wird Pluschka mit seinem Zigeunerchor kommen!«

»Ich war bei dir«, erwiderte Rostow errötend.

Dolochow gab darauf keine Antwort. »Du kannst auch setzen«, sagte er. Rostow erinnerte sich in diesem Augenblick an eine seltsame Bemerkung Dolochows: »Nur Dummköpfe vertrauen dem Glück im Spiel.«

»Oder fürchtest du dich, mit mir zu spielen?« sagte Dolochow lachend, als ob er Rostows Gedanken erraten hätte. An diesem Lächeln sah Rostow, daß Dolochow sich in derselben Stimmung befand wie damals bei dem Diner im Klub, und wie immer, wenn Dolochow, durch das alltägliche Leben gelangweilt, die Notwendigkeit empfand, durch irgendeine ungewöhnliche, meist grausame Handlung aus sich selbst herauszukommen.

Rostow fühlte sich unbehaglich, suchte aber vergebens nach einer scherzhaften Antwort auf Dolochows Worte.

Noch ehe er diese finden konnte, sah ihm Dolochow scharf ins Gesicht und sagte langsam, so daß es alle hören konnten: »Du Erinnerst dich, ich

sprach mit dir einmal über das Spiel und sagte, ein Dummkopf ist, wer beim Spiel dem Glück vertraut. Man muß ernsthaft spielen und das will ich versuchen. Nun, es ist besser, du spielst nicht!« Und mit einem Kartenspiel auf den Tisch klopfend, rief er: »Die Bank, meine Herren!« Dolochow legte Geld vor sich hin und traf Anstalten, die Bank zu halten. Rostow saß neben ihm und spielte anfangs nicht. Dolochow blickte ihn an. »Warum spielst du nicht?« fragte er.

Seltsamerweise fühlte sich nun Nikolai veranlaßt, eine Karte zu nehmen und einen kleinen Einsatz zu machen.

»Ich habe kein Geld bei mir«, sagte er.

»Ich gebe dir Kredit.«

Rostow setzte fünf Rubel auf eine Karte und verlor, dann setzte er wieder und verlor wieder und dies wiederholte sich zehnmal der Reihe nach.

»Meine Herren«, sagte Dolochow, »ich bitte Sie, Geld auf die Karten zu legen, sonst kann ich mich in meinen Berechnungen irren.«

Einer der Spieler sagte, er hoffe, man könne ihm trauen.

»Ja, man kann trauen, aber ich fürchte Irrtümer, und bitte daher, das Geld auf die Karten zu legen«, erwiderte Dolochow. »Du brauchst dich nicht zu genieren; wir werden uns später verrechnen«, sagte er zu Rostow. Das Spiel dauerte fort. Die Diener brachten unaufhörlich Champagner. Alle Karten Rostows wurden geschlagen und bald war seine Schuld auf achthundert Rubel angewachsen. Er hätte gern auf eine Karte achthundert Rubel gesetzt, bedachte sich aber und schrieb nur seinen gewöhnlichen Einsatz, zwanzig Rubel, auf.

»Laß es stehen«, sagte Dolochow, obgleich er nicht nach Rostow zu sehen schien, »um so schneller bringst du den Verlust wieder ein. Oder fürchtest du dich?« wiederholte er.

Rostow entschuldigte sich, ließ die aufgeschriebene Zahl achthundert stehen und bedeckte eine Herzsieben mit einer abgezogenen Karokarte, die er vom Fußboden aufhob. Dessen erinnerte er sich später ganz genau. Er trank ein Glas Champagner, lächelte über Dolochows Bemerkung und blickte in angstvoller Erwartung auf die Hände Dolochows, die die Karten hielten. Gewinn oder Verlust bedeutete viel für Rostow. Am vergangenen Sonntag hatte er vom alten Grafen zweitausend Rubel erhalten, und da er niemals von Geldangelegenheiten zu sprechen liebte, nur bemerkt, das sei das letzte Geld vor Mai, und er müsse deshalb Nikolai ermahnen, dieses Mal sparsamer zu sein. Nikolai versicherte, das sei viel zu viel für ihn, und

er gebe sein Ehrenwort, bis zum Herbst kein Geld mehr zu verlangen. Jetzt waren ihm von diesem Geld noch zwölfhundert Rubel übriggeblieben, demnach bedeutete die Herzsieben für ihn nicht nur einen Verlust von sechszehnhundert Rubel, sondern auch die Unmöglichkeit, sein Wort zu halten.

»Nun noch schnell eine Karte«, dachte er, »und ich nehme meine Mütze und fahre nach Hause, um mit Denissow, Natalie und Sonja zu Abend zu speisen, und werde nie wieder eine Karte in die Hand nehmen.«

Das Familienleben erschien ihm in diesem Augenblick so verführerisch und entzückend wie ein längst vergangenes, verlorenes Glück. Es schien ihm unerträglich, daß der einfältige Zufall, der die Sieben vorhin rechts, anstatt links legte, ihn dieses jetzt erst begriffenen Familienglücks berauben könne. Das durfte nicht sein, aber dennoch beobachtete er angstvoll die Bewegung der knöchernen, roten Hände, welche aus dem Hemd hervorsahen, die Karten hinlegten und dann ein dargereichtes Glas ergriffen.

»Du fürchtest dich also nicht, mit mir zu spielen?« wiederholte Dolochow und lehnte sich im Stuhl zurück, um gemächlich und lachend eine heitere Anekdote zu erzählen.

»Ja, meine Herren, man hat mir gesagt, in Moskau sei die Ansicht verbreitet, ich sei ein Falschspieler. Deshalb rate ich Ihnen, vorsichtig mit mir zu sein.«

»Nun gib nur«, mahnte Rostow.

»Ach, diese moskauischen Klatschbasen«, sagte Dolochow und ergriff lachend die Karten.

»Ach!« schrie Rostow auf und griff mit beiden Händen in die Haare. Die Sieben, die er nötig hatte, lag obenauf, die erste Karte im Stoß. Er hatte mehr verloren, als er bezahlen konnte.

»Nimm dich in acht, daß du dich nicht zu tief ingräbst«, sagte Dolochow mit einem Seitenblick nach Rostow und fuhr fort, Karten zu geben.

Nach einer halben Stunde war Rostows Spiel der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Von sechzehnhundert Rubel war seine Schuld zu einer langen Säule von Ziffern angewachsen, welche er auf zehntausend schätzte, die aber bald nach seiner unbestimmten Vermutung auf fünfzehntausend anwuchs. In Wirklichkeit aber überstieg die Summe schon zwanzigtausend Rubel. Dolochow erzählte keine Anekdoten mehr, folgte jeder Handbewegung Rostows und überflog zuweilen flüchtig die Ziffern. Er wollte das Spiel solange fortsetzen, bis er die Summe dreiundvierzigtausend erreicht haben werde. Diese Zahl wählte er, weil sie die Summe seiner und Sonjas Jahre war. Rostow hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und saß vor dem mit vielen Zahlen beschriebenen und mit Wein begossenen Tisch.

»Sechshundert Rubel! ... As! Neun! Es ist nicht möglich, den Verlust wieder einzubringen! ... Und wie vergnügt wäre ich jetzt zu Hause! ... Und warum hat er mir das angetan?« Zuweilen machte er einen großen Einsatz auf eine Karte, den aber Dolochow zurückwies, indem er selbst den Einsatz bestimmte. Nikolai gab nach. Bald betete er wie damals in der Schlacht, bald blickte er auf eine Karte, die auf dem Tisch lag, bald zählte er die Schnüre an seiner Jacke, bald sah er hilfeschend andere Spieler an oder blickte in das kalte Gesicht Dolochows und bemühte sich zu ergründen, was in ihm vorging.

»Er weiß, was für mich dieser Verlust bedeutet. Kann er meinen Untergang wünschen? Er war doch mein Freund! ... Aber er ist nicht schuld daran, wenn er einmal solches Glück hat, auch ich bin unschuldig«, sagte er zu sich selbst. »Ich habe nichts Böses getan. Habe ich jemand gemordet oder beleidigt? Warum also dieses entsetzliche Unglück? Und wann hat es angefangen? Ganz vor kurzem, als ich an diesen Tisch trat mit der Idee, hundert Rubel zu gewinnen, um Mama zu ihrem Namenstag diese Schatulle zu kaufen und nach Hause zu fahren. Ich war so froh und glücklich! – Ich begriff selbst nicht, wie glücklich ich war. Wann hat das aufgehört und dieser neue entsetzliche Zustand angefangen? Ich saß doch immer auf demselben Platz an diesem Tisch, setzte auf die Karten und blickte nach diesen knöchernen, gewandten Händen. Nein, es kann nicht sein!

Wahrscheinlich wird das alles in nichts endigen.« Sein Gesicht war rot und mit Schweiß bedeckt, obgleich es im Zimmer kühl war, seine Miene war schrecklich verzerrt, obgleich er sich bemühte, ruhig zu erscheinen.

Bald hatte die Summe dreiundvierzigtausend Rubel erreicht. Rostow setzte wieder dreitausend Rubel auf eine Karte, aber Dolochow legte die Karten weg, ergriff die Kreide und summierte rasch die lange Zahlenreihe.

»Es ist Zeit, zu speisen, da kommt auch die Zigeunermusikbande!«

Dunkle Männer und Mädchen traten ein, welche in ihrem Zigeunerndialekt sprachen. Nikolai begriff, daß alles zu Ende war.

»Nun, willst du nicht mehr?« fragte er mit gleichgültiger Stimme. »Es ist zu Ende, ich bin verloren!« dachte er. »Es bleibt mir nur noch übrig, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen. – Nun, noch ein Kärtchen«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Schön«, erwiderte Dolochow, der eben seine Rechnung beendet hatte, »es fehlen noch einundzwanzig Rubel zu dreiundvierzigtausend!« Er ergriff wieder die Karten und mischte sie.

Rostow bog eine Ecke um und schrieb, anstatt sechstausend, einundzwanzig Rubel. »Es ist mir ganz gleichgültig«, sagte er. »Ich möchte nur wissen, ob du auch diese Zehn schlägst.«

Dolochow begann mit ernster Miene Karten zu geben. Oh, wie verabscheute Rostow in diesem Augenblick diese roten, behaarten Hände mit den kurzen Fingern! ... Eine Zehn erschien.

»Sie schulden mir dreiundvierzigtausend, Graf«, sagte Dolochow und stand gähnend auf. »Es macht müde, so lange zu sitzen«, sagte er.

»Ja, ich bin auch müde«, sagte Rostow.

»Wann befehlen Sie, daß ich das Geld in Empfang nehme, Graf?« fragte Dolochow, als ob er Rostow erinnern wollte, daß es sich für ihn nicht schicke, zu scherzen. Rostow fuhr zusammen und rief Dolochow in das andere Zimmer.

»Ich kann nicht alles auf einmal bezahlen, ich werde dir einen Wechsel geben«, sagte er.

»Höre, Rostow«, erwiderte Dolochow, indem er Rostow lachend ins Gesicht sah, »du kennst das Sprichwort: ›Glück in der Liebe, Unglück im Spiel!‹ Deine Cousine ist in dich verliebt, das weiß ich.«

»Ach, es ist schrecklich, sich so in der Gewalt dieses Menschen zu wissen«, dachte Rostow. Er wußte, welcher Schreck das für seinen Vater sein mußte, er sah, daß Dolochow wohl wußte, was ihn aus dieser

Beschämung und diesem Kummer retten konnte, und daß er jetzt noch mit ihm spielen wollte wie die Katze mit der Maus.

»Deine Cousine...« fuhr Dolochow fort, aber Nikolai unterbrach ihn.

»Meine Cousine hat damit gar nichts zu schaffen, und es ist überflüssig, von ihr zu reden«, schrie er zornig.

»Also wann soll ich das Geld in Empfang nehmen?« fragte Dolochow.

»Morgen«, erwiderte Rostow und verließ das Zimmer.

Es war nicht schwer, in gleichgültigem Tone zu sagen »morgen«, aber nach Hause zu fahren, die Geschwister und die Eltern zu sehen, seine Schuld einzugestehen und um Geld zu bitten nach seinem Ehrenwort – das war entsetzlich.

Zu Hause war alles noch in Bewegung. Die Jugend war aus dem Theater gekommen, speiste und musizierte. Sobald Nikolai in den Salon eintrat, umfing ihn jene poetische Atmosphäre, welche in diesem Winter im ganzen Hause herrschte. Sonja und Natalie trugen noch die blauen Kleider, mit welchen sie im Theater gewesen waren, und standen heiter und vergnügt am Klavier. Wera spielte mit Schinschin Schach, die alte Gräfin legte mit einer alten Dame, die sie aufgenommen hatte, eine Patience, in Erwartung ihres Mannes und ihres Sohnes. Denissow saß mit glänzenden Augen und zerzausten Haaren am Klavier und trug mit seiner dünnen heiseren Stimme und aufgeschlagenen Augen ein Lied eigener Komposition vor.

»Herrlich! Ausgezeichnet!« rief Natalie. »Noch ein Liedchen! O, da kommt Nikolai!« Natalie lief ihm entgegen.

»Ist Papa zu Hause?« fragte er.

»Nein, Papa ist noch nicht gekommen«, erwiderte Sonja.

»Wie freue ich mich, daß du gekommen bist!« erwiderte Natalie. »Wir sind hier so vergnügt.«

»Koko, komm her!« rief die Gräfin aus dem Nebenzimmer. Nikolai küßte ihre Hand und setzte sich neben sie, während sie Karten legte.

Aus dem Saal tönte noch wirres Gelächter herüber.

»Schön! Schön!« rief Denissow. »Jetzt dürfen Sie nichts abschlagen! Sie sind mir noch die Barkarole schuldig!«

Die Gräfin blickte sich nach ihrem schweigsamen Sohn um.

»Was ist dir?« sagte sie.

»Ach nichts«, erwiderte er. »Kommt Papa bald nach Hause?«

»Ich glaube.«

»Sie leben wie immer, sie wissen von nichts! Wohin soll ich mich wenden« dachte Nikolai und ging wieder in den Saal zum Klavier.

Sonja spielte die Barkarole, welche Denissow besonders liebte. Natalie begann zu singen, während Denissow sie mit Entzücken anblickte. Nikolai

ging im Saale auf und ab. »Das war überflüssig, sie zum Singen zu veranlassen, sie versteht nicht zu singen«, dachte Nikolai. »Mein Gott, ich bin ein verlorener, ehrloser Mensch, eine Kugel vor den Kopf ist das einzige, was mir übrigbleibt! Soll ich gehen? Aber wohin? Gleichviel, mögen sie singen!«

»Nikolai, was ist Ihnen?« fragten Sonjas Blicke. Sie hatte sogleich bemerkt, daß ihm etwas begegnet war.

Nikolai wandte sich ab von ihr. Auch Natalie hatte sogleich den Zustand ihres Bruders bemerkt, war aber selbst so vergnügt in diesem Augenblick. »Nein, ich habe mich wahrscheinlich geirrt«, dachte sie. »Er wird ebenso vergnügt sein wie ich!« Natalies Stimme war noch ungeübt und unentwickelt, aber sie besaß noch jene mädchenhafte Unbefangenheit und Sammetartigkeit, welche alle Kritik entwaffnete.

»Was ist das?« dachte Nikolai. »Was ist mit ihr vorgegangen? Wie singt sie heute? Ach, ein dummes Leben! Unglück und Geld und Dolochow und Ehre – alles das ist Unsinn! Nun, Natalie, mein Täubchen, wie wird sie dieses ›H‹ singen? Richtig, Gott sei Dank! Mein Gott, wie hübsch!«

Seit langer Zeit hatte Rostow nicht mehr mit solchem Vergnügen Musik gehört wie an diesem Abend. Sobald aber Natalie ihre Barkarole beendet hatte, erinnerte er sich der Wirklichkeit und zog sich zurück.

Nach einer Viertelstunde kam der alte Graf heiter und zufrieden aus dem Klub zurück. Nikolai ging sogleich in sein Zimmer.

»Nun, hast du dich amüsiert?« fragte der Alte, indem er strahlend und stolz seinen Sohn anlächelte.

Nikolai vermochte nicht sogleich zu antworten; er war dem Weinen nahe. Der Graf zündete eine Pfeife an und bemerkte nichts von dem Zustand seines Sohnes.

»Es muß sein«, dachte Nikolai, »zum ersten- und letztenmal!« Und plötzlich sagte er in einem nachlässigen Ton, der ihm selbst abscheulich erschien: »Papa, ich habe ein Anliegen, ich hätte es beinahe vergessen. Ich habe Geld nötig!«

»Oho«, sagte der Graf, der sich in besonders heiterer Stimmung befand, »ich habe dir ja gesagt, daß es nicht reichen wird. Viel?«

»Sehr viel«, erwiderte Nikolai errötend und mit einem dummen, nachlässigen Lächeln, das er sich selbst später lange Zeit nicht vergeben konnte. »Ich habe ein wenig verspielt! Sogar ziemlich viel! Sehr viel! Dreiundvierzigtausend!«

»Wie? Was? Treibst du Scherz?« rief der Graf.

»Ich habe versprochen, morgen zu bezahlen«, erwiderte Nikolai.

»Himmel!« rief der alte Graf, die Hände ringend und ließ sich kraftlos auf den Diwan nieder.

»Was ist da zu machen? Wem ist das nicht schon begegnet?« sagte der Sohn in dreistem, leichtfertigen Ton, während er sich innerlich selbst einen Elenden nannte, der sein ganzes Leben lang sein Verbrechen nicht wieder gutmachen könne. Er hätte die Hand seines Vaters küssen, ihn auf den Knien um Verzeihung bitten sollen, und jetzt sagte er in leichtfertigen, sogar grobem Ton: »Das kann jedem passieren!«

Der alte Graf senkte die Augen bei diesen Worten. »Ja, ja«, begann er, »schlimm! Ich fürchte, das wird schwer anzuschaffen sein. Ja, wem ist das nicht schon passiert?« Er verließ das Zimmer. Nikolai war auf einen

Zornesausbruch vorbereitet gewesen, aber dies hatte er durchaus nicht erwartet. »Papachen«, rief er ihm weinend nach, »verzeihen Sie mir!«

Er ergriff die Hand seines Vaters und drückte sie an seine Lippen.

Während dieses Gesprächs zwischen Vater und Sohn hatte die Mutter mit ihrer Tochter eine nicht minder wichtige Verhandlung. Natalie kam aufgeregt zu ihrer Mutter: »Mama, Mama! ... Er hat mir ...«

»Was?«

»Einen Heiratsantrag gemacht. Mama! Mama!« rief sie.

Die Gräfin traute ihren Ohren nicht. Denissow einen Antrag gemacht? Diesem schwächlichen, kleinen Mädchen, Natalie, welches noch vor kurzem mit Puppen spielte und noch jetzt Stunden nahm?

»Unsinn! Höre auf, Natalie!« sagte sie, noch immer hoffend, daß das ein Scherz sei.

»Unsinn! Ich spreche die Wahrheit«, erwiderte Natalie lebhaft. »Ich kam, um zu fragen, was ich machen soll, und Sie antworten mir Unsinn!«

Die Gräfin zuckte mit den Achseln. »Wenn es wahr ist, daß Denissow dir einen Antrag gemacht hat, so sage ihm, er sei ein Dummkopf!«

»Nein, er ist kein Dummkopf!« erwiderte Natalie empfindlich.

»Nun, was willst du? Ihr seid jetzt alle verliebt! Bist du verliebt, so heirate ihn!« sagte die Gräfin ärgerlich lachend.

»Nein, Mama, ich bin nicht verliebt in ihn.« »Nun, dann sage es ihm doch.«

»Mama, sind Sie böse? Ich bin doch nicht schuld!«

»Nein, meine Kleine! Ich werde es ihm sagen«, erwiderte die Gräfin lächelnd.

»Nein, nein, ich selbst. Sagen Sie mir nur, was ich sagen soll; Sie nehmen alles so leicht. Aber wenn Sie gesehen hätten, wie er mir das gesagt hat! Ich weiß ja, daß er nicht die Absicht hatte, das zu sagen, und es nur aus Versehen gesagt hat.«

»Nun, also muß man ihm absagen.«

»Nein, es tut mir so leid um ihn; er ist so liebenswürdig.«

»Nun, dann nimm den Antrag an. Es ist auch schon Zeit, daß du heiratest«, sagte die Mutter ärgerlich und spöttisch. »Übrigens werde ich selbst mit ihm sprechen.«

»Nein, keinesfalls; ich werde mit ihm sprechen, und Sie können an der Tür horchen.« Natalie ging rasch durch das Nebenzimmer in den Saal, wo

Denissow am Klavier saß. Er hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Beim Geräusch ihrer Schritte sprang er auf und ging ihr hastig entgegen.

»Natalie«, sagte er, »entscheiden Sie mein Schicksal! Es liegt in Ihren Händen.«

»Wassil Dmitritsch, Sie sind so liebenswürdig. Aber es kann nicht sein! ... Doch ich werde Sie ewig lieben!«

Denissow beugte sich auf ihre Hand herab, und sie küßte seinen schwarzen, lockigen Kopf.

»Wassil Dmitritsch«, sagte die Gräfin, welche mit raschen Schritten eintrat, »ich danke Ihnen für die Ehre, aber meine Tochter ist so jung, und ich hatte auch geglaubt, Sie würden sich zuerst an mich wenden. In diesem Falle hätten Sie mir die Notwendigkeit einer Absage erspart.«

»Gräfin«, sagte Denissow mit niedergeschlagenen Augen und schuldbewußter Miene, während Natalie laut schluchzte, »ich verdiene Ihren Vorwurf. Aber wissen Sie, daß ich Ihre Tochter und Ihre ganze Familie so verehere, daß ich zwei Leben hingeben würde ...« Er sah die Gräfin an und bemerkte ihre strenge Miene. »Leben Sie wohl, Gräfin!« Er küßte ihre Hand, und ohne Natalie anzublicken, verließ er mit raschen Schritten das Zimmer.

Am andern Tag begleitete Nikolai seinen Freund Denissow, welcher keinen Tag länger in Moskau bleiben wollte. Alle seine Freunde in Moskau gaben ihm das Geleit und Denissow erinnerte sich später nicht mehr, wie er in den Schlitten gelegt und noch drei Stationen weit begleitet worden war.

Rostow blieb noch zwei Monate in Moskau, in Erwartung des Geldes, welches der alte Graf nicht so schnell anschaffen konnte. Während dieser Zeit verließ er das Haus nicht. Sonja war zärtlicher und hingebender gegen ihn als früher, aber Nikolai hielt sich jetzt für ihrer unwürdig. Er beschrieb die Alben der Mädchen mit Gedichten und Noten. Nachdem endlich die dreiundvierzigtausend Rubel an Dolochow gegen Quittung abgesandt waren, reiste er, ohne von seinen Bekannten Abschied zu nehmen, Ende November zu seinem Regiment ab, welches schon in Polen stand.

Nach dem Bruch mit seiner Frau fuhr Peter Besuchow nach Petersburg. Auf der Station Torshok waren keine Pferde zu haben und Peter mußte warten. Ohne den Pelz abzulegen, warf er sich auf einen ledernen Diwan vor einem runden Tisch, legte seine großen Füße mit den Pelzstiefeln auf den Tisch und versank in Nachdenken.

»Befehlen Sie, die Koffer hereinzubringen, ein Bett zu machen? Wünschen Sie Tee?« fragte der Kammerdiener. Aber Peter gab keine Antwort, weil er nichts sah und hörte. Es war ihm alles gleichgültig, ob er früher oder später in Petersburg ankommen werde und wie lange er auf dieser Station warten müsse. Der Postmeister, die Postmeisterin, der Kammerdiener boten ihre Dienste an, doch Peter sah sie schweigend durch seine Brille an, ohne seine Lage zu verändern, und begriff nicht, was sie wollten, und wie sie weiter zu leben vermochten, ohne jene Fragen gelöst zu haben, die ihn so lebhaft beschäftigten. Seit jenem Tage, wo er nach dem Duell von den Sperlingsbergen zurückkam und eine peinliche, schlaflose Nacht verbrachte, war es fast, als ob in seinem Kopf jene wichtige Schraube sich verdreht hätte, welche seinem ganzen Leben Halt gab. Die Schraube drehte sich noch immer weiter, ohne in etwas einzugreifen, und es war unmöglich, sie anzuhalten. Der Postmeister trat ein und bat demütig Seine Erlaucht, noch zwei Stündchen zu warten, dann werde er Kurierpferde erhalten. Das war augenscheinlich gelogen; der Postmeister wollte nur den Durchreisenden möglichst viel Geld abnehmen.

»Ist das böse oder gut?« fragte sich Peter. »Für mich ist es gut, für einen anderen Reisenden schlimm, aber für den Postmeister ist es notwendig, weil er nichts zu essen hat. Er sagte, ein Offizier habe ihn geprügelt. Der Offizier tat das, weil er schnell weiterreisen mußte; ich aber habe auf Dolochow geschossen, weil ich mich für beleidigt hielt. Was ist böse? Was ist gut? Wozu lebt man? Wo bin ich? Was ist Leben und Tod? Welche Kraft regiert alles?« fragte er sich und fand keine Antwort auf diese Fragen, außer der unlogischen Antwort: »Wenn du stirbst, ist alles zu Ende! Stirbst du, so wirst du alles erfahren, oder du wirst nichts mehr fragen.« Aber der Tod erschien ihm schrecklich.

»Ich möchte Eure Durchlaucht ergebenst bitten«, sagte der Postmeister eintretend, »ein wenig Raum zu geben für diesen Herrn.« Ein anderer Reisender war eingetroffen, welcher auch wegen Mangel an Pferden warten mußte. Es war ein kleiner, knöcherner Greis mit gelbem, faltigem Gesicht und grauen, herabhängenden Augenbrauen über den glänzenden Augen. Peter nahm seine Füße vom Tisch herab, stand auf und legte sich auf das Ruhebett, indem er zuweilen den Eintretenden betrachtete, welcher mit ermüdeter, mürrischer Miene, ohne Peter anzublicken, mit Hilfe seines Dieners schwerfällig den Mantel abnahm. Der Fremde setzte sich auf den Diwan, lehnte seinen großen, breiten Kopf an die Rücklehne und blickte Besuchow an, dem der geistreiche und durchdringende Ausdruck des Fremden auffiel. An seinem Finger bemerkte Peter einen großen eisernen Ring mit einem Adamskopf. Der alte Diener des Fremden brachte ein Reisenecessaire, nahm Teezeug heraus und brachte den dampfenden Samowar. Als alles bereit war, öffnete der Alte die Augen, rückte den Stuhl an den Tisch, goß sich ein Glas Tee ein und ein zweites für den alten Diener, das er ihm reichte. Dann fragte der Diener, ob der Herr etwas nötig habe.

»Nein«, erwiderte dieser. »Gib mir nur das Buch!«

Der Diener reichte ihm ein Buch, in das der Fremde sich vertiefte. Nach einiger Zeit legte er das Buch weg, schloß wieder die Augen und lehnte sich an die Rücklehne zurück in seine frühere Lage.

»Ich habe das Vergnügen, mit dem Grafen Besuchow zu sprechen, wenn ich nicht irre«, begann der Fremde. Peter blickte ihn fragend an. »Ich habe von Ihnen gehört«, fuhr der Fremde fort, »und von dem Unglück, das Sie betroffen hat.«

Peter errötete, nahm hastig die Füße vom Bett herab und lächelte gezwungen.

»Ich habe das nicht aus Neugierde erwähnt, mein Herr, sondern aus wichtigeren Gründen. Sie sind unglücklich, mein Herr! Sie sind jung und ich alt, und deshalb wünsche ich, nach meinen Kräften Ihnen zu helfen.«

»Ach, ich bin Ihnen sehr dankbar! Wohin reisen Sie?«

Das Gesicht des Fremden war unfreundlich, sogar kalt und streng, aber seine Redeweise und seine Miene hatten etwas Einnehmendes für Peter. »Sie sind wohl Freimaurer?« fuhr Peter fort, als er den Ring mit dem Adamskopf an der Hand des Fremden bemerkte.

»Ja, ich gehöre zu der Brüderschaft der Freimaurer«, erwiderte der Fremde, »und im Namen derselben wie in meinem eigenen Namen biete ich Ihnen die brüderliche Hand.«

»Ich fürchte, daß meine Vorstellung vom ganzen Weltgebäude der Ihrigen so sehr widerspricht, daß wir uns nicht vereinigen können.«

»Ich habe nie behauptet, daß ich die Wahrheit kenne«, erwiderte der Freimaurer. »Niemand kann allein zur Wahrheit gelangen, nur Stein auf Stein wird durch die Teilnahme aller von Millionen Generationen seit dem Vorfater Adam bis auf unsere Zeit jener Tempel errichtet, welcher zur Wohnung des großen Gottes würdig erscheint.«

»Ich muß Ihnen sagen, ich glaube nicht... an Gott«, wandte Peter ein. Der Fremde sah Peter durchdringend an und lächelte. »Sie kennen ihn nicht, mein Herr«, erwiderte er, »Sie können ihn nicht kennen, und darum sind Sie unglücklich.«

»Ja, ich bin unglücklich«, bestätigte Peter, »aber was soll ich tun?«

»Sie kennen ihn nicht, er ist aber hier, in mir, in meinen Worten, in dir und selbst in deinen gotteslästerlichen Reden«, sagte der Greis mit ernster, zitternder Stimme. »Wer hätte ihn erkennen können, wenn er nicht wäre? Woher entstand in Ihnen die Vermutung, daß es ein solches unbegreifliches

Wesen gebe? Warum vermutest du und die ganze Welt das Dasein eines so unerreichbaren, allmächtigen, ewigen und unendlichen Wesens?«

Er schwieg lange Zeit. Peter wollte dieses Schweigen nicht unterbrechen. Mit Schrecken fühlte er, wie sich in seinem Innern Zweifel regten. Er erkannte die Unklarheit und Schwachheit der Gründe des Freimaurers und fürchtete, ihnen nicht glauben zu können. »Ich begreife nicht«, sagte er, »warum der menschliche Geist nicht zu solchem Wissen gelangen könnte, von dem Sie sprechen?«

Der Freimaurer lächelte. »Die große Weisheit und Wahrheit ist wie der reinste Quell. Können wir in einem unreinen Gefäß dieses reine Quellwasser schöpfen, um seine Reinheit zu beurteilen? Man kann den innerlichen Menschen reinigen und erneuern, und darum muß man erst glauben und sich vervollkommen, um zum Wissen zu gelangen, und zu diesem Zweck lebt in unserer Seele ein göttliches Licht, das wir Gewissen nennen.«

»Ja, ja«, bestätigte Peter.

»Betrachte mit geistigem Auge deinen inneren Menschen und frage dich selbst: Bist du zufrieden mit dir? Was hast du erreicht, indem du nur dem Verstand folgst? Wer bist du? Sie sind jung, reich, gebildet, mein Herr, was haben Sie aus all diesen Vorzügen, die Ihnen verliehen worden, gemacht? Sind Sie zufrieden mit sich und Ihrem Leben?«

»Nein, ich verabscheue mein Leben«, sagte Peter düster.

»Wenn du es verabscheust, dann ändere es! Reinige dich, und je weiter die Reinigung vorschreitet, desto mehr wirst du die Weisheit erkennen! Sehen Sie Ihr Leben an, mein Herr, wie haben Sie es verbracht? In stürmischen Orgien. Sie haben alles von der Menschheit erhalten und ihr nichts geliefert. Was haben Sie denn für Ihre Nächsten getan? Haben Sie an die Zehntausende Ihrer Leibeigenen gedacht? Haben Sie ihnen ehrlich geholfen? Sie haben Reichtum erhalten, wie haben Sie ihn genutzt? Sie haben Ihr Leben in Müßiggang verbracht, haben geheiratet, mein Herr. Sie haben die Verantwortlichkeit auf sich genommen, ein junges Weib zu leiten, und was haben Sie getan? Sie haben ihr nicht geholfen, mein Herr, den Weg der Wahrheit aufzufinden, sondern sie in den Strudel der Lüge und des Unglücks hineingestoßen. Ein Mensch hat Sie beleidigt, und Sie haben ihn getötet, und Sie sagen, Sie kennen nicht Gott und verabscheuen Ihr Leben! Darin ist kein Kern von Weisheit, mein Herr.«

Ermüdet vom langen Reden schloß der Alte die Augen. Peter sah in das strenge, unbewegliche, alte Gesicht und bewegte die Lippen. Er wollte sagen: »Ja, ein nichtswürdiges, müßiges, verworfenes Leben«, aber er wagte nicht, das Schweigen zu unterbrechen.

Der Diener erschien an der Tür.

»Sind die Pferde da?« fragte der Alte. »Dann lasse einspannen.«

»Wird er davonfahren und mich allein, ohne Hilfe, lassen?« dachte Peter. Er ging im Zimmer auf und ab und sah zuweilen den Alten an. »Ja, dieser Mensch kennt die Wahrheit, und wenn er wollte, so könnte er sie mir entdecken.« Dies wollte er dem Freimaurer sagen.

Der Fremde ordnete seine Sachen und legte den Mantel um. Dann wandte er sich an Besuchow und fragte in gleichgültig höflichem Tone: »Wohin werden Sie jetzt reisen?«

»Ich? Nach Petersburg«, erwiderte Peter. »Ich danke Ihnen, ich bin in allem mit Ihnen einverstanden, aber glauben Sie nicht, daß ich so dumm sei. Von ganzer Seele wünsche ich mein Leben zu ändern, aber niemals und nirgends habe ich Hilfe gefunden... Übrigens bin ich ganz und gar selbst schuld. Helfen Sie mir, belehren Sie mich, und vielleicht werde ich ...« Peter konnte nicht weiter sprechen und wandte sich ab. Der Freimaurer dachte nach und schien etwas zu überlegen.

»Die Hilfe kommt von Gott«, sagte er, »aber die Unterstützung, welche unser Orden zu bieten vermag, wird er Ihnen gewähren, mein Herr. In Petersburg übergeben Sie dies dem Grafen Willarsky!« Er nahm eine Briefftasche heraus und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier. »Einen Rat erlauben Sie mir noch Ihnen zu geben. Wenn Sie in der Residenz angekommen sind, so widmen Sie die erste Zeit der Einsamkeit und Selbstbetrachtung und verfallen Sie nicht wieder in Ihre frühere Lebensweise. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, mein Herr«, sagte er, als er bemerkte, daß ein Diener ins Zimmer trat.

Der Fremde war Ossip Alexejewitsch Basdejew, wie Peter aus dem Fremdenbuch der Station erfuhr. Basdejew war einer der berühmtesten Freimaurer. Lange nach seiner Abreise ging Peter im Zimmer auf und ab, ohne nach Pferden zu fragen, überdachte seine lasterhafte Vergangenheit und stellte sich mit Entzücken seine vorwurfsfreie, tugendhafte Zukunft vor, die ihm so leicht erreichbar schien. Er glaubte nur deswegen lasterhaft gewesen zu sein, weil er zufällig vergessen hatte, wie schön es sei, tugendhaft zu sein. In seiner Seele war nicht eine Spur der früheren Zweifel

zurückgeblieben. Er glaubte fest an die Möglichkeit einer Verbrüderung der Menschen zum Zwecke der gegenseitigen Unterstützung auf dem Wege der Tugend, und dies schien ihm das Ziel der Freimaurer zu sein.

In Petersburg angekommen, machte Peter niemand Mitteilung von seiner Ankunft, machte keine Besuche und brachte ganze Tage damit zu, Thomas a Kempis zu lesen. Eine Woche nach seiner Ankunft trat der junge polnische Graf Willarsky, den Peter oberflächlich kannte, eines Abends in sein Zimmer, mit demselben offiziellen und feierlichen Wesen, mit dem der Sekundant Dolochows bei ihm eingetreten war, und nachdem er die Tür geschlossen und sich überzeugt hatte, daß außer Peter niemand im Zimmer war, sagte er, ohne sich zu setzen: »Ich komme mit einem Auftrag und einem Vorschlag, Graf. Eine in unserer Brüderschaft sehr hochstehende Persönlichkeit hat darum gebeten, Sie vor dem üblichen Termin aufzunehmen, und hat mir vorgeschlagen, Ihr Bürge zu sein. Ich halte es für eine heilige Pflicht, dem Willen dieser Persönlichkeit zu entsprechen. Wünschen Sie in die Brüderschaft der Freimaurer einzutreten?«

Peter war erstaunt über den kalten und strengen Ton dieses Mannes, den er fast immer auf Bällen mit gewinnendem Lächeln und in Gesellschaft glänzender Damen gesehen hatte.

»Ja, das ist mein Wunsch«, erwiderte er.

»Noch eine Frage, Graf«, fuhr Willarsky fort, »auf die ich Sie als ehrlicher Mann aufrichtig zu antworten bitte. Sind Sie von Ihren früheren Überzeugungen zurückgekommen? Glauben Sie an Gott?«

Peter wurde nachdenklich.

»Ja ... ja, ich glaube an Gott!« sagte er.

»In diesem Fall...« begann Willarsky, aber Peter unterbrach ihn.

»Ja, ich glaube an Gott«, sagte er noch einmal.

»Dann können wir fahren«, sagte Willarsky. »Mein Wagen steht zu Ihren Diensten.«

Während des ganzen Weges schwieg Willarsky. Auf Peters Fragen, was er zu tun und zu antworten habe, sagte Willarsky kurz, würdigere Brüder als er würden Peter erforschen, und er habe nur die Wahrheit zu sagen.

Als sie vor einem großen Hause vorfuhren, in dem sich die Loge befand, stiegen sie eine dunkle Treppe hinauf und traten in ein kleines Vorzimmer, wo sie die Pelze abnahmen. Dann traten sie in ein anderes Zimmer; ein Mensch in seltsamer Kleidung erschien an der Tür. Willarsky ging ihm

entgegen, sagte ihm leise etwas auf französisch und trat zu einem kleinen Schrank, in welchem Peter eine noch nie gesehene Kleidung bemerkte. Willarsky nahm ein Tuch aus dem Schrank und verband Peter damit die Augen, dann zog er seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn, ergriff ihn an der Hand und führte ihn fort. Die Haare, die in den Knoten mit eingebunden waren, schmerzten Peter so sehr, daß er das Gesicht verzog. Nach etwa zehn Schritten hielt Willarsky an.

»Was Ihnen auch widerfahren mag«, sagte er, »müssen Sie mutig ertragen, wenn Sie fest entschlossen sind, in unsere Brüderschaft einzutreten.« Peter neigte bestätigend den Kopf. »Wenn Sie Klopfen an der Tür hören, so nehmen Sie die Binde von den Augen ab. Ich wünsche Ihnen Mut und Erfolg!« Dann drückte er Peter die Hand und ging.

Die fünf Minuten, welche er mit verbundenen Augen zubrachte, erschienen ihm wie eine Stunde. Die verschiedenartigsten Gefühle befielen ihn, vorzugsweise Furcht und Neugierde. Endlich hörte er starkes Klopfen an der Tür, nahm die Binde ab und blickte sich um. Im Zimmer herrschte tiefe Finsternis, nur an einer Stelle brannte ein Lämpchen in etwas Weißem. Peter trat näher und sah, daß die Lampe auf einem schwarzen Tische stand, auf dem ein geöffnetes Buch lag. Das Buch war eine Bibel. Das Weiße, in dem das Lämpchen brannte, war ein Menschenschädel. Er las die ersten Worte des Evangeliums: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott.« Peter ging rings um den Tisch und sah eine große, gefüllte, offene Kiste, das war ein Sarg mit Gebeinen. Was er sah, setzte ihn nicht in Erstaunen.

»Gott! Tod! Liebe! Verbrüderung der Menschheit!« sagte er und verband mit diesen Worten unklare, aber freudige Vorstellungen. Die Tür öffnete sich und jemand trat ein.

Bei dem schwachen Licht, an das sich Peter aber schon gewöhnt hatte, erblickte er einen kleinen Mann, der stehenblieb, dann mit vorsichtigen Schritten an den Tisch trat und seine kleinen, mit ledernen Handschuhen bedeckten Hände darauflegte. Er war in einen weißen ledernen Mantel gehüllt, der seine Brust und einen Teil der Beine bedeckte. Um den Hals trug er eine Art von Halsschmuck, aus dem eine hohe weiße Blumenkrause hervorsah.

»Warum sind Sie hierhergekommen?« fragte der Eintretende, »der Sie nicht an die Wahrheit des Lichts glauben und nicht das Licht sehen? Warum

sind Sie hierhergekommen? Was wollen Sie von uns? Weisheit? Tugend? Erleuchtung?»

Peter empfand ein Gefühl der Ehrfurcht, Er fühlte die Gegenwart eines ihm im Leben fremden, in der Verbrüderung aber nahestehenden Menschen. Peter erkannte in dem Rhetor (so nennt man in der Freimaurerei den Bruder, der die Neulinge vorbereitet) Smoljaninow.

»Ja, ja, ich ... ich ... wünsche Erneuerung«, brachte Peter nur mühsam hervor.

»Gut«, sagte Smoljaninow. »Haben Sie eine Vorstellung von den Mitteln, mit denen unser heiliger Orden Ihnen zur Erreichung Ihres Zieles hilft?« fragte er ruhig.

»Ja... ich hoffe ... die Leitung... die Hilfe zur Erneuerung«, sagte Peter mit zitternder Stimme. Er stotterte, teils aus Aufregung, teils, weil er nicht gewohnt war, über abstrakte Dinge russisch zu sprechen.

»Welche Vorstellung haben Sie von der Freimaurerei?«

»Ich stelle mir vor, daß die Freimaurerei die Brüderlichkeit und Gleichheit der Menschen mit tugendhaften Zielen ist«, sagte Peter, beschämt darüber, daß seine Worte der Feierlichkeit des Augenblicks so wenig entsprachen.

»Gut«, sagte der Rhetor rasch, durch diese Antwort, wie es schien, vollkommen befriedigt. »Haben Sie zur Erreichung Ihrer Zwecke Hilfe in der Religion gesucht?«

»Nein, ich hielt sie für falsch und unzuverlässig«, sagte Peter leise.

»Sie suchen also die Wahrheit, um im Leben ihren Gesetzen zu folgen, folglich suchen Sie die Weisheit und die Tugend, nicht wahr?« fragte der Rhetor nach kurzem Schweigen.

»Ja, ja«, bestätigte Peter.

»Ich muß Ihnen jetzt das Hauptziel unseres Ordens offenbaren«, sagte der Rhetor, »und wenn dasselbe mit Ihrem Bestreben übereinstimmt, so können Sie mit Nutzen in unsere Brüderschaft eintreten. Das erste und höchste Ziel und die Grundlage unseres Ordens, die keine menschliche Macht erschüttern kann, ist die Bewahrung und Überlieferung eines wichtigen Geheimnisses an die Nachkommenschaft, das aus den ältesten Zeiten, ja sogar vom ersten Menschen bis auf uns gelangt ist, und von dem vielleicht das Schicksal des Menschengeschlechts abhängt. Aber da dieses Geheimnis solcher Art ist, daß niemand es wissen und anwenden darf, ohne durch langjährige und eifrige Selbstreinigung dazu vorbereitet zu sein, so

kann nicht jeder hoffen, es bald zu ergründen. Deshalb haben wir ein zweites Ziel, das darin besteht, unsere Mitglieder vorzubereiten, so viel als möglich ihr Herz zu bessern, zu reinigen und ihren Geist zu erleuchten durch jene Mittel, die uns durch die Offenbarung von Männern entdeckt wurden, die an der Erforschung dieses Geheimnisses arbeiteten. Indem wir unsere Mitglieder reinigen und veredeln, bemühen wir uns auch, das ganze Menschengeschlecht zu bessern, und dadurch bemühen wir uns auch, aus allen Kräften das Böse zu bekämpfen, das in der Welt herrscht. Denken Sie darüber nach, und ich werde wieder zu Ihnen kommen«, sagte er und verließ das Zimmer.

»Das Böse zu bekämpfen, das in der Welt herrscht«, wiederholte Peter. Von den drei Zielen, die der Rhetor erwähnt hatte, war dieses letztere, die Besserung des Menschengeschlechts, Peter besonders wohlgefällig.

Nach einer halben Stunde kam der Rhetor zurück und teilte dem Neuling jene sieben Tugenden mit, die den sieben Stufen des Tempels Salomonis entsprechen, und welche jeder Freimaurer in sich selbst aufziehen soll. Diese Tugenden waren: Erstens Bescheidenheit, Bewahrung des Geheimnisses des Ordens, zweitens Gehorsam den höchsten Anführern des Ordens, drittens Sittsamkeit, viertens Liebe zur Menschheit, fünftens Mut, sechstens Genügsamkeit, siebentens Liebe des Todes. »Bestreben Sie sich«, sagte der Rhetor, »durch häufiges Nachdenken über den Tod dahin zu gelangen, daß er Ihnen nicht mehr als schrecklicher Feind, sondern als Freund erscheint, als Befreier von den Mühsalen dieses Lebens.«

»Ja, so muß es sein«, dachte Peter, als nach diesen Worten der Rhetor ihn wieder verließ, »aber ich bin noch so schwach, daß ich mein Leben liebe.« Die übrigen fünf Tugenden jedoch, die Peter an den Fingern herzählte, fühlte er in seiner Seele: Mut, Genügsamkeit, Sittsamkeit, Liebe zu den Menschen und besonders Gehorsam, der ihm übrigens nicht als eine Tugend, sondern als ein Glück erschien. Die siebente Tugend hatte Peter vergessen und konnte sich auf keine Weise mehr daran erinnern. Zum drittenmal kehrte der Rhetor zurück und fragte Peter, ob er fest in seinem Vorsatz sei, sich allen Forderungen zu unterwerfen.

»Ich bin zu allem bereit«, sagte Peter.

»Ich muß Ihnen noch mitteilen«, sagte der Rhetor, »daß unser Orden seine Lehre nicht nur durch Worte, sondern auch durch andere Mittel lehrt, die auf einen wirklich nach Weisheit und Tugend Strebenden vielleicht stärker einwirken als bloße mündliche Erklärungen. Unser Orden gleicht

den alten Gesellschaften, die ihre Lehre durch Hieroglyphen offenbarten. Eine Hieroglyphe«, sagte der Rhetor, »ist das Merkzeichen einer Sache, die nicht den Gefühlen unterworfen ist und die Eigenschaften enthält, die denen der nachgebildeten Sache gleichen.«

Peter wußte sehr wohl, was Hieroglyphen sind, wagte aber nicht zu sprechen. Schweigend hörte er den Rhetor an mit dem Vorgefühl, daß sogleich die Prüfung beginnen werde.

»Wenn Sie fest entschlossen sind, so muß ich zu Ihrer Einführung schreiten«, sagte der Rhetor, auf Peter zutretend. »Zum Zeichen der Genügsamkeit bitte ich Sie, mir alle Ihre Kostbarkeiten zu übergeben.«

»Ich habe aber nichts bei mir«, sagte Peter, der glaubte, daß man von ihm die Herausgabe alles dessen, was er besitze, verlangte.

»Was Sie bei sich haben, Uhr, Geld, Ringe.«

Hastig nahm Peter seine Geldbörse und Uhr heraus und zog mühsam einen Ring von seinem fleischigen Finger.

»Zum Zeichen des Gehorsams bitte ich Sie, sich auszukleiden.«

Peter legte auf die Anweisung des Rhetors den Frack, die Weste und den linken Stiefel ab. Der Freimaurer öffnete das Hemd an der linken Seite seiner Brust, bückte sich und schob seine Beinkleider am linken Fuß über das Knie hinauf. Peter wollte hastig auch den rechten Stiefel und die Beinkleider abziehen, um dem Freimaurer die Mühe zu ersparen, aber dieser sagte, das sei nicht nötig, und gab ihm einen Pantoffel für seinen linken Fuß. Mit kindlichem Lächeln, in dem bescheidene Zweifel an Gott oder sich selbst lagen und das gegen seinen Willen auf seinem Gesicht erschien, stand Peter da mit ausgestreckten Armen und Beinen und erwartete die neuen Befehle des Freimaurers.

»Und endlich als Zeichen der Aufrichtigkeit bitte ich Sie, mir Ihre hauptsächlichste Leidenschaft mitzuteilen.«

»Meine Leidenschaft? Ich hatte so viele«, sagte Peter.

»Diejenige, die Sie mehr als die anderen schwanken machte auf dem Weg der Tugend«, sagte der Freimaurer.

Peter schwieg und dachte nach.

»Der Wein, Feinschmeckerei, Müßiggang, Zorn, Wut, Weiber«, so zählte er seine Laster auf und wußte nicht, welchem der Vorrang gebührte.

»Die Weiber«, sagte er mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

Der Freimaurer rührte sich nicht und schwieg lange nach dieser Antwort. Endlich näherte er sich Peter, nahm das Tuch und verband ihm die Augen.

»Zum letztenmal sage ich Ihnen: Richten Sie alle Ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst, legen Sie Ihren Gefühlen Ketten an und suchen Sie das Heil nicht in Leidenschaften, sondern in Ihrem Herzen. Die Quelle des Heils ist nicht außerhalb, sondern innerhalb Ihrer.«

Peter fühlte in sich schon diesen befriedigenden Quell des Heils, der schon jetzt sein Herz mit Freude und Wonne erfüllte.

Bald darauf kam zu Peter in das dunkle Zimmer anstatt des Rhetors der Bürge Willarsky, den er an der Stimme erkannte. Auf die neue Frage nach der Festigkeit seines Vorsatzes antwortete Peter mit strahlendem, kindlichem Lächeln: »Ja, ja, ich bin einverstanden«, und ging vorwärts nach dem von Willarsky auf ihn gerichteten Degen. Dann wurde Peter mit verbundenen Augen auf Umwegen durch verschiedene Korridore geführt und endlich vor die Tür der Loge. Willarsky hustete, worauf Hammerschläge antworteten und die Tür sich vor ihm öffnete. Eine Baßstimme fragte ihn, wer er sei, wo und wann er geboren sei und so weiter. Dann wurde er wieder mit verbundenen Augen fortgeführt und seine Begleiter sprachen in Allegorien von den Mühsalen seiner Reise, von der geheiligten Freundschaft, von dem ewigen Schöpfer der Welt und dem Mute, mit dem er die Mühsale und Gefahren bestehen solle. Peter hörte, wie seine Begleiter uneinig waren und flüsternd über etwas stritten. Der eine bestand darauf, daß er auf den Teppich geführt werden solle. Darauf wurde seine rechte Hand ergriffen und auf etwas Unbekanntes gelegt, und man befahl ihm, mit der linken einen Zirkel auf der linken Brust anzudrücken und den Gesetzen des Ordens den Eid der Treue zu leisten, den ein anderer vorsprach. Dann wurde die Kerze ausgelöscht und Spiritus angezündet, was Peter am Geruch bemerkte, man sagte ihm, er werde das kleine Licht sehen. Die Binde wurde ihm abgenommen und Peter sah wie im Traum im schwachen Licht der Spiritusflamme einige Leute in ebensolchen Gewändern wie der Rhetor, welche ihm gegenüberstanden und den Degen auf seine Brust gerichtet hielten. Zwischen ihnen stand ein Mann mit blutigem Hemd. Peter bewegte sich vorwärts gegen die Degen, um sich von ihnen durchbohren zu lassen, aber die Degen wichen zurück und die Binde wurde ihm wieder angelegt.

»Du hast das kleine Licht gesehen«, sagte ihm eine Stimme. Dann wurden wieder Kerzen angezündet und man sagte, er möge das volle Licht sehen. Wieder wurde die Binde abgenommen und mehr als zehn Stimmen riefen zugleich: »Sic transit gloria mundi.«

Peter begann sich zu fassen und blickte sich im Zimmer um. Um einen langen, mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch saßen zwölf Männer, alle in

denselben Gewändern, die er vorhin gesehen hatte. Einige waren Peter bekannt. Auf dem Stuhl des Vorsitzenden saß ein unbekannter junger Mann mit einem Kreuz um den Hals. Alle beobachteten ein feierliches Schweigen und hörten auf die Worte des Vorsitzenden, der den Hammer in der Hand hielt. An der Wand sah er glänzende Sterne. Auf der einen Seite des Tisches war ein kleiner Teppich mit verschiedenen Figuren darauf, auf der anderen Seite stand eine Art von Altar mit der Bibel und dem Menschenschädel. Auf dem Tisch standen sieben große Kirchenkerzen. Zwei der Brüder führten Peter an den Altar, brachten seine Füße in rechtwinkelige Stellung und befahlen ihm, sich niederzulegen.

»Er muß zuerst die Kelle erhalten«, sagte flüsternd einer der Brüder.

»Ach, hören Sie auf damit«, erwiderte ein anderer.

Peter blickte sich mit seinen kurzsichtigen Augen ringsum und plötzlich entstanden in ihm Zweifel.

»Wo bin ich? Was tue ich? Wird man nicht über mich lachen? Werde ich mich nicht mit Beschämung dessen erinnern?« Aber seine Zweifel dauerten nur einen Augenblick. Peter sah die ernsthaften Gesichter der ihn Umgebenden, erinnerte sich an alles, was er schon durchgemacht hatte und begriff, daß er nicht auf halbem Wege stehenbleiben konnte. Er entsetzte sich über seine Zweifel und bemühte sich, das frühere wonnige Gefühl wieder zu erwecken. Und wirklich, es erschien noch stärker als zuvor. Nachdem er einige Zeit gelegen hatte, wurde ihm befohlen, aufzustehen. Man legte ihm ein ebensolches weißes ledernes Gewand um, wie es die anderen trugen, gab ihm eine Kelle in die Hand und drei Paar Handschuhe. Darauf sagte ihm der Großmeister, er solle sich hüten, jemals dieses weiße Gewand zu beflecken, das die Festigkeit und Sittsamkeit vorstelle. Dann sagte er von der Kelle, er solle sich bemühen, damit sein Herz von den Lastern zu reinigen. Endlich teilte er ihm über das erste Paar Handschuhe mit, daß er ihre Bedeutung nicht erfahren könne, die Handschuhe aber behalten solle. Über das andere Paar sagte er, er solle sie in Gesellschaften tragen, und über das dritte Paar, welches Damenhandschuhe waren, belehrte er ihn: »Lieber Bruder, auch diese Frauenhandschuhe sind für Sie bestimmt. Geben Sie sie dem Weibe, welches Sie mehr als alle andern verehren. Damit versichern Sie diejenige, die Sie als würdig eines Freimaurers auswählen, der Sittsamkeit Ihres Herzens. Aber achte wohl darauf, lieber Bruder, daß diese Handschuhe nicht unreine Hände schmücken.«

Peter blickte sich unruhig um, und es entstand ein peinliches Schweigen, welches durch einen der Brüder unterbrochen wurde, indem er Peter auf den Teppich führte und aus einem Heft die Erklärung aller darauf abgebildeten Figuren, Sonne, Mond, Hammer, Senkblei, Kelle, Würfel, Säule, drei Feuer und so weiter vorlas. Dann wurde Peter ein Platz angewiesen. Man zeigte ihm das Zeichen der Loge, nannte ihm das Losungswort zum Eintritt und endlich wurde ihm erlaubt, sich niederzusetzen. Der Großmeister begann die Statuten vorzulesen. Peter war in seiner Freude und Aufregung nicht imstande, alles zu begreifen, was vorgelesen wurde. Mit Freudentränen in den Augen blickte er um sich, ohne zu wissen, was er auf die Begrüßungsworte der Bekannten, die ihn umgaben, antworten sollte. Der Großmeister klopfte mit dem Hammer, alle setzten sich an ihre Plätze und der eine las eine Belehrung über die Notwendigkeit des Gehorsams vor. Der Großmeister forderte ihn auf, die leichten Verpflichtungen zu erfüllen, und ein vornehmer Würdenträger begann die Brüder einzeln zu befragen. Peter wollte auf dem Blatt der Almosen alles Geld verschreiben, das er besaß, aber er befürchtete, daß das für Hochmut angesehen werden könnte und unterschrieb daher nur so viel wie die anderen. Die Sitzung wurde aufgehoben, und nach seiner Rückkehr glaubte Peter von einer fernen Reise zurückzukommen, gänzlich verändert und fern von den früheren Lebensgewohnheiten.

Am Tage nach seiner Aufnahme in die Loge saß Peter zu Hause, las und bemühte sich, die Bedeutung eines Quadrats zu erkennen, dessen eine Seite Gott, dessen andere die Sittlichkeit, dessen dritte das Physische und dessen vierte das Lächerliche bildete. Endlich gab er dieses Nachdenken auf und begann, neue Lebenspläne zu entwerfen. Man hatte ihm in der Loge gestern gesagt, der Kaiser hätte von seinem Duell mit Dolochow gehört, und es wäre vernünftig, wenn Peter sich von Petersburg entfernen würde. Er beabsichtigte daher, auf seine Güter im südlichen Rußland zu fahren, um sich dort dem Wohle seiner Bauern zu widmen. Plötzlich wurde er durch den Eintritt des Fürsten Wassil unterbrochen.

»Mein Lieber, was hast du in Moskau angerichtet? Warum hast du dich mit Helene verfeindet? Du bist im Irrtum, mein Bester«, rief Fürst Wassil. »Du bist im Irrtum! Ich habe alles erfahren und kann dir wirklich sagen, daß Helene unschuldig ist wie ein Kind.«

Peter wollte antworten, wurde aber unterbrochen.

»Und warum hast du dich nicht ganz einfach gerade an mich gewandt als Freund? Ich weiß alles und begreife alles! Du hast dich wie ein anständiger Mann benommen, dem seine Ehre teuer ist, freilich etwas voreilig, aber darüber wollen wir nicht richten. Nun bedenke aber, in welche Lage du sie und mich in den Augen der ganzen Gesellschaft und sogar des Hofes gebracht hast! Sie in Moskau und du hier! Das ist alles nur Mißverständnis, ich glaube, das fühlst du selbst! Wir wollen sogleich einen Brief schreiben, und sie wird hierherkommen, alles wird sich aufklären, andernfalls aber, sage ich dir, kannst du in eine schlimme Lage kommen, mein Lieber!« Fürst Wassil blickte Peter scharf an. »Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die verwitwete Kaiserin sich für diese ganze Sache lebhaft interessiert. Du weißt, sie ist Helene sehr gnädig gesinnt.«

Vergeblich hatte Peter versucht, zu Worte zu kommen. Mit düsterer Miene stand er auf, errötete, setzte sich wieder und suchte sich darauf vorzubereiten, was ihm am schwersten im Leben fiel, nämlich einem Menschen etwas Unangenehmes gerade in die Augen zu sagen, der etwas ganz anderes erwartete. Er war so sehr gewöhnt, sich diesem Ton nachlässiger Selbstzufriedenheit des Fürsten Wassil unterzuordnen, daß er

auch jetzt nicht die Kraft fand, ihm zu widerstehen, obgleich er fühlte, daß von dem, was er sagen werde, sein ferneres Schicksal abhängt.

»Nun, mein Lieber«, sagte scherzend Fürst Wassil, »sage ja, und ich schreibe ihr von mir aus und alles ist wieder gut.«

Aber Peter sprang mit wütender Miene auf. »Fürst!« rief er flüsternd, ohne ihn anzusehen, »ich habe Sie nicht hierherberufen, bitte, gehen Sie!« Er öffnete ihm die Tür. »Gehen Sie doch!« wiederholte er.

Er traute sich selbst nicht und empfand eine düstere Freude über den Ausdruck des Schreckens, der auf dem Gesicht des Fürsten Wassil erschien.

»Was ist dir? Bist du krank?«

»Gehen Sie!« rief er nochmals mit zitternder Stimme.

Fürst Wassil mußte nach Hause fahren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Eine Woche später nahm Peter Abschied von seinen neuen Freunden, den Freimaurern, denen er eine große Summe für wohltätige Zwecke hinterließ, und fuhr auf seine Güter. Seine neuen Freunde hatten ihm Briefe an die Freimaurer in Kiew und Odessa mitgegeben, versprachen auch, ihm zu schreiben und ihn in seiner neuen Tätigkeit zu leiten.

Das Duell Peters mit Dolochow wurde vertuscht. Der Zwist mit seiner Frau aber bildete den Gegenstand des Gesprächs in der Gesellschaft. Als natürlicher Sohn war Peter vernachlässigt und hochmütig behandelt worden, danach wurde er mit Schmeicheleien überhäuft, als er die beste Partie im russischen Kaiserreich geworden war, und dann wieder vernachlässigt, als nach seiner Hochzeit Mütter und Töchter nichts mehr von ihm zu erwarten hatten. Jetzt aber galt er für einen blutdürstigen Wüterich, und als nach seiner Abreise Helene nach Petersburg zurückkehrte, wurde sie freudig und mit einer Schattierung von ehrerbietiger Teilnahme für ihr Unglück empfangen. Wenn von ihrem Mann die Rede war, nahm Helene ein würdiges Aussehen an, das sie, ohne seine Bedeutung zu begreifen, mit dem ihr eigenen Takte sich aneignete.

Anna Pawlowna, die Hofdame, versammelte noch immer in ihren Abendgesellschaften die »Creme der vornehmen Gesellschaft und die Blüte der Intelligenz«, wie sie selbst sagte, und immer wieder hatte sie für ihre Gäste eine interessante Persönlichkeit, wie zum Beispiel den Fürsten Hippolyt Kuragin, den Herrn Krug, den dänischen Gesandten, »einen tiefen Geist«, und einen Herrn Schitow, »einen Mann mit großen Verdiensten«, wie sie ihren Gästen zuflüsterte. Heute aber war die vorzüglichste Neuigkeit, die sie für ihre Gäste bereit hielt, Boris Drubezkoi, welcher eben als Kurier von der preußischen Armee angekommen war. Es war am Ende des Jahres 1806 und die Nachrichten von der Niederlage der flüchtigen Armee bei Jena und von der Übergabe der meisten preußischen Festungen waren eben eingetroffen. Unsere Armee marschierte in Preußen ein und es begann unser zweiter Krieg mit Napoleon.

Boris trat in seiner stutzerhaften Adjutantenuniform frisch und rotwangig in den Salon ein, begrüßte die Tante und machte sich wieder mit der Gesellschaft bekannt. Boris hatte um diese Zeit durch die Bemühung seiner Mutter und durch seinen schmiegsamen Charakter schon eine sehr vorteilhafte Stellung im Dienst erreicht. Er war Adjutant einer sehr wichtigen Persönlichkeit und mit einem wichtigen Auftrag nach Preußen gesandt worden und eben erst von dort zurückgekehrt. Er hatte sich jene ungeschriebene Subordination, die ihm so sehr gefiel, ganz angeeignet,

nach der ein Fähnrich unvergleichlicher höher stehen kann als ein General und nach welcher nicht Eifer und Mühe, Tapferkeit und Ausdauer zum Erfolg im Dienste nötig sind, sondern nur schlaue Gewandtheit in der Behandlung der Personen, welche auf ein Avancement Einfluß haben. Er änderte seine ganze frühere Lebensweise, seine letzten Mittel wandte er dazu an, sich besser als andere zu kleiden und verzichtete lieber auf Vergnügungen, als daß er in einer schlechten Equipage gefahren wäre oder sich in einer alten Uniform in den Straßen Petersburgs gezeigt hätte. Er suchte nur die Bekanntschaft solcher Leute, die über ihm standen und ihm nützlich sein konnten. Die Erinnerung an seine kindische Liebschaft mit Natalie war ihm unangenehm und er mied Rostows Haus.

Jetzt begriff er sofort seine Rolle und überließ es der Hofdame, ihn als Schaustück zu benutzen, beobachtete aber jede Persönlichkeit und erwog jeden Nutzen, welche dieselbe ihm gewähren konnte. Er saß auf dem ihm angewiesenen Platz neben der schönen Helene und horchte auf das allgemeine Gespräch. Die Hofdame sprach von dem Mut und der Festigkeit des preußischen Königs, um das Gespräch dadurch auf Boris überzuführen, der aufmerksam zuhörte und abwartete, bis er an die Reihe käme. Inzwischen aber hatte er seine Nachbarin mehrere Male angeblickt, die dem hübschen, jungen Adjutanten wiederholt zulächelte.

Indem die Hofdame über die Lage Preußens sprach, ersuchte sie auf ganz natürliche Weise Boris, von seiner Reise nach Glogau und der Lage, in der er das preußische Heer gefunden hatte, zu erzählen. Boris teilte ohne Übereilung in reinem, korrektem Französisch viele interessante Einzelheiten über das Heer und den Hof mit, vermied es aber sorgfältig, eine eigene Meinung darüber zu äußern. Für einige Zeit beherrschte er die allgemeine Aufmerksamkeit, und die Hofdame erkannte, daß ihr Schaustück bei allen Gästen Beifall fand. Am meisten Aufmerksamkeit zeigte Helene für die Erzählungen Boris', mehrmals fragte sie nach Einzelheiten und interessierte sich sehr für die Lage der preußischen Armee. Nachdem er geendigt hatte, wandte sie sich mit ihrem gewöhnlichen Lächeln an ihn.

»Sie müssen mich durchaus besuchen«, sagte sie in einem Ton, als ob das aus sehr wichtigen Gründen ganz unerlässlich wäre. »Dienstag zwischen acht und neun Uhr, es wird mir ein großes Vergnügen sein.«

Boris versprach ihrem Wunsch nachzukommen und wollte ein Gespräch mit ihr anknüpfen, aber Anna Pawlowna rief ihn zu sich unter dem

Vorwand, die Tante wünsche ihn zu sprechen. »Sie kennen doch ihren Mann?« sagte die Hofdame mit kummervoller Gebärde. »Ach, sie ist eine unglückliche, entzückende Frau! Sprechen Sie nicht von ihm in ihrer Gegenwart, es ist ihr zu peinlich.«

Fürst Boris und Anna Pawlowna kehrten zur Gesellschaft zurück. Das Gespräch wurde den ganzen Abend lebhaft fortgesetzt und betraf vorzugsweise politische Neuigkeiten. Als alle sich erhoben, um sich zu verabschieden, wandte sich Helene, welche den ganzen Abend sehr wenig gesprochen hatte, wieder an Boris mit der Bitte und einem freundlichen, bedeutsamen Befehl, sie am Dienstag zu besuchen.

»Es ist sehr notwendig«, sagte sie lächelnd. Sie schien an diesem Abend bei den Erzählungen Boris' über die preußische Armee plötzlich die Notwendigkeit entdeckt zu haben, ihn zu sprechen.

Am Dienstagabend trat Boris in den prachtvollen Salon Helenes. Er erhielt jedoch keine Erklärung über die Notwendigkeit seines Besuches. Es waren noch andere Gäste anwesend, die Gräfin sprach wenig mit ihm, und erst beim Abschied, als er ihre Hand küßte, flüsterte sie ihm zu: »Speisen Sie morgen bei mir! Morgen abend, Sie müssen durchaus kommen!«

Während seiner Anwesenheit in Petersburg stand Boris in intimmem Verkehr mit dem Hause der Gräfin Besuchow.

Der Schauplatz des schnell entbrennenden Krieges näherte sich den russischen Grenzen. Überall hörte man Verwünschungen des Feindes des Menschengeschlechts, Bonaparte. In den Dörfern wurden alte Soldaten und Rekruten ausgehoben und vom Kriegsschauplatz kamen widersprechende Ansichten.

Im Leben des alten Grafen Bolkonsky, des Fürsten Andree und der Fürstin Marie hatte sich seit dem vorigen Jahr vieles geändert. Der alte Fürst war zu einem der acht Oberkommandierenden des Landsturms ernannt worden. Trotz seines Alters und seiner greisenhaften Schwäche, welche sich besonders seit jener Zeit bemerkbar machte, wo er seinen Sohn für tot gehalten hatte, hielt er sich nicht für berechtigt, sich von diesem Dienst zurückzuziehen, zu dem er vom Kaiser selbst ernannt worden war, und diese neue Tätigkeit belebte und kräftigte ihn. Er fuhr beständig in den ihm unterstellten Gouvernements umher, war pedantisch pünktlich in seinen Obliegenheiten und streng bis zur Grausamkeit gegen Untergebene. Fürstin Marie erhielt keine Lektionen in der Mathematik mehr, besuchte aber morgens ihren Vater, wenn er zu Hause war. Der kleine Fürst Nikolai wohnte mit seiner Amme Sawischna in den Zimmern seiner verstorbenen Mutter, und die Fürstin Marie brachte den größten Teil des Tages im Kinderzimmer zu, um dem kleinen Neffen die Mutter zu ersetzen, so gut sie konnte. Auch Mademoiselle Bourienne schien den Kleinen leidenschaftlich zu lieben.

Bald nach der Rückkehr des Fürsten Andree hatte der alte Fürst eine Vermögensteilung vorgenommen und ihm das große Gut Bogutscharowo, vierzig Werft von Lysy Gory entfernt, übergeben. Die traurigen Erinnerungen und die Schwierigkeit, mit dem Charakter des Alten auszukommen, sowie das Bedürfnis nach Einsamkeit veranlaßte den Fürsten Andree, sich in Bogutscharowo niederzulassen, wo er meist seine Tage verbrachte.

Am 26. Februar 1807 machte der Alte wieder eine Fahrt im nächsten Landkreis, und Fürst Andree blieb in Lysy Gory, wie fast immer während der Abwesenheit seines Vaters. Sein kleiner Sohn war schon seit vier Tagen unwohl. Der Kutscher, welcher den alten Fürsten zur Stadt gefahren hatte,

kehrte zurück und brachte Zeitungen und Briefe für den Fürsten Andree, welcher im Kinderzimmer saß und mit zitternden Händen Tropfen aus einer Medizinflasche in ein Glas zählte, das halb mit Wasser gefüllt war.

»Was gibt's?« rief er ärgerlich und eine größere Menge Tropfen floß in das Glas. Er goß es auf den Fußboden aus und begann wieder die Tropfen zu zählen. Im Zimmer stand ein Kinderbett, einige Stühle und ein Tisch, sowie ein Kindertisch mit einem Stühlchen, auf welchem einst Fürst Andree gesessen hatte. Die Fenster waren verhängt. Auf dem Tisch brannte eine Kerze hinter einem Notenheft, das als Lichtschirm diente.

»Höre, Andree«, sagte Marie vom Bettchen her, an dem sie stand, »es ist besser, noch zu warten ... später!«

»Ach, Unsinn! Immer warten und warten«, flüsterte Fürst Andree. Es war schon die zweite Nacht, daß die beiden nicht schliefen und bei dem fiebernden Kleinen wachten. Fürst Andree traute seinem Hausarzt nicht, und während er einen Arzt aus der Stadt erwartete, wurde bald dieses, bald jenes Mittel versucht. Ermüdet von den schlaflosen Nächten wälzten sie einander ihren Kummer und ihre Vorwürfe zu und zankten sich.

»Der Kutscher ist mit Briefen angekommen«, flüsterte das Dienstmädchen. Fürst Andree ging hinaus.

Der Kutscher überbrachte ihm einen mündlichen Auftrag von dem alten Fürsten. Andree nahm die Briefe und Karten und kehrte in das Kinderzimmer zurück.

»Nun, wie ist's?« fragte er.

»Immer noch wie bisher. Warte noch«, um Himmels willen! Karl Iwanitsch hat immer gesagt, der Schlaf sei das Kostbarste!« flüsterte Marie seufzend.

Fürst Andree ging zu dem Kinde und befühlte es. Es glühte.

»Geh mir mit deinem Karl Iwanitsch!« Er ergriff das Glas mit der Medizin.

»Andree, laß es!« sagte Fürstin Marie. Aber er sah sie zornig an und beugte sich zu dem Kind herab. »Ich will es aber«, sagte er, »ich bitte dich, gib es ihm!«

Marie zuckte mit den Achseln, ergriff aber gehorsam das Glas, rief die Wärterin herbei und gab dem Kinde die Medizin. Es schrie und röchelte. Fürst Andree faßte sich in die Haare, verließ das Zimmer und setzte sich im Nebenzimmer auf den Diwan. Dort öffnete er die Briefe und begann zu lesen. Der alte Fürst schrieb mit großen, langen Buchstaben folgendes:

»Eine sehr freudige Nachricht ist durch den Kurier eingetroffen. Bennigsen hat bei Eylau einen vollen Sieg über Napoleon errungen. In Petersburg ist alles in Jubel. Wenn er auch ein Deutscher ist – ich gratuliere ihm! Wenn sich nicht Unberufene einmischten, so hat auch ein Deutscher den Bonaparte geschlagen. Man sagt, er sei in die Flucht gejagt.« Fürst Andree öffnete einen andern Brief. Es waren zwei engbeschriebene Blätter von Bilibin. Er las ihn, ohne auch nur die Hälfte zu verstehen, nur um auf einen Augenblick die Gedanken zu vergessen, die ihn schon lange quälten. Bald aber las er mit steigendem Interesse. Doch plötzlich zerknitterte er den Brief und warf ihn weg. Nicht was er las, erregte seinen Zorn, sondern daß die dortigen Vorgänge, diese ihm jetzt fremde Welt, ihn noch erregen konnten. Er schloß die Augen und wischte seine Stirn ab. Plötzlich glaubte er einen eigentümlichen Laut im andern Zimmer zu vernehmen; eine Angst befahl ihm, er ging auf den Zehenspitzen an die Tür des Kinderzimmers und öffnete diese. Marie stand nicht mehr am Bettchen.

»Andree!« flüsterte Marie, wie er glaubte in verzweifelmtem Tone. Wie es nach vielem Nachtwachen und langer Aufregung vorkommt, befahl ihn eine grundlose Angst; er glaubte, das Kind sei im Sterben.

»Alles ist aus!« dachte er und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er trat an das Bettchen, überzeugt, daß er es leer finden werde, öffnete den Vorhang und erblickte das gerötete Gesicht des Knaben, welcher sich quer über das Bettchen gelegt hatte, im Schlaf schmatzte und gleichmäßig atmete. Fürst Andree war erfreut, als ob er den kleinen Sohn schon verloren hätte. Die kleine Stirn war feucht, auch die Haare waren naß, so stark schwitzte der Kleine. Er war nicht im Sterben, sondern im Gegenteil, eine Krisis war eingetreten, welche die Wendung zur Genesung herbeiführte. Er wollte das kleine hilflose Wesen an die Brust drücken, wagte es aber nicht. Neben sich vernahm er ein Rauschen und erkannte Marie, die mit leisen Schritten sich dem Bettchen genähert hatte. Fürst Andree streckte ihr die Hand entgegen, die sie drückte.

»Er liegt im Schweiß«, sagte sie. »Ich war zu dir gegangen, um es dir zu sagen.« Das Kind lächelte im Schlaf und wischte die Stirn am Kissen ab. Fürst Andree blickte die Schwester an; in ihren Augen glänzten Freudentränen. Sie umfaßte den Bruder und küßte ihn, dann drohten sie einander mit dem Finger. Fürst Andree verließ zuerst das Bettchen. »Das ist das einzige, was mir noch geblieben ist«, sagte er mit einem Seufzer.

Bald nach seiner Aufnahme in die Brüderschaft der Freimaurer fuhr Peter auf seine Güter im Kiewischen Gouvernement, wo sich der größte Teil seiner Leibeigenen befand. Nach seiner Ankunft berief er alle seine Verwalter zu sich, um ihnen seine Absichten und Wünsche mitzuteilen. Er sagte ihnen, es sollten sofort Maßregeln zur vollständigen Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft ergriffen werden. Die Bauern sollten nicht mit Arbeit überlastet werden; Frauen und Kinder sollten nicht zur Arbeit geschickt werden; man solle den Bauern Unterstützung und Hilfe gewähren und sie nicht mit Leibesstrafen, sondern durch Ermahnungen zu bessern suchen, und auf jedem Gut sollten Krankenhäuser, Kinderbewahranstalten und Schulen errichtet werden. Einige Verwalter hörten mit Schrecken zu, da sie den Sinn der Rede so auffaßten, der junge Graf sei unzufrieden über ihre Verwaltung und über Unterschleife. Andere fanden nach dem ersten Schrecken das Lispeln Peters und seine neuen, noch nie gehörten Worte spaßhaft; noch andere fanden einfach Vergnügen daran, zuzuhören, wie der Herr sprach. Die allerklügsten aber, und darunter auch der Oberverwalter, lernten aus dieser Rede, auf welche Weise man den Herrn behandeln müsse, um die eigenen Ziele zu erreichen. Der Oberverwalter drückte lebhafteste Teilnahme für die Absichten Peters aus, bemerkte aber, daß es notwendig sei, noch vor Einführung dieser Reformen verschiedene Angelegenheiten zu erledigen, welche der Verbesserung bedürftig seien. Trotz des ungeheuren Reichtums des Grafen Besuchow, der ihm eine Einnahme von, wie man sagte, fünfmalhunderttausend Rubel jährlich lieferte, fühlte sich Peter doch jetzt viel weniger reich als früher, wo er zehntausend Rubel von dem verstorbenen Grafen erhielt. In allgemeinen Umrissen war das Budget folgendes: An den Pupillenrat waren achtzigtausend zu zahlen von sämtlichen Gütern, dreißigtausend kostete die Unterhaltung der Häuser in und bei Moskau und der Fürstinnen, an Pensionen wurden fünfzehntausend gezahlt und ebensoviel für Wohltätigkeitsanstalten. Die Gräfin erhielt hundertfünfzigtausend Rubel, an Zinsen für Schulden waren ungefähr siebzigtausend Rubel zu zahlen; der angefangene Bau einer Kirche kostete in diesen zwei Jahren etwa zehntausend, der Rest von hunderttausend Rubel wurde ausgegeben – er wußte selbst nicht wie, und fast jedes Jahr war er

genötigt, Anleihen zu machen. Außerdem schrieb noch jedes Jahr der Oberverwalter bald über Feuersbrünste, bald über Mißernten, bald über die Notwendigkeit von Neubauten in den Fabriken. Somit war das erste und Nötigste, was Peter bevorstand, eben das, wozu er am wenigsten Neigung und Fähigkeiten hatte – nämlich die Wahrnehmung von Geschäftsangelegenheiten. Jeden Tag saß Peter mit dem Oberverwalter zusammen, um sich den Geschäften zu widmen, aber er sah ein, daß seine Tätigkeit die Sache nicht um einen Schritt förderte. Einerseits stellte der Oberverwalter die Sache im schlimmsten Licht dar, wies Peter auf die Notwendigkeit hin, die Schulden zu bezahlen und neue Arbeiten durch Fronen der Bauern vorzunehmen, wozu Peter nicht seine Zustimmung gab. Andererseits verlangte Peter, daß die Freilassung der Bauern eingeleitet werde; der Verwalter aber setzte diesem Verlangen die Notwendigkeit entgegen, vor allem die Schuld an den Pupillenrat zu bezahlen, und auch die Unmöglichkeit einer schnellen Erfüllung dieses Wunsches. Der Verwalter sagte nicht, es sei ganz unmöglich, sondern schlug vor, zur Erreichung dieses Zweckes die Wälder im Kostromaschen Gouvernement und das Gut in der Krim zu verkaufen. Aber alle diese Operationen waren nach der Darstellung des Verwalters mit so viel komplizierten Prozessen und Gerichtsverhandlungen verbunden, daß Peter, ganz ratlos, nur zu antworten vermochte: »Nun ja, machen Sie es so!«

Peter war nicht imstande, unmittelbar in die Geschäfte einzugreifen, und deshalb suchte er sich nur vor dem Verwalter ein Ansehen zu geben, als ob er die Geschäfte leiten wolle. Der Verwalter aber bemühte sich seinerseits, dem Grafen gegenüber sich das Ansehen zu geben, daß er dieses Eingreifen nützlich für den Herrn, für sich aber sehr hinderlich finde.

In der Gouvernementsstadt fanden sich Bekannte und solche, die es werden wollten, welche den angekommenen Millionär, den größten Grundbesitzer des Gouvernements freudig begrüßten. Auch Versuchungen in bezug auf jene hauptsächlichste Schwachheit Peters, zu der er sich bei seiner Aufnahme in die Loge bekannt hatte, waren so stark, daß Peter ihnen nicht Widerstand leisten konnte. Wieder gingen Tage, Wochen, Monate dahin mit Abendgesellschaften, Dinern, Bällen, so daß er nicht Zeit fand, zur Besinnung zu kommen. Anstatt des neuen Lebens, das Peter führen wollte, war er jetzt ganz wieder in seine frühere Lebensweise geraten.

Im Frühjahr 1807 beschloß Peter, nach Petersburg zurückzureisen. Auf dem Rückweg wollte er alle seine Güter besuchen und sich selbst davon

überzeugen, ob seine Vorschriften befolgt werden, und in welcher Lage sich jetzt das Volk befinde, das ihm von Gott anvertraut worden war, und dem er Wohltaten erweisen wollte.

Der Oberverwalter, welcher alle Pläne des jungen Grafen fast für Verrücktheit hielt, die weder für den Herrn, noch für ihn, noch für die Bauern von Nutzen wären, machte Zugeständnisse. Die Fortschritte der Befreiung vorzuführen, war unmöglich; deshalb verfügte er, daß bis zur Ankunft des Herrn auf allen Gütern große Schulgebäude und kleine Häuser aufgerichtet waren, daß überall ein Empfang des Herrn stattfinden solle, nicht mit pomphaftem Gepränge, das, wie er wußte, Peter nicht gefiel, sondern mit dem Ausdruck religiöser Dankbarkeit, mit Heiligenbildern, mit Salz und Brot, überhaupt in solcher Weise, daß der festliche Empfang, wie er den Herrn verstand, auf ihn einwirken mußte und ihn täuschen konnte.

Der südliche Frühling, die ruhige, rasche Fahrt in einem Wiener Reisewagen und die Einsamkeit erweckten freudige Gefühle in Peter. Von den Gütern, auf welchen er noch nie gewesen war, war immer eins malerischer als das andere. Überall schien das Volk wohlhabend zu sein und mit rührender Dankbarkeit die ihm erwiesenen Wohltaten anzunehmen. Überall waren Empfänge vorbereitet, welche Peter zwar mit finsterner Miene aufnahm, die ihn aber innerlich freudig erregten. An einem Orte brachten ihm die Bauern Salz und Brot (als Zeichen der Huldigung) und ein Heiligenbild von Peter und Paul und baten um die Erlaubnis, zu Ehren seines Schutzengels als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen Wohltaten auf ihre Kosten einen neuen Nebenaltar in der Kirche zu errichten. An einer andern Stelle wurde er von Frauen mit Brustkindern empfangen, welche ihm für ihre Befreiung von schweren Arbeiten dankten. Auf einem dritten Gut erwartete ihn der Pope mit einem Kreuz, umgeben von Kindern, die er nach dem gnädigen Willen des Grafen im Schreiben und Lesen und in der Religion unterrichtete. Auf allen Gütern sah Peter mit seinen eigenen Augen neuerrichtete steinerne Gebäude für Krankenhäuser, Schulen, Armenhäuser, welche in nächster Zeit eröffnet werden sollten. Überall sah Peter die Berichte der Verwalter über die Fronarbeiten, welche gegen früher vermindert wurden, und nahm den rührenden Dank einer Deputation von Bauern in blauen Kaftanen entgegen.

Schade, daß Peter nicht wußte, daß dort, wo man ihm Salz und Brot brachte und einen Nebenaltar für Peter und Paul errichtete, ein Marktflecken lag, daß der Jahrmarkt am Peter-Paulstag stattfand, daß der

Nebenaltar schon lange durch einige reiche Bauern des Orts errichtet worden war, dieselben, welche vor ihm erschienen, und daß neun Zehntel der Bauern jenes Dorfes im größten Elend lebten. Er wußte auch nicht, daß die Mütter mit Brustkindern, die auf seinen Befehl nicht mehr zu schwerer Fronarbeit geschickt wurden, dafür um so mehr mit anderen Arbeiten überhäuft wurden. Er wußte auch nicht, daß der Pope, der ihm mit dem Kreuz entgegenkam, die Bauern durch seine Erpressungen bedrückte, und daß die um ihn versammelten Schüler ihm nur mit Tränen übergeben worden waren, und viele andere von ihren Eltern mit schwerem Geld davon losgekauft wurden. Er wußte nicht, daß die steinernen Gebäude durch die Bauern errichtet wurden und ihre Fronarbeit dadurch vermehrt worden war, die nur auf dem Papier vermindert wurde. Er wußte auch nicht, daß dort, wo der Verwalter ihm aus dem Buch die auf seinen Willen erfolgte Verminderung der Abgaben um ein Drittel nachwies, dafür die Fronarbeit um die Hälfte erhöht worden war, und deshalb war Peter entzückt über die Reise durch seine Güter und befand sich ganz in jener philosophischen Stimmung, in der er Petersburg verlassen hatte. Er schrieb entzückte Briefe an den Großmeister.

»Wie leicht ist es, wie geringe Anstrengung erfordert es, so viel Gutes zu tun«, dachte Peter, »und wie wenig streben wir danach!«

Er war glücklich über die ausgesprochene Dankbarkeit, die er aber nur mit Beschämung entgegennahm, weil sie ihn daran erinnerte, wieviel mehr er noch hätte tun können für diese guten, einfachen Menschen. Der Oberverwalter, ein sehr dummer, aber listiger Mensch, hatte den geistreichen und naiven Grafen vollkommen erkannt. Er spielte mit ihm wie mit einem Spielzeug, und als er die Wirkung sah, welche auf Peter die für ihn bereiteten Empfänge machten, trat er mit mehr Entschiedenheit auf, um die Unmöglichkeit und hauptsächlich die Unnötigkeit der Befreiung der Bauern nachzuweisen, welche auch ohnedies schon ganz glücklich seien. Innerlich stimmte Peter dem Verwalter bei, daß es schwer sei, sich glücklichere Menschen vorzustellen, und Gott möge wissen, was sie in der Freiheit erwarten würde. Aber Peter bestand doch darauf, wenn auch etwas unsicher, was er für recht hielt. Der Verwalter versicherte, er werde aus allen Kräften für die Erfüllung des gräflichen Willens sorgen, da er wohl wußte, daß der Graf niemals imstande sein werde, ihn zu kontrollieren, ob alle Maßregeln für den Verkauf der Wälder und Güter zur Bezahlung der Schuld ergriffen worden seien, und wahrscheinlich niemals danach fragen

oder davon erfahren werde, daß die neuerbauten Gebäude leer standen, und daß die Bauern immer noch an Fronen und Geldabgaben so viel zu leisten hatten, als sie leisten konnten.

Als Rostow aus dem Urlaub zum Regiment zurückkehrte, empfand er, wie stark er mit Denissow und dem Regiment verbunden war. Als er die ersten Husaren seines Regiments sah, als Lawruschka freudig seinem Herrn zurief: »Der Graf ist gekommen!« und Denissow ihm entgegenkam und ihn umarmte, konnte er vor Rührung nicht sprechen. Das Regiment war ihm wie sein Elternhaus.

Als er sich beim Oberst gemeldet hatte, wurde er wieder derselben Schwadron zugeteilt und fühlte sich glücklich wie unter dem väterlichen Dach. Hier war nicht dieser Wirrwarr des Weltlebens, in dem er keinen Platz finden konnte und sich in seiner Wahl irrte, hier war nicht Sonja, der er eine Erklärung schuldig war oder nicht schuldig war, hier war auch keine Erinnerung an den schrecklichen Verlust im Kartenspiel mit Dolochow, hier im Regiment war alles klar und einfach. Die ganze Welt teilte sich in zwei ungleiche Teile, der eine war »unser Pawlogradsches Regiment« und der andere alles übrige, und mit allem übrigen hatte er nichts zu tun. Im Regiment war alles bekannt und geregelt, man mußte sich nur hüten, etwas zu tun, was im Pawlogradschen Regiment für schlecht galt, man mußte nur tun, was klar, bestimmt und befohlen war, dann war alles gut. Den Verlust an Dolochow konnte er sich nicht vergeben und beschloß, sein Leben anders einzurichten. Von den zehntausend, die er jährlich erhielt, wollte er nur zweitausend ausgeben und die übrigen seinen Eltern zurückgeben, um so seine Schuld in fünf Jahren abzutragen.

Nach dem Rückzug und den Schlachten bei Pultusk und bei Eylau sammelte sich unsere Armee bei Bartenstein. Man erwartete die Ankunft des Kaisers beim Heer und den Anfang eines neuen Feldzuges. Das Pawlogradsche Regiment hatte sich in Rußland vervollständigt und war zu den ersten Gefechten des Feldzuges zu spät gekommen, es war weder bei Pultusk noch bei Eylau. In der zweiten Hälfte des Feldzuges wurde es dem Heeresteil Platows zugewiesen, welcher unabhängig von der Armee auftrat. Mehrmals hatten die Pawlogradschen kleine Gefechte mit dem Feind,

machten einige Gefangene und einmal erbeuteten sie sogar die Equipage des Marschalls Oudinot. Im April standen sie einige Wochen bei einem gänzlich zerstörten, verlassenen Dorf, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Es war Tauwetter eingetreten, aber noch kalt, die Flüsse gingen auf, die aufgeweichten Wege waren unfahrbar und es konnte oft mehrere Tage lang weder für Pferde noch für Menschen Proviant geliefert werden. Da die Zufuhr ausblieb, zerstreuten sich die Leute in den verödeten Dörfern, um Kartoffeln zu suchen, aber auch davon fanden sie wenig. Alles war aufgegessen und die Einwohner entflohen. Die Zurückgebliebenen waren ärmer als Bettler, und es war nichts von ihnen zu holen.

Das Regiment verlor in Gefechten nur zwei Verwundete, durch Hunger und Krankheit aber fast die Hälfte seiner Leute. In den Hospitälern war der Tod so sicher, daß die fieberkranken Soldaten vorzogen, weiter Dienst zu leisten und sich schwankend umherzuschleppen, anstatt ins Hospital zu gehen. Im Frühjahr suchten die Soldaten auf den Feldern und Wiesen eine spargelähnliche Pflanze, welche sie Süßwurz nannten, die aber sehr bitter war. Diese gruben sie mit den Säbeln heraus und aßen sie trotz des Verbots. Da trat eine neue Krankheit unter den Soldaten auf, Hände, Füße, Arme, Beine und die Gesichter schwellen ihnen an, was die Ärzte dem Genuß dieser schädlichen Pflanze zuschrieben. Aber schon seit zwei Wochen waren die letzten Zwiebäcke beinahe aufgezehrt, jeder Mann erhielt nur noch ein halbes Pfund, und die Kartoffeln waren erfroren. Die Pferde wurden auch schon seit zwei Wochen mit den Strohdächern der Häuser gefüttert und waren schrecklich abgemagert.

Trotz dieser Not lebten die Soldaten ebenso wie immer, wenn auch mit bleichen und geschwellenen Gesichtern und zerrissenen Uniformen, putzten die Pferde, schleppten Stroh von den Dächern herbei und scherzten über ihre schlechte Nahrung und über ihren Hunger. Dann rauchten sie und hörten den Erzählungen der Alten von Patjomkins und Suwórows Feldzügen zu. Auch die Offiziere lebten wie gewöhnlich, zu zweien und dreien in halb verfallenen Häusern, ohne Dächer, spielten Karten oder unschuldigere Spiele, wie zum Beispiel Swaika. Von dem allgemeinen Verlauf des Feldzuges sprachen sie wenig, weil sie nichts Bestimmtes wußten, und hauptsächlich, weil sie eine unbestimmte Ahnung hatten, daß die Sache nicht günstig stand. Rostow lebte wie früher mit Denisow zusammen. Obgleich Denisow nie von der Familie Rostows sprach, fühlte Rostow wohl, daß die unglückliche Liebe des Husaren zu Natascha zur

Verstärkung ihrer Freundschaft mitwirkte. Denissow war sichtlich bemüht, Rostow keiner Gefahr auszusetzen und begrüßte ihn nach einem Gefecht besonders freudig. Bei einem seiner Streifzüge fand Rostow in einem zerstörten Dorf, wo er nach Proviant gesucht hatte, einen alten Polen und seine Tochter mit einem Brustkind. Sie waren fast unbekleidet und hungrig, und es fehlten ihnen alle Mittel, fortzukommen. Rostow führte sie in sein Quartier und unterhielt sie mehrere Wochen, bis der Alte weiterwandern konnte. Ein Kamerad Rostows lachte darüber und sagte, Rostow sei der Schlaueste, und es wäre keine Sünde, wenn er die Kameraden mit der von ihm geretteten schönen Polin bekannt machen würde. Rostow nahm den Scherz schlecht auf und sagte dem Offizier so zornig unangenehme Dinge, daß Denissow nur mit Mühe ein Duell verhindern konnte.

Als der Offizier gegangen war, und Denissow, der die Beziehungen Rostows zu der Polin selbst nicht kannte, ihm über seine Hitzigkeit Vorwürfe machte, erwiderte Rostow: »Wie kannst du verlangen ... Sie ist mir wie eine Schwester, und ich kann dir nicht beschreiben, wie widerlich es mir war, weil ... nun, wegen ...«

Denissow klopfte ihm auf die Schulter und ging hastig im Zimmer auf und ab, ohne Rostow anzusehen, wie immer in Augenblicken innerlicher Aufregung.

»Ach, was seid ihr für ein merkwürdiges Volk, ihr Rostows!« sagte er, und Rostow bemerkte Tränen in seinen Augen.

Im April wurde das Heer neu belebt durch die Nachricht von der Ankunft des Kaisers beim Heer. Rostow gelang es nicht, zu der Parade zu kommen, welche der Kaiser in Bartenstein abhielt, da die Husaren weit vor diesem Städtchen auf Vorposten standen.

Denissow und Rostow wohnten in einer von den Soldaten für sie ausgegrabenen Erdhütte. Rostow war auf Wache gewesen und kehrte um acht Uhr morgens nach einer durchwachten Nacht nach Hause zurück, wechselte seine vom Regen durchnäßte Kleidung, betete, trank Tee, wärmte sich und räumte seine Sachen in seinem Winkelchen auf. Dann legte er sich in Hemdsärmeln auf den Rücken, mit den Händen unter dem Kopf, dachte mit Behagen daran, daß er bald einen höheren Rang erhalten werde, und erwartete Denissow, der ausgegangen war.

Bald vernahm er die Stimme Denissows, welche mit Heftigkeit sprach. Rostow sah zum Fenster hinaus und erblickte den Wachtmeister Tontschejenko.

»Ich habe dir doch befohlen, du sollst sie nicht diese Wurzel fressen lassen!« schrie Denissow. »Und jetzt habe ich Lasartschuk auf dem Feld erwischt!«

»Ich habe es verboten, Euer Hochwohlgeboren, aber sie gehorchen nicht«, erwiderte der Wachtmeister.

Rostow legte sich behaglich wieder auf sein Bett. Draußen hörte er Denissow rufen: »Der zweite Zug satteln!«

Nach fünf Minuten kam Denissow in die Hütte, legte sich mit schmutzigen Stiefeln auf das Bett, rauchte zornig eine Pfeife, warf alle seine Sachen durcheinander, nahm Peitsche und Säbel und ging hinaus. Auf Rostows Frage: »Wohin?« gab er nur eine unverständliche Antwort. »Gott und der Kaiser mögen mich richten«, sagte Denissow, und Rostow hörte, wie einige Pferde draußen durch den Schlamm vorübergingen. Rostow kümmerte sich nicht darum, wohin Denissow ritt. Er schlief ein, und erst gegen Abend kam er wieder aus der Hütte hervor. Denissow war noch nicht zurückgekehrt. Rostow ging hinüber in die nächste Hütte, wo zwei Offiziere mit einem Junker Swaika spielten. Plötzlich erblickten sie einen

herankommenden Wagenzug, dem etwa fünfzehn Husaren auf abgemagerten Pferden folgten.

»Seht doch, Denisow hat sich die Sache zu Herzen genommen«, sagte Rostow, »und hat Proviant angeschafft.«

»Wirklich!« riefen die Offiziere. »Wie werden sich die Soldaten freuen!«

Etwas hinter den Husaren ritt Denisow, begleitet von zwei Infanterieoffizieren, mit denen er sprach. Rostow ging ihm entgegen.

»Ich warne Sie, Rittmeister«, sagte der eine, ein kleinerer, schwächlicher, augenscheinlich zorniger Offizier.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, ich gebe nichts heraus«, erwiderte Denisow.

»Dafür werden Sie zur Verantwortung gezogen werden, Rittmeister! Das ist Gewalttat! Den eigenen Kameraden den Proviant wegnehmen! Die unsrigen haben seit zwei Tagen nichts gegessen!«

»Und die meinigen haben seit zwei Wochen nichts gegessen«, erwiderte Denisow.

»Das ist Raub, mein Herr!« wiederholte der Infanterieoffizier mit lauter Stimme.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« schrie Denisow, plötzlich in Zorn geratend. »Ich werde es verantworten, nicht Sie! Hören Sie auf mit Ihrem Gefasel! Marsch!« schrie er den Offizier an.

»Gut«, rief der kleine Offizier, ohne sich einschüchtern zu lassen, »das ist Straßenraub! Und ich werde Ihnen ...«

»Zum Teufel! Marsch im Geschwindschritt, solange Sie noch bei heiler Haut sind!« Und Denisow wandte sein Pferd gegen die Offiziere um.

»Gut, gut«, sagte der Offizier drohend, wandte sein Pferd und ritt im Trab davon.

»Ein Hofhund!« sagte Denisow und ritt lachend Rostow entgegen. »Der Infanterie habe ich mit Gewalt einen Transport weggenommen«, sagte er, »man kann doch die Leute nicht verhungern lassen!«

Die Wagen waren für ein Infanterieregiment bestimmt gewesen, aber Denisow, welcher von Lawruschka benachrichtigt worden war, hatte mit seinen Husaren die Wagen mit Gewalt weggenommen. Die Soldaten erhielten Zwieback, soviel sie wollten, und teilten sogar den anderen Schwadronen davon mit.

Am andern Tag rief der Oberst Denisow zu sich und sagte ihm, indem er die Augen mit den Fingern bedeckte: »Ich will Ihnen sagen, wie ich die

Sache ansehe. Ich weiß von nichts und werde auch nach nichts fragen, aber ich rate Ihnen, zum Stab zu reiten und dort in der Proviantverwaltung die Sache wieder gutzumachen, wennmöglich durch eine Quittung, daß Sie soundsoviel Proviant erhalten haben. Sonst endigt die Sache schlimm.«

Denissow ritt sogleich zum Stab, um diesen Rat zu befolgen. Abends kehrte er in seine Hütte in einem Zustand zurück, wie ihn Rostow noch niemals gesehen hatte. Denissow konnte nicht sprechen und keuchte. Als Rostow ihn fragte, was ihm sei, brachte er mit heiserer, schwacher Stimme nur unverständliche Schimpfworte und Drohungen hervor. Erschrocken sandte Rostow zum Arzt.

»Man will mich wegen Raub vor Gericht stellen! – Gib mir noch Wasser her! – Mir ist alles gleich! Schurken werde ich immer durchhauen! Und dem Kaiser werde ich's sagen! Gib Eis her!« rief er.

Der Arzt kam und sagte, er müsse durchaus zur Ader lassen. Ein großer Teller voll schwarzen Blutes entfloß dem Arme Denissows, und erst dann war er imstande, zu erzählen, was vorgefallen war.

»Ich komme hin«, erzählte Denissow. »Nun, wo ist euer Chef?« fragte ich. Man wies mich zu ihm. – »Ist es nicht gefällig, ein wenig zu warten?« – »Ich bin dreißig Werst weit geritten und kann nicht warten, melde ich.« Gut. Da kommt dieser Oberräuber heraus und wollte mir den Text lesen: »Das ist Raub!« – »Raub?« sagte ich. »Der ist kein Räuber, der den Proviant nimmt, um seine Soldaten damit zu füttern, sondern der, der ihn in die Tasche steckt!« – »Gut, rechnen Sie ab mit dem Kommissionär!« sagt er, »Ihre Sache wird dem Kommando übergeben werden!« – Ich gehe zum Kommissionär, trete ein – an den Tisch ... Was meinst du? Nein, du kannst es nicht erraten! Wer läßt uns vor Hunger sterben?« schrie Denissow mit einem Faustschlag, daß der Tisch beinahe umfiel. »Teljanin! – »Was, du läßt uns verhungern?« rief ich. Dann gab ich ihm eins auf die Schnauze und noch eins. Es war nett! ... Nun, ich habe meinen Spaß gehabt, kann ich dir sagen!« rief Denissow vergnügt und zeigte boshaft seine weißen Zähne. »Ich hätte ihn totgeschlagen, wenn man nicht dazwischengekommen wäre.«

»Was schreist du so?« sagte Rostow. »Beruhige dich! Siehst du, das Blut fließt wieder! Warte, man muß einen neuen Verband umlegen.«

Denissow wurde verbunden und schlafen gelegt. Am andern Tag erwachte er vergnügt und ruhig. Um Mittag aber kam der Regimentsadjutant mit ernster Miene in die Erdhütte und zeigte ein formelles Papier an den Major Denissow von dem Regimentskommando, in

welchem Auskunft über den gestrigen Vorfall verlangt wurde. Der Adjutant sagte, die Geschichte werde eine sehr schlimme Wendung nehmen, eine kriegsgerichtliche Kommission sei ernannt, und bei der jetzigen Strenge gegen Marodeure und Eigenmächtigkeit der Soldaten werde die Sache in glücklichem Fall mit Degradation endigen.

Von Seiten der Beleidigten war der Vorfall so dargestellt, daß der Major Denissow nach Wegnahme des Transports ohne jede Aufforderung in trunkenem Zustand beim Oberproviandmeister erschienen sei, ihn Räuber genannt, mit Tötlichkeiten bedroht habe, und als er hinausgeführt worden sei, habe er sich in die Kanzlei gestürzt, zwei Beamte geschlagen und dem einen den Arm ausgerenkt.

Auf Rostows Frage sagte Denissow lachend, wahrscheinlich sei da wirklich noch ein anderer übel weggekommen, aber das sei alles Unsinn, Dummheiten, er fürchte sich vor keinem Gericht, und wenn diese Schurken es wagen sollten, ihn vor Gericht zu ziehen, so werde er ihnen antworten, daß sie daran denken werden.

Denissow sprach in übermütigem Ton, aber Rostow kannte ihn zu gut, um nicht zu bemerken, daß er heimlich sich vor dem Gericht fürchtete und die Sache ihm peinlich war, welche dem Anschein nach schlimme Folgen haben konnte. Jeden Tag kamen Papiere und Zitationen vor Gericht, und am 1. Mai erhielt Denissow den Befehl, dem nächstältesten Offizier die Schwadron zu übergeben und im Stab der Division zu erscheinen, um sich wegen der Gewalttätigkeit in der Proviandkammer zu verantworten. Am Tage vorher machte Platow einen Streifzug mit zwei Kosakenregimentern und zwei Schwadronen Husaren. Denissow ritt wie immer vor die Kette und prahlte mit seiner Tapferkeit, und eine französische Kugel traf ihn in das Fleisch des oberen Beins. Zu einer anderen Zeit hätte Denissow eine so leichte Wunde nicht beachtet, jetzt aber benutzte er diesen Zwischenfall, um nicht vor dem Divisionsstab zu erscheinen, und ging ins Hospital.

Im Juni wurde die Schlacht bei Friedland geschlagen, an welcher das Pawlogradsche Regiment nicht teilnahm, und darauf trat Waffenruhe ein. Rostow empfand schmerzlich die Abwesenheit seines Freundes, von dem er gar keine Nachrichten erhalten hatte, und beunruhigt über den Stand seiner Sache und seiner Wunde nahm er Urlaub und ritt nach dem Hospital, um sich zu erkundigen.

Das Hospital befand sich in einem kleinen preußischen Städtchen, das zweimal von den russischen und französischen Truppen zerstört worden war. An dem heiteren Sommertag bot das Städtchen mit seinen verbrannten Straßen, zerlumpten Einwohnern und den betrunkenen und kranken Soldaten, welche darin umherschwärmten, einen besonders traurigen Anblick. Das Hospital befand sich in einem steinernen Hause, vor dem einige verwundete und bleiche Soldaten in der Sonne saßen.

Sobald Rostow in das Haus trat, kam ihm ein fauliger Geruch entgegen. Auf der Treppe begegnete er einem russischen Arzt mit einer Zigarre im Munde, welchem ein Feldscher folgte.

»Ich kann mich nicht zerreißen«, sagte der Arzt zu dem Feldscher, der ihn aber noch um etwas bat.

»Mach, was du willst! Ist denn nicht alles gleich? Was wünschen Sie?« fragte der Doktor, als Rostow an ihm vorüberkam. »Weil die Kugel Sie nicht getroffen hat, wollen Sie sich den Typhus holen? Dies, Väterchen, ist das Haus des Verderbens!«

»Warum?« fragte Rostow.

»Typhus, Väterchen! Wer eintritt, ist dem Tod verfallen! Nur wir zwei, ich und der Feldscher da, schlagen uns hier herum. Von uns Doktoren sind schon fünf hier gestorben. Sowie ein Neuling kommt – nach einer Woche ist er fertig«, sagte der Arzt mit sichtlichem Vergnügen. Rostow sagte ihm, er möchte den hier liegenden Husarenmajor Denissow sehen.

»Kenne ich nicht, Väterchen! Bedenken Sie, ich allein habe drei Hospitäler mit mehr als vierhundert Kranken. Es ist noch gut, daß preußische wohlthätige Damen uns Kaffee und Scharpie senden, zwei Pfund monatlich, sonst wären wir verloren!« Er lachte. »Vierhundert, Väterchen!

Und mir schickt man alle Neulinge. Sind es vierhundert? Wie?« fragte er den Feldscher.

Der Feldscher wartete mit finsterner Miene verdrießlich darauf, daß der schwatzhafte Doktor bald gehen werde.

»Major Denissow«, wiederholte Rostow, »er ist kürzlich verwundet worden.«

»Wahrscheinlich gestorben. Was, Makejew?« fragte der Doktor gleichmütig den Feldscher. Dieser aber bestätigte die Vermutung des Arztes nicht.

»Ist es so ein langer, ein bißchen rötlich?« fragte der Arzt.

Rostow beschrieb das Äußere Denissows.

»Richtig! So einer war da!« erwiderte der Arzt vergnügt, »aber er muß gestorben sein! Doch will ich im Verzeichnis nachsehen! Hast du es bei dir, Makejew?«

»Das Verzeichnis ist drüben«, erwiderte der Feldscher. »Aber treten Sie in das Offizierszimmer ein, dort können Sie selbst nachsehen«, sagte er zu Rostow.

»Ach, es bist besser, Sie gehen nicht hinein«, meinte der Arzt, »sonst können Sie selbst drinnen bleiben!« Aber Rostow wandte sich mit einer Verbeugung ab und bat den Feldscher, ihn zu führen.

Sie gingen den Korridor entlang. Der faule Geruch wurde so stark in diesem finsternen Korridor, daß Rostow sich die Nase zuhielt und stehenbleiben mußte, um Kräfte zu sammeln. Zur Rechten öffnete sich eine Tür, aus welcher ein hagerer, gelber Mensch im bloßen Hemd herauskam. Mit funkelnden Augen sah er die Vorübergehenden an. Als Rostow durch die Tür blickte, sah er, daß Kranke und Verwundete dort auf dem Fußboden auf Stroh und Mänteln lagen.

»Kann ich hineingehen, um nachzusehen?« fragte Rostow.

»Wozu nachsehen?« sagte der Feldscher. Aber eben weil dieser ihn augenscheinlich nicht einlassen wollte, ging Rostow in das Soldatenzimmer. Der Geruch, an dem er sich auf dem Korridor schon gewöhnt hatte, war hier noch unerträglicher.

In einem langen, hell erleuchteten Zimmer lagen in zwei Reihen, die Köpfe nach der Wand gekehrt, Kranke und Verwundete. Die meisten von ihnen lagen in Ohnmacht, die anderen erhoben sich und sahen mit demselben Ausdruck von Hoffnung auf Hilfe, von Vorwurf und Neid dem fremden, gesunden Rostow nach. Er ging in den Durchgang in der Mitte des

Zimmers und hatte zu beiden Seiten immer denselben Anblick. Schweigend blieb er stehen und blickte sich um. Einen solchen Anblick hatte er nicht erwartet. Vor ihm lag quer über dem mittleren Durchgang auf dem kahlen Fußboden ein kranker Kosak auf dem Rücken, mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Sein Gesicht war dunkelrot, die Augen ganz verdreht, so daß nur das Weiße zu sehen war, und auf seinen nackten Füßen und den noch roten Händen traten die Adern wie Stricke hervor. Er sprach etwas mit heiserer Stimme und wiederholte dieses Wort. Rostow horchte, was er sagte, und vernahm endlich: »Trinken! Trinken!« Er blickte sich um, um jemand zu suchen, der den Kranken wieder auf seine Stelle legen und ihm Wasser geben konnte.

»Wer wartet hier die Kranken?« fragte er den Feldscher.

In diesem Augenblick kam aus dem Nebenzimmer ein Krankenwärter und richtete sich vor Rostow auf.

»Wünsche Gesundheit, Euer Hochwohlgeboren!« rief der Soldat, indem er die Augen aufriß, da er augenscheinlich Rostow für den Chef des Krankenhauses hielt.

»Nimm diesen auf und gib ihm Wasser!« sagte Rostow, auf den Kosaken deutend.

»Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren«, sagte der Soldat mit Dienststeifer und riß noch mehr die Augen auf, aber ohne sich zu rühren.

»Nein, hier ist nichts zu machen«, dachte Rostow, senkte die Augen und wollte schon gehen. Da fühlte er aber einen durchdringenden Blick auf sich gerichtet und blickte sich um. Fast in der Ecke saß auf einem Mantel mit einem gelben, skelettartig abgemagerten, strengen Gesicht ein alter Soldat, der Rostow starr anblickte. Der Nachbar des alten Soldaten flüsterte ihm etwas zu und deutete auf Rostow. Rostow begriff, daß der Alte ihn um etwas bitten wollte. Er trat näher und sah, daß dem Kranken das eine Bein über dem Knie abgenommen war. Der andere Nachbar des Soldaten lag unbeweglich mit zurückgebogenem Kopf da, es war ein junger Soldat mit wachsbleichem, sommersprossigem Gesicht. Beim Anblick desselben überlief Rostow ein Frost.

»Dieser da, scheint mir ...«, wandte er sich an den Feldscher.

»Wie oft haben wir gebeten, Euer Wohlgeboren«, sagte der alte Soldat mit zitternder Kinnlade. »Schon heute morgen ist er gestorben. Wir sind doch auch Menschen und keine Hunde!«

»Sogleich werde ich ihn forttragen lassen«, sagte hastig der Feldscher.

»Belieben Sie einzutreten, Euer Wohlgeboren!«

»Komm«, sagte hastig Rostow und ging mit gesenkten Augen zwischen den Reihen dieser vorwurfsvollen und neidischen Blicke, die auf ihn gerichtet waren, hindurch.

Sie gingen durch den Korridor in das Offizierszimmer, welches aus drei Räumen mit offenen Türen bestand. Verwundete und kranke Offiziere lagen und saßen auf Betten, einige gingen in Schlafröcken umher. Die erste Person, welcher Rostow hier begegnete, war ein kleiner, hagerer Mensch mit einer Zipfelmütze in einem Krankenhausschlafrock, dem ein Arm fehlte. Er ging im ersten Zimmer mit einer Pfeife im Munde umher. Rostow blickte ihn an und suchte sich zu erinnern, wo er ihn schon gesehen habe.

»Sehen Sie, wo Gott uns Wiedersehen verleiht!« sagte der kranke Mann.

»Tuschin! Tuschin! Erinnern Sie sich, bei Schöngraben habe ich Sie herausgefahren! Jetzt haben sie mir ein Stückchen abgeschnitten, sehen Sie!« sagte er lachend und deutete auf den leeren Ärmel seines Schlafrocks. »Sie suchen Denissow? Der ist auch hier!« Und Tuschin führte ihn in das andere Zimmer, von wo er einige lachende Stimmen vernahm.

»Wie ist es möglich, hier zu leben und sogar zu lachen?« dachte Rostow, der immer noch denselben Leichengeruch wahrnahm wie im Soldatenhospital, und immer noch dieselben neugierigen Blicke sah, die ihn von den Soldaten begleiteten. Denissow lag in einem Bett, obgleich es schon zwölf Uhr mittags war.

»Rostow! Heda! Bist du gesund?« rief er mit derselben Stimme wie beim Regiment, aber Rostow bemerkte mit Trauer, wie in dieser gewohnten Munterkeit und Lebhaftigkeit eine neue, verborgene, trübe Schattierung in dem Gesichtsausdruck, in dem Ton und der Stimmung Denissows sich äußerte.

Die unbedeutende Wunde war noch immer nicht geheilt, obgleich schon sechs Wochen verflossen waren. Doch darüber war Rostow weniger erstaunt, als daß Denissow über sein Kommen kaum erfreut schien und nur gezwungen ihm zulächelte und weder nach dem Regiment noch nach dem Gang der Ereignisse fragte.

Rostow glaubte sogar zu bemerken, daß es Denissow unangenehm war, wenn man vom Regiment sprach, und überhaupt von jenem anderen, freien Leben außerhalb des Hospitals. Er schien dieses Leben vergessen zu wollen und interessierte sich nur noch für seine Angelegenheit mit dem Proviantamt. Auf die Frage Rostows, wie die Sache stehe, zog er sogleich

unter seinem Kissen ein Papier hervor, das er von der Kommission erhalten hatte, und den Entwurf seiner Antwort darauf. Er wurde lebhaft, begann sein Papier vorzulesen und machte Rostow besonders aufmerksam auf die Anzüglichkeiten, die er seinen Feinden in diesem Papier gesagt hatte. Die Nachbarn Denissows, welche sich anfangs um Rostow gesammelt hatten, begannen sich zu zerstreuen, sobald Denissow vorzulesen begann. An ihren Gesichtern sah Rostow, daß alle diese Herren das alles schon mehr als einmal gehört hatten, und daß die Geschichte sie langweilte. Nur der nächste Nachbar, ein dicker Ulan, welcher auf seinem Bett saß und mit finsterer Miene seine Pfeife rauchte, und der kleine, einarmige Tuschin hörten zu und wiegten mißbilligend den Kopf. Mitten im Lesen unterbrach der Ulan Denissow.

»Nach meiner Ansicht«, sagte er zu Rostow, »müßte man ganz einfach den Kaiser um Begnadigung bitten! Man sagt, es werden jetzt große Belohnungen ausgeteilt, und wahrscheinlich«

»Ich soll um Begnadigung bitten?« sagte Denissow mit krankhaft erregter Stimme, der er vergeblich die frühere Energie zu verleihen sich bemühte.

»Warum? Wenn ich ein Räuber wäre, meinetwegen! Aber jetzt will man mich verurteilen, weil ich die Räuber ans Licht geführt habe. Meinetwegen! Aber ich fürchte mich nicht! Ich habe dem Kaiser und dem Vaterland ehrlich gedient und nicht gestohlen! Das schreibe ich ihnen geradezu! Sehen Sie! ›Wenn ich ein Dieb wäre, der die Krone bestiehlt...«

»Fein geschrieben! Nichts einzuwenden«, sagte Tuschin. »Aber darum handelt sich's nicht, Denissow!« – Er wandte sich auch an Rostow. – »Man muß sich beugen, sehen Sie, aber das will Denissow nicht! Der Auditor hat Ihnen ja schon gesagt, daß Ihre Sache schlecht steht.«

»Meinetwegen mag sie schlecht stehen«, sagte Denissow.

»Der Auditor hat Ihnen eine Bittschrift aufgeschrieben«, fuhr Tuschin fort, »und diese müssen Sie unterschreiben, und dieser Herr wird sie mitnehmen!« Er deutete auf Rostow. »Eine bessere Gelegenheit finden Sie nicht!«

»Ich habe schon gesagt, daß ich mich nicht bücken werde«, unterbrach ihn Denissow, und las weiter. Rostow wagte nicht, Denissow zu überreden, obgleich er einsah, daß Tuschin recht hatte. Er kannte den unbeugsamen Willen Denissows und seine gerechte Entrüstung.

Als Denissow die Vorlesung seines boshafteu Papiers beendet hatte, die mehr als eine Stunde dauerte, äußerte Rostow nichts darüber und verbrachte den Rest des Tages in düsterer Stimmung in der Gesellschaft der sich wieder um ihn sammelnden Offiziere, erzählte, was er wußte, und hörte die Erzählungen anderer an. Denissow beobachtete während des ganzen Abends ein düsteres Schweigen.

Spät am Abend machte sich Rostow auf den Heimweg und fragte Denissow, ob er ihm keinen Auftrag zu geben habe.

»Ja, warte ein wenig«, sagte Denissow, blickte sich nach den Offizieren um und nahm seine Papiere unter dem Kissen hervor. Dann ging er zum Fenster, wo ein Tintenfaß stand, und setzte sich nieder, um zu schreiben.

»Man kann nicht gegen den Strom schwimmen«, sagte er und reichte Rostow ein großes Kuvert. Das war die Bittschrift an den Kaiser, welche der Auditor verfaßt hatte, in welcher Denissow, ohne die Proviantverwaltung zu beschuldigen, nur um Begnadigung bat.

»Sende es ab!« sagte er mit gezwungenem, krankhaftem Lächeln.

Nachdem Rostow zum Regiment zurückgekehrt war und dem Oberst über den Stand der Sache Denissows berichtet hatte, fuhr er mit dem Brief an den Kaiser nach Tilsit.

Am 15. Juni (25. Juni) hatten der französische und der russische Kaiser eine Zusammenkunft in Tilsit. Boris hatte den General, bei dem er Adjutant war, gebeten, ihn der Suite, die in Tilsit anwesend sein sollte, zuzuteilen.

»Ich möchte den großen Mann sehen!« sagte er.

»Sie meinen Bonaparte?« fragte ihn lächelnd der General.

Boris sah seinen General fragend an und begriff sogleich, daß das eine Scherzprobe war.

»Fürst, ich spreche vom Kaiser Napoleon«, erwiderte er.

Der General klopfte ihm lachend auf die Schulter. »Du wirst es weit bringen!« sagte er und nahm ihn mit sich.

Boris befand sich unter den wenigen, welche Zeugen der Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Niemen waren. Er sah die Flöße mit dem Namenszeichen und die Überfahrt Napoleons nach dem andern Ufer, an der französischen Garde vorbei. Er sah das nachdenkliche Gesicht des Kaisers Alexander, während er schweigsam in einem Krug am Ufer des Niemens saß und die Ankunft Napoleons erwartete. Er sah, wie beide Kaiser in Boote stiegen, und wie Napoleon, der zuerst auf dem Floß ankam, mit raschen Schritten Alexander entgegen ging, ihm die Hand reichte, und wie beide in dem Pavillon verschwanden. Seit seinem Eintritt in die höhere Welt hatte Boris die Gewohnheit angenommen, aufmerksam zu beobachten, was um ihn her vorging, und es aufzuzeichnen. Er hörte auch aufmerksam auf die Worte, welche vornehme Personen sprachen. Als die Kaiser in den Pavillon traten, blickte er auf die Uhr und vergaß nicht, wieder darauf zu sehen, als Alexander heraustrat. Die Zusammenkunft hatte eine Stunde und dreiundfünfzig Minuten gedauert, und dies schrieb er noch an demselben Abend mit anderen Tatsachen nieder, welche ihm von historischer Bedeutung zu sein schienen. Da die Suite der beiden Kaiser sehr klein war, so war es wichtig für einen Menschen, der nach Erfolg im Dienst strebte, sich zu dieser Zeit in Tilsit zu befinden, und Boris hatte das Gefühl, daß seine Stellung sich schon sehr befestigt habe. Man kannte ihn nicht nur,

sondern man gewöhnte sich auch an ihn, zweimal hatte er Aufträge an den Kaiser selbst, so daß auch der Kaiser ihn von Ansehen kannte, und alle der höchsten Person Nahestehenden nicht wie früher für ihn unzugänglich waren, da sie ihn für eine neue Persönlichkeit hielten, sondern sich sogar gewundert hätten, wenn er nicht zugegen gewesen wäre.

Boris wohnte mit einem anderen Adjutanten, einem reichen polnischen Grafen, Schilinsky, zusammen, der in Paris erzogen worden war und die Franzosen leidenschaftlich liebte. Fast jeden Tag während ihrer Anwesenheit in Tilsit waren französische Offiziere von der Garde und dem Generalstab bei Schilinsky und Boris zu Gast. Am 24. Juni (6. Juli) gab Schilinsky ein Souper, an welchem ein Adjutant Napoleons, einige Gardeoffiziere und ein junger Mann aus einer altaristokratischen französischen Familie, ein Page Napoleons, teilnahmen. An demselben Abend kam Rostow unter dem Schutze der Dunkelheit in bürgerlicher Kleidung in Tilsit an und trat in das Quartier von Schilinsky und Boris. Rostow, wie die ganze Armee, vermochte die früheren Feinde noch nicht als Freunde anzuerkennen, wie das Hauptquartier und Boris. Noch vor kurzem hatte Rostow mit einem Kosakenoffizier sich darüber gestritten, ob Napoleon, wenn er gefangen würde, nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein Verbrecher behandelt werden würde. Daher war Rostow erstaunt, bei Boris französische Offiziere zu finden. Er blieb auf der Schwelle stehen und fragte auf russisch, ob hier Fürst Drubezkoi wohne. Als Boris eine fremde Stimme im Vorzimmer hörte, kam er heraus, und als er Rostow erkannte, drückte sein Gesicht im ersten Augenblick Mißvergnügen aus.

»Ach, du bist's! Sehr erfreut! Sehr erfreut, dich zu sehen!« sagte er lächelnd, aber Rostow hatte den ersten Eindruck wohl bemerkt.

»Es scheint, ich komme ungelegen«, sagte er. »Ich wäre nicht gekommen, wenn ich nicht ein Anliegen hätte.«

»Nein, durchaus nicht! Ich wundere mich nur, wie du vom Regiment aus hierherkommst! – Ich stehe gleich zu Diensten«, erwiderte er einer Stimme, die ihn rief.

»Ich sehe, daß ich ungelegen komme«, wiederholte Rostow. Die verdrießliche Miene Boris' hatte sich schon verwandelt, er ergriff Rostows Hand und führte ihn ins nächste Zimmer.

»Ach, höre doch auf! Wie kannst du ungelegen kommen?« sagte Boris.

Er machte ihn mit den Gästen bekannt und bemerkte dabei, er sei ein alter Freund, ein Husarenoffizier. Rostow blickte während der Vorstellung

die Franzosen finster an und verbeugte sich nur widerwillig. Schilinsky war die Ankunft Rostows augenscheinlich wenig willkommen und er sprach nichts mit ihm. Boris schien dies nicht zu bemerken und bemühte sich, das Gespräch zu beleben. Einer der Franzosen wandte sich mit der den Franzosen eigenen Höflichkeit an den hartnäckig schweigenden Rostow und sagte, er sei wahrscheinlich gekommen, um die Kaiser zu sehen.

»Nein, ich habe hier etwas zu besorgen«, erwiderte Rostow kurz. Rostow war in schlechter Stimmung, seitdem er in der Miene Boris' jenes Mißvergnügen bemerkt hatte, und, wie es immer bei Leuten in schlechter Stimmung der Fall ist, schien es ihm, daß ihn alle mißfällig anblickten, und er alle störe. Dies war auch wirklich der Fall, und er allein nahm an dem neuangeknüpften Gespräch keinen Anteil. Endlich stand er auf und ging zu Boris.

»Ich sehe, ich störe nur«, sagte er leise. »Ich habe dir nur etwas zu sagen über die Angelegenheit, die mich hierherführte, und dann gehe ich.«

»Nein, nein«, erwiderte Boris, »aber wenn du müde bist, so komm in mein Zimmer und ruhe dich aus!«

»Nun ja, wirklich!«

Sie gingen in das kleine Zimmerchen, in dem Boris schlief. Rostow erzählte ihm Denissows Angelegenheit. Mit aufgeregtem Wesen fragte er, ob Boris bei seinem General und dem Kaiser sich für Denissow verwenden und den Brief abgeben wolle.

Boris hörte Rostow an, wie ein General die Meldung eines Untergebenen anhört. Rostows Verdruß stieg.

»Ich habe von Sachen der Art schon gehört«, sagte Boris, »und weiß, daß der Kaiser in solchen Fällen sehr streng ist. Ich glaube, es wäre besser, dies nicht vor Seine Majestät zu bringen und lieber an den Korpsgeneral eine Bittschrift zu richten. Überdies meine ich«

»Du willst also nichts tun, dann sage es!« rief Rostow fast heftig, ohne ihm in die Augen zu sehen.

Boris lächelte. »Im Gegenteil, ich werde alles tun, was ich kann, ich meinte nur«

In diesem Augenblick wurde Boris von Schilinsky gerufen.

»Nun geh! geh! geh!« sagte Rostow. Er lehnte die Einladung zum Abendessen ab und blieb allein in dem kleinen Zimmerchen, in dem er lange auf und ab ging, während er die heiteren Stimmen der Franzosen aus dem Nebenzimmer hörte.

Der Tag, an welchem Rostow in Tilsit ankam, war sehr ungeeignet, um für Denissow zu wirken. Er selbst konnte nicht zum dejourierenden General gehen, da er im Frack und ohne Erlaubnis nach Tilsit gekommen war. Boris aber, wenn er auch gewollt hätte, hätte das erst am Tage nach der Ankunft Rostows tun können. An diesem Tag, dem 27. Juni (9. Juli), wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet, die Kaiser beschenken sich gegenseitig mit Orden. Alexander erhielt den Stern der Ehrenlegion und Napoleon den Andreasorden erster Klasse, und an diesem Tage sollte auch ein Diner stattfinden, an welchem ein Bataillon der französischen Garde und ein Bataillon des Preobraschenskyschen Garderegiments teilnahm. Die Kaiser wollten an diesem Bankett ebenfalls teilnehmen.

Rostow war die Gegenwart Boris' so unbehaglich, daß er sich schlafend stellte, als Boris am andern Morgen ins Zimmer blickte. Am andern Tag verließ er früh am Morgen das Haus, ohne Boris gesehen zu haben. Im Frack, mit rundem Hut schlenderte Nikolai durch die Stadt und besah die Franzosen und ihre Uniformen. Auf einem Platz waren Tische aufgerichtet und es wurden Vorbereitungen zu dem Festessen gemacht. Die Stadt war geschmückt mit russischen und französischen Fahnen mit verschlungenen Namenszügen, A. und N.

»Boris will mir nicht helfen, und ich werde mich auch nicht an ihn wenden«, dachte Nikolai. »Zwischen uns ist alles aus, aber ich gehe nicht fort von hier, ehe ich nicht alles mögliche für Denissow getan und wenigstens den Brief dem Kaiser übergeben habe. Dem Kaiser!... Da ist er!« dachte Rostow, indem er sich unwillkürlich wieder dem Hause näherte, welches Alexander bewohnte.

Vor dem Hause standen Reitpferde, die Suite sammelte sich in Erwartung des Erscheinens des Kaisers.

»Jeden Augenblick kann ich ihn sehen«, dachte Rostow. »Wenn ich ihm nur den Brief übergeben und alles sagen könnte! Ob man mich wohl des Fracks wegen arretieren würde? Unmöglich! Er würde begreifen, auf welcher Seite das Recht liegt. Er begreift alles und weiß alles! Da gehen sie hinein«, dachte er, als er einen Offizier in das Haus treten sah, das der Kaiser bewohnte. »Ach, Unsinn, ich gehe auch hinein und gebe dem Kaiser

den Brief.« Und plötzlich ging Rostow mit einer Entschlossenheit, über die er sich selbst wunderte, gerade auf das Haus zu. »Nein, jetzt werde ich die Gelegenheit nicht wieder versäumen wie bei Austerlitz«, dachte er. Bei dem Gedanken, daß er jeden Augenblick dem Kaiser begegnen könne, strömte sein Blut zum Herzen. »Ich werde ihm zu Füßen fallen, er wird mich aufheben, mich anhören und mir noch dafür danken. ›Ich bin glücklich, wenn ich Gutes tun kann, und Unrecht wieder gutzumachen, ist das höchste Glück!‹ wird der Kaiser sagen.« Von der Eingangstür führte eine breite Treppe nach oben, rechts war eine verschlossene Tür, unter der Treppe, welche in den oberen Stock führte, war noch eine Tür sichtbar.

»Was wünschen Sie?« fragte jemand.

»Einen Brief abgeben, eine Bittschrift an Seine Majestät«, sagte Nikolai mit zitternder Stimme.

»Eine Bittschrift? – Zum Dejourierenden! Bitte, dorthin!« Man deutete auf die Tür unter der Treppe. »Aber sie wird nicht angenommen werden.« Ein Kammerfurier öffnete ihm die Tür zum Dejourierenden, und Rostow trat ein.

Ein kleiner, dicker Mann von etwa dreißig Jahren mit weißen Beinkleidern und Reiterstiefeln stand im Zimmer. Ein Kammerdiener legte ihm gestickte Tragbänder um. Dieser Mann sprach mit jemand, der sich im nächsten Zimmer befand. »Was wollen Sie?« fragte er Rostow. »Eine Bittschrift?«

»Was gibt's?« fragte jemand aus dem anderen Zimmer.

»Noch ein Bittsteller«, erwiderte der Mann mit den Tragbändern.

»Sagen Sie ihm, er solle später kommen! Gleich wird der Kaiser herauskommen; wir müssen fort.«

»Später! Später! Morgen!«

Rostow wandte sich um und wollte gehen, aber der Mann mit den Tragbändern hielt ihn an. »Von wem? Wer sind Sie?«

»Vom Major Denissow!« rief Rostow.

»Wer sind Sie? Offizier?«

»Leutnant, Graf Rostow.«

»Welche Kühnheit! Geben Sie es auf dem Kommando ab. Und nun gehen Sie! Gehen Sie!« Er zog hastig den Uniformrock an, den ihm der Kammerdiener reichte.

Rostow ging wieder auf den Flur hinaus und bemerkte, daß auf der Vortreppe schon viele Generale in voller Uniform standen, an welchen er

vorübergehen mußte. Seine Dreistigkeit verwünschend und halb erstarrt bei dem Gedanken, daß er jeden Augenblick dem Kaiser begegnen könne und daß er schimpflich behandelt und in Arrest geschickt werden könne, verließ Rostow das Haus, das von der glänzenden Suite umgeben war, als eine bekannte Stimme ihn anrief.

»Oho, Väterchen, was machen Sie hier im Frack?« fragte eine Baßstimme. Das war ein Kavalleriegeneral, der in diesem Feldzug die besondere Gewogenheit des Kaisers erworben hatte, der frühere Divisionsgeneral Rostows. Erschrocken begann Rostow sich zu entschuldigen, aber beim Anblick der gutmütigen, scherzhaften Miene des Generals, der ihn beiseite führte, teilte er ihm mit aufgeregter Stimme die ganze Sache mit und bat um seine Unterstützung für den ihm bekannten Denissow.

»Schade, schade um den Jungen!« sagte der General, den Kopf wiegend.

»Gib den Brief her!«

Kaum hatte Rostow ihm den Brief übergeben, als man von der Treppe her rasche Schritte vernahm. Der General verließ Rostow und ging auf die Haustür zu. Die Herren der Suite eilten zu ihren Pferden, und auf der Treppe hörte Rostow leichte Schritte, welche er sogleich erkannte. Rostow vergaß die Gefahr, erkannt zu werden, näherte sich mit einigen neugierigen Einwohnern der Vortreppe und jetzt sah er wieder nach zwei Jahren die von ihm verehrten Züge, dasselbe Gesicht, denselben Blick und Gang, dieselbe Majestät und Milde. Entzücken und Liebe zum Kaiser erfüllte Rostows Herz. Der Kaiser in der Uniform des Preobraschenskyschen Garderegiments, mit hohen Stiefeln und einem Rostow unbekanntem Orden, dem Stern der Ehrenlegion, trat auf die Vortreppe hinaus mit dem Hut unter dem Arme und zog sich Handschuhe an. Er betrachtete und erleuchtete alles um sich her mit seinem Blick. Er erkannte auch den früheren Divisionsgeneral Rostows, lächelte ihm zu und rief ihn zu sich.

Die ganze Suite trat zurück, und Rostow sah, wie der Kaiser ziemlich lange mit dem General sprach. Der Kaiser machte endlich einen Schritt nach seinem Pferd.

»Ich kann nicht, General«, sagte er ziemlich laut, augenscheinlich mit dem Wunsche, von allen gehört zu werden, »denn das Gesetz ist stärker als ich.« Er stellte den Fuß in den Steigbügel. Der General neigte ehrerbietig den Kopf, der Kaiser stieg zu Pferde und ritt im Galopp die Straße entlang. Außer sich vor Entzücken lief Rostow mit der Menge ihm nach.

Auf dem Platz, nach welchem der Kaiser ritt, standen einander gegenüber rechts ein Bataillon vom Preobràschenskyschen Garderegiment und links ein Bataillon der französischen Garde mit Bärenmützen. Während der Kaiser den einen Flügel erreichte, galoppierte ein anderer Reitertrupp vom anderen Flügel her, und an der Spitze desselben erkannte Rostow Napoleon. Es konnte kein anderer sein, er ritt im Galopp, trug einen kleinen Hut und das Band des Andreasordens über der Schulter. Als er sich Alexander näherte, zog er den Hut, und bei dieser Geste bemerkte das Kennerauge Rostows, daß Napoleon schlecht und unsicher auf dem Pferde saß. Die Bataillone schrie »Hurra!« und »*Vive l'empereur!*« Napoleon sagte etwas zu Alexander; beide Kaiser stiegen ab und reichten sich die Hände. Auf Napoleons Gesicht lag ein unangenehmes, gezwungenes Lächeln, Alexander sprach einige Worte mit freundlicher Miene. Rostow wandte keinen Blick von der Gruppe ab, ungeachtet des Drängens der französischen Gendarmen mit ihren Pferden. Mit Erstaunen sah er, daß Bonaparte mit dem russischen Kaiser ganz unbefangen sprach, als ob diese Annäherung für ihn etwas ganz Natürliches und Gewohntes wäre. Alexander und Napoleon begaben sich mit dem langen Schweif ihrer Suiten auf den rechten Flügel des russischen Gardebataillons. Die Menge, darunter auch Rostow, befand sich unerwartet in der unmittelbaren Nähe der Kaiser.

»Sire, ich bitte um die Erlaubnis, dem tapfersten Ihrer Soldaten den Orden der Ehrenlegion zu geben«, sagte die scharfe Stimme Napoleons.

Alexander hörte aufmerksam auf diese Worte und lächelte freundlich.

»Demjenigen, der sich in diesem Krieg am tapfersten erwiesen hat«, fuhr Napoleon fort, jede Silbe betonend. Rostow war entrüstet über die Ruhe und Selbstgefälligkeit, mit der Napoleon die Reihe der Russen überblickte, welche mit präsentiertem Gewehr unbeweglich nach dem Gesicht ihres Kaisers sahen.

»Erlauben Sie mir, Majestät, den Oberst nach seiner Meinung zu befragen«, sagte Alexander und trat mit einigen raschen Schritten auf den Grafen Koslowsky zu, der das Bataillon befehligte. Inzwischen nahm Bonaparte von seiner weißen, kleinen Hand den Handschuh ab, wobei er ihn zerriß und wegwarf. Ein Adjutant kam eilfertig herbei und hob ihn auf.

»Wen soll man vorschlagen?« fragte Alexander mit leiser Stimme ruhig den Obersten.

»Wie Sie befehlen, Majestät!«

Der Kaiser faltete ungeduldig die Stirn. »Man muß ihm doch antworten«, sagte er. Koslowsky überblickte die Reihen und dabei fiel sein Auge auch auf Rostow.

»Etwa ich?« dachte Rostow.

»Basarew!« rief der Oberst, und der Flügelmann Basarew trat rasch vor.

»Wohin gehst du?« flüsterten verschiedene Stimmen Basarew zu, welcher nicht wußte, wohin. Er blieb stehen und blickte erschrocken den Obersten an. Napoleon wandte etwas den Kopf zur Seite und griff mit seiner kleinen Hand nach rückwärts, als ob er etwas ergreifen wollte. Die Adjutanten begriffen, um was es sich handelte, flüsterten untereinander und reichten sich etwas zu, und derselbe Page, welchen Rostow gestern bei Boris gesehen hatte, eilte vorwärts und legte einen Orden mit rotem Band in die Hand des Kaisers. Ohne sich umzublicken, drückte Napoleon zwei Finger zusammen und der Orden befand sich zwischen diesen. Dann trat er auf Basarew zu, welcher mit weitaufgerissenen Augen hartnäckig nur nach seinem Kaiser blickte. Die kleine, weiße Hand mit dem Orden bewegte sich nach einem Knopfloch des Soldaten Basarew, russische und französische dienstfertige Hände hefteten das Kreuz an die Uniform. Basarew blickte finster nach dem kleinen Mann mit den weißen Händen, stand unbeweglich mit präsentiertem Gewehr da und blickte Kaiser Alexander an, als ob er fragen wollte, ob er noch länger da stehen solle, ob er nicht zurücktreten oder sonst etwas anderes tun solle. Aber er erhielt keinen Befehl und blieb ziemlich lange in dieser unbeweglichen Stellung.

Die Kaiser stiegen zu Pferde und ritten weiter. Die Russen öffneten die Reihen, mischten sich mit den französischen Gardisten und setzten sich an die Tische, welche für sie errichtet worden waren. Basarew saß auf einem Ehrenplatz. Er wurde umarmt und beglückwünscht, französische und russische Offiziere drückten ihm die Hände. Von den Tischen her erschallte ein Stimmengewirr; man hörte russische und französische Worte und Gelächter. Zwei Offiziere gingen heiter und glücklich an Rostow vorüber.

»Was das für eine Bewirtung ist, alles von Silber« sagte der eine. »Haben Sie Basarew gesehen?«

»Ja.«

»Morgen, sagt man, wird die russische Garde die französische bewirten.«

»Nein, was dieser Basarew für ein Glück hat! Lebenslänglich zwölfhundert Franken Pension!«

»Seht, Kinderchen, was für eine Mütze!« rief ein russischer Gardist mit einer französischen Bärenmütze auf dem Kopfe.

»Merkwürdig! Hübsch! Famos!«

Boris kam mit seinem Kameraden Schilinsky auch, um das Bankett anzusehen. Als Boris wieder zurücktrat, bemerkte er Rostow, welcher an der Ecke eines Hauses stand.

»Rostow! Guten Tag!« rief Boris. »Wir haben uns noch nicht gesehen!«

Er konnte sich nicht enthalten zu fragen, was ihm begegnet sei, so finster und seltsam war Rostows Miene.

»Nichts! Nichts!« erwiderte Rostow.

»Ja, später.«

»Du kommst doch zu mir?«

Rostow stand lange an der Ecke und sah von ferne dem Gelage zu. In seinem Innern ging eine angestrengte Arbeit vor sich, welche er nicht zu Ende bringen konnte. Schreckliche Zweifel erhoben sich in ihm. Er erinnerte sich an Denissow mit seinem veränderten Wesen und an das Hospital mit diesen abgeschnittenen Armen und Beinen, mit diesem Schmutz und den Krankheiten, und er glaubte wieder diesen Leichengeruch wahrzunehmen. Dann dachte er wieder an diesen selbstzufriedenen Bonaparte mit seinen weißen Händchen, welcher jetzt Kaiser war, und vom Kaiser Alexander geliebt und verehrt wurde. Wozu nun die abgeschnittenen Arme und Beine und die Menge der getöteten Menschen? Dann fiel ihm ein, wie Basarew belohnt, Denissow aber bestraft wurde, und ertappte sich selbst auf so schrecklichen Gedanken, daß er davor erschrak. Der Geruch der Speisen und der Hunger erinnerten ihn an seinen eigenen Zustand. Er mußte etwas essen vor der Abreise und trat in ein Gasthaus, das er am Morgen gesehen hatte. Es war so überfüllt von Leuten aller Art und auch von Offizieren, welche wie er in Zivilkleidung gekommen waren, daß er kaum Platz finden konnte. Zwei Offiziere von derselben Division wie er setzten sich zu ihm. Bald kam das Gespräch auf den Frieden. Die Offiziere, Rostows Kameraden, wie der größte Teil der Armee waren unzufrieden darüber, daß nach der Schlacht bei Friedland Friede geschlossen wurde, sie meinten, man hätte noch standhalten sollen, Napoleon wäre verloren gewesen, seine Truppen hätten weder Proviant noch Munition mehr. Nikolai aß schweigend und trank allein zwei Flaschen Wein. Seine

innerliche Arbeit, die zu keiner Lösung gelangte, beunruhigte ihn noch immer. Er fürchtete sich, seinen eigenen Gedanken sich hinzugeben, und konnte sich ihrer doch nicht entledigen. Nach einer mißfälligen Bemerkung eines der Offiziere über die Franzosen fuhr Rostow plötzlich auf mit einer Heftigkeit, welche durch nichts gerechtfertigt war und daher die Offiziere sehr in Erstaunen setzte.

»Wie können Sie darüber urteilen, was besser wäre?« rief er mit hochrotem Gesicht. »Mit welchem Recht urteilen Sie über die Handlungen des Kaisers? Wir können weder die Absichten noch die Handlungen des Kaisers begreifen!«

»Ich habe kein Wort vom Kaiser gesagt«, rechtfertigte sich der Offizier, der sich den Ausbruch Rostows nur dadurch erklären konnte, daß er ihn für betrunken hielt.

Aber Rostow hörte ihn nicht an.

»Wir sind keine diplomatischen Beamten, wir sind Soldaten, weiter nichts«, fuhr er fort. »Befiehlt man uns zu sterben – so sterben wir, und wenn jemand bestraft wird, so heißt das, daß er schuldig sei! Nicht uns kommt es zu, darüber zu urteilen! Wenn es dem Kaiser gefällt, Bonaparte als Kaiser anzuerkennen und ein Bündnis mit ihm zu schließen, so bedeutet das, daß es so sein muß. Wenn wir über alles urteilen und rasonieren wollen, so gibt es nichts Heiliges mehr! Ebensogut können wir sagen, es gibt keinen Gott und nichts mehr!« schrie Nikolai und schlug auf den Tisch. Was nach den Begriffen der Zuhörenden ganz verworren war, erschien ihm durchaus konsequent und zu seiner Gedankenreihe passend. »Wir haben nur unsere Pflicht zu erfüllen, uns zu schlagen, aber nicht nachzudenken!« schloß er.

»Und zu trinken!« sagte einer der Offiziere, der Streit vermeiden wollte.

»Ja, und zu trinken« wiederholte Nikolai. »Kellner, noch eine Flasche!« schrie er.

Im Jahre 1808 fuhr Kaiser Alexander nach Erfurt zu einer neuen Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon, und in den höchsten Kreisen Petersburgs sprach man viel über die Pracht und Großartigkeit dieses feierlichen Kongresses. Im Jahre 1809 war die Annäherung der beiden Beherrscher der Welt, wie Napoleon und Alexander genannt wurden, so weit gelangt, daß nach der Kriegserklärung Napoleons an Österreich ein russisches Korps an die Grenze rückte, um seinem früheren Feind Bonaparte gegen den früheren Verbündeten, den Kaiser von Österreich, beizustehen. Man sprach sogar in den höchsten Kreisen von einer Heirat zwischen Napoleon und einer Schwester des Kaisers Alexander. Aber außer den politischen Ereignissen war die Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft mit großer Spannung auch auf die inneren Reformen gerichtet, welche zu dieser Zeit in allen Teilen der kaiserlichen Regierung eingeführt werden sollten.

Fürst Andree lebte still und zurückgezogen zwei Jahre lang auf dem Lande. Alle diese Arbeiten und Unternehmungen in der Verwaltung seiner Güter, welche Peter bei sich anfang, ohne sie zu irgendeinem Resultat zu bringen, da er beständig von einer Sache zur andern überging, alle diese Arbeiten wurden auch vom Fürsten Andree begonnen und durchgeführt ohne die geringste bemerkbare Mühe.

Er besaß im höchsten Grade jene praktische Geschicklichkeit, welche ohne Anstrengung und Unruhe alles in Bewegung setzt, die aber Peter gänzlich fehlte.

Die dreihundert Seelen, welche eines seiner Güter bewohnten, wurden in freie Bauern verwandelt. Das war eines der ersten Beispiele in Rußland. Auf andern Gütern wurde die Fronarbeit in eine Geldabgabe verwandelt. In Bogutscharowo wurde auf Kosten des Fürsten eine gelernte Hebamme angestellt, und der Geistliche unterrichtete die Kinder der Bauern in Lesen und Schreiben. Die eine Hälfte seiner Zeit verbrachte Fürst Andree in Lysy Gory bei seinem Vater und seinem Sohn, der noch in weiblicher Obhut war, die übrige Zeit verlebte er auf seinem eigenen Gut Bogutscharowo. Die Weltereignisse verfolgte er eifrig, las viele Bücher und bemerkte zu seinem Erstaunen, wenn Gäste aus Petersburg kamen, daß diese Leute, welche

Gelegenheit hatten, alle Ereignisse der inneren und äußeren Politik an der Quelle kennenzulernen, in der Kenntnis derselben gegen ihn sehr zurückstanden, obgleich er einsam auf dem Lande lebte. Neben der Verwaltung seiner Güter und der Lektüre von Büchern aller Art, beschäftigte sich Fürst Andree um diese Zeit auch mit einer kritischen Beschreibung unserer beiden letzten unglücklichen Feldzüge und mit der Ausarbeitung eines Projekts über die Reform unserer Gesetze und Bestimmungen über das Heerwesen. Im Herbst kam er auf den Gedanken, nach Petersburg zu reisen und erdachte sich eine ganze Reihe von vernünftigen, logischen Gründen, warum er durchaus nach Petersburg reisen und sogar in den Dienst treten müsse. Er konnte jetzt nicht mehr begreifen, wie er früher an der Notwendigkeit, tätigen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen, hatte zweifeln können. Es war ihm klar, daß alle seine Lebenserfahrungen verlorengehen mußten und es sinnlos wäre, wenn er sie nicht zur Anwendung bringen und wieder tätigen Anteil am Leben nehmen würde. Er begriff nicht mehr, wie er früher auf Grund ebenso armseliger Vernunftgründe davon überzeugt gewesen war, daß er sich erniedrigt hätte, wenn er nach seinen Lebenserfahrungen wieder an die Möglichkeit geglaubt hätte, dem allgemeinen Wohl nützlich zu sein, und an die Möglichkeit von Glück und Liebe. Jetzt sprach die Vernunft in ihm ganz anders. Er begann sich auf dem Lande zu langweilen, seine bisherigen Beschäftigungen interessierten ihn nicht mehr und oft, wenn er allein in seinem Kabinett saß, stand er auf, trat zum Spiegel und betrachtete lange Zeit sein Gesicht. Dann wandte er sich ab und blickte das Bild der verstorbenen Lisa an.

Fürst Andree reiste im August nach Petersburg. Es war die Zeit des Ruhms des jungen Speransky, welcher mit Eifer Reformen einführte. In demselben August wurde der Kaiser mit der Equipage umgeworfen, am Bein beschädigt und blieb drei Wochen in Peterhof, wo er alltäglich und ausschließlich mit Speransky verkehrte. Zu dieser Zeit wurden außer minder wichtigen Reformen, wie Einführung von Beamtenexamen, die Einführung einer Konstitution vorbereitet, welche Gerichtsverwaltung und Finanzwesen Rußlands gänzlich neu gestalten sollte. Jetzt verwirklichten sich jene unklaren liberalen Ideen, mit welchen Kaiser Alexander den Thron bestiegen hatte und welche er mit Hilfe von Czartorischky, Nowosilzew, Kotschubey, Stroganow ins Leben rufen wollte, die er selbst im Scherz das Komitee der Gesellschaftsrettung nannte.

Jetzt wurden diese alle durch Speransky im Zivilwesen und durch den Kriegsminister Arektschejew ersetzt. Andree erschien bald nach seiner Ankunft als Kammerherr bei Hofe. Der Kaiser sah ihn zweimal, würdigte ihn aber keines Wortes. Schon früher hatte Fürst Andree zu bemerken geglaubt, daß er dem Kaiser mißfalle und daß sein Gesicht und Wesen dem Kaiser unangenehm seien. Die Höflinge erklärten Fürst Andree dies dadurch, daß der Kaiser unzufrieden darüber sei, daß Bolkonsky seit 1805 nicht mehr diene.

»Ich weiß selbst, wie ohnmächtig wir gegenüber unseren Sympathien und Antipathien sind«, dachte Fürst Andree. »Darum ist auch nicht daran zu denken, meine Abhandlung über das Heerwesen dem Kaiser selbst zu überreichen. Aber die Sache wird für sich selbst sprechen.« Er machte einem alten Feldmarschall, der mit seinem Vater befreundet war, Mitteilung darüber. Der Feldmarschall empfing ihn sehr freundlich und versprach, dem Kaiser darüber Meldung zu machen. Nach einigen Tagen wurde Fürst Andree angekündigt, er habe sich beim Kriegsminister, Grafen Araktschejew, zu melden. Dort erfuhr er, daß er zum Mitglied der Kommission für Bearbeitung der Gesetze über das Heerwesen ernannt worden sei und, was er nicht erwartet hatte, auch zum Abteilungsvorsteher der Kommission für Zusammenstellung der Gesetze. Auf die Bitte Speranskys übernahm er den ersten Teil der Zivilgesetze und mit Hilfe des

Napoleonischen Gesetzbuches und des Kodex Justinians bearbeitete er die Abteilung Zivilrecht.

Zwei Jahre zuvor, im Jahre 1808, stand Peter bei seiner Rückkehr von seinen Gütern nach Petersburg an der Spitze der Petersburger Freimaurerei. Er veranstaltete Logenversammlungen, warb neue Mitglieder und bemühte sich für Vereinigung der verschiedenen Logen. Er gab reichliche Mittel zu Wohltätigkeitszwecken und ergänzte soviel als möglich die Einsammlung der Almosen, mit welchen die Mitglieder geizig und unpünktlich waren. Er unterhielt fast allein ein Krankenhaus, das der Orden in Petersburg errichtet hatte.

Dabei aber führte er dasselbe vergnügungssüchtige Leben wie früher, liebte gut zu speisen und zu trinken und konnte sich von den Vergnügungen der Lebemänner, an denen er teilnahm, nicht fernhalten, obgleich er sie für sittenlos und erniedrigend ansah.

In dem Taumel der Vergnügungen fühlte aber Peter nach Verlauf eines Jahres wohl, wie der Boden der Freimaurer, auf dem er stand, desto mehr unter seinen Füßen verschwand, je mehr er sich bemühte, darauf zu fußen. Als er der Freimaurerei beitrug, hatte er das Gefühl eines Menschen empfunden, welcher gläubig den Fuß auf die gleichmäßige Oberfläche eines Sumpfes setzt. Er war eingesunken. Um sich ganz von der Festigkeit des Bodens, auf dem er stand, zu überzeugen, setzte er auch den zweiten Fuß auf und sank noch tiefer ein.

Alle Brüder, die er kannte, teilte er in vier Klassen ein. Zur ersten Klasse rechnete er die Brüder, welche ohne tätigen Anteil an den Arbeiten der Loge und an den menschlichen Angelegenheiten zu nehmen, sich ausschließlich mit den Geheimnissen der Lehre des Ordens beschäftigten, mit den Fragen von der dreifaltigen Benennung Gottes; von den drei Anfängen der Dinge, Schwefel, Merkur und Salz, oder von der Bedeutung des Quadrats und aller Figuren des salomonischen Tempels. Diese Klasse verehrte Peter, zu ihr gehörten hauptsächlich alte Brüder. Aber Peter nahm nicht Anteil an ihren Interessen, sein Herz wandte sich nicht der mystischen Seite der Freimaurer zu.

Zur zweiten Klasse rechnete Peter sich selbst und die ihm ähnlichen Brüder, welche die Wahrheit suchten, schwankten, aber den wahren Weg zu finden hofften.

Zur dritten Klasse rechnete er diejenigen Brüder, die in der Maurerei nichts sahen als die äußerlichen Formen und Zeremonien und diese äußeren Formen streng beobachteten, ohne sich um ihre Bedeutung zu kümmern. Zu dieser Klasse gehörte selbst Willarsky und sogar der Großmeister der Hauptloge und der größte Teil der Mitglieder.

Zur vierten Klasse endlich rechnete er jene gleichfalls große Anzahl von Brüdern, welche besonders in der letzten Zeit der Bruderschaft beigetreten waren. Das waren nach Peters Beobachtung Leute, die an nichts glaubten, nichts wünschten und der Freimaurerei nur beigetreten waren, um jungen, reichen, durch ihre Verbindungen und ihre Vornehmheit wichtigen Brüdern sich zu nähern, deren es in der Loge sehr viele gab. In Peter regte sich Unzufriedenheit mit solcher Tätigkeit. Die Freimaurerei, wenigstens wie er sie kannte, schien ihm nur auf Äußerlichkeiten zu beruhen. Er dachte nicht daran, an der Freimaurerei selbst zu zweifeln, konnte sich aber der Befürchtung nicht erwehren, daß die russische Freimaurerei auf falschen Wegen wandelte.

Peter wurde wieder von derselben Schwermut überfallen, die er so sehr fürchtete. Eines Tages lag er allein auf seinem Diwan, empfing niemand und ging nicht aus. Da erhielt er einen Brief von seiner Frau, welche ihn um eine Zusammenkunft anflehte, von ihrer Sehnsucht zu ihm und von ihrem Wunsche, ihm ihr ganzes Leben zu weihen, schrieb. Am Ende des Briefes benachrichtigte sie ihn, daß sie in einigen Tagen aus dem Ausland in Petersburg ankommen werde.

Bald darauf wurde die Einsamkeit Peters durch den Besuch eines der weniger angesehenen Freimaurer unterbrochen, der das Gespräch auf die ehelichen Umstände Peters lenkte und ihm als Bruder mitteilte, daß seine Strenge gegen seine Frau ungerecht sei, und daß Peter von dem ersten Gesetze der Freimaurerei abweiche, wenn er Reuigen nicht vergeben wollte.

Um dieselbe Zeit ließ seine Schwiegermutter, die Frau des Fürsten Wassil, ihm sagen, sie lasse ihn dringend bitten, sie wenigstens auf einige Minuten zu besuchen, um eine sehr wichtige Angelegenheit zu besprechen. Peter sah, daß eine Verschwörung gegen ihn bestand, daß man ihn mit seiner Frau wieder vereinigen wollte, und in dem Zustand, in dem er sich befand, war ihm dies sogar nicht einmal unangenehm. Alles war ihm gleichgültig, nichts in seinem Leben erschien ihm als eine Sache von Wichtigkeit, und unter dem Einfluß der Schwermut, die ihn jetzt beherrschte, lag ihm nichts an seiner Freiheit noch an seiner Beharrlichkeit in der Bestrafung seiner Frau.

»Niemand hat recht, niemand ist schuldig, also ist sie wohl auch unschuldig«, dachte er. Nur weil er in seinem trübsinnigen Zustand nicht imstande war, etwas zu unternehmen, erklärte er sogleich seine Einwilligung zur Wiedervereinigung mit seiner Frau. Wäre sie zu ihm gekommen, er hätte sie jetzt nicht zurückgestoßen. War es nicht gleichgültig im Vergleich mit dem, was ihn beschäftigte, ob er mit seiner Frau lebte oder nicht?

Ohne seiner Frau noch seiner Schwiegermutter zu antworten, machte er sich eines Abends spät auf den Weg und reiste nach Moskau, um seinen Freund Joseph Alexejewitsch zu besuchen. In sein Tagebuch schrieb er:

Moskau, den 17. November.

Soeben komme ich von dem Edlen und beeile mich, alles aufzuzeichnen, was ich dabei empfand. Joseph Alexejewitsch lebt in Armut und leidet schon im dritten Jahr an einer schmerzhaften Krankheit. Niemand hat ihn stöhnen oder murren gehört. Er empfing mich gnädig und ließ mich auf das Bett sitzen, in dem er lag. Ich machte ihm das Zeichen der Ritter des Orients und von Jerusalem, und er antwortete ebenso. Mit mildem Lächeln fragte er mich, was ich erfahren und erworben habe in dem preußischen und schottischen Lande. Ich erzählte ihm alles, wie ich es verstand. Er schwieg lange und dachte nach, dann teilte er mir seine Ansicht darüber mit, welche die ganze Vergangenheit und zugleich meinen künftigen Weg beleuchtete. Er setzte mich in Erstaunen durch die Frage, ob ich mich erinnere, worin der dreifache Zweck des Ordens bestehe? »Erstens in der Bewahrung und Erkenntnis des Geheimnisses, zweitens in der Reinigung und Besserung unserer selbst zu unserer Erhebung, drittens in der Veredelung des Menschengeschlechts durch das Streben nach dieser Reinigung. Welches ist der wichtigste und erste Zweck von diesen dreien? Natürlich die eigene Besserung und Reinigung, nur nach diesem Ziel können wir immer streben, unabhängig von allen Umständen. Aber oft verfehlen wir dieses Ziel, irreführt durch unsern Stolz, und beschäftigen uns mit der Besserung des Menschengeschlechts, während wir selbst noch in Sünde und Laster leben. Die Illuminaten haben nicht die reine Lehre, weil sie von Stolz erfüllt ist.« Ich stimmte ihm von Herzen bei. Über meine ehelichen Umstände sagte er: »Die erste Pflicht eines wahren Freimaurers besteht darin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, sich selbst zu vervollkommen. Wir denken oft, wenn wir alle Mühsale unseres Lebens von uns fernhalten, so werden wir dieses Ziel schneller erreichen. Aber im Gegenteil, nur inmitten der Aufregungen des Weltlebens können wir die drei wichtigsten Ziele erreichen: Erstens die Selbsterkenntnis, denn der Mensch kann sich nur durch Vergleichung kennenlernen, zweitens die Vervollkommnung, welche nur durch den Kampf erreicht wird, und drittens Aneignung der hauptsächlichsten Tugend – der Liebe zum Tod.« Dann erklärte mir der Edle ausführlich die Bedeutung des großen Quadrats des Weltgebäudes und wies darauf hin, daß die dreifache und siebenfache

Zahl Grundlage von allem sind, und riet mir, mich nicht von der Gemeinschaft mit den Petersburger Brüdern zu trennen und sie von den Verführungen des Stolzes fernzuhalten. Außerdem riet er mir, für mich persönlich, vor allem mich selbst zu erforschen, und dazu gab er mir ein Heft, dasselbe, in das ich jetzt schreibe und in dem ich auch ferner alle meine Handlungen verzeichnen werde.

Petersburg, den 23. November.

Ich lebe wieder mit meiner Frau. Meine Schwiegermutter kam in Tränen zu mir und sagte, Helene sei gekommen und lasse mich anflehen, sie anzuhören. Sie sei unschuldig und unglücklich darüber, daß ich sie verlassen habe, und noch vieles andere. Ich wußte, wenn ich einwilligte, sie zu sehen, so werde ich nicht mehr die Kraft haben, die Erfüllung ihres Wunsches abzulehnen. In meinem Zweifel wußte ich nicht, an wen ich mich um Hilfe und Rat wenden könnte. Wenn der edle Joseph Alexejewitsch hier wäre, so hätte er mir geraten. Ich zog mich in die Einsamkeit zurück, las den Brief von Joseph Alexejewitsch, erinnerte mich an meine Gespräche mit ihm und gelangte zu dem Schluß, daß ich die Bittende nicht zurückweisen dürfe, und daß ich jedem die Hand zur Hilfe reichen müsse, um so mehr einem mit mir so eng verbundenen Menschen, und daß ich mein Kreuz tragen müsse. Aber meine Wiedervereinigung mit ihr soll nur ein geistiges Ziel haben. So war mein Entschluß, den ich Joseph Alexejewitsch mitteilte. Ich sagte meiner Frau, ich bitte sie, alles Vergangene zu vergessen und mir zu vergeben, worin ich mich gegen sie vergangen habe, und ich habe ihr nichts zu vergeben. Dies sagte ich mit freudigem Mut. Sie soll nicht wissen, wie peinlich es mir war, sie wiederzusehen. Ich habe mich in dem großen Hause, in den oberen Zimmern eingerichtet und empfinde ein beglückendes Gefühl der Selbsterneuerung.

Wie immer teilte sich auch damals die höchste Gesellschaft bei Hofe und auf den großen Bällen in mehrere Kreise mit besonderen Schattierungen. Der umfangreichste dieser Kreise war der französische, welcher für das Bündnis mit Napoleon wirkte – Graf Rumjanzow und Caulaincourt. Eines der angesehensten Mitglieder dieses Kreises war Helene, sobald sie sich mit ihrem Manne in Petersburg niedergelassen hatte. Die Herren der französischen Gesandtschaft und eine große Anzahl von Persönlichkeiten, welche für ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit bekannt waren, gehörten dieser Richtung an.

Helene war in Erfurt zur Zeit des berühmten Kongresses und von da brachte sie jene Verbindungen mit allen napoleonischen Größen Europas mit. In Erfurt hatte sie glänzenden Erfolg, Napoleon selbst bemerkte sie im Theater, fragte, wer sie sei und bewunderte ihre Schönheit. Ihr Erfolg als schöne, elegante Dame setzte Peter nicht in Erstaunen, denn sie war mit den Jahren noch schöner als früher geworden, aber mit Verwunderung hörte er, daß es ihr in diesen zwei Jahren gelungen war, den Ruf einer entzückenden, mit ebensoviel Geist als Schönheit begabten Dame zu erwerben. Der berühmte Duc de Ligne schrieb ihr acht Seiten lange Briefe, Bilibin sparte seine Wortspiele auf, um sie zum erstenmal bei der Gräfin Besuchow auszusprechen. Es galt für ein Diplom von Geist, bei der Gräfin Besuchow Zutritt zu haben. Junge Leute lasen Bücher vor den Abendgesellschaften Helenes, um im Salon etwas zu sprechen zu haben, und die Gesandtschaftssekretäre und sogar die Gesandten selbst vertrauten ihr diplomatische Geheimnisse an, so daß Helene in gewisser Beziehung eine Macht war. Peter, welcher wußte, daß sie sehr beschränkt war, nahm an diesen Gesellschaften und Dinners mit einem seltsamen Gefühl der Verwunderung teil. In diesen Gesellschaften, in welchen von Politik, Poesie und Philosophie gesprochen wurde, empfand er ein Gefühl wie ein Zauberkünstler, welcher jeden Augenblick die Aufdeckung seines Betrugs fürchtet. Aber der Trug wurde nicht entdeckt, vielleicht weil zur Führung eines solchen Salons eben Dummheit nötig war, oder weil die Betrogenen selbst Vergnügen daran fanden. Bald befestigte sich ihr Ansehen als »entzückende, geistreiche Frau« so unerschütterlich, daß sie die größten

Plattheiten und Unsinnigkeiten reden konnte und doch dadurch alle Zuhörer in Entzücken versetzte, welche einen tiefen Sinn darin suchten, von dem sie selbst keine Ahnung hatte.

Peter war ein Ehemann, wie er für diese glänzende Weltdame unentbehrlich war. Er war der zerstreute Sonderling, der niemand störte und nicht nur den Eindruck des hohen Tons des Salons nicht verdarb, sondern durch seinen Kontrast mit dem vornehmen Takt seiner Frau ihr als vorteilhafter Hintergrund diente. Während dieser zwei Jahre hatte Peter durch seine beständige eifrige Beschäftigung mit immateriellen Interessen und bei seiner aufrichtigen Verachtung für alles übrige sich in der ihm gleichgültigen Gesellschaft seiner Frau jenen Ton des Gleichmuts, der Nachlässigkeit und Nachgiebigkeit angeeignet, welcher nicht künstlich zu erwerben ist und deshalb unwillkürlich Ehrfurcht einflößt. Er trat in den Salon seiner Frau wie ins Theater, war mit allen bekannt und allen in gleichem Maße gleichgültig. Zuweilen ließ er sich in eine Gespräch ein, das ihn interessierte, und ohne Rücksicht darauf, ob die Herren Gesandten zugegen waren oder nicht, sprach er seine Meinung offen aus, welche zuweilen dem herrschenden Ton durchaus nicht entsprach. Aber die Meinung über den wunderlichen Mann der bemerkenswertesten Frau Petersburgs stand schon so fest, daß niemand seine Ausfälle ernst nahm.

Unter den vielen jungen Leuten, die täglich im Hause Helenes verkehrten, war Boris Drubezkoi, der schon viel Erfolg im Dienste erzielt hatte, nach der Rückkehr Helenes aus Erfurt einer der intimsten. Helene nannte ihn »mein Page«. Sie lächelte ihn ebenso an wie alle andern, zuweilen aber war Peter dieses Lächeln unangenehm. Boris benahm sich gegen Peter mit einer besonderen würdevollen, ernsten Höflichkeit. Auch diese Schattierung von Ehrerbietigkeit beunruhigte Peter. Er hatte vor drei Jahren durch die Beleidigung, die ihm seine Frau zufügte, so sehr gelitten, daß er sich jetzt vor der Möglichkeit einer Wiederholung dadurch schützte, daß er nicht der Mann seiner Frau war, und dann auch dadurch, daß er sich nicht erlaubte, eifersüchtig zu werden.

»Nein, jetzt, wo sie Blaustrumpf geworden ist, hat sie sich von den früheren Verirrungen abgewendet«, sagte er sich selbst. »Es gibt kein Beispiel, daß Blaustrümpfe Herzensverirrungen gehabt hätten«, wiederholte er sich selbst, ein Ausspruch, den er einmal irgendwo gelesen hatte und an den er unbedingt glaubte. Aber die Gegenwart Boris' im Salon seiner Frau,

wo er fast beständig war, wirkte physisch auf Peter, fesselte seine Glieder und vernichtete die Freiheit seiner Bewegungen.

»Solch eine seltsame Antipathie«, dachte Peter, »und früher hat er mir doch sogar sehr gefallen!«

In den Augen der Welt war Peter ein großer Herr, ein etwas blinder und lächerlicher Ehemann einer berühmten Frau, ein geistreicher Sonderling, der nichts tat und niemand schadete, ein prächtiger, guter Kerl. In seiner Seele aber ging während dieser Zeit eine komplizierte, mühsame Arbeit innerlicher Entwicklung vor sich, die ihm vieles entdeckte, ihm viele Zweifel, aber auch Freuden brachte.

Die Vermögensumstände Rostows besserten sich nicht während der zwei Jahre, die er auf dem Lande zubrachte. Obgleich Nikolai seinem festen Vorsatz zufolge sparsam lebte, war es durch das verschwenderische Leben in Otradno und besonders durch die Verwaltung Mitenkas dahin gekommen, daß die Schuldenlast mit jedem Jahre mächtig anwuchs. Die einzige Rettung, die der alte Graf finden konnte, war, in den Staatsdienst zu treten, und er fuhr nach Petersburg, um sich eine Stelle zu suchen und zugleich, wie er sagte, zum letztenmal das Mädchenvolk zu amüsieren. Bald nach ihrer Ankunft in Petersburg erhielt Wera einen Heiratsantrag von Berg, welcher angenommen wurde.

Obgleich in Moskau Rostows zu der höchsten Gesellschaft gehörten, waren ihre Bekanntschaften in Petersburg gemischt und ohne bestimmte Grenze. In Petersburg waren sie nur Provinziale, zu welchen sich manche derjenigen Leute nicht herabließen, die sich in Moskau von ihnen füttern ließen, ohne zu fragen, zu welcher Gesellschaft sie gehörten.

In Petersburg führten sie ein ebenso großes Haus wie in Moskau und ihre Diners wurden von den verschiedenartigsten Persönlichkeiten besucht, Gutsnachbarn, alte Beamte ohne Vermögen mit Töchtern, das Hoffräulein Peronsky, Peter Besuchow und der Sohn des Kreispostmeisters, der in Petersburg diente. Boris wurde bald alltäglicher Gast bei Rostows, ebenso Peter, der dem alten Grafen auf der Straße begegnete und von ihm mitgezogen wurde, und Berg, welcher ganze Tage lang bei Rostows verweilte und der ältesten Tochter Wera Aufmerksamkeiten erwies, wie ein junger Mann, der entschlossen ist, einen Heiratsantrag zu machen.

Berg zeigte allen seine Wunde an der Hand aus der Schlacht bei Austerlitz und hielt ganz unnötigerweise den Degen in der linken Hand. Mit solcher Beharrlichkeit und so bedeutsamem Wesen erzählte er allen dieses Ereignis, daß alle überzeugt waren von der Erhabenheit und Würde dieser Tat. Obgleich einige Freigeister lachten, wenn von den Verdiensten Bergs die Rede war, galt er doch für einen pünktlichen, tapferen Offizier, der bei seinen Vorgesetzten vortrefflich angeschrieben war, und für einen soliden jungen Mann, der eine glänzende Karriere vor sich habe. Der Antrag Bergs wurde anfangs bei Rostows mit einem Erstaunen aufgenommen, das wenig

schmeichelhaft für ihn war. Man wunderte sich, wie der Sohn eines unbedeutenden livländischen Edelmannes einer Gräfin Rostow einen Antrag machen könne. Aber ein vorherrschender Charakterzug Bergs war ein so naiver, gutmütiger Egoismus, daß die Eltern unwillkürlich glaubten, es werde alles gut werden, wenn er selbst so fest davon überzeugt sei. Überdies waren die Umstände des Grafen sehr zerrüttet, und Wera war schon zweiundvierzig Jahre alt, und obgleich sie viele Gesellschaften besuchte und unzweifelhaft hübsch und vernünftig war, hatte sie bis jetzt noch nie einen Antrag erhalten. Der Antrag wurde angenommen. In der Familie herrschte die bei solchen Ereignissen übliche Feiertagsstimmung und Freude, aber diese war nicht aufrichtig, sondern nur äußerlich. Die Eltern schienen anfangs verlegen und beschämt zu sein, als ob sie sich selbst Vorwürfe darüber machten, daß sie Wera nicht liebten und sie so leicht weggaben. Am meisten erschien der Graf sorgenvoll und verdüstert. Er hätte wahrscheinlich selbst nicht angeben können, was die Ursache dieser Stimmung war, aber diese war unzweifelhaft durch seine Geldverlegenheit hervorgerufen worden. Er wußte selbst nicht mehr, wieviel er besaß, wieviel Schulden er hatte, und welche Mitgift er Wera geben könne. Bei der Geburt der Töchter war jeder ein Gut mit dreihundert Seelen als Mitgift bestimmt worden, aber das eine dieser Güter war schon verkauft und das andere so hoch verpfändet, daß es auch verkauft werden mußte. Es war also unmöglich, Wera einen Landbesitz als Mitgift zu geben, und Geld war auch nicht vorhanden.

Schon seit einem Monat war Berg Bräutigam, und es fehlte nur noch eine Woche bis zur Hochzeit. Der Graf aber konnte die Frage der Mitgift nicht entscheiden und sprach auch mit seiner Frau nicht darüber. Bald wollte er Wera das Gut im Räsanschen Gouvernement abtreten, bald wollte er Wald verkaufen oder Geld auf Wechsel entleihen. Einige Tage vor der Hochzeit trat Berg frühmorgens in das Kabinett des Grafen und bat mit freundlichem Lächeln ehrerbietig seinen zukünftigen Schwiegervater, ihm Auskunft darüber zu geben, was er der Gräfin Wera mitgeben wolle. Der Graf war so verwirrt bei der schon lange vorhergesehenen Frage, daß er nicht sofort eine Antwort fand.

»Das gefällt mir, daß du an alles denkst, das gefällt mir! Du wirst zufrieden sein.«

Er klopfte Berg auf die Schulter, stand auf und wollte das Gespräch abbrechen, aber Berg erklärte mit höflichem Lächeln, wenn er nicht

bestimmt und sicher erfahren könne, was Wera bestimmt sei, und wenn er nicht einen Teil davon voraus erhalte, so sei er genötigt, zurückzutreten.

»Denn, sehen Sie, Graf, wenn ich mir jetzt erlauben würde, zu heiraten, ohne bestimmte Mittel zur Unterhaltung meiner Frau zu haben, so würde ich niederträchtig handeln...«

Die Unterredung endigte damit, daß der Graf, um großmütig zu erscheinen und nicht neuem Drängen ausgesetzt zu sein, erklärte, er werde einen Wechsel über achtzigtausend Rubel geben. Berg lächelte milde, küßte den Grafen auf die Schulter und sagte, er sei sehr dankbar, aber er könne auf keine Weise sich einrichten, wenn er nicht an barem Gelde dreißigtausend erhalte.«

»Meinetwegen auch zwanzigtausend, Graf«, fügte er hinzu, »und dann einen Wechsel über sechzigtausend.«

»Gut, gut«, erwiderte hastig der Graf. »Aber du mußt mir erlauben, Freundchen, ich gebe zwanzigtausend, und außerdem gebe ich einen Wechsel über achtzigtausend! Nun siehst du! Küsse mich!«

Natalie war sechzehn Jahre alt, und jetzt war das Jahr 1809 herangekommen, dasselbe, bis zu welchem sie vor vier Jahren mit Boris die Jahre an den Fingern aufgezählt hatte, nachdem sie sich geküßt hatten. Seit der Zeit hatte sie Boris nicht wiedergesehen, obgleich er mehrmals in Moskau gewesen war. Wenn Sonja oder ihre Mutter von Boris sprachen, so sagte sie ganz unbefangen, die frühere Kinderei sei längst vergessen, aber in der Tiefe ihres Herzens quälte sie die Frage, ob sie nur im Scherz oder in verbindlicher Weise mit Boris verlobt sei. Anna Michailowna hatte in letzter Zeit Rostows selten besucht und beobachtete immer eine gewisse Würde, jedesmal aber sprach sie feierlich und dankbar von den Verdiensten ihres Sohnes und seiner glänzenden Karriere. Als Rostows in Petersburg lebten, machte Boris einen Besuch.

Er war nicht frei von Aufregung. Die Episode mit Natalie war die glänzendste, poetische Erinnerung Boris', aber er erschien mit dem festen Vorsatz, sowohl ihr als auch den Eltern anzudeuten, daß ihre Jugendbekanntschaft weder für Natalie noch für ihn verbindlich sein könne. Er hatte Pläne zur Verheiratung mit einer der reichsten Erbinnen Petersburgs, welche sich sehr leicht verwirklichen konnten. Als Boris in den Salon Rostows trat, war Natalie in ihrem Zimmer. Sobald sie von seiner Ankunft hörte, eilte sie errötend und strahlend in den Salon.

Boris erinnerte sich nur jener Natalie im kurzen Kleidchen, mit schwarzen, glänzenden Augen, mit mutwilligem, kindlichem Lachen, die er vor vier Jahren gekannt hatte, und deshalb wurde er beim Eintritt einer ganz anderen Natalie verlegen, und sein Gesicht drückte entzückte Bewunderung aus. Natalie war erfreut, als sie dies bemerkte.

»Nun, erkennst du deine kleine, mutwillige Freundin wieder?« fragte die Gräfin.

Boris küßte Natalie die Hand und sagte, er sei erstaunt über die mit ihr vorgegangene Veränderung.

»Wie schön sind Sie geworden«

»Das will ich meinen«, erwiderten die strahlenden Augen Natalies. »Ist Papa alt geworden?« fragte sie.

Natalie nahm nicht weiter am Gespräch teil und betrachtete genau ihren Bräutigam aus den Kinderjahren. Er fühlte, wie ihr freundlicher Blick beständig auf ihm ruhte und blickte zuweilen nach ihr hin.

Uniform, Sporen, Halsbinde, Frisur, alles war elegant und *comme il faut* an Boris, das bemerkte Natalie sofort. Er sprach von den Vergnügungen der höchsten Petersburger Welt und erwähnte mit mildem Spott die früheren moskauischen Zeiten und Bekannten. Nicht ohne Absicht, wie Natalie wohl bemerkte, sprach er auch von der höchsten Aristokratie, von dem Ball eines Gesandten, auf dem er gewesen war, von Einladungen zu N. N. und S. S.

Die ganze Zeit über schwieg Natalie. Ihr Blick brachte Boris mehr und mehr in Erregung und Verlegenheit, immer öfter blickte er nach Natalie hinüber. Nach kaum zehn Minuten erhob er sich, immer noch blickten ihn diese neugierigen, herausfordernden und etwas spöttischen Augen an. Nach seinem ersten Besuch gestand sich Boris, daß Natalie für ihn noch immer ebenso verführerisch sei wie früher, daß er sich aber diesem Gefühl nicht hingeben dürfe, weil eine Verbindung mit ihr – einem Mädchen fast ohne Vermögen – seine Karriere ruinieren würde, und weil es nichtswürdig wäre, die früheren Beziehungen zwecklos zu erneuern. Er beschloß, Natalie zu vermeiden, trotzdem aber kam er nach einigen Tagen wieder und dann immer öfter und brachte endlich ganze Tage bei Rostows zu. Er sagte sich selbst, daß es notwendig wäre, sich mit Natalie auszusprechen und ihr zu sagen, daß alles frühere vergessen sein müsse, daß sie seine Frau nicht sein könne, daß er kein Vermögen habe, und daß man sie ihm nie zur Frau geben werde, aber dazu kam er nicht. Mit jedem Tag verwickelte er sich tiefer. Die Mutter und Sonja bemerkten wohl, daß auch Natalie noch ebenso wie früher in Boris verliebt war. Sie sang ihm seine Lieblingslieder vor, zeigte ihm ihr Album, forderte ihn auf zu einer Inschrift darin und erlaubte nicht, an die frühere Zeit zu erinnern, wodurch sie ausdrückte, wie schön die neue Zeit sei. Jeden Tag fuhr er davon, ohne gesagt zu haben, was er sich vorgenommen hatte, ohne zu wissen, was er tat, warum er gekommen war und wie das endigen werde. Bei Helene erschien er seltener und erhielt fast täglich briefliche Vorwürfe von ihr, dennoch aber verbrachte er ganze Tage bei Rostows.

Eines Abends kam Natalie, wie gewöhnlich in Jacke und Pantoffeln, zu ihrer Mutter. Die Gräfin war eben bei ihrem Abendgebet. »Wird nicht vielleicht dieses Lager mein Grab sein?« sagte sie mit einem Fußfall auf einem kleinen Teppich. Natalie ging auf Zehenspitzen nach dem Bett, warf die Pantoffel ab und grub sich in dieses Lager ein, von dem die Fürstin befürchtete, es könnte ihr Grab sein. Es war ein hohes Federbett mit fünf Kissen. Die Gräfin beendete ihr Gebet und ging zu Bett, wo sie Natalie unter der Decke vergraben fand.

»Nun, nun!« sagte die Mutter mit strenger Miene.

»Mama, kann ich sprechen?« Und sie umfaßte den Hals der Mutter und küßte sie auf das Kinn.

»Nun, von wem heute?« fragte die Gräfin. Diese Abendbesuche Natalies, vor der Rückkehr des Grafen aus dem Klub, waren das Entzücken von Mutter und Tochter.

»Von Boris ... deshalb bin ich gekommen«, sagte sie, »Mama, ist er nicht liebenswürdig?«

»Natalie, du bist sechzehn Jahre alt, in deinen Jahren war ich verheiratet! Du sagst, Boris sei liebenswürdig? Nun ja, ich liebe ihn wie einen Sohn, aber was willst du?.. Woran denkst du? Du hast ihm ganz den Kopf verdreht, das sehe ich, aber du weißt ja, daß du ihn nicht heiraten kannst!«

»Warum nicht?« fragte Natalie, ohne ihre Lage zu verändern.

»Weil er jung ist, weil er arm ist... weil du ihn selbst nicht liebst!«

»Wie wissen Sie das?«

»Ich weiß es, und das ist nicht hübsch, Kleine! Es schickt sich nicht! Nicht alle werden eure Jugenderinnerungen begreifen, und es kann dir in den Augen anderer Leute schaden, wenn man sieht, wie er beständig um dich ist. Er hat vielleicht eine reiche Partie gefunden, aber jetzt wird er den Verstand verlieren.«

»Den Verstand verlieren?« wiederholte Natalie.

»Ja, das sage ich dir! Ich hatte einen Vetter ...«

»Ich weiß, Kirila Matwejtsch! Ist er schon alt?«

»Er war nicht immer ein Greis. Aber siehst du, Natalie, es geht nicht an, daß Boris so oft kommt.«

»Warum nicht? Wenn er Lust hat!«

»Weil ich weiß, daß das zu nichts führen kann! Begreifst du denn das nicht?«

»Mama, er ist sehr verliebt? Was meinen Sie? Waren junge Leute auch so in Sie verliebt? Er ist sehr, sehr liebenswürdig, nur nicht ganz nach meinem Geschmack! – Er ist so schmal wie eine Tischuhr! ... Begreifen Sie nicht! Schmal! Wissen Sie und grau!«

»Was sprichst du da?« erwiderte die Gräfin.

»Begreifen Sie mich nicht? Nikolai würde es begriffen haben! Besuchow ist dunkelblau, aber er ist viereckig.«

»Und doch kokettierst du mit ihm«, sagte lachend die Gräfin.

»Nein, er ist Freimaurer, wie ich gehört habe! Er ist ein vortrefflicher Mensch! Dunkelblau!... Wie soll ich es Ihnen erklären?«

»Mamachen«, rief die Stimme des Grafen von der Tür her, »schläfst du noch nicht?«

Natalie sprang auf, nahm die Pantoffel in die Hand und lief in ihr Zimmer. Lange konnte sie nicht einschlafen, immer dachte sie daran, daß niemand begreifen könne, was in ihr sei.

Am andern Tage lud die Gräfin Boris zu sich ein und sprach mit ihm, und von diesem Tage an stellte er seine Besuche ein.

Am Neujahrsabend des Jahres 1810 fand bei einem hohen Würdenträger ein Ball statt. Man sagte, das diplomatische Korps und auch der Kaiser werde kommen. Auf dem englischen Kai erglänzte das bekannte Haus des hohen Herrn in einer Illumination von zahllosen Flammen. Der Eingang war mit rotem Tuch belegt, Gendarmen, ein Dutzend Polizeioffiziere und sogar der Polizeimeister standen auf der Straße. Zahllose Wagen fuhren vor. Herren in Uniform, mit Ordensbändern und Sternen, sowie Damen in reichen Atlaskleidern stiegen vorsichtig aus und traten rasch und schweigend in das Haus.

Schon war ein Drittel der Gäste versammelt, aber im Hause Rostow herrschte noch aufgeregte Geschäftigkeit als Folge der Befürchtungen, daß keine Einladungen kommen würden, daß die Kleider nicht fertig werden würden, daß nicht alles so gelingen werde, wie es sein sollte. Um zehn Uhr abends sollte Rostow am Taurischen Garten vorfahren, um Maria Perowska, eine Freundin und Verwandte der Gräfin, ein hageres, gelbes Hoffräulein vom früheren Hof, abzuholen. Es fehlten nur noch zehn Minuten an zehn und noch waren die Damen nicht angekleidet. Es war der erste Ball, den Natalie in ihrem Leben besuchte. Sie war um acht Uhr morgens aufgestanden und hatte sich den ganzen Tag über in fieberhafter Aufregung befunden. Alles Wesentliche war schon getan, Füße, Hände, Hals, Ohren waren besonders sorgfältig gewaschen und ballmässig parfümiert und gepudert, die Frisuren waren beinahe vollendet, jedoch war noch lange nicht das letzte Hindernis beseitigt. Das Kleid war zu lang, und eine Kammerzofe lag auf den Knien und war beschäftigt, es einzunähen.

»Himmel!« rief Sonja verzweifelt. »Es ist noch zu lang!« Natalie betrachtete sich im Spiegel, das Kleid war zu lang.

»Nun, in einer Minute wird es geändert sein«, sagte die entschlossene Dunjascha, die Zofe, und warf sich wieder auf die Knie. Mit leisen Schritten trat die Gräfin ein.

»Nun, meine Schönheit!« rief der Graf. »Schöner als ihr alle!« Er wollte sie umarmen, aber sie zog sich errötend zurück. Um ein Viertel elf Uhr endlich saßen sie alle im Wagen und fuhren ab, aber sie mußten noch zum Taurischen Garten fahren.

Das Hoffräulein war schon bereit, gewaschen, parfümiert, gepudert und geschminkt, trotz ihres Alters und ihrer Häßlichkeit. Auch ihre alte Zofe bewunderte entzückt ihre Toilette, als sie mit gelbem Kleid und einer Schärpe in den Salon trat. Man bewunderte gegenseitig die Toiletten und den Geschmack und um elf Uhr bestieg man vorsichtig den Wagen und fuhr ab.

Beim Eintritt in den ersten Saal wurde Natalie betäubt von dem gleichmäßigen Geräusch der Stimmen und Schritte und geblendet vom Lichtglanz. Der Herr und die Dame des Hauses, welche schon seit einer halben Stunde an der Eingangstür standen und jedem Gast immer dieselben Worte wiederholten: »Sehr erfreut! Sehr erfreut, Sie zu sehen!« empfingen auch Rostows und das Hoffräulein. Im Saal drängten sich die Gäste bei den Eingangstüren in Erwartung des Kaisers. Die Gräfin nahm in den ersten Reihen Platz. Natalie hörte, wie mehrere Stimmen nach ihr fragten. Das alte Hoffräulein bezeichnete der Gräfin die bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Anwesenden.

»Hier ist der holländische Gesandte«, sagte sie und deutete nach einem Greis mit silbergrauen Haaren, »und hier ist die Beherrscherin von Petersburg, die Gräfin Besuchow!«

»Wie schön!«

»Sehen Sie, wie die jungen und alten Leute sie bewundern! Sie ist schön und geistreich, man sagt, der Prinz... sei wahnsinnig in sie verliebt! Aber diese zwei dort, obgleich sie nicht hübsch sind, werden noch mehr bestürmt.«

Sie deutete auf eine Dame, welche durch den Saal ging mit einer sehr häßlichen Tochter.

»Das ist eine Millionenerbin«, sagte das Hoffräulein, »und da kommen auch Freier. – Das ist der Bruder der Gräfin Besuchow, Anatol Kuragin«, sagte sie und deutete nach einem hübschen Offizier der Chevaliergarde, der mit hoherhobenem Kopf bei ihnen vorüberging und über die Damen wegblickte. »Wie schön! Nicht wahr? Man sagt, er werde diese reiche Erbin heiraten. Und da ist Ihr Vetter Drubezkoi, der ihr auch sehr den Hof macht; man sagt, sie habe Millionen. Da kommt auch der französische Gesandte, sieht aus wie der Kaiser, aber diese Franzosen sind doch sehr nett. Und hier dieser Dicke mit der Brille, das ist der Allerweltsfreimaurer«, fuhr das Hoffräulein fort, als sie Besuchow erblickte. »Stellen Sie ihn neben seine Frau – die reine Vogelscheuche!«

Peter wälzte seinen dicken Körper weiter und nickte nachlässig und gleichmütig nach rechts und links. Er schien jemand zu suchen. Natalie sah

erfreut das bekannte Gesicht Peters und wußte, daß Peter die Ihrigen und besonders sie selbst in der Menge suchte, er hatte ihr versprochen, auf dem Ball zu sein und ihr Tänzer vorzustellen. Doch Peter kam nicht, sondern blieb vor einem kleinen, sehr hübschen Offizier in weißer Uniform stehen, der am Fenster mit einem hochgestellten Herrn mit Sternen und Ordensband sprach. Natalie erkannte sogleich den kleinen jungen Mann in der weißen Uniform. Es war Bolkonsky, welcher ihr sehr vergnügt und hübscher geworden zu sein schien.

»Da ist noch ein Bekannter, Bolkonsky! Sehen Sie, Mama!« sagte Natalie, nach dem Fürsten Andree deutend.

»Ach, Sie kennen ihn?« fragte das Hoffräulein. »Ich kann ihn nicht ausstehen! Alle Welt ist jetzt vernarrt in ihn! Und ein Stolz ohne Grenzen, er gleicht seinem Vater! Hat sich an Speransky gehängt und schreibt Prospekte. Sehen Sie, wie er sich gegen Damen benimmt! Sie spricht mit ihm und er kehrt sich um! Ich würde ihn abtrumpfen, wenn er sich gegen mich so benehmen würde wie gegen diese Damen.«

Plötzlich geriet alles in Bewegung. Die Menge teilte sich und in der dadurch entstandenen Gasse erschien bei den Klängen des Orchesters der Kaiser, gefolgt von dem Herrn und der Dame des Hauses. Der Kaiser grüßte nach rechts und links. Die Musik spielte eine Polonäse. Während der Kaiser in den Saal trat, wogte die Menge an den Türen, einige Personen eilten hastig mit aufgeregten Mienen dahin und dorthin, dann wogte die Menge wieder von der Saaltür zurück, in welcher der Kaiser erschien, im Gespräch mit der Dame des Hauses. Ein junger Mann mit ganz aufgeregtem Gesicht stürzte auf einige neugierige Damen zu, die sich allzusehr vordrängten, ohne auf ihre Toilette Rücksicht zu nehmen, und bat sie, zurückzutreten. Ein Schwarm von Generalen, Gesandten, Ministern folgte dem Kaiser. Mehr als die Hälfte der Damen hatten Tänzer und schritten in der Polonäse mit. Natascha ließ ihre dünnen Arme hängen, und während ihr unbestimmter Busen sich gleichmäßig hob und senkte, blickte sie mit glänzenden, erschreckten Augen auf die Menge. Sie sah nicht den Kaiser, noch alle die vornehmen Personen, welche das alte Hoffräulein nannte, nur ein Gedanke nahm sie ein: »Wird wirklich niemand zu mir kommen? Werde ich nicht mit den ersten tanzen? Bemerkt mich keiner dieser Herren, welche jetzt mich nicht zu sehen scheinen? Nein, das kann nicht sein!« dachte sie. »Sie müßten wissen, wie gern und wie schön ich tanze!«

Die Klänge der Polonäse, die ziemlich lange dauerte, klangen traurig in ihren Ohren, sie war dem Weinen nahe. Das Hoffräulein verließ sie, der Graf war am anderen Ende des Saales, die Gräfin stand mit Sonja und Natalie allein, wie im Walde, in dieser fremden Menge, von niemand beachtet.

Fürst Andree ging mit einer Dame an ihnen vorüber und erkannte sie nicht. Der schöne Anatol sagte lächelnd etwas zu der Dame, die er führte, und blickte Natalie mit einer Miene an, als ob er die Wand ansähe. Boris kam zweimal an ihnen vorüber und wandte sich jedesmal ab. Berg und seine Frau, welche nicht tanzten, traten auf sie zu, aber Natalie sah sie nicht an. Endlich blieb der Kaiser neben seiner dritten Tänzerin stehen, die Musik schwieg. Ein geschäftiger Adjutant eilte auf die Gräfin zu und bat sie, noch mehr zurückzutreten, obgleich sie schon an der Wand standen. Jetzt

ertönten die verführerischen, gemessenen Klänge eines Walzers. Der Kaiser blickte sich lächelnd im Saale um, eine Minute verging, niemand fing an. Der diensteifrige Adjutant und Tanzordner trat auf die Gräfin Besuchow zu und lud sie zum Tanze ein. Lächelnd erhob sie den Arm und legte ihn auf die Schulter des Adjutanten, ohne ihn anzusehen. Der Adjutant, ein Meister des Tanzes, umfaßte die Dame und begann nachlässig, mit gemessenen Schritten eine Glissade, dann an der Ecke des Saales ergriff er ihre linke Hand, wandte sich um, und unter den sich beschleunigenden Klängen der Musik hörte man nur das gemessene Klirren der Sporen an den schnellen und gewandten Füßen des Adjutanten. Natalie sah nach ihnen und war dem Weinen nahe.

Der Fürst Andree in seiner weißen Oberstenuniform mit Strümpfen und Schuhen stand heiter angeregt in den ersten Reihen des Kreises, nicht weit von Rostow. Baron Vierhof sprach mit ihm über die gestrige Sitzung des Staatsrats, aber Andree hörte nicht darauf und blickte bald nach dem Kaiser, bald nach den Tänzern, die nicht in den Kreis zu treten wagten. Peter kam auf Fürst Andree zu und erfaßte ihn am Arm.

»Sie tanzen ja immer! Dort ist mein Schützling, die kleine Rostow, fordern Sie sie auf!« sagte er.

»Wo?« fragte Bolkonsky. »Entschuldigen Sie«, sagte er zu dem Baron, »wir werden dieses Gespräch an einer andern Stelle fortsetzen, auf dem Balle aber muß man tanzen!« Er ging in der Richtung, welche Peter ihm anzeigte, und erblickte bald das verzweifelte Gesichtchen Natalies. Jetzt erkannte er sie und erriet ihre Gefühle. Mit einer tiefen Verbeugung gegen die Gräfin trat er auf Natalie zu und erhob den Arm, um ihre Taille zu umfassen, noch ehe er seine Aufforderung zum Tanz ausgesprochen hatte. Natalies betrübte Miene erhellte sich mit einem glücklichen, dankbaren, kindlichen Lächeln.

»Schon lange habe ich dich erwartet«, sagten ihre in Tränen schimmernden Augen, indem sie ihren Arm auf die Schulter des Fürsten Andree legte. Sie waren das zweite Paar, das in den Kreis trat. Fürst Andree war einer der vortrefflichsten Tänzer seiner Zeit, und Natalie tanzte nicht minder vorzüglich, und ihre Füßchen in den Atlastanza schuhen taten leicht und ganz unabhängig von ihr ihre Pflicht, während ihr Gesicht in Entzücken strahlte. Ihr entblößter Hals und ihre Arme waren hager und nicht schön im Vergleich mit den Schultern Helenes, aber auf Helene schien durch die tausend Blicke, welche ihre Gestalt überflogen, ein Anflug von Firnis

abgelagert worden zu sein, während Natalie als junges Mädchen erschien. das man zum erstenmal so entblößt hatte und welches darüber sehr beschämt gewesen wäre, wenn man ihm nicht versichert hätte, das müsse durchaus so sein.

Nach Fürst Andree kam Boris und forderte sie zum Tanz auf, dann auch jener Adjutant und Tanzordner und noch andere junge Leute. Natalie gab ihre überflüssigen Tänzer an Sonja ab und tanzte den ganzen Abend glücklich und strahlend. Sie bemerkte nichts und sah nichts von dem, was alle Welt auf dem Ball in Anspruch nahm. Sie bemerkte nicht, wie der Kaiser lange mit dem französischen Gesandten sprach, wie er besonders gnädig mit einer Dame sprach, was Prinz Soundso machte und sagte, welcher großen Erfolg Helene hatte, sie sah auch nicht den Kaiser und bemerkte, daß er abgefahren war, erst daran, daß der Ball sich mehr belebte. Den Kotillon vor dem Souper tanzte Fürst Andree mit Natalie. Wie alle Leute, welche in der Welt aufgewachsen sind, schätzte er das, was nicht das allgemeine, weltliche Gepräge hatte, und eine solche Ausnahme war Natalie mit ihrer naiven Freude und Schüchternheit und ihrem fehlerhaften Französisch. Er sprach besonders zärtlich und bedächtig mit ihr über ganz einfache Gegenstände und ergötzte sich an dem freudigen Glanz ihrer Augen und ihrem Lächeln, das mit dem Gegenstand des Gesprächs nichts zu tun hatte, sondern aus ihrer innerlichen Glückseligkeit entsprang. Er beobachtete ihre schüchterne Grazie. Während des Kotillons hatte Natalie zwei Damen auszuwählen, Fürst Andree sah ihr nach, während sie durch den Saal ging.

»Wenn sie zuerst zu ihrer Cousine geht und dann nach einer anderen Dame, so wird sie meine Frau«, sagte Fürst Andree plötzlich zu sich selbst. Sie ging zuerst auf Sonja zu.

»Auf welchen Unsinn man zuweilen verfällt!« dachte Fürst Andree. »Aber dieses Mädchen besitzt wirklich eine so eigentümliche Liebenswürdigkeit und Grazie, daß sie kaum einen Monat tanzen, dann aber heiraten wird, das ist hier eine Seltenheit«, dachte er, als Natalie, die Rose auf ihrer Brust feststeckend, sich neben ihn setzte. Am Ende des Kotillons trat der alte Graf in seinem blauen Frack zu den Tanzenden, lud Fürst Andree ein, ihn zu besuchen, und fragte die Tochter, ob sie vergnügt gewesen sei. Natalies Blicke antworteten: »Wie kann man so fragen?«

»So vergnügt wie nie in meinem Leben«, erwiderte sie, und Fürst Andree bemerkte, wie rasch sich ihre dünnen Arme erhoben, um ihren Vater zu

umarmen. Sie befand sich auf jener höchsten Stufe der Glückseligkeit, wo der Mensch vollkommen gut und edel wird und nicht an die Möglichkeit des Bösen, des Unglücks und des Kummers glaubt.

Auf diesem Balle fühlte sich Peter zum erstenmal verletzt durch die Stellung, die seine Frau in den höchsten Sphären einnahm. Zerstreut und finster blickte er durchs Fenster hinaus.

Als Natalie an ihm vorüberging, fiel ihr sein düsteres, unglückliches Gesicht auf. Sie blieb stehen, sie wünschte ihm zu helfen und ihm etwas von dem Überfluß ihres Glückes abzutreten.

»Wie prächtig, wie heiter, Graf!« sagte sie. »Nicht wahr?«

Peter lächelte zerstreut; er hatte augenscheinlich nichts verstanden.

»Ja, ich bin sehr erfreut«, sagte er.

»Wie ist es möglich, daß man über irgend etwas unzufrieden sein kann?« dachte Natalie, »besonders ein so guter Mensch, wie dieser Besuchow.« In den Augen Natalies waren alle auf diesem Balle Anwesenden ohne Ausnahme gute, liebenswürdige, prächtige Menschen, die alle einander liebten und sich nicht beleidigen konnten, und darum alle glücklich sein mußten.

Am andern Tage machte Fürst Andree Besuche in verschiedenen Häusern, wo er noch nie gewesen war und darunter auch bei Rostows. Es waren nicht nur die Gesetze der Höflichkeit, die in ihm den Wunsch rege machten, dieses lebhaftes, eigentümliche Mädchen zu Hause zu sehen.

Natalie begegnete ihm zuerst. Sie trug ein blaues Hauskleid, in dem sie Fürst Andree noch vorteilhafter erschien als im Ballstaat. Fürst Andree wurde wie ein alter Freund, einfach und herzlich empfangen. Die ganze Familie, welche Fürst Andree früher so streng beurteilt hatte, erschien ihm jetzt in vorteilhaftem Licht. Der alte Graf lud ihn so herzlich zu Tisch ein, daß er nicht ablehnen konnte.

»Ja, es sind gute, vortreffliche Menschen«, dachte er. »Natürlich haben sie keine Ahnung davon, welchen Schatz sie in Natalie besitzen.«

Nach Tisch ging Natalie auf Fürst Andrees Bitte zum Klavier und sang. Fürst Andree stand beim Fenster und sprach mit den Damen, während er zuhörte. Plötzlich verstummte er und fühlte, wie Tränen in seine Kehle traten. Etwas Neues, Glückseliges ging beim Anblick Natalies in ihm vor. Er hatte durchaus keine Ursache zu weinen; war aber nahe daran. Warum? Um seine frühere Liebe? Um die kleine Fürstin? Um seine Enttäuschungen oder wegen seiner Hoffnungen für die Zukunft? ... Ja und nein.

Als Natalie aufgehört hatte, zu singen, fragte sie ihn, wie ihm ihre Stimme gefalle und wurde darauf selbst verlegen über ihre Frage. Er lächelte und sagte, ihr Gesang gefalle ihm ebensogut wie alles, was sie tue. Spät am Abend kam Fürst Andree nach Hause und legte sich schlafen, sah aber bald ein, daß er nicht schlafen konnte. So freudig war ihm zumute als ob er aus einem dumpfen Zimmer in das freie Tageslicht gekommen wäre. Er dachte nicht an sie, er dachte nicht, daß er verliebt sei. Zum erstenmal nach langer Zeit begann er glückselige Pläne für die Zukunft zu machen. Er wollte sich der Erziehung seines Sohnes widmen und ihm einen Erzieher suchen, dann Urlaub nehmen und ins Ausland reisen, nach England, Italien und der Schweiz.

»Ich muß meine Freiheit benutzen, solange ich noch so viel Jugendkraft in mir fühle«, sagte er zu sich selbst. »Peter hatte recht, als er sagte, man müsse an die Möglichkeit des Glückes glauben, um glücklich zu sein, und

jetzt glaube ich daran. Lasset die Toten ihre Toten begraben; solange man lebt, muß man leben und glücklich sein.«

Am andern Tage erschien Fürst Andree wieder bei Rostows zu Tisch, da ihn der alte Graf dringend eingeladen hatte, und brachte den ganzen Tag dort zu. Alle im Hause wußten, warum der Fürst kam, und er suchte auch unverhohlen Natalies Gesellschaft. Die Gräfin blickte besorgt und mit ernster Miene den Fürsten an, wenn er mit Natalie sprach, und machte schüchtern einige undeutliche Bemerkungen, sowie er sich nach ihr umsah. Sonja fürchtete sich, Natalie zu verlassen, fürchtete aber auch, überflüssig zu sein, wenn sie bei ihr blieb. Natalie erbleichte in freudiger Erwartung, wenn sie auf einen Augenblick mit ihm allein blieb. Sie war erstaunt über Andrees Schüchternheit und fühlte, daß er ihr etwas sagen wollte, sich aber nicht dazu entschließen konnte.

Als der Fürst abends nach Hause fuhr, rief die Gräfin Natalie zu sich und fragte sie flüsternd: »Nun, was?«

»Mama, ich bitte Sie, fragen Sie mich jetzt nicht; ich kann nicht sprechen«, sagte Natalie.

Aber an diesem Abend lag Natalie bald aufgereg, bald erschrocken mit starren Augen lang auf dem Bette der Mutter. Sie erzählte, wie er sie belobt habe, wie er ihr erzählt hatte, er werde ins Ausland reisen, und gefragt habe, wo sie diesen Sommer zubringen werden. Dann habe er sie nach Boris gefragt. »Aber solch ein Gefühl habe ich niemals gehabt«, sagte sie. »Ich fürchte mich immer in seiner Gegenwart! Was bedeutet das? Mama, schlafen Sie?«

»Nein, mein Kind. Ich bin selbst in Angst«, erwiderte sie.

»Nun, ich werde schlafen. Was ist das für eine Dummheit, zu schlafen! Mama, Mama, konnten wir das denken! Er mußte auch jetzt gerade nach Petersburg kommen, wo wir hier leben! Und dann mußten wir ihn auf dem Ball treffen. Das ist Schicksalsfügung! Schon damals, als ich ihn sah, hatte ich ein eigentümliches Gefühl.«

»Was hat er dir noch gesagt? Lies die Gedichte vor, die er in dein Album geschrieben hat!« sagte die Mama gedankenvoll.

»Mama, das ist doch keine Schande, daß er Witwer ist?«

»Unsinn, Natalie! Ehen werden im Himmel geschlossen«, sagte die Mutter. Zu derselben Zeit saß Fürst Andree bei Peter und sprach von seiner

Liebe und von seinem festen Entschluß, Natalie zu heiraten.

An diesem Abend war bei der Gräfin Helene eine Abendgesellschaft, welche von dem französischen Gesandten, von dem Prinzen, der in letzter Zeit häufiger Besucher der Gräfin war, und einer glänzenden Gesellschaft vornehmer Herren und Damen besucht war. Peter war unten, ging durch die Säle und fiel allen Gästen auf durch sein zerstreutes, düsteres Wesen. Zu dieser Zeit wurde Peter häufig von Hypochondrie befallen, die er verzweifelt bekämpfte. Seitdem der Prinz sich seiner Frau genähert hatte, war Peter ganz unerwartet zum Kammerherrn ernannt worden, und seit dieser Zeit empfand er eine peinliche Beschämung in der großen Welt, und immer häufiger stiegen Gedanken über die Eitelkeit der ganzen Menschheit in ihm auf. Um zwölf Uhr verließ er die Gemächer der Gräfin, setzte sich oben, in einem vollgerauchten, niedrigen Zimmer an den Tisch in einem abgetragenen Schlafrock und vertiefte sich in freimaurerische Studien, als jemand in das Zimmer trat. Es war Fürst Andree mit strahlender, entzückter Miene.

Im Egoismus seines Glücks sah er nicht die schwermütige Miene Peters.

»Nun, Freund«, sagte er, »gestern wollte ich dir etwas sagen, und deshalb bin ich heute gekommen. Ich habe niemals etwas Ähnliches empfunden, Ich bin verliebt, mein Freund!«

Peter ließ sich mit einem schweren Seufzer auf dem Diwan nieder, neben dem Fürsten Andree.

»In Natalie Rostow?« fragte er.

»Ja, ja, in wen sonst? Ich hätte es niemals geglaubt, daß dieses Gefühl stärker ist als ich. Erst jetzt fange ich an zu leben! Aber ich kann nicht ohne sie leben! Wird sie mich lieben können? Bin ich nicht zu alt für sie? Was meinst du?«

»Ich, ich?« sagte Peter, »Ich habe das immer gedacht. Dieses Mädchen ist solch ein Kleinod ... ein seltenes Mädchen ... Lieber Freund, ich bitte Sie, überlegen Sie nicht länger, werfen Sie alle Zweifel beiseite! Sie müssen heiraten! Heiraten! Heiraten! Und ich bin überzeugt, daß es keinen glücklicheren Menschen als Sie geben wird.«

»Aber sie?«

»Sie liebt Sie«, sagte Peter, »das weiß ich.«

»Nein, höre mich an!« sagte Fürst Andree. »Begreifst du meinen Zustand? Ich möchte jemand alles sagen.«

»Nun, nun sprechen Sie! Ich freue mich sehr!« sagte Peter, und wirklich veränderte sich seine Miene, Auch Fürst Andree schien ein ganz neuer Mensch zu sein. Wo war diese Schwermut, diese Verachtung des Lebens? Peter war der einzige Mensch, dem er sich entschließen konnte, alles anzuvertrauen und deshalb sagte er ihm auch alles, was er auf dem Herzen hatte. Er machte Pläne für die Zukunft, sprach davon, wie er sein Glück nicht der Laune seines Vaters opfern könne, wie er den Vater zur Einwilligung zu dieser Heirat bringen wolle.

»Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so lieben könne«, sagte Fürst Andree. »Die ganze Welt ist für mich in zwei Hälften geteilt, die eine ist sie, und dort herrscht Glück, Hoffnung und Licht, die andere Hälfte ist – alles, wo sie nicht ist, und dort herrscht Jammer und Finsternis.«

Zur Hochzeit war die Einwilligung des Vaters nötig, und deshalb reiste Fürst Andree am folgenden Tage ab zu seinem Vater.

Der alte Fürst nahm die Mitteilung seines Sohnes mit äußerlicher Ruhe, aber innerlicher Wut auf. Er konnte nicht begreifen, daß jemand sein Leben ändern, ein neues Element in dasselbe einführen wollte, während sein Leben schon zu Ende ging.

»Wenn man mich nur leben lassen wollte, wie ich will, bis an mein Ende, nachher können sie machen, was sie wollen«, sagte der Alte zu sich selbst. Seinem Sohn gegenüber wandte er jedoch die Diplomatie an, die er in wichtigen Fällen beobachtete, er besprach die ganze Sache in ruhigem Ton. Erstens sei die Heirat nicht glänzend in bezug auf Reichtum und Vornehmheit, sagte er, zweitens sei Fürst Andree nicht mehr in der ersten Jugend und von schwacher Gesundheit, was er besonders betonte, sie aber sei noch sehr jung, drittens habe er einen Sohn, den man nicht den Weibsleuten überlassen könne. »Viertens endlich«, sagte der Alte, indem er seinen Sohn spöttisch anblickte, »muß ich dich bitten, die Sache noch ein Jahr aufzuschieben. Fahre ins Ausland, stärke deine Gesundheit, suche einen passenden Deutschen für den Fürsten Nikolai, und dann, wenn die Liebe, die Leidenschaft und was noch alles so groß sind, dann heirate. Und das ist mein letztes Wort, hörst du, mein letztes!« schloß der Fürst in einem Ton, mit dem er ausdrückte, daß ihn nichts von seinem Entschluß abbringen könne.

Fürst Andree sah klar, daß der Alte hoffte, seine Gefühle für seine zukünftige Braut werden die Probe eines Jahres nicht aushalten, oder er selbst, der alte Fürst, werde während dieser Zeit sterben, deshalb beschloß er, den Willen seines Vaters zu erfüllen, seinen Antrag zu machen und die Hochzeit auf ein Jahr aufzuschieben.

Drei Wochen nach seinem letzten Besuch bei Rostows kehrte Fürst Andree nach Petersburg zurück.

Den ganzen Tag nach dem letzten Besuch des Fürsten erwartete ihn Natalie vergebens, der zweite und dritte Tag vermehrte die Spannung. Auch Peter kam nicht, und da Natalie nicht wußte, daß Fürst Andree zu seinem Vater gereist war, konnte sie sich sein Ausbleiben nicht erklären. So

vergingen drei Wochen, Natalie wollte nicht ausgehen und ging wie ein Schatten in den Zimmern umher. Am Abend weinte sie heimlich und ging nicht mehr zu ihrer Mutter. Sie wurde sehr reizbar, sie glaubte, alle wüßten von ihrer Enttäuschung, würden sie verlachen und bedauern, und ihr verwundeter Stolz vermehrte noch ihren Kummer.

Eines Abends ging sie zur Gräfin, und noch ehe sie sprechen konnte, brach sie in Tränen aus. Es waren Tränen eines beleidigten Kindes, das nicht weiß, warum es bestraft wurde.

Die Gräfin suchte Natalie zu beruhigen, und diese hörte anfangs ruhig zu, plötzlich aber unterbrach sie ihre Mutter.

»Hören Sie auf, Mama, ich will an nichts mehr denken! Er ist davongefahren und ausgeblieben!« ... Ihre Stimme zitterte, aber sie fuhr fort: »Und ich will überhaupt nicht heiraten! Ich fürchte mich vor ihm, und jetzt habe ich mich ganz beruhigt.«

Am andern Tage legte Natalie ihr altes Kleid an und nahm wieder ihre frühere Lebensweise auf, von der sie nach dem Ball abgewichen war. Nach dem Tee ging sie in den Saal und begann ihre Gesangsübungen.

»Es ist auch gut so! Wozu noch daran denken?« sagte sie zu sich selbst, stand auf und ging im Saale auf und ab. Vor dem Spiegel blieb sie stehen und betrachtete sich selbst.

»Das bin ich«, sagte ihre Miene. »Nun, es ist gut, und ich habe niemand nötig.«

Ein Diener wollte eintreten, um etwas im Saale zu ordnen, aber sie ließ ihn nicht ein, schloß wieder die Tür hinter ihm und setzte ihren Spaziergang fort.

»Entzückend, diese Natalie!« wiederholte sie sich die Worte, die sie gehört hatte. »Schön, hübsche Stimme, jung, und sie stört niemand, man muß sie nur in Ruhe lassen!« Aber so sehr man sie auch in Ruhe ließ, sie konnte nicht ruhig sein und empfand dies sogleich selbst.

Im Vorzimmer wurde ein Tür geöffnet, jemand fragte: »Zu Hause?« Und dann vernahm sie Schritte.

Natalie blickte in den Spiegel, ihr Gesicht war bleich, sie hörte Geräusch im Vorzimmer. Das war er, sie wußte es, obgleich seine Stimme durch die verschlossene Tür kaum vernehmlich war.

Natalie eilte bleich und aufgeregt zur Tür.

»Mama, Bolkonsky ist gekommen!« rief sie. »Mama! Es ist schrecklich! Ich kann es nicht ertragen! Was soll ich tun?«

Noch ehe die Gräfin ihr antworten konnte, trat Fürst Andree mit besorgter, ernster Miene in den Salon. Sobald er Natalie erblickte, strahlte sein Gesicht, er küßte der Gräfin und Natalie die Hände und setzte sich neben den Diwan.

»Wir hatten lange nicht das Vergnügen«, begann die Gräfin, aber Fürst Andree unterbrach sie.

»Ich bin diese ganze Zeit über nicht gekommen, weil ich bei meinem Vater war. Ich hatte mit ihm eine sehr wichtige Sache zu besprechen, erst heute nacht bin ich zurückgekehrt«, sagte er, Natalie anblickend. »Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Gräfin« fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

Die Gräfin seufzte schwer und schlug die Augen nieder.

»Ich stehe zu Diensten«, sagte sie.

Natalie wußte, daß sie das Zimmer verlassen sollte, konnte sich aber nicht dazu entschließen, ihre Kehle war wie zugeschnürt und sie blickte den Fürsten starr an.

»Jetzt, diesen Augenblick. Nein, das kann nicht sein!« dachte sie.

»Geh, Natalie, ich werde dich rufen!« flüsterte die Gräfin.

Natalie blickte mit erschreckten, bittenden Augen den Fürsten Andree und ihre Mutter an und ging.

»Ich bin gekommen, Frau Gräfin, um die Hand Ihrer Tochter zu bitten«, sagte Fürst Andree.

Die Gräfin fuhr zusammen. »Ihr Antrag ...« begann sie mit Würde.

Er schwieg und sah sie erwartend an.

»Ihr Antrag...« sie wurde verwirrt... »ist uns angenehm!... Ich nehme Ihren Antrag an und freue mich sehr, und mein Mann, hoffe ich... Aber es hängt von ihr selbst ab ...«

»Ich werde sogleich mit ihr sprechen, sobald ich Ihre Einwilligung habe. Werden Sie sie mir geben?« fragte Fürst Andree.

»Ja«, erwiderte die Gräfin, streckte ihm die Hand entgegen und mit einem gemischten Gefühl der Entfremdung und Zärtlichkeit drückte sie ihre Lippen auf seine Stirn, während er sich auf ihre Hand herabbeugte. Sie wünschte, ihn wie einen Sohn lieben zu können, aber sie konnte ein Gefühl des Zweifels und der Kälte nicht unterdrücken.

»Ich bin überzeugt, mein Mann wird einwilligen«, sagte die Gräfin. »Aber Ihr Vater?«

»Mein Vater, dem ich meine Absicht mitgeteilt habe, hat zur Bedingung gemacht, daß die Hochzeit nicht früher als in einem Jahr stattfinden soll,

und das wollte ich Ihnen mitteilen«, sagte Fürst Andree.

»Es ist wahr, Natalie ist noch sehr jung, aber – so lange?«

»Es ist nicht anders möglich«, sagte Fürst Andree seufzend.

»Ich werde sie zu Ihnen senden«, sagte die Gräfin und verließ das Zimmer. Natalie saß bleich und mit trockenen Augen auf ihrem Bett, blickte nach dem Heiligenbild und bekreuzigte sich.

»Komm! Komm zu ihm!« sagte die Mutter. »Er hat um deine Hand angehalten.

Natalie fiel ihre Kälte auf. Später konnte sich Natalie nicht erinnern, wie sie in den Saal getreten war. Als sie ihn anblickte, blieb sie stehen. »Soll wirklich dieser Mann mir alles sein?« fragte sie sich selbst. »Ja, er allein ist mir teurer als alles auf der Welt!«

Fürst Andree kam ihr entgegen.

»Ich liebe Sie seit dem Augenblick, wo ich Sie zuerst gesehen habe! Darf ich hoffen?«

Er blickte sie an mit ernster Leidenschaft. Ihre Miene antwortete: Wozu fragen und zweifeln? Wozu sprechen, wenn man mit Worten nicht ausdrücken kann, was man empfindet. Sie näherte sich ihm. Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

»Lieben Sie mich?«

»Ja«, erwiderte Natalie schluchzend und weinte.

»Warum? Was ist Ihnen?«

»Ach, ich bin so glücklich!« erwiderte sie durch Tränen lächelnd. Dann trat sie näher, überlegte einen Augenblick, als ob sie sich selbst fragte, ob sie dürfe – und küßte ihn.

Fürst Andree hielt ihre Hände und blickte ihr in die Augen und fand aber in seinem Herzen nicht mehr die frühere Liebe zu ihr. In seinem Innern hatte sich plötzlich etwas umgewandt, es war nicht mehr das frühere poetische Geheimnis voll Entzücken, sondern Mitleid mit ihrer Weiblichkeit und kindlichen Schwachheit, ein drohendes und zugleich freudiges Bewußtsein der Pflicht, die ihn auf immer mit ihr verband. Das jetzige Gefühl war nicht so hell und poetisch wie das frühere, aber ernster und stärker.

»Hat Ihnen Mama gesagt, daß es nicht früher als in einem Jahr sein kann?« fragte er.

»Ist es möglich, daß ich jetzt in dieser Minute Frau geworden bin, und diesem fremden, lebenswürdigen, klugen Mann, den selbst der Vater

verehrt, gleichstehe? Ist es wahr, daß ich jetzt für jede Handlung und jedes Wort verantwortlich bin? Aber was hat er gefragt?«

»Nein«, antwortete sie, ohne sich zu erinnern, was er gefragt hatte.

»Vergeben Sie mir«, sagte Fürst Andree, »aber Sie sind so jung, und ich habe so viel im Leben gesehen, ich fürchte für Sie! Sie erkennen sich selbst noch nicht.«

Natalie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Worte, bemühte sich aber vergeblich, ihren Sinn zu fassen.

»Wie schwer wird mir dieses Jahr sein, das mein Glück aufschiebt«, fuhr er fort. »Während dieser Zeit werden Sie sich selbst kennen lernen. Ich bitte Sie, nach einem Jahr mein Glück zu machen, aber Sie sind frei, unsere Verlobung bleibt geheim, und wenn Sie sich überzeugen sollten, daß Sie mich nicht lieben ... oder ...« sagte der Fürst mit gezwungenem Lächeln.

»Warum sagen Sie das?« unterbrach ihn Natalie.

»In einem Jahr werden Sie sich selbst kennen lernen.«

»Ein ganzes Jahr ...?« rief plötzlich Natalie, welche jetzt erst begriff, daß die Hochzeit auf ein Jahr aufgeschoben werden solle. »Aber warum das?«

Er erklärte ihr den Grund dieses Aufschubs.

»Es ist schrecklich! Es ist schrecklich!« rief Natalie und brach in Tränen aus. »Ich werde sterben, wenn ich ein Jahr warten soll! Es ist unmöglich! Es ist entsetzlich!«

Sie blickte ihren Bräutigam an und las in seiner Miene Mitleid und Verwunderung.

»Nein, es ist gut«, sagte sie, ihre Tränen trocknend. »Ich bin so glücklich!« Der alte Graf und die Mutter traten ins Zimmer und segneten Braut und Bräutigam. Von diesem Tage an verkehrte Fürst Andree als Bräutigam bei ihnen.

Eine kirchliche Verlobung fand nicht statt, und niemand wurde Mitteilung von der mündlichen Verlobung gemacht, da Fürst Andree darauf bestand. Er sagte, da er die Veranlassung des Aufschubs sei, so müsse er auch die ganze Schwere desselben tragen. Er sei auf ewig an sein Wort gebunden, aber er wolle Natalie nicht binden und ihr volle Freiheit lassen. Wenn sie nach einem halben Jahr fühle, daß sie ihn nicht lieben könne, solle es ihr freistehen, zurückzutreten. Natürlich wollten weder die Eltern noch Natalie davon hören, aber Fürst Andree bestand darauf. Er kam jeden Tag, benahm sich aber nicht wie ein Bräutigam im Verkehr mit Natalie. Er redete sie mit »Sie« an und küßte nur ihre Hand. Anfangs herrschte in der Familie einiger Zwang im Verkehr mit Fürst Andree, doch nach einigen Tagen hatte sich die Familie an ihn gewöhnt und die frühere Lebensweise wurde wieder aufgenommen. Er verstand es, mit dem Grafen über Landwirtschaft zu sprechen und mit den Damen über Kleidung, Album und Stickereien. Es herrschte jene poetische Schwermut und Schweigsamkeit im Hause, wie immer bei Anwesenheit einer Braut und eines Bräutigams. Oft saßen alle schweigend beisammen. Auch wenn die Eltern aufstanden und hinausgingen und das Brautpaar allein blieb, herrschte dasselbe Stillschweigen. Sie sprachen selten von ihrem zukünftigen Leben. Es war ihm peinlich, davon zu sprechen, und Natalie teilte dieses Gefühl, wie alle seine Gefühle, die sie beständig erriet. Einmal fragte ihn Natalie nach seinem Sohn. Er errötete, was bei ihm jetzt oft vorkam und Natalie besonders gefiel, und sagte, sein Sohn werde nicht bei ihnen leben.

»Warum?« fragte Natalie erschreckt.

»Ich kann ihn von seinem Großvater nicht wegnehmen und außerdem –«

»Ach, wie würde ich ihn lieben!« sagte Natalie, die sogleich seine Gedanken erriet.

Sonja fürchtete immer, lästig zu sein und suchte Vorwände, sie allein zu lassen, auch wenn sie dies nicht wünschten. Fürst Andree verstand gut zu erzählen. Natalie hörte ihm mit Stolz zu und erschrak nur zuweilen, wenn sie sah, daß er sie forschend anblickte.

»Was sucht er in mir?« fragte sie sich verwundert.

Er lachte selten, aber dann gab er sich ganz der Fröhlichkeit hin, und jedesmal fühlte sie sich ihm näher. Natalie wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an die bevorstehende Trennung sie gequält hätte.

Am Tage vor seiner Abreise brachte Fürst Andree Peter mit, der seit dem Ball nicht mehr bei Rostows gewesen war. Peter schien zerstreut zu sein und sprach mit der Mutter. Natalie saß mit Sonja beim Schach und rief den Fürsten Andree zu sich.

»Sie kennen den Grafen Besuchow schon lange?« fragte er. »Wie gefällt er Ihnen?«

»Er ist ein vortrefflicher Mann, aber sehr lächerlich.« Sie erzählte Anekdoten über seine Zerstreutheit, von denen manche sogar erdacht waren. »Sie wissen, daß ich ihm unser Geheimnis anvertraut habe?« fragte Fürst Andree. »Ich kenne ihn von Jugend auf, er hat ein goldenes Herz. Natalie«, sagte er plötzlich ernst werdend, »ich reise, Gott weiß, was geschehen kann, Sie werden vielleicht aufhören ... mich ... nun, ich weiß, daß ich darüber nicht sprechen soll! Aber was Ihnen auch zustoßen mag in meiner Abwesenheit...«

»Was soll mir zustoßen?«

»Ich bitte Sie, Fräulein Natalie, was auch vorgefallen mag, wenden Sie sich an ihn allein um Rat und Hilfe! Er ist ein höchst zerstreuter und lächerlicher Mensch, hat aber ein goldenes Herz.«

Niemand vermochte vorausszusehen, wie auf Natalie die Trennung von ihrem Bräutigam wirken werde. Ängstlich, mit gerötetem Gesicht und trockenen Augen ging sie an diesem Tag im Hause umher. Sie weinte nicht, als er beim Abschied zum letztenmal ihre Hand küßte.

»Reisen Sie nicht!« sagte sie nur mit so verzweifelter Stimme, daß er sich fragte, ob er nicht wirklich bleiben sollte. Noch lange erinnerte er sich dieses Augenblicks. Als er abgefahren war, weinte sie nicht, aber tagelang saß sie in ihrem Zimmer und wiederholte nur zuweilen: »Ach, warum ist er abgereist?«

Aber zwei Wochen später erwachte sie ganz unerwartet von ihrer Betäubung und wurde wieder dieselbe wie früher.

Die Gesundheit und der Charakter des alten Fürsten Bolkonsky waren in diesem letzten Jahr nach der Abreise des Sohnes sehr angegriffen. Er wurde noch reizbarer als früher, und die Ausbrüche seiner Wut richteten sich zumeist auf Marie. Er schien absichtlich die empfindlichsten Stellen aufzusuchen, um sie so grausam als möglich zu verwunden. Die Fürstin Marie hatte zwei Leidenschaften und darum zwei Freuden, ihren Neffen Nikoluschka und die Religion, und beide machte der alte Fürst vorzugsweise zum Gegenstand seiner Ausbrüche und Spottreden.

»Du willst wohl aus dem Kleinen eine ebensolche alte Jungfer machen, wie du selber bist? Aber das ist falsch, Fürst Andree braucht einen Sohn und kein Mädchen«, sagte er. Oder er wandte sich an Mademoiselle Bourienne und fragte sie in Maries Gegenwart, wie ihr unsere Popen und Heiligenbilder gefallen, und scherzte darüber.

Beständig beleidigte er Marie auf das grausamste, aber es kostete sie nicht einmal eine Anstrengung, ihm dies zu vergeben. Konnte ihr Vater unrecht haben? Alle menschlichen Gesetze vereinigten sich für sie in dem einen einfachen und klaren Gesetz – im Gesetz der Liebe und Selbstverleugnung. Sie wollte nur leiden und lieben.

Als Fürst Andree im Winter nach Lysy Gory gekommen war, war er heiter und zärtlich, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Sie fühlte, daß mit ihm etwas vorgefallen war, aber er sagte ihr nichts von seiner Liebe. Vor der Abreise hatte er lange mit dem Vater gesprochen, und Fürstin Marie hatte bemerkt, daß beide miteinander unzufrieden waren.

Im Sommer erhielt Marie einen Brief von ihrem Bruder aus der Schweiz mit einer unerwarteten Nachricht. Fürst Andree teilte ihr seine Verlobung mit Natalie mit. Sein ganzer Brief atmete Entzücken und Liebe zu seiner Braut und zärtliche Freundschaft und Zutrauen zur Schwester. Er schrieb, er habe nie so geliebt wie jetzt und jetzt erst das Leben verstehen gelernt. Er bat sie um Entschuldigung, daß er bei seiner Abreise von Lysy Gory von seinem Entschluß nichts gesagt habe, obgleich er denselben dem Vater mitteilte, weil Marie sonst den Vater gebeten haben würde, seine Einwilligung zu geben, wodurch sie ihn gereizt und die ganze Last seines Unmuts zu tragen gehabt hätte. »Übrigens«, schrieb er, »war die Sache damals noch nicht entschieden. Damals hat der Vater einen Aufschub von einem Jahr verlangt, jetzt sind sechs Monate verflossen, und ich bin mehr als je fest in meinem Entschluß. Wenn die Ärzte mich hier nicht zurückhalten würden, so wäre ich schon in Rußland. Aber ich muß meine Abreise noch auf drei Monate aufschieben. Du kennst mich und mein Verhältnis zum Vater, ich verlange nichts von ihm, aber wenn ich gegen seinen Willen handeln und seinen Zorn erregen würde, während er vielleicht nur noch kurze Zeit bei uns ist, so wäre mein Glück zur Hälfte vernichtet. Ich schreibe jetzt einen Brief an ihn und bitte Dich, einen günstigen Augenblick zu benutzen, um ihm den Brief zu übergeben. Benachrichtige mich, wie er ihn aufnimmt und ob Hoffnung vorhanden ist, daß er einwilligt, den Termin um drei Monate abzukürzen.«

Nach langem Schwanken übergab Marie den Brief dem Vater. Am andern Tag sagte er ihr ruhig: »Schreibe deinem Bruder, er solle warten, bis ich sterbe, es wird nicht lange dauern.«

Die Fürstin wollte etwas erwidern, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen und fuhr immer lauter fort: »Heirate! Heirate doch, mein Täubchen! Schöne Verwandtschaft! Kluge Leute! Wie? Reich! Wie? Dein Nikoluschka wird eine nette Schwiegermutter bekommen! Schreibe ihm, er möge sich meinetwegen morgen verheiraten! Wenn Nikolai eine Stiefmutter bekommt, werde ich die Bourienne heiraten! Hahaha! Er muß auch eine Stiefmutter bekommen! Aber eins sage ich dir, in meinem Hause will ich kein Weibervolk weiter haben, er mag heiraten, aber dann soll er für sich

leben! Vielleicht wirst du auch zu ihm ziehen? Meinetwegen! Frostig! Frostig! Frostig! Frostig! Frostig! Frostig!«

Nach diesem Gespräch sprach der Fürst nicht mehr über die Sache, aber der verhaltene Zorn über den Kleinmut des Sohnes äußerte sich in seinen Beziehungen zu seiner Tochter. Zu den früheren Gegenständen des Spottes war jetzt ein neuer gekommen – das Gespräch über die Stiefmutter und die Liebenswürdigkeiten gegen Mademoiselle Bourienne.

»Warum soll ich sie nicht heiraten?« sagte er zu Maria. »Sie wird eine prächtige Fürstin sein!« Und zu ihrem unangenehmen Erstaunen bemerkte Marie in der letzten Zeit, daß der Vater wirklich sich mehr und mehr der Französin näherte. Marie schrieb Andree darüber, wie der Vater seinen Brief aufgenommen habe, suchte ihn aber zu trösten und äußerte Hoffnung, den Vater mit diesem Gedanken zu versöhnen.

Je mehr die Fürstin Marie vom Leben sah, desto mehr war sie verwundert über die Kurzsichtigkeit der Menschen, welche hier auf Erden das Glück und Genüsse suchten, sich abmühten, kämpften und einander Böses zufügten, um dieses unmögliche, nebelhafte und lasterhafte Glück zu erreichen. Fürst Andree liebte seine Frau, sie ist gestorben, und nun will er sein Glück mit einer anderen verbinden. Der Vater will das nicht, weil er für Andree eine vornehmere und reichere Gemahlin wünscht, und so streben und kämpfen sie, quälen sich und verscherzen das Heil ihrer Seelen, um ein vergängliches Glück zu erjagen. Wie kommt es, daß niemand das begreift, niemand außer dieser, verachteten Gottesmenschen, die mit dem Bündel auf den Schultern durch die Hintertür zu mir kommen, weil sie sich vor dem Fürsten fürchten, die Familie und Heimat verlassen und alle Sorgen um das irdische Wohl hinter sich lassen, unter fremden Namen in die weite Welt wandern, den Menschen nichts Böses tun, sondern für sie beten, auch für diejenigen, welche sie verfolgen? – Höheres gibt es nicht im Leben.

Eine Pilgerin, Feodosja, eine fünfzigjährige, kleine, stille, pockennarbige Frau, kam schon seit dreißig Jahren barfuß und mit Ketten aufs Schloß. Fürstin Marie liebte sie besonders. Einmal, als sie in einem dunklen Zimmer saßen, das nur von dem Lämpchen vor dem Heiligenbild erleuchtet wurde, erzählte Feodosja von ihrem Leben, und in Marie erwachte mit so überwältigender Kraft der Gedanke, Feodosja allein habe den wahren Lebensweg gefunden, daß sie beschloß, selbst auf die Pilgerfahrt zu ziehen. Sie vertraute ihren Vorsatz nur einem Mönch, dem Vater Akinphy an, der ihn billigte. Unter dem Vorwand, ein Geschenk für eine Pilgerin zu kaufen,

verschaffte sich Fürstin Marie ein vollständiges Pilgergewand, ein Hemd, Pilgerschuhe, einen Kaftan und ein schwarzes Tuch. Oft blieb sie unentschlossen vor der Kommode stehen, in der sie alles verwahrte, und fragte sich, ob die Zeit schon gekommen sei, ihr Vorhaben auszuführen.

Die biblische Überlieferung sagt, daß die Freiheit von aller Arbeit, der Müßiggang, die Vorbedingung des wonnigen Zustandes des ersten Menschen vor dem Sündenfall gewesen sei. Die Liebe zum Müßiggang blieb dann auch dem gefallen Menschen, aber der Fluch lastet noch immer auf ihm, nicht nur deshalb, weil wir im Schweiß unseres Angesichts unser Brot essen sollen, sondern auch deshalb, weil wir nach unseren Charaktereigenschaften nicht ruhig und müßig sein können. Eine geheime Stimme klagt uns an, wenn wir müßig sind. Wenn der Mensch einen Zustand finden könnte, in dem er müßig sein und zugleich sich für nutzbringend und pflichtgetreu anerkennen könnte, so hätte er die eine Seite der Grundlage des Wohls gewonnen. Einen solchen Zustand des gebotenen und vorwurfsfreien Müßiggangs genießt ein Stand – der Kriegerstand. In diesem gebotenen und vorwurfsfreien Müßiggang besteht und wird bestehen die hauptsächlichste Anziehungskraft des Kriegsdienstes. Nikolai Rostow genoß diese Wonne, während er im Pawlogradschen Regiment noch 1807 weiterdiente. Er befehligte schon eine Schwadron, die er von Denissow übernommen hatte. Rostow war ein kräftiger, guter Junge geworden, dessen Ton die Moskauer Bekannten vielleicht etwas rauh gefunden hätten, der aber von seinen Kameraden und Vorgesetzten geliebt und geachtet wurde, und mit seinem Leben zufrieden war. In den Briefen aus der Heimat fand er mehr und mehr Klagen der Mutter darüber, daß die Verhältnisse schlechter und schlechter wurden und es Zeit sei, nach Hause zu kommen, zur Freude seiner alten Eltern.

Beim Lesen dieser Briefe empfand Nikolai die Befürchtung, daß man ihn aus dieser Mitte, in der er so ruhig lebte, entführen wollte. Er fühlte, daß er früher oder später wieder zurückkehren müsse in dieses alte Leben mit den zerrütteten und notdürftig wieder aufgebesserten Umständen, mit den Abrechnungen der Verwalter, mit Streit, Intrigen, Freundschaften, Gesellschaften, mit der Liebe zu Sonja und dem Verlöbniß mit ihr. Alles war voll Verwirrung und Schwierigkeiten, und er antwortete auf die Briefe der Mutter kühl, in klassischem Französisch. Die Briefe fingen an mit »liebe Mutter« und schlossen »Ihr gehorsamer Sohn«, darüber aber schwieg er, wann er zurückkehren wolle. Im Jahre 1810 erhielt er einen Brief aus der

Heimat mit der Nachricht von der Verlobung Natalies mit Bolkonsky und von dem Aufschub der Hochzeit auf ein Jahr, weil der alte Fürst nicht einwilligen wolle. Nikolai las das mit Zorn. Er dachte mit Trauer daran, Natalie zu verlieren, die er von allen Familienmitgliedern am meisten liebte. Von seinem Husarenstandpunkt aus bedauerte er, daß er nicht dabei zugegen war, denn er hätte diesem Bolkonsky klargemacht, daß die Verwandtschaft mit ihm durchaus keine so große Ehre sei, und wenn er Natalie liebe, so könne er auch die Erlaubnis seines halb verrückten Vaters entbehren. Er schwankte, ob er nicht Urlaub erbitten sollte, um Natalie als Braut zu sehen. Aber es standen Manöver bevor, er dachte auch an Sonja und schob die Sache wieder auf.

Im Frühjahr dieses Jahres erhielt er einen Brief von seiner Mutter, der ihn zum Entschluß brachte. Sie schrieb ohne Wissen des Grafen, wenn Nikolai nicht komme und sich der Geschäfte annehme, so werde das ganze Gut unter den Hammer kommen. Der Graf sei so schwach und gutmütig und verlasse sich auf Mitenka und werde so sehr bestohlen, daß es immer schlimmer und schlimmer gehe. »Um Gottes willen, komme schnell, wenn Du nicht mich und Deine ganze Familie unglücklich machen willst!« schrieb die Gräfin.

Dieser Brief war entscheidend. Jetzt mußte er fahren, und wenn er deshalb seinen Abschied nehmen sollte. Seinem Burschen sowie den Kameraden, die ihn abends besuchten, kündigte er an, er werde Urlaub erbitten und nach Hause fahren. Gern hätte er sich noch beim Stab erkundigt, ob er zum Rittmeister befördert worden sei, ob er den Annenorden für das letzte Manöver erhalten habe; gern hätte er auch zuvor noch dem Grafen Goluchowsky ein Dreigespann verkauft, das der polnische Graf von ihm haben wollte, und es fiel ihm sehr schwer, nicht mit auf dem Ball sein zu können, den die Husaren geben wollten, den Ulanen zum Trotz. Aber er wußte, daß er aus dieser schönen, hellen Welt fort mußte, dahin, wo nur Unsinn und Konfusion herrschte. Nach einer Woche erhielt er Urlaub. Die Kameraden gaben ihm ein Abschiedsdiner zu fünfzehn Rubel das Kuvert, wobei zwei Musikkorps spielten und zwei Sängerköre sangen. Rostow tanzte Trepak mit dem Major Bassow. Die betrunkenen Offiziere umarmten schwankend Rostow und warfen ihn um, die Soldaten der dritten Schwadron hoben ihn auf die Arme und schrien Hurra. Dann wurde Rostow in den Schlitten gelegt und bis zur nächsten Station begleitet. Bis zur Hälfte des Wegs von Kremenschug bis Kiew

weilten alle Gedanken Rostows noch an dem Ort, den er verlassen hatte. Aber nachdem er die Hälfte überschritten hatte, vergaß er, was hinter ihm lag, und dachte nur mit Unruhe daran, was er auf dem elterlichen Gut Otradno vorfinden sollte, wo seine Eltern sich aufhielten. Auf der letzten Station vor Otradno gab er dem Kutscher drei Rubel Trinkgeld, und bald lief er keuchend die Stufen vor dem elterlichen Hause hinauf.

Nach dem ersten Entzücken und nach jenem seltsamen Gefühl der Enttäuschung im Vergleich mit dem, was man erwartet hatte, lebte sich Nikolai in die alte Welt wieder ein. Vater und Mutter waren dieselben, nur etwas gealtert. Neu war ihm an ihnen nur eine gewisse Unruhe und zuweilen eine Meinungsverschiedenheit, wie er sie früher nicht gekannt hatte, und die von den schlechten Umständen verursacht wurde, wie Nikolai bald erkannte. Sonja war zwanzig Jahre alt, sie wurde nicht mehr hübscher und versprach nicht mehr, als was schon in ihr war, aber auch das war genug. Sie war voll Glück und Liebe, als Nikolai ankam, und die treue, unerschütterliche Liebe dieses Mädchens wirkte freudig auf ihn ein. Der kleine Peter war schon ein großer, dreizehnjähriger, hübscher, vergnügter und mutwilliger Junge, dessen Stimme schon brach. Über Natalie wunderte sich Nikolai am meisten.

»Ganz verändert!« sagte er lachend.

»Wie? Bin ich häßlich geworden?«

»Im Gegenteil, aber ich bemerke eine gewisse Würde – Fürstin«, flüsterte er.

»Ja, ja, ja«, erwiderte Natalie freudig. Sie erzählte ihm ihren Roman mit dem Fürsten Andree und zeigte ihm seinen letzten Brief.

»Bist du erfreut darüber?« fragte Natalie. »Ich bin jetzt so ruhig und glücklich.«

»Ich freue mich sehr«, erwiderte Nikolai, »er ist ein vortrefflicher Mensch. Liebst du ihn sehr?«

»Wie soll ich es dir sagen?« erwiderte Natalie. »Ich war verliebt in Boris, in den Lehrer, in Denissow, aber das war alles nicht das Richtige. Jetzt bin ich ruhig und zuversichtlich, ich weiß, daß es keinen besseren Menschen gibt.«

Nikolai sprach Natalie sein Mißfallen darüber aus, daß die Hochzeit auf ein Jahr aufgeschoben war, aber sie bewies ihm mit Eifer, daß das nicht anders sein könne, daß es nicht angehe, in die Familie einzutreten gegen den Willen des Vaters. Nikolai stimmte ihr bei. Er war verwundert über ihre

ruhige Heiterkeit, glaubte aber nicht, daß ihr Schicksal schon entschieden sei.

»Wozu dieser Aufschub, und warum keine kirchliche Verlobung?« dachte er. Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß auch die Mutter zuweilen dieselben Gedanken hatte. »Lies, was er schreibt«, sagte die Gräfin mit jenem verborgenen Gefühl der Mißgunst, das die Mütter immer gegen das zukünftige Eheglück ihrer Töchter hegen. »Er schreibt, er könne vor Dezember nicht kommen. Was kann ihn dort zurückhalten? Wahrscheinlich Krankheit, seine Gesundheit ist sehr schwach. Gott gebe, daß alles noch gut wird!« schloß sie jedesmal. »Er ist ein vortrefflicher Mensch.«

Die erste Zeit nach seiner Ankunft war Nikolai ernst und sogar verdrießlich. Die Notwendigkeit, sich in diese einfältigen Wirtschaftsangelegenheiten zu mischen, war ihm peinlich. Um sich die Sache schnell vom Halse zu schaffen, ging er am dritten Tage zornig und ohne auf die Frage, wohin er gehe, zu antworten, mit finsterner Miene in das Nebengebäude zu Mitenka und verlangte die Bücher und Rechnungen zu sehen. Aber die Abrechnung dauerte nicht lange. Der Aufseher und der Schreiber, welche im Vorhaus warteten, hörten mit einem Gemisch von Schrecken und Vergnügen, wie der junge Graf lärmte. Sie vernahmen schreckliche Schimpfworte in rascher Folge.

»Räuber! Undankbares Pack!... Ich schlage den Hund nieder!... Hat geraubt und gestohlen!...« Und so weiter. Dann sahen die Leute mit demselben Schrecken und Vergnügen, wie der junge Graf mit rotem Gesicht Mitenka am Kragen hinauszog, ihn mit den Füßen und dem Knie stieß und schrie: »Hinaus! Lasse dich nicht wieder sehen, Schurke!« Mitenka flog die sechs Stufen hinab und lief in ein Gebüsch, in dem er sich immer verbarg, wenn er betrunken aus der Stadt kam und welches vielen Bewohnern von Otradno als Zuflucht vor Mitenkas Zorn bekannt war. Die Frau Mitenkas und ihre Schwester kamen aus dem Wohnzimmer erschrocken auf den Flur hinausgelaufen. Nikolai lief wutschnaubend an ihnen vorüber, ohne auf sie zu achten.

Die Gräfin erfuhr sogleich durch ihre Zofe, was im Nebengebäude vorgegangen war. Einerseits war sie nun darüber beruhigt, daß jetzt ihre Vermögensumstände sich bessern werden, andererseits aber war sie besorgt, daß der Zorn ihrem Sohn schaden könne. Sie ging mehrmals auf den Zehenspitzen nach seinem Zimmer und horchte.

Am andern Tag rief der alte Graf seinen Sohn zu sich und sagte ihm mit schüchternem Lächeln: »Weißt du, mein Seelchen, du hast dich unnütz geärgert. Mitenka hat mir alles aufgeklärt.«

»Ich weiß«, dachte Nikolai, »daß ich in dieser einfältigen Welt niemals etwas begreifen werde.«

»Du bist zornig darüber geworden, daß er diese siebenhundert Rubel nicht einschrieb, aber er hat sie im Transport mit aufgeführt, und du hast die

andere Seite nicht angesehen.«

»Papa, er ist ein Schurke und Räuber, das weiß ich, und was ich getan habe, das habe ich getan, aber wenn Sie wollen, werde ich ihm nichts weiter darüber sagen.«

»Nein, mein Seelchen«, erwiderte der alte Graf verwirrt und verlegen, weil er fühlte, daß er ein schlechter Verwalter und Frau und Kindern gegenüber nicht vorwurfsfrei war, »nein, ich bitte dich, nimm dich der Geschäfte an! Ich bin schon alt, ich ... ich ...«

»Nein, Papachen, entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten verursacht habe, aber ich verstehe noch weniger als Sie davon.«

»Zum Teufel mit diesem Bauernvolk, diesen Geldsachen und Büchern«, dachte er, »ich verstehe nichts davon!« Von dieser Zeit an mischte er sich nicht mehr in die Geschäfte ein. Nur einmal berief die Gräfin ihren Sohn zu sich und teilte ihm mit, daß sie einen Wechsel von Anna Michailowna über zweitausend Rubel besitze, und fragte Nikolai, wie sie damit verfahren solle.

»Das ist einfach«, erwiderte Nikolai. »Sie sagen mir, das hänge von mir ab? Nun, ich liebe weder Anna Michailowna noch Boris, aber sie sind mit uns befreundet und arm, also sehen Sie!« Er zerriß den Wechsel, und die alte Gräfin vergoß Freudentränen darüber. Für die Folge aber kümmerte er sich durchaus nicht mehr um irgendwelche Geschäftsangelegenheiten und überließ sich mit Leidenschaft dem ihm noch neuen Vergnügen der Jagd, welche der alte Graf auf großem Fuß unterhielt.

Der Graf gab seine Würde als Landmarschall auf, weil sie mit zu vielen Ausgaben verbunden war. Aber in seinen Angelegenheiten trat keine Besserung ein. Oft bemerkten Natalie und Nikolai geheime Unterredungen der Eltern, in welchem von dem Verkauf des reichen Stadthauses und des Gutes bei Moskau die Rede war. Nach Aufgabe der Landmarschallwürde brauchte er nicht mehr so viele Besuche zu empfangen, und das Leben in Otradno wurde stiller als in früheren Jahren. Aber das große Haus mit seinen Nebengebäuden war dennoch voll von Leuten, und am Tische saßen täglich mehr als zwanzig Personen. Das waren Leute, die an das Haus gewöhnt waren und fast als Familienglieder angesehen wurden, oder solche, welche anscheinend durchaus im Hause des Grafen wohnen mußten, wie zum Beispiel Dummler, der Musiklehrer, mit seiner Frau, Vogel, der Tanzlehrer, mit seiner Familie, ein altes Fräulein Bjelow, und noch viele andere, wie die Lehrer des kleinen Peter, die frühere Gouvernante der Fräulein und solche, welche es vorteilhafter fanden, beim Grafen zu wohnen, als zu Hause. Es kamen nicht mehr so viele Besuche, aber in der Hofhaltung wurde derselbe Aufwand beibehalten, ohne welchen der Graf und die Gräfin sich das Leben nicht vorstellen konnten. Es war dieselbe Jagd, welche Nikolai noch vergrößerte, es waren wie bisher fünfzig Pferde und fünfzehn Kutscher, dieselben teuren Geschenke zu den Namenstagen und dieselben Dinners, die im ganzen Landkreis gerühmt wurden, dieselben Kartenpartien, bei welchen der Graf alle in seine Karten blicken ließ und täglich Hunderte verspielte an Nachbarn, die das Recht, am Kartenspiel des Grafen teilzunehmen, wie eine sehr einträgliche Revenue ansahen.

Der Graf war in seinen Angelegenheiten verwickelt wie in einem ungeheuren Netz. Er wollte selbst nicht daran glauben, verwickelte sich bei jedem Schritt tiefer und tiefer und war nicht imstande, es zu zerreißen oder sich durch Umsicht und Ausdauer daraus zu befreien. Die Gräfin sah mit liebendem Herzen, daß ihre Kinder dem Untergang entgegengingen, aber sie vermochte den Grafen nicht darüber zu tadeln, weil er nicht anders sein konnte, als er war. Sie sah, daß er selbst litt, wenn er es auch verbergen wollte. Unter der Voraussicht des herannahenden Untergangs suchte sie nach einem Ausweg, und von ihrem weiblichen Standpunkt aus fand sie

nichts Besseres als eine Heirat Nikolais mit einer reichen Erbin. Dies war ihre letzte Hoffnung und sie wußte, daß die letzte Möglichkeit, ihre Umstände wieder in Ordnung zu bringen, schwinden mußte, wenn Nikolai die Partie, die sie für ihn gefunden hatte, ausschlug. Diese Partie war, Julie Karagin, die Tochter vortrefflicher, tugendhafter Eltern, welche sie von Jugend auf kannte und die jetzt nach dem Tode des letzten ihrer Brüder eine reiche Erbin war.

Die Gräfin schrieb an die Fürstin Karagin in Moskau und teilte ihr ihren Heiratsplan mit, worauf sie eine günstige Antwort erhielt. Die Fürstin erwiderte, ihrerseits sei sie einverstanden, aber alles hänge von den Neigungen ihrer Tochter ab. Sie lud Nikolai ein, nach Moskau zu kommen. Mehrmals sagte die Gräfin mit Tränen in den Augen zu ihrem Sohn, jetzt, wo beide Töchter versorgt seien, wäre es ihr eigener Wunsch, auch ihn verheiratet zu sehen, dann würde sie sich ruhig ins Grab legen. Sie habe schon ein junges Mädchen im Sinn.

Bei andern Gelegenheiten lobte sie Julie und riet Nikolai, zu den Feiertagen nach Moskau zu fahren zu seiner Erholung. Nikolai erriet, wohin die Absichten seiner Mutter zielten, und bei der nächsten Gelegenheit forderte er sie zu vollkommener Aufrichtigkeit heraus. Sie sagte ihm, ihre ganze Hoffnung beruhe jetzt auf seiner Heirat mit Julie.

»Und wenn ich nun ein Mädchen ohne Vermögen lieben würde, Mama, würden Sie dann etwa verlangen, daß ich meine Gefühle und meine Ehre wegen des Vermögens aufopfern?« fragte er, ohne die Grausamkeit seiner Frage zu begreifen, nur in dem Wunsche, seinen Edelmut an den Tag zu legen.

»Nein, du hast mich nicht verstanden«, sagte die Mutter, da sie nicht wußte, wie sie sich rechtfertigen sollte, »ich wünsche nur dein Glück!« Aber sie wurde verlegen und brach in Tränen aus.

»Mama, weinen Sie nicht! Sagen Sie mir nur alles, was Sie wollen! Ich bin bereit, alles, auch meine Gefühle, aufzuopfern für Ihre Ruhe!« sagte Nikolai.

Aber die Gräfin wünschte nicht, die Frage so hinzustellen. Sie wollte kein Opfer von ihrem Sohn, sondern war selbst bereit, sich für ihn aufzuopfern.

»Nein, du hast mich nicht verstanden, sprechen wir nicht weiter davon.«

»Ja, vielleicht liebe ich ein armes Mädchen«, sagte sich Nikolai. »Soll ich deshalb Sonja nicht lieben, weil sie arm ist? Ich werde sicher mit ihr

glücklicher sein als mit solch einer Puppe wie diese Julie.«

Nikolai fuhr nicht nach Moskau, und die Gräfin erneuerte ihre Gespräche über eine Heirat nicht mehr. Mit Kummer und zuweilen mit Groll sah sie die Anzeichen einer wachsenden Annäherung zwischen ihrem Sohn und Sonja. Sie wurde zänkisch und hart gegen Sonja, redete sie mit »Sie« und »meine Liebe« an, obgleich sie sich selbst darüber Vorwürfe machte.

Nikolai blieb bis zum Ende seines Urlaubs bei den Eltern. Von Fürst Andree kam der vierte Brief aus Rom, in dem er schrieb, er wäre schon längst auf dem Wege nach Rußland, wenn nicht ganz unerwartet in dem warmen Klima seine Wunde aufgegangen wäre, was ihn genötigt habe, seine Abreise bis zum Anfang des folgenden Jahres aufzuschieben. Natalie liebte ihren Bräutigam noch ebenso und war empfänglich für alle Freuden des Lebens, aber am Ende des vierten Monats der Trennung traten Augenblicke des Kummers ein, den sie nicht bekämpfen konnte.

Im Hause Rostow wurde es immer trüber.

Zu Beginn des neuen Jahres kündigte Nikolai seiner Mutter seinen festen Entschluß an, Sonja zu heiraten. Die Gräfin hatte schon lange bemerkt, was zwischen Sonja und Nikolai vorging und diese Erklärung erwartet. Schweigend hörte sie ihren Sohn an und sagte ihm, er könne heiraten, wen er wolle, aber weder sie noch der Vater würden ihm ihren Segen dazu geben. Zum erstenmal sah Nikolai, daß seine Mutter unzufrieden mit ihm war und daß sie bei aller Liebe für ihn nicht nachgeben werde. Kalt und ohne ihren Sohn anzusehen, sandte sie nach ihrem Mann, und als dieser kam, wollte die Gräfin ihm in Gegenwart Nikolais kurz und gut erklären, um was es sich handelte, aber sie konnte sich nicht halten, brach in Tränen des Verdrusses aus und verließ das Zimmer.

Der Graf begann Nikolai mit zaghaften Worten ins Gewissen zu reden und bat ihn, sein Vorhaben aufzugeben. Nikolai aber antwortete, er könne sein Wort nicht brechen. Der Vater schloß seufzend und augenscheinlich verlegen seine Ermahnungen und ging zur Gräfin. Bei allen Zusammenstößen mit seinem Sohn verließ den Grafen nicht sein Schuldbewußtsein wegen seiner schlechten Wirtschaftsführung und deshalb vermochte er nicht, gegen seinen Sohn zornig aufzutreten. Er mußte sich sogar sagen, wenn seine Umstände nicht zerrüttet wären, so könnte man für Nikolai keine bessere Frau als Sonja wünschen. Er wußte, daß an diesem Zustand nur er allein mit seinem Mitenka, seiner Lässigkeit und Bequemlichkeit die Schuld trage.

Die Eltern sprachen nicht mehr über die Sache mit dem Sohn, aber einige Tage darauf rief die Gräfin Sonja zu sich. Mit einer Erbitterung, die beiden unerwartet war, warf die Gräfin ihrer Nichte vor, daß sie ihren Sohn ins Netz ziehen wolle und ein undankbares Geschöpf sei. Schweigend hörte Sonja die grausamen Worte der Gräfin an und begriff nicht, was man von ihr verlangte. Sie war bereit, alles für ihre Wohltäter zu opfern, aber in diesem Fall begriff sie nicht, wen und was sie opfern sollte. Sie liebte die Gräfin und die ganze Familie, konnte aber nicht aufhören, auch Nikolai zu lieben und mußte sich gestehen, daß ihr Glück von dieser Liebe abhängt. Gedrückt und kummervoll fand sie keine Antwort. Nikolai glaubte dieses Leben nicht länger ertragen zu können. Bald flehte er seine Mutter an, ihm

und Sonja zu vergeben und in diese Heirat zu willigen, bald drohte er ihr, wenn sie Sonja verfolgen würde, sich sogleich im geheimen mit ihr zu verheiraten.

Die Gräfin erwiderte ihm mit einer Kälte, wie er sie noch nie bei ihr gesehen hatte, er sei volljährig und könne ebensogut wie Fürst Andree ohne die Einwilligung seines Vaters heiraten, aber niemals werde sie diese Intrigantin als Tochter empfangen.

Entrüstet über das Wort »Intrigantin« erwiderte Nikolai heftig, er habe nie geglaubt, daß seine Mutter ihn nötigen wolle, seine Gefühle zu verkaufen, und wenn es so sei, so spreche er zum letztenmal... Aber er vermochte die entschlossenen Worte, welche die Mutter mit Entsetzen erwartete und welche vielleicht auf immer für beide eine schreckliche Erinnerung gewesen wären, nicht auszusprechen, weil Natalie mit bleichem Gesicht ins Zimmer trat, nachdem sie an der Tür gehorcht hatte.

»Nikolai, du sprichst unbedacht! Schweige, sage ich dir!« rief sie, um seine Stimme zu übertönen. – »Mama, liebe Mama, das ist nicht so gemeint«, sagte sie zur Mutter, welche mit Entsetzen ihren Sohn anblickte, aber in der Hartnäckigkeit des Kampfes nicht nachgeben mochte. – »Nun also, Nikolai, ich werde mit dir sprechen, geh! – Aber hören Sie mich an, Mama!«

Ihre Worte waren zusammenhanglos, hatten aber den Erfolg, den sie beabsichtigte. Die Gräfin verbarg tief seufzend ihr Gesicht an der Schulter der Tochter. Nikolai stand auf, faßte sich an den Kopf und verließ das Zimmer. Natalie suchte sogleich eine Versöhnung zustande zu bringen, was ihr auch so weit gelang, daß Nikolai das Versprechen von seiner Mutter erhielt, Sonja solle nicht rauh behandelt werden, und daß er dagegen versprach, nichts ohne Wissen der Eltern zu tun.

Mit dem festen Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, sobald er seine Angelegenheiten im Regiment geordnet habe, und dann Sonja zu heiraten, reiste Nikolai im Anfang Januar ab zum Regiment, kummervoll und ernst, aber, wie er glaubte, leidenschaftlich verliebt.

Nach seiner Abreise wurde es noch trübseliger als jemals im Hause. Die Gräfin erkrankte infolge der Aufregung, Sonja war betrübt nicht nur über die Trennung von Nikolai, sondern noch mehr über den feindseligen Ton der Gräfin gegen sie. Der Graf war mehr als je durch seine üble Lage in Anspruch genommen, welche entschiedene Maßregeln erforderlich machte. Es war unumgänglich notwendig geworden, das Haus in Moskau und das

Gut bei Moskau zu verkaufen. Zu diesem Zweck mußte er nach Moskau reisen, der Gesundheitszustand der Gräfin jedoch veranlaßte ihn, die Abreise von Tag zu Tag aufzuschieben.

Natalie, welche in der ersten Zeit die Trennung von ihrem Bräutigam leicht und sogar heiter ertragen hatte, wurde jetzt mit jedem Tag aufgeregter und ungeduldiger. Der Gedanke, daß ihre beste Zeit, die sie auf die Liebe zu ihm hätte verwenden können, jetzt nutzlos verging, peinigte sie beständig. Über seine Briefe war sie meist erzürnt. Sie dachte mit Verdruß daran, daß er den Vorzug hatte, ein wirkliches Leben zu genießen, neue Städte, neue interessante Menschen zu sehen, während sie nur in dem Gedanken an ihn lebte. Es gewährte ihr keinen Trost, an ihn zu schreiben, sondern es erschien ihr als eine langweilige Verpflichtung. Sie verstand nicht zu schreiben, weil sie nicht verstand, in den Briefen wenigstens den tausendsten Teil dessen richtig auszudrücken, was sie mit der Stimme, mit einem Lächeln und einem Blick auszudrücken gewohnt war. Sie schrieb ihm klassisch einförmige, trockene Briefe, denen sie selbst keine Bedeutung beilegte und in welchen die Gräfin ihre orthographischen Fehler verbesserte. Der Gesundheitszustand der Gräfin wurde nicht besser, aber endlich konnte die Reise nach Moskau nicht länger aufgeschoben werden. Man mußte die Aussteuer besorgen, man mußte das Haus verkaufen und überdies erwartete man den Fürsten Andree zuerst in Moskau, wo in diesem Winter sein Sohn lebte, und Natalie war überzeugt, er sei schon gekommen.

Die Gräfin blieb auf dem Gut, und der Graf fuhr Ende Januar mit Sonja und Natalie nach Moskau.

Nach der Verlobung des Fürsten Andree mit Natalie empfand Peter ohne sichtlichen Anlaß plötzlich die Unmöglichkeit, sein früheres Leben fortzusetzen. So fest er auch von den Wahrheiten überzeugt war, die ihm sein Freund Joseph Alexejewitsch geoffenbart hatte, so freudig er sich auch in der ersten Zeit der innerlichen Arbeit der Selbstvervollkommnung widmete – nach der Verlobung des Fürsten Andree mit Natalie und nach dem Tode von Joseph Alexejewitsch hatte dieses Leben plötzlich allen Reiz für ihn verloren. Er hörte auf, sein Tagebuch zu führen, mied die Gesellschaft der Freimaurer, besuchte wieder den Klub, trank viel, schloß sich wieder an leichtsinnige Lebemänner an und führte ein solches Leben, daß seine Frau nötig fand, ihm ernste Vorwürfe zu machen. Peter fühlte, daß sie im Recht war, und um seine Frau nicht zu kompromittieren, reiste er nach Moskau.

Sobald er in Moskau seinen großen Palast mit den vertrockneten Fürstinnen und der großen Dienerschaft betrat, fühlte er sich ruhig und behaglich wie in einem altgewohnten, schmutzigen Schlafrock. Von der Gesellschaft wurde er freudig empfangen. Für die Moskauer Welt war Peter der liebenswürdigste, gutherzigste, klügste, heiterste und großherzigste Sonderling, ein echt russischer großer Herr nach alter Art. Seine Börse war immer leer, weil sie allen offen stand. Benefize, schlechte Gemälde und Statuen, Wohltätigkeitsgesellschaften, Zigeuner, Schulen, Festessen, Gelage, Kirchen, Bücher – nichts und niemand wurde abgewiesen, und wenn er nicht zwei Freunde gehabt hätte, welche viel Geld von ihm entlehnten und ihn unter ihre Vormundschaft nahmen, so hätte er alles weggegeben. Er versäumte kein Diner, keine Abendgesellschaft im Klub. Sowie er nur seinen gewohnten Platz auf einem Diwan einnahm, nach den ersten beiden Flaschen Margaux, bildete sich eine Gruppe um ihn, in welcher Gespräch, Streit und Scherzreden nicht aufhörten. Wenn er sich nach dem Abendessen mit gutmütigem Lächeln erhob, um der Bitte der lustigen Gesellschaft, mitzufahren zu entsprechen, wurde er mit Freudenrufen fortgeführt. Er tanzte auf den Bällen, wenn es an Tänzern fehlte. Die jungen Damen liebten ihn dafür, weil er, ohne ihnen den Hof zu

machen, gegen alle gleich liebenswürdig war, besonders nach dem Abendessen.

»Er ist entzückend und hat kein Geschlecht«, sagten sie unter sich auf französisch.

Wie hätte er sich entsetzt, wenn man ihm vor sieben Jahren, als er eben aus dem Ausland zurückkam, gesagt hätte, er brauche nichts zu suchen und zu denken, sondern nur sich im längst vorgezeichneten Geleise fortzubewegen, und wie er sich auch drehen möge, er werde immer ebenso sein, wie alle in seiner Lage. Er hätte nicht daran glauben können! Hatte er nicht damals von ganzer Seele gewünscht, die Republik in Rußland einzuführen, bald Napoleon, bald ein Philosoph, bald ein Taktiker, der Besieger Napoleons zu sein? Hatte er nicht die Überzeugung von der Möglichkeit und den glühenden Wunsch gehegt, das lasterhafte Menschengeschlecht zu bessern und für sich selbst die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen? Hatte er nicht Schulen und Krankenhäuser errichtet und seine Bauern freigelassen?

Statt dessen war er jetzt der reiche Gemahl einer untreuen Frau, ein Feinschmecker und Trinker, der über die Obrigkeit murrte, ein allgemein beliebtes Mitglied des englischen Klubs von Moskau und der moskauischen Gesellschaft überhaupt. Lange konnte er sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß er jetzt nichts weiter als ein verabschiedeter Kammerherr sei und diesem Typus angehöre, den er vor sieben Jahren so tief verachtet hatte.

Er wurde nicht mehr wie früher von Augenblicken der Verzweiflung und des Lebensüberdrusses befallen; aber dieselbe Krankheit, die sich früher in scharfen Anfällen äußerte, lag in ihm und verließ ihn keinen Augenblick. »Wozu? Warum? Was geht in der Welt vor?« fragte er sich oftmals am Tage. Er wußte aus Erfahrung, daß es auf diese Fragen keine Antwort gab, und griff dann hastig zu einem Buch, um sich davon loszumachen, oder er eilte in den Klub.

»Helene, welche niemals etwas geliebt hat außer ihrem eigenen Körper«, dachte Peter, »und eine der dümmsten Frauen in der Welt ist, erscheint den Leuten begabt mit Geist und der höchsten Verfeinerung, und alles verneigt sich vor ihr. Napoleon wurde von allen verachtet, bis er eines Tages ein großer Mann war. Die Spanier sandten Dankgebete zum Himmel durch ihre katholischen Priester dafür, daß sie am 14. Juni die Franzosen besiegt haben, die Franzosen aber sandten durch dieselbe katholische Geistlichkeit Dankgebete nach oben dafür, daß sie am 14. Juni die Spanier besiegt haben.

Meine Brüder, die Freimaurer, schwören, sie seien bereit, alles für den Nächsten zu opfern, und zahlen nicht ihre Beiträge von einem Rubel zu den Sammlungen für die Armen, intrigieren gegeneinander, zerbrechen sich die Köpfe über einen echten schottischen Teppich und über einen Aktus, der für niemand nötig ist und dessen Sinn niemand versteht, auch der nicht, der ihn geschrieben hat.« Er hatte die unglückliche Fähigkeit vieler, besonders russischer Leute, an die Möglichkeit des Guten und der Wahrheit zu glauben, dabei aber doch zu deutlich das Böse und die Lüge im Leben wahrzunehmen, um ernsthaften Anteil am Leben nehmen zu können. Aber er mußte doch leben und eine Beschäftigung haben, es war zu schrecklich, unter dem Druck dieser ungelösten Lebensfragen zu bleiben, und er gab sich den Zerstreuungen hin, nur um jene zu vergessen. Er besuchte Gesellschaften aller Art, trank viel, kaufte Bilder, baute und las alles, was ihm in die Hände fiel. Kaum hatte ihm der Diener beim Nachhausekommen den Mantel abgenommen, so griff er schon nach einem Buch und las, bis er einschlief. Wein zu trinken wurde ihm immer mehr eine physische und zugleich geistige Notwendigkeit. Obgleich ihm die Ärzte sagten, bei seiner Korpulenz sei der Wein für ihn gefährlich, trank er doch sehr viel. Erst wenn er einige Gläser Wein in seinen großen Schlund hinabgegossen hatte, empfand er eine angenehme Wärme, eine Zärtlichkeit für seine Nebenmenschen. Erst wenn er eine oder zwei Flaschen getrunken hatte, erkannte er in unbestimmter Weise, daß jener schrecklich verwirrte Knoten des Lebens nicht so schrecklich sei, wie ihm sonst schien. Zuweilen dachte Peter daran, daß man ihm erzählt hatte, wie die Soldaten im Kriege, wenn sie im Feuer stehen, ohne etwas tun zu können, sich bemühen, eine unbedeutende Beschäftigung für sich zu finden, um die Gefahr leichter zu ertragen, und so erschienen ihm auch alle Menschen nur bemüht, sich vor der Last des Lebens zu retten durch Ehrgeiz, durch Karten, durch Arbeit an der Gesetzgebung, durch Weiber, durch irgendein Spielzeug, oder durch Pferde, durch Politik, Jagd, Wein oder Staatsangelegenheiten. Nein, es gibt nichts Unbedeutendes und nichts Wichtiges, es ist alles gleich, nur muß man sich vor dem Druck des Lebens retten, so gut man kann.

Am Anfang des Winters war der alte Fürst Bolkonsky mit seiner Tochter nach Moskau gereist. Seiner Vergangenheit, seinem Geist und seiner Originalität zufolge und besonders weil das Entzücken über die Regierung des Kaisers Alexander sich abschwächte, wurde er sogleich der Gegenstand besonderer Verehrung der Moskauer und der Mittelpunkt der moskauischen Opposition gegen die Regierung.

Der Fürst war in diesem Jahre sehr gealtert. Plötzliches Einschlafen, Vergeßlichkeit und die kindische Ehrfurcht, mit der er die Rolle eines Hauptes der moskauischen Opposition übernahm, waren scharfe Anzeichen des Alters. In letzter Zeit war für Marie das Leben schwer geworden. In Moskau fehlten ihr ihre gewohnten Freuden, die Unterredungen mit gottesfürchtigen Pilgersleuten und die Einsamkeit. Sie verkehrte nicht in der Welt, alle wußten auch, daß ihr Vater sie nicht ohne seine Begleitung ausgehen lasse und er selbst wegen seiner Kränklichkeit nicht ausgehen könne. Deswegen erhielt sie auch keine Einladungen. Die Hoffnung auf eine Heirat hatte die Fürstin Marie ganz aufgegeben. Sie sah, mit welcher Kälte und Bosheit der alte Fürst die jungen Leute empfing, die vielleicht mit Heiratsabsichten kamen. Freundinnen hatte Marie auch nicht, denn auf dieser Reise hatte sie zwei Enttäuschungen erfahren: in bezug auf Mademoiselle Bourienne, welche ihr ganz widerlich geworden war und von der sie sich jetzt fernhielt, dann auch in bezug auf Julie, mit der sie fünf Jahre lang korrespondiert hatte, die sich ihr aber jetzt ganz fremd erwies, als Marie sie persönlich vor sich sah. Julie befand sich in einem Strudel von gesellschaftlichen Vergnügungen. Sie war als reiche Erbin von jungen Leuten umgeben, welche, wie sie glaubte, plötzlich ihre Vorzüge erkannt hatten. Sie befand sich in der Periode einer alternden Weltdame, die fühlt, daß die letzte Chance der Verheiratung gekommen sei, und jetzt oder niemals ihr Schicksal sich entscheiden müsse.

Fürstin Marie hatte in Moskau niemand, mit dem sie sprechen und dem sie ihren Kummer anvertrauen konnte, und die Ursache zum Kummer hatte sich in dieser Zeit sehr vermehrt. Der Termin zur Rückkehr des Fürsten Andree und seiner Heirat kam heran, aber sein Auftrag, den Vater darauf vorzubereiten, konnte nicht ausgeführt werden und die Sache erschien im

Gegenteil ganz hoffnungslos. Die Erwähnung der Gräfin Rostow brachte den alten Fürsten außer sich, welcher meist in böser Laune war. Zu ihrem Schrecken bemerkte Marie auch, wenn sie den kleinen Nikolai unterrichtete, daß sie die Reizbarkeit ihres Vaters geerbt hatte. Bei der geringsten Unaufmerksamkeit des Kleinen fuhr sie auf, geriet in Hitze, zog ihn zuweilen an der Hand und stellte ihn in die Ecke. Dann aber begann sie über sich selbst und ihre böse Natur zu weinen, und der Kleine kam ohne Erlaubnis aus seiner Ecke heraus und begann sie zu trösten. Am meisten Kummer aber machte ihr die böse Laune ihres Vaters, die sich in letzter Zeit bis zur Grausamkeit steigerte und immer gegen die Tochter gerichtet war. Dazu kam in letzter Zeit noch ein neuer Zug, der Marie mehr als alles übrige ängstigte – seine Annäherung an Mademoiselle Bourienne. Seine Drohung, sie zu heiraten, wenn Fürst Andree heirate, gefiel ihm augenscheinlich sehr.

Einmal küßte der alte Fürst Mademoiselle Bourienne die Hand in Gegenwart von Marie, dann zog er sie an sich und umarmte sie. Marie fuhr auf und lief aus dem Zimmer. Kurz darauf kam Mademoiselle Bourienne zu ihr und erzählte ihr lächelnd etwas mit ihrer angenehmen Stimme. Marie wischte hastig die Tränen ab, trat auf sie zu und schrie sie zornig an. »Das ist niedrig! Abscheulich! Unmenschlich! Die Schwachheit zu benutzen ...« Sie sprach nicht zu Ende. »Hinaus aus meinem Zimmer!« rief sie und brach in Tränen aus.

Am andern Tag sagte der Fürst seiner Tochter kein Wort, aber sie bemerkte, daß er beim Mittagessen die Speisen zuerst Mademoiselle Bourienne reichen ließ. Nach Tisch, als der Diener wie gewöhnlich wieder den Kaffee zuerst Marie reichte, geriet der Fürst plötzlich in Wut, schlug mit dem Krückstock nach Philipp und befahl sofort, ihn unter die Soldaten abzugeben.

»Man hört nicht!... Zweimal habe ich's gesagt... Sie ist die erste in diesem Haus! Sie ist meine beste Freundin!« schrie der Fürst. »Und wenn du dir erlaubst, noch einmal wie gestern frech zu werden gegen sie, so werde ich dir zeigen, wer Herr im Hause ist. Fort aus meinen Augen! Bitte sie um Verzeihung!«

Fürstin Marie bat Mademoiselle Bourienne und den Vater um Verzeihung für sich und den Diener, welcher um ihre Fürsprache gebeten hatte.

»Er ist alt und schwach, und ich sollte ihn verurteilen?« dachte sie mit Abscheu gegen sich selbst.

Im Jahre 1811 lebte in Moskau ein französischer Arzt namens Metivier, der schnell in Mode kam und in der höchsten Gesellschaft nicht nur als Arzt, sondern auch als Gleichstehender empfangen wurde. Der alte Fürst welcher die Medizin verlachte, hatte in letzter Zeit auf den Rat von Mademoiselle Bourienne diesen Arzt zu sich gerufen und sich an ihn gewöhnt. Metivier kam allwöchentlich ein- oder zweimal zum Fürsten.

Am Namenstag des Fürsten drängte sich ganz Moskau an der Einfahrt seines Hauses. Aber er ließ niemand vor. Er übergab Marie ein Verzeichnis einiger weniger Personen, welche zu Tisch eingeladen werden sollten. Metivier kam am Morgen, um zu gratulieren. Der Alte war sehr schlechter Laune und ging zänkisch im Hause umher. Fürstin Marie kannte diesen Zustand, welcher gewöhnlich mit einem Wutausbruch endigte, und erwartete wie vor einem geladenen Gewehr mit gespanntem Hahn den ganzen Morgen über den unvermeidlichen Schuß. Bis zur Ankunft des Doktors ging alles gut. Marie saß mit einem Buch im Salon, aus welchem sie hören konnte, was im Kabinett vorging. Anfangs hörte sie nur Metiviers Stimme, dann die ihres Vaters und endlich sprachen beide zugleich. Die Tür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle erschien Metivier und die Gestalt des Fürsten mit Nachtmütze und Schlafrock und von Wut verzerrtem Gesicht.

»Du verstehst nicht?« schrie der Fürst. »Aber ich verstehe! Französischer Spion! – Kreatur von Bonaparte! – Spion! Hinaus aus meinem Hause, sage ich!« Und er schlug die Tür zu. Metivier zuckte mit den Achseln.

»Der Fürst ist nicht ganz wohl! – Galle und Blutandrang nach dem Kopf. – Beunruhigen Sie sich nicht, ich komme morgen wieder!«

»Spion! Betrüger! Überall Betrüger! Im eigenen Hause hat man keine Minute Ruhe!« schrie der Alte in seinem Zimmer.

Nachdem Metivier gegangen war, rief der alte Fürst seine Tochter zu sich und seine ganze Wut entlud sich über sie. Sie war an allem schuld. Er hatte ja gesagt, man solle niemand einlassen, warum hatte sie diesen Schurken eingelassen? Ihretwegen habe er keinen Augenblick Ruhe und könne nicht ruhig sterben, sagte er.

»Nein, Mütterchen, mach, daß du fortkommst«, schrie er. »Ich kann es nicht mehr aushalten!« Auf der Schwelle wandte er sich nochmals um, als ob er befürchtete, sie könne seine Worte nicht recht verstanden haben. »Glaube nicht, daß ich dir das nur im Zorn gesagt habe, ich bin ganz ruhig und habe alles überlegt. Mache, daß du fortkommst! Suche dir eine Stelle! ... Wenn doch irgendein Dummkopf käme und sie heiraten möchte!« Er schlug die Tür zu, rief Mademoiselle Bourienne zu sich, und dann wurde es still im Kabinett. Um zwei Uhr kamen die sechs erwählten Personen zu Tisch. Die Gäste waren der bekannte Graf Rostoptschin, Fürst Lopuchin mit seinem Neffen, General Tschatrow, ein alter Kriegskamerad des Fürsten, und von jungen Leuten Peter Besuchow und Boris Drubezkoi.

Boris war vor einigen Tagen auf Urlaub in Moskau angekommen, ließ sich dem Fürsten vorstellen und verstand es so sehr, seine Gunst zu erlangen, daß der Fürst eine Ausnahme machte, da er sonst niemals unverheiratete junge Leute einlud.

Das Haus des Fürsten war nicht das, was man die Welt nannte, aber es war ein so kleiner Kreis, von welchem man in der Stadt fast nichts hörte, daß es um so schmeichelhafter war, darin Zutritt zu erhalten. Die kleine Gesellschaft sammelte sich vor Tisch in dem altmodischen, hohen Salon mit alten Möbeln und erwartete den Fürsten. Alle schwiegen oder sprachen flüsternd. Fürst Bolkonsky erschien ernst und schweigsam, und Fürstin Marie war noch schüchterner als gewöhnlich. Die Gäste wandten sich nur selten an sie, weil sie sahen, daß sie nicht zur Unterhaltung aufgelegt war. Fürst Rostoptschin allein führte den Faden des Gesprächs. Er sprach von den letzten städtischen und politischen Neuigkeiten, das Gespräch verstummte keinen Augenblick. Nach dem Braten wurde Champagner gebracht, die Gäste erhoben sich und beglückwünschten den alten Fürsten. Auch Fürstin Marie trat zu ihm, ein kalter, böser Blick aber sagte ihr, daß seine Stimmung gegen sie sich nicht gebessert habe.

Als man in den Saal trat zum Kaffee, setzten sich die Alten zusammen. Fürst Bolkonsky wurde lebhafter und äußerte seine Ansichten über den bevorstehenden Krieg und sagte, unsere Kriege mit Bonaparte werden so lange unglücklich sein, als wir Bündnisse mit den Deutschen suchen und uns in europäische Angelegenheiten einmischen, in die uns der Friede von Tilsit hineingezogen habe, wir hätten weder für noch gegen Österreich Krieg zu führen, unsere Politik liege nur im Osten, und gegen Bonaparte haben wir nur nötig, unsere Grenzen zu besetzen und entschieden

aufzutreten, dann werde er niemals wagen, die russische Grenze zu überschreiten wie im Jahre 1807.

»Wie sollten wir gegen die Franzosen kämpfen, unsere Lehrer und Abgötter!« sagte Graf Rostoptschin. »Sehen Sie doch unsere Jugend und unsere Damenwelt an! Unsere Abgötter sind die Franzosen, unser Himmelreich ist Paris!«

Er sprach sehr laut, um von allen gehört zu werden. »Die Kostüme sind französisch, die Gedanken französisch, die Gefühle französisch. Den Metivier haben sie hinausgejagt, weil er ein Franzose und ein Schurke ist, aber unsere Damen kriechen vor ihm. Gestern war ich in einer Gesellschaft, da waren unter fünf Damen drei katholische, welche mit Erlaubnis des Papstes auch sonntags sticken. Da sitzen sie halb nackt wie Aushängeschilder vor einer Badeanstalt, mit Erlaubnis zu sagen. Ach, wenn man unsere Jugend ansieht, Fürst, möchte man den alten Knüppel Peter des Großen aus der Kunstkammer nehmen und ein wenig russisch mit ihnen reden und ihnen die Narrheit austreiben.«

Alle schwiegen, der alte Fürst blickte Rostoptschin beifällig lächelnd an. »Nun, leben Sie wohl, Erlaucht, bleiben Sie gesund!« sagte Rostoptschin mit der ihm eigenen Bewegung.

»Lebe wohl, mein Täubchen!« sagte der Alte und reichte ihm die Hand. Mit Rostoptschin erhoben sich auch die andern.

Die Fürstin Marie saß im Salon und hörte dem Gespräch der Alten zu, ohne etwas davon zu verstehen. Sie dachte nur daran, ob die Gäste etwas vom Zorn ihres Vaters gegen sie bemerkten. Sie nahm auch nichts von der besonderen Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit wahr, welche ihr Boris widmete, der schon zum drittenmal das Haus des Fürsten besuchte. Zerstreut und fragend blickte sie Peter an, der als letzter der Gäste mit dem Hute in der Hand lächelnd auf sie zutrat, als sie allein im Salon zurückgeblieben waren.

»Kann ich noch einen Augenblick bleiben?« sagte er.

»Ach ja«, erwiderte sie. »Haben Sie nichts bemerkt?« fragte ihr Blick.

Peter ließ sich auf einen Stuhl nieder. Er befand sich in der heitersten Stimmung, wie immer nach Tisch, und blickte lächelnd vor sich hin. »Kennen Sie Drubezkoi schon lange?« fragte er.

»Nein, erst seit kurzem.«

»Gefällt er Ihnen?«

»Ja, er ist ein angenehmer junger Mensch! Warum fragen Sie mich das?«

»Weil ich eine Beobachtung machte. Der junge Mensch reist gewöhnlich von Petersburg nach Moskau auf Urlaub, nur mit der Absicht, eine reiche Heirat zu machen.«

»Diese Beobachtung haben Sie gemacht?« fragte sie.

»Ja«, fuhr Peter lachend fort. »Wo eine reiche Erbin ist, da ist er auch. Jetzt ist er unschlüssig, auf wen er seinen Angriff richten soll, auf Sie oder auf Mademoiselle Julie Karagin. Er ist sehr aufmerksam gegen sie.«

»Verkehrt er dort?«

»Ja, sehr häufig. Und kennen Sie die neue Art, den Hof zu machen?« sagte Peter mit vergnügtem Lächeln.

»Nein«, erwiderte Marie teilnahmslos.

»Um den moskauischen Mädchen zu gefallen, muß man jetzt melancholisch sein. Er ist sehr melancholisch bei ihr.«

»Wirklich?« fragte Marie, immer mit dem Gedanken an ihren Kummer beschäftigt. »Es würde mir leichter werden«, dachte sie, »wenn ich jemand anvertrauen könnte, was ich fühle, und Besuchow könnte ich alles sagen, er

ist so gutmütig und ehrlich; es würde mir leichter werden, und er könnte mir vielleicht raten.«

»Würden Sie ihn heiraten?« fragte Peter.

»Ach mein Gott, es gibt Augenblicke, wo ich jeden heiraten würde!« rief Fürstin Marie mit tränenvoller Stimme. »Ach, wie schwer ist es, einen Nahestehenden zu lieben und doch zu fühlen, daß man nichts für ihn tun kann, und daß man das nicht ändern kann. Dann bleibt nichts übrig als fortzugehen. Aber wohin sollte ich gehen?«

»Was ist Ihnen, Fürstin?«

»Ich weiß nicht, was mir heute ist«, sagte sie weinend. »Hören Sie nicht auf mich, vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Alle Heiterkeit Peters war verschwunden. Teilnehmend bat er sie, ihm ihren Kummer anzuvertrauen. Aber sie bat ihn nur wiederholt, alles zu vergessen, was sie gesagt habe. Sie habe keinen Kummer außer dem, daß die Heirat ihres Bruders Vater und Sohn entzweien werde. »Ich habe gehört, Rostows werden bald hier sein, auch Andree erwarte ich jeden Tag. Ich wünschte, daß sie sich hier sehen würden!«

»Wie sieht der alte Fürst die Sache jetzt an?« fragte Peter.

Marie wiegte den Kopf.

»Was ist zu machen? In wenigen Monaten ist das Jahr abgelaufen. Ich wünschte, ich könnte meinem Bruder die ersten Augenblicke ersparen. Möchten sie doch bald kommen. Kennen Sie sie schon lange?« fragte Marie. »Sagen Sie mir die volle Wahrheit«, sagte sie, die Hand aufs Herz legend, »was ist sie für ein Mädchen? Aber die ganze Wahrheit, denn Sie wissen, Andree riskiert so viel, indem er dies gegen den Willen des Vaters tut, daß ich wissen möchte ...«

Ein unbestimmtes Gefühl sagte Peter, daß in diesen Fragen und Bitten, die ganze Wahrheit zu sagen, sich Abneigung gegen Natalie verberge, und daß sie von ihm erwarte, er werde die Wahl ihres Bruders nicht gutheißen. Aber Peter sprach, wie er fühlte.

»Ich weiß nicht, wie ich diese Frage beantworten soll«, erwiderte er errötend, ohne zu wissen, warum. »Ich weiß entschieden nicht, was sie für ein Mädchen ist und kann sie nicht analysieren. Sie ist bezaubernd, aber warum, das weiß ich nicht, und das ist alles, was ich von ihr sagen kann.« Fürstin Marie seufzte, und ihre Miene sagte: »Ja, das habe ich erwartet und befürchtet.«

Peter dachte nach.

»Ich glaube nicht«, sagte er, »oder eigentlich doch! Sie hält nichts darauf, für klug zu gelten, doch nein, sie ist verführerisch und weiter nichts.«

Marie wiegte bedenklich wieder den Kopf.

»Ach, ich wünschte so sehr, sie lieben zu können, sagen Sie ihr das, wenn Sie sie früher sehen als ich.«

»Ich hörte, sie werden in einigen Tagen hier sein«, erwiderte Peter. Marie teilte ihm ihren Plan mit, wie sie sich, sobald Rostows ankommen, ihrer zukünftigen Schwägerin nähern und sich bemühen wolle, den alten Fürsten an sie zu gewöhnen.

Die Heirat mit einer reichen Erbin in Petersburg war Boris nicht gelungen und deshalb kam er in derselben Absicht nach Moskau. Hier schwankte er zwischen den beiden reichsten Mädchen, Julie Karagin und Fürstin Marie. Obgleich die Fürstin Marie, ungeachtet ihres unschönen Äußeren, ihm angenehmer erschien als Julie, vermochte er doch nicht, ihr den Hof zu machen. Bei seinem letzten Besuch am Namenstag des alten Fürsten waren alle seine Bemühungen, von Gefühlen mit ihr zu sprechen, vergeblich gewesen, sie hatte augenscheinlich nicht gehört, was er sagte. Julie dagegen nahm seine Aufmerksamkeiten gern an. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt und sehr reich. Jetzt war sie vollkommen häßlich geworden, hielt sich aber nicht nur für schöner, sondern sogar für verführerischer, als sie früher war. In diesem Irrtum wurde sie dadurch bestärkt, daß sie erstens sehr reich geworden war, und zweitens dadurch, daß sie mit dem zunehmenden Alter ungefährlicher für die Männer wurde und diese sich unbefangen mit ihr unterhielten und ohne irgendeine Verpflichtung zu übernehmen, ihre Diners und Abendgesellschaften besuchen konnten. Mancher, welcher vor zehn Jahren sich gescheut hätte, jeden Tag ein Haus zu besuchen, in dem ein siebzehnjähriges Mädchen wohnte, um sie nicht zu komprimittieren und sich zu binden, kam jetzt unbefangen jeden Tag.

Eines der angenehmsten und gastfreundlichsten Häuser Moskaus war in diesem Winter das Haus Karagin. Außer zu den Galadiners und Gesellschaften sammelte sich auch jeden Tag hier eine große Gesellschaft, besonders von Herren, welche um zwölf Uhr nachts speisten und bis drei Uhr sitzenblieben. Julie versäumte keinen Ball, kein Theater, ihre Toiletten waren immer die modernsten. Aber dennoch schien sie blasiert, sagte jedem, sie glaube weder an Freundschaft, noch an Liebe, noch an irgendwelche Lebensfreude und erwarte Ruhe nur dort. Sie nahm den Ton eines Mädchens an, das große Enttäuschungen erfahren, das vielleicht einen Geliebten betrauerte oder grausam von ihm betrogen worden war. Obgleich nichts der Art ihr zugestoßen war, glaubte sie doch selbst, schon viel im Leben erduldet zu haben. Diese Melancholie, die sie nicht abhielt, zuweilen sehr heiter zu werden, war auch für die jungen Leute, welche das Haus

besuchten, kein Hindernis, die Zeit angenehm zuzubringen. Jeder Gast erfüllte seine Pflicht gegen die melancholische Stimmung der Dame und überließ sich dann weltlichen Gesprächen, dem Tanze und geistreichen Spielen. Einige junge Leute, worunter auch Boris, vertieften sich mehr in den melancholischen Gemütszustand von Julie, und diesen öffnete sie nach längeren Gesprächen über die Eitelkeit alles Irdischen ihr Album, das mit trübsinnigen Gedanken und Gedichten gefüllt war.

Julie war besonders freundlich gegen Boris, beklagte seine frühzeitigen Enttäuschungen im Leben und bot ihm jene Tröstung der Freundschaft, die sie ihm bieten konnte, nachdem sie selbst im Leben so viel erlitten hatte, und öffnete ihm ihr Album. Boris zeichnete darin zwei Bäume und schrieb darunter: »Ländliche Bäume, eure düsteren Zweige überschatten mich mit Finsternis und Melancholie.«

Auf einer anderen Stelle zeichnete er ein Grab und schrieb darunter:

»Der Tod ist erlösend, der Tod ist still,
Ach, gegen die Schmerzen gibt es kein anderes Asyl!«

Julie sagte, das sei entzückend.

»Es liegt etwas unendlich Verführerisches im Lächeln der Melancholie«, sagte sie zu Boris. Sie hatte diese Stelle Wort für Wort in seinem Buch gelesen. Darauf schrieb Boris:

»Giftige Nahrung für eine empfindsame Seele,
Du, ohne die für mich das Glück unmöglich wäre,
Zarte Melancholie, komm und tröste mich!
Gebiete dem Sturm in meiner düstern Einsamkeit,
Und mische eine geheime Süßigkeit
Mit dieser Tränen Flüssigkeit.«

Julie spielte Boris auf der Harfe einige melancholische Nottunen vor. Boris las ihr vor, häufig unterbrochen von empfindsamer Aufregung. In größerer Gesellschaft sahen Boris und Julie einander an, wie die einzigen Menschen in der gleichgültigen Welt, welche einander begriffen.

Anna Michailowna war oft bei Karagins und spielte Karten mit der Mutter, wobei sie es verstand, sich darüber zu versichern, daß Julie als Mitgift die beiden Güter bei Pensa und den Wald im Nishnij-Nowgorodschen Gouvernement erhalte. Mit Ergebung in den Willen der

Vorsehung war sie gerührt über die tiefe Schwermut, welche ihren Sohn mit der reichen Julie verband.

»Unsere Julie ist immer so entzückend und melancholisch«, sagte sie zur Tochter.

»Boris sagt, er atme wieder frei auf in Ihrem Hause. Er hat so viel Enttäuschungen erlebt und ist so gefühlvoll!« sagte sie zur Mutter.

»Ach, mein Lieber, wie intim ich mit dieser Julie das letztmal geworden bin!« sagte sie zu ihrem Sohn. »Ich kann es dir nicht beschreiben. Wie wäre es möglich, sie nicht zu lieben? Sie ist so ein überirdisches Wesen. Ach, Boris! Boris!« Sie schwieg einen Augenblick. »Und wie mir ihre Mutter leid tut«, fuhr sie fort. »Heute zeigte sie mir Abrechnungen und Briefe aus Pensa, sie hat ein ungeheures Vermögen. Aber die Arme weiß sich nicht zu helfen, sie wird so viel betrogen.«

Boris lächelte mit Verständnis über die naive Schlaueit der Mutter, fragte aber zuweilen aufmerksam nach den Gütern und Wäldern.

Julie erwartete schon lange einen Antrag von ihrem melancholischen Verehrer und war bereit, ihn anzunehmen. Aber ein geheimer Abscheu vor ihr, vor ihrem leidenschaftlichen Wunsch zu heiraten und ihrem gezierten Wesen hielt Boris zurück. Sein Urlaub war dem Ablauf nahe. Ganze Tage brachte er bei Karagins zu und sagte sich jeden Tag, morgen werde er einen Antrag machen. Aber wenn er ihr rotes Gesicht, ihr fast immer gepudertes Kinn, ihre wässerigen Augen sah und ihre Miene beobachtete, welche stetige Bereitwilligkeit ausdrückte, von tiefster Melancholie sogleich zu dem Entzücken ehelichen Glücks überzugehen, vermochte Boris nicht, die entscheidenden Worte auszusprechen, obgleich er schon lange sich für den Besitzer der Güter und Wälder ansah und über die Verwendung ihrer Einkünfte in seiner Phantasie Bestimmungen getroffen hatte. Julie sah seine Unentschlossenheit, und zuweilen kam ihr der Gedanke, sie sei ihm widerlich. Sogleich aber beruhigte sie ihre weibliche Selbstgefälligkeit und sie sagte sich, er sei nur aus Liebe blöde. Ihre Melancholie aber begann in Reizbarkeit überzugehen, und nicht lange vor Boris' Abreise faßte sie einen entscheidenden Plan. Als der Urlaub Boris' zu Ende ging, erschien in Moskau und natürlich auch bei Karagin Anatol Kuragin. Julie gab plötzlich ihre Melancholie auf und wurde sehr heiter und aufmerksam gegen Kuragin.

»Mein Lieber«, sagte Anna Michailowna zu ihrem Sohn, »ich weiß aus sicherer Quelle, daß Fürst Wassil seinen Sohn hierhergesandt hat, um Julie

zu heiraten. Ich liebe Julie so sehr, daß sie mir leid tun würde. Wie denkst du, mein Lieber?« fragte sie.

Der Gedanke, mit langer Nase abzuziehen und diesen ganzen Monat umsonst mit schwerem Dienst bei Julie verloren zu haben, und dazu noch alle Einkünfte aus den Gütern und Wäldern in die Hände eines anderen übergehen zu sehen, besonders in die Hände dieses einfältigen Anatol, war Boris sehr schmerzlich. Er fuhr zu Karagins, mit dem festen Entschluß, einen Antrag zu machen. Julie kam ihm heiter und unbefangen entgegen und fragte, wann er reisen werde. Obgleich Boris mit der Absicht gekommen war, von seiner Liebe zu sprechen und zärtlich zu sein, begann er in zänkischem Tone über die weibliche Unbeständigkeit zu reden, und wie leicht die Damen von Kummer zur Freude übergehen, und daß ihre Gemütsstimmung nur davon abhängt, wer ihnen den Hof mache. Julie war beleidigt und sagte, das sei wahr, die Damen verlangten Mannigfaltigkeit, immer ein und dasselbe sei ihnen langweilig.

»Dann würde ich Ihnen raten ...« begann Boris, in der Absicht, ihr eine Bosheit zu sagen, aber sogleich erinnerte er sich daran, daß er Moskau vielleicht mit leeren Händen verlassen müsse und unterbrach sich. Er schlug die Augen nieder, um nicht ihr unangenehmes, zänkisches Gesicht zu sehen und sagte: »Ich kam nicht zu Ihnen, um mit Ihnen zu streiten, im Gegenteil« ... Er blickte sie an, um sich zu überzeugen, ob er fortfahren könne. Alle Verdrießlichkeit verschwand plötzlich aus ihrer Miene, und ihre unruhigen, fragenden Blicke waren mit gieriger Erwartung auf ihn gerichtet.

»Ich kann es ja immer so einrichten, daß ich sie selten zu sehen brauche«, dachte Boris. »Die Sache ist einmal angefangen und muß nun ausgeführt werden! – Sie kennen meine Gefühle für Sie«, sagte er tief errötend und schlug die Augen auf.

Mehr war nicht nötig. Julies Gesicht strahlte triumphierend, aber sie wollte Boris nötigen, ihr alles zu sagen, was man in solchen Fällen sagt, daß er sie liebe und noch nie ein Weib mehr als sie geliebt habe. Sie wußte, daß sie für ihre Güter bei Pensa und für den Wald bei Nishnij-Nowgorod das wohl verlangen konnte, und ihr Verlangen wurde befriedigt. Braut und Bräutigam, welche nicht mehr an die Bäume dachten, die sie mit Finsternis und Melancholie überschütteten, machten Pläne für die zukünftige Unterhaltung eines glänzenden Hauses in Petersburg, machten Besuche und bereiteten alles für eine glänzende Hochzeit vor.

Graf Rostow kam Ende Januar mit Natalie und Sonja in Moskau an. Das Rostowsche Haus in Moskau war nicht vorbereitet, außerdem waren sie nur auf kurze Zeit gekommen und deshalb beschloß der Graf, in Moskau die Gastfreundschaft von Maria Dmitrijewna Achrosimow anzunehmen, die sie ihm schon lange angeboten hatte. Maria Dmitrijewna war eine rüstige, energische Frau, welche ein Gut ganz in der Nähe von Otradno besaß und dort den Sommer zubrachte, im Winter aber in Moskau lebte. Spät am Abend kamen die vier Fahrzeuge Rostows vor dem Hause von Maria Dmitrijewna vorgefahren. Sie wohnte allein; ihre Tochter hatte sich schon verheiratet und ihre Söhne waren im Dienst.

Ihre Haltung war noch immer so gerade, und sie sprach ebenso gerade, laut und entschieden ihre Meinung aus wie früher. Am frühen Morgen widmete sie sich in ihrer Pelzjacke den Wirtschaftsangelegenheiten, dann fuhr sie an Feiertagen zur Messe und von der Messe in die Gefängnisse, wo sie Angelegenheiten hatte, von denen sie mit niemand sprach. Werktags aber nach dem Ankleiden empfing sie zu Hause Bittsteller aller Art, deren sich jeden Tag eine Anzahl bei ihr einfanden, und dann speiste sie. Bei Tische waren immer drei oder vier Gäste zugegen. Nach Tische spielte sie eine Partie Boston und abends ließ sie sich Zeitungen und neue Bücher vorlesen, während sie strickte. Sie fuhr selten aus, und dann nur, um Besuche bei sehr vornehmen Personen in der Stadt zu machen.

Sie hatte sich noch nicht niedergelegt, als Rostows ankamen. Mit der Brille auf der Nase und zurückgeworfenem Kopf stand sie in der Tür des Saales und blickte die Eintretenden mit strenger Miene an. Man konnte glauben, daß sie über die Ankunft der Gäste entrüstet sei.

»Die gräflichen Koffer? Hierher damit!« sagte sie, ohne jemand zu begrüßen. »Der Koffer des Fräuleins hier nach links! Nun, was rennst du da umher?« schrie sie eines der Mädchen an. »Man soll den Samowar anzünden. Nun, fett und hübsch geworden«, sagte sie, indem sie die vom Frost gerötete Natalie an sich zog. »Pfui, wie kalt! Nun lege ab!« rief sie dem Grafen zu, der ihre Hand küssen wollte. »Du wirst erfrieren! Bringt Rum zum Tee! Sonja, bon jour!« sagte sie mit herablassender Freundlichkeit.

Als sie alle am Teetisch saßen, küßte Maria Dmitrijewna sie der Reihe nach ab.

»Ich bin von Herzen erfreut, daß ihr gekommen seid und bei mir wohnt«, sagte sie. »Es war schon lange Zeit dazu, der Alte ist hier, und man erwartet seinen Sohn von Tag zu Tag. Man muß mit ihm Bekanntschaft machen – nun, davon sprechen wir später! Aber jetzt höre«, sagte sie zum Grafen, »was hast du morgen vor? Wen wirst du besuchen? Schinschin?« Damit bog sie einen Finger. »Die weinerliche Drubezkoi? – Nun, das sind zwei. Sie wohnt hier mit ihrem Sohn, er soll heiraten! Dann Besuchow, nicht wahr? Ist auch hier mit seiner Frau. Er ist ihr davongelaufen, aber sie ist ihm nachgaloppiert. Mittwoch hat er bei mir gespeist. Nun, und diese da«, sie deutete auf die Mädchen, »führe ich morgen zur Kirche und dann fahren wir zur Oberschelm! Es wird natürlich alles neu angeschafft? Neulich war die junge Fürstin Irena Wassiljewna bei mir. Merkwürdig anzusehen, als hätte sie zwei Fäßchen über die Arme gezogen. Jeden Tag gibt's eine neue Mode! Nun, und was hast du selbst hier vor?« fragte sie mit strenger Miene den Grafen.

»Es hat sich sehr eilig gemacht«, erwiderte Rostow. »Da ist ein Käufer für mein Gut bei Moskau und für mein Haus. Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich auf einen Tag nach Marinskoje fahren und lasse Ihnen so lange das Mädchenvolk auf dem Halse.«

»Gut, gut, ich werde sie schon behüten. Bei mir sind sie sicher wie auf einem Vormundschaftsgerichte.«

Am andern Morgen führte Maria Dmitrijewna die Mädchen nach der Kirche und dann zur Madame Oberschelm, welche Maria Dmitrijewna so fürchtete, daß sie ihr alles zum niedrigsten Preise überließ, um sie nur schnell los zu werden. Maria Dmitrijewna bestellte fast die ganze Aussteuer. Zu Hause angekommen, jagte sie alle außer Natalie aus dem Zimmer und rief ihren Liebling an ihren Stuhl.

»Nun, jetzt wollen wir sprechen! Ich gratuliere dir zu deinem Bräutigam, hast einen feinen Jungen gefangen! Ich freue mich für dich, ich kenne ihn von Jugend auf!« Natalie errötete freudig. »Aber nun höre! Du weißt, der Alte will nicht haben, daß sein Sohn heiratet. Ein kluger Mensch! Natürlich ist Fürst Andree kein Kind und könnte ohne seine Einwilligung auskommen, aber es ist nicht gut für dich, gegen seinen Willen in die Familie einzutreten. Das muß alles in Frieden und Liebe geschehen. Du bist

ein kluges Mädchen und verstehst dich zu benehmen, wie es sein muß, also sei klug und gutherzig, dann wird auch alles gut werden.«

Natalie schwieg, wie Maria Dmitrijewna glaubte, aus Schüchternheit, in Wirklichkeit aber war Natalie verdrießlich über diese Einmischung in ihre Liebesaffäre, welche ihr als eine von allen menschlichen Angelegenheiten so verschiedene Sache erschien, daß nach ihrer Meinung niemand sie begreifen könne. Sie liebte und kannte nur den Fürsten Andree, er liebte sie und mußte in einigen Tagen ankommen und sie zu sich nehmen; mehr wollte sie nicht.

»Siehst du, ich kenne ihn schon lange und auch Marie, deine Schwägerin! Diese kränkt keine Fliege. Sie hat mich gebeten, sie mit dir bekannt zu machen. Morgen gehst du mit deinem Vater zu ihr und da suche dich beliebt zu machen. Du bist jünger als sie. Wenn dein Bräutigam ankommt, so bist du mit seiner Schwester und seinem Vater schon bekannt, und sie werden dich schon lieben, nicht wahr? Ist das nicht das beste?«

»Ja«, erwiderte Natalie mit Widerstreben.

Am andern Tag fuhr Graf Rostow mit Natalie auf den Rat von Marie Dmitrijewna zum Fürsten Nikolai. Der Graf hatte diesen Besuch in gedrückter Stimmung unternommen, Natalie dagegen, welche ihr bestes Kleid angelegt hatte, befand sich in heiterster Gemütsverfassung.

»Es ist nicht möglich, daß sie mich nicht lieben«, dachte sie. »Immer haben mich alle geliebt, und ich bin so bereit, für sie alles zu tun, was sie wünschen, daß sie mich lieben müssen.«

Sie fuhren vor dem alten, düstern Hause Bolkonskys vor und traten in den Flur. Aber Natalie bemerkte, daß ihr Vater ängstlich wurde und schüchtern mit leiser Stimme fragte, ob der Fürst zu Hause sei. Nach der Anmeldung ihrer Ankunft entstand einige Verwirrung unter der Dienerschaft. Ein Diener, welcher davoneilte, um sie anzumelden, wurde von einem anderen im Saal angehalten, und sie flüsterten zusammen. Eine Kammerzofe kam herbeigelaufen und sagte eilig auch etwas, wobei sie den Namen der Fürstin Marie nannte. Endlich trat ein alter Diener mit verdrießlichem Gesicht ein und meldete, der Fürst könne niemand empfangen, aber die Fürstin lasse sie zu sich bitten. Zur Begrüßung der Gäste erschien zuerst Mademoiselle Bourienne. Sie empfing mit besonderer Höflichkeit Vater und Tochter und begleitete sie zur Fürstin. Marie kam mit aufgeregtem, erschrecktem und gerötetem Gesicht den Gästen schwerfällig entgegen und bemühte sich vergebens, unbefangen und erfreut zu scheinen. Natalie gefiel ihr vom ersten Blick an nicht, sie schien ihr zu eitel und zu leichtfertig fröhlich. Marie wußte selbst nicht, daß sie zuvor schon gegen ihre zukünftige Schwägerin eingenommen war aus unwillkürlichem Neid auf ihre Schönheit, ihre Jugend und ihr Glück und auf die Liebe ihres Bruders. Als die Ankunft der Gäste gemeldet wurde, hatte der Alte geschrien, man solle ihn in Ruhe lassen, Fürstin Marie könne sie empfangen, wenn sie wolle. Marie ging Rostows entgegen, befürchtete aber in jedem Augenblick, daß der Fürst irgendeinen Ausfall machen könne, da er durch die Ankunft Rostows sehr aufgeregter zu sein schien.

»Hier habe ich Ihnen meine Kleine gebracht«, sagte der Graf mit einem Kratzfuß und blickte sich beständig unruhig um, als ob er fürchtete, daß der

alte Fürst kommen könnte. »Schade, schade, daß der Fürst nicht gesund ist!« Nach einigen weiteren allgemeinen Phrasen stand er auf.

»Wenn Sie erlauben, Fürstin, so lasse ich Ihnen auf eine Viertelstunde meine Natalie auf dem Hals. Ich habe nur eine kleine Fahrt zu machen, bis zum Hundeplatz zu Anna Semjonowna, dann kehre ich zurück, um sie abzuholen.«

Der Graf hatte diesen schlaun, diplomatischen Zug erdacht, um den beiden zukünftigen Schwägerinnen Zeit zu lassen, miteinander bekannt zu werden, und dann auch deshalb, um die Möglichkeit einer Begegnung mit dem Fürsten zu vermeiden, welchen er sehr fürchtete. Er sagte dies nicht seiner Tochter, aber Natalie erriet die Ursache seiner Unruhe mit Mißfallen. Sie errötete für ihren Vater, war dann aber wieder darüber ärgerlich, daß sie errötete, und blickte Fürstin Marie mit herausfordernden Blicken an, welche sagten, sie fürchte niemand.

Fürstin Marie sagte dem Grafen, sie sei sehr erfreut und bitte ihn sehr, recht lange bei Anna Semjonowna zu bleiben. Dann fuhr der Graf ab.

Ungeachtet der sprechenden Blicke Maries, welche mit Natalie allein zu bleiben wünschte, verließ Mademoiselle Bourienne nicht das Zimmer und führte das Gespräch über Moskauer Vergnügungen und Theater. Natalie fühlte sich verletzt durch die Störung, durch die Ängstlichkeit ihres Vaters und durch den gezwungenen Ton der Fürstin Marie, welche ihr eine Gnade zu erweisen schien damit, daß sie sie empfangen hatte. Darum war ihr alles unangenehm. Die Fürstin Marie gefiel ihr nicht, sie erschien ihr sehr häßlich, affektiert und mürrisch. Unwillkürlich nahm Natalie jenen nachlässigen Ton an, der die Fürstin Marie noch mehr abstieß. Nach fünf Minuten peinlichen, gezwungenen Gesprächs hörte man rasche Schritte in Pantoffeln näherkommen. Maries Gesicht drückte Schrecken aus. Die Tür wurde geöffnet und der Fürst kam herein in weißer Schlafmütze und Schlafrock.

»Ach, mein Fräulein!« sagte er, »mein Fräulein! Gräfin Rostow, wenn ich nicht irre? ... Bitte um Entschuldigung... Ich wußte nicht, mein Fräulein!... Gott sieht es, ich wußte es nicht, daß Sie uns mit Ihrem Besuch beehren! Ich kam nur zu meiner Tochter in diesem Kostüm! Bitte um Entschuldigung! Gott sieht es, ich wußte es nicht«, wiederholte er so ungezwungen und so unangenehm, daß Fürstin Marie aufstand, die Augen niederschlug und weder ihren Vater noch Natalie anzusehen wagte.

Natalie stand auf und setzte sich wieder. Auch sie wußte nicht, was sie tun sollte, nur Mademoiselle Bourienne lachte vergnügt.

»Bitte um Entschuldigung! Bitte um Entschuldigung! Gott sieht es, ich wußte es nicht«, murmelte der Alte, dann blickte er Natalie vom Kopf bis zu Füßen an und verließ das Zimmer.

Natalie und die Fürstin Marie sahen einander schweigend an, und je länger sie schwiegen, desto mißfälliger wurden ihre Ansichten über einander. Als der Graf zurückkehrte, war Natalie mehr darüber erfreut, als die Höflichkeit zuließ, und drängte zur Abfahrt. Sie verabscheute in diesem Augenblick diese alte, trockene Fürstin, welche sie durch ihr Schweigen in eine so unangenehme Lage brachte und während einer halben Stunde nichts vom Fürsten Andree sprach.

»Ich konnte doch nicht zuerst von ihm sprechen in Gegenwart dieser Französin«, dachte Natalie. Währenddessen quälte sich Marie mit denselben Gedanken. Sie wußte, was sie Natalie hätte sagen sollen, aber sie vermochte es nicht, weil Mademoiselle Bourienne sie daran hinderte, und dann auch deshalb nicht, weil sie selbst nicht wußte, weshalb das Gespräch über die Heirat ihr so peinlich war. Als der Fürst das Zimmer verlassen hatte, ging Marie mit raschen Schritten auf Natalie zu, ergriff ihre Hand und sagte mit einem schweren Seufzer: »Warten Sie, ich muß ...« Natalie blickte die Fürstin Marie spöttisch an.

»Liebe Natalie«, sagte Marie, »Sie müssen wissen, daß ich erfreut darüber bin, daß mein Bruder sein Glück gefunden hat...« Sie unterbrach sich, da sie fühlte, daß sie die Unwahrheit sprach. Natalie bemerkte ihr Zögern und erriet die Veranlassung desselben.

»Ich glaube, Fürstin, es ist jetzt nicht passend, darüber zu sprechen«, sagte Natalie mit äußerlicher Würde und Kälte und mit Tränen in den Augen. »Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt«, dachte sie, sobald sie das Zimmer verlassen hatte.

Lange wurde Natalie an diesem Tage bei Tisch erwartet. Sie saß in ihrem Zimmer, weinte und schluchzte wie ein Kind. Sonja stand neben ihr und küßte sie auf die Haare.

»Natalie, was ist dir?« fragte sie. »Was kümmerst du dich um sie! Das geht alles vorüber, Natalie!«

»Nein, wenn du wüßtest, wie beleidigend das war ... als ob ich ...«

»Sprich nicht davon, Natalie! Du hast dir ja nichts vorzuwerfen. Also was kümmerst du dich darum?«

Natalie kam mit geröteten Augen zu Tisch. Marie Dmitrijewna wußte schon, wie der Fürst Rostows empfangen hatte, tat aber, als ob sie das verstörte Gesicht Natalies nicht bemerkte und scherzte laut mit dem Grafen und anderen Gästen.

An diesem Abend fuhren Rostows zur Oper. Natalie fuhr ungern dahin. »Mein Gott, wenn er doch hier wäre! Wie würde ich ihn umarmen – nicht so, wie früher, mit solcher einfältigen Schüchternheit – und mich an ihn schmiegen!« dachte sie, während sie nach dem Theater fuhren und blickte träumerisch in den trüben Schein der Straßenlaternen. Eilig sprangen Natalie und Sonja vor dem Theater heraus und zogen die Kleider zurecht, dann stieg auch der Graf aus, unterstützt von den Dienern, und zwischen Damen und Herren und Zettelverkäufern hindurch gingen sie in den Logengang. Durch die geschlossenen Türen hörte man schon Musik, der Logendiener öffnete dienstfertig die Loge. Laut ertönte die Musik, die Logenreihen, die entblößten Schultern und Arme der Damen erglänzten in heller Beleuchtung. Das geräuschvolle Parterre war mit glänzenden Uniformen angefüllt. Eine Dame, welche in die Nebenloge trat, musterte Natalie mit forschendem Blick. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen, man spielte noch die Ouvertüre. Natalie trat mit Sonja ein, setzte sich und überblickte die erleuchteten Logen gegenüber. Das lange nicht empfundene Gefühl, daß Hunderte von Augen ihre entblößten Schultern und ihren Hals betrachteten, befiel sie plötzlich angenehm und unangenehm, und ein ganzer Schwarm von Erinnerungen, Wünschen und Aufregungen, welche diesem Gefühl entsprachen, erwachte. Die zwei bemerkenswert hübschen Mädchen Natalie und Sonja, und der alte Graf, den man lange in Moskau nicht gesehen hatte, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Verlobung Natalies mit dem Fürsten Andree war allein in unbestimmter Weise bekannt geworden, und man betrachtete neugierig die Braut, welche eine der besten Partien Rußlands machte. Natalie war auf dem Lande noch hübscher geworden, wie ihr alle sagten, und wurde besonders an diesem Abend durch die Aufregung noch verschönert. Ihre schwarzen Augen blickten teilnahmslos in die Menge.

»Himmel, Michail Kirilitsch ist noch dicker geworden!« sagte der alte Graf. »Sieh doch, da ist auch unsere Anna Michailowna! Und Frau Karagin mit Julie und Boris! Man sieht gleich, daß sie Braut und Bräutigam sind!«

»Drubezkoi hat angehalten, denken Sie sich! Heute habe ich es erfahren!« sagte Schinschin, der zu Rostows in die Loge trat.

Natalie sah nach derselben Richtung wie ihr Vater und erblickte Julie, welche mit strahlendem Gesicht neben ihrer Mutter saß, mit einer Perlenschnur um den dicken, roten Hals, der stark gepudert war, wie Natalie wußte. Hinter ihnen stand lächelnd Boris und beugte sich horchend zu Julie herab. Er blickte nach Rostows und sagte einige Worte zu seiner Braut.

»Sie sprechen von uns, von mir mit ihm«, dachte Natalie. »Wahrscheinlich will er die Eifersucht seiner Braut auf mich beruhigen. Das ist überflüssig. Wenn sie nur wüßten, wie wenig mir an ihnen allen gelegen ist!« Hinter ihnen saß mit gottergebener Miene die Fürstin Drubezkoi. Natalie wandte sich ab, und plötzlich erinnerte sie sich wieder an alles, was erniedrigend in ihrem Morgenbesuch war.

»Wie darf er mir die Aufnahme in seine Verwandtschaft verweigern? Ach, ich will nicht daran denken, bis er kommt«, dachte sie und musterte die bekannten und unbekanntenen Gesichter im Parterre. In einer der ersten Reihen, in der Mitte, mit dem Rücken an die Rampe gelehnt, stand Dolochow in persischem Kostüm. Obgleich er wußte, daß die Aufmerksamkeit des ganzen Theaters auf ihn gerichtet war, stand er so unbefangen da wie in seinem Zimmer. In seiner Nähe drängte sich die glänzende Jugend Moskaus.

Lachend stieß der Graf die errötende Sonja an und machte sie auf ihren früheren Verehrer aufmerksam. »Hast du ihn erkannt?« fragte er sie. – »Wo ist er nun wieder hergekommen?« fragte er Schinschin, »er war doch eine Zeitlang verschwunden?«

»Ja«, erwiderte Schinschin, »er war im Kaukasus! Dort lief er davon, und man sagt, er sei Minister eines regierenden Fürsten in Persien gewesen, dann habe er den Bruder des Schahs getötet. Und jetzt sind unsere Moskauer Damen ganz vernarrt in ihn. ›Dolochow, der Perser!‹ sonst hört man nichts. Man verehrt ihn, man ruft nach ihm wie nach Sterlet«, sagte Schinschin. »Dolochow und dieser Anatol Kuragin haben allen unsern Damen den Kopf verdreht.«

In die Nebenloge trat eine hochgewachsene, schöne Dame mit einem großen Zopf und sehr tief ausgeschnittenem Kleid, welches ihre vollen Schultern und den weißen Hals sehen ließ, der von einer doppelten Perlenschnur umgeben war. Sie setzte sich mit geräuschvoller Umständlichkeit nieder unter dem Rauschen ihres schweren, seidenen Kleides.

Unwillkürlich bewunderte Natalie die Schönheit dieser Schultern und Perlen. Die Dame wandte sich um, und als sie den Blicken des alten Grafen begegnete, nickte sie ihm lächelnd zu. Das war die Gräfin Besuchow, Peters Frau. Der alte Graf, welcher alle Welt kannte, redete sie sogleich an.

»Sind Sie schon lange hier, Gräfin?« fragte er. »Ich werde kommen und Ihr Händchen küssen! Ich bin in Geschäften hierhergekommen und habe meine Mädchen mitgebracht! Die Semenow spielt unvergleichlich!« schwatzte der alte Graf. »Graf Peter hat uns nicht vergessen! Ist er hier?« »Ja, er wollte auch kommen«, erwiderte Helene und blickte Natalie forschend an.

Der alte Graf setzte sich wieder auf seinen Platz.

»Hübsch, nicht wahr?« flüsterte er Natalie zu.

»Wunderbar«, erwiderte Natalie, »man könnte sich in sie verlieben.«

Die Ouvertüre ging zu Ende. Der Vorhang erhob sich, in den Logen und im Parterre wurde es still, und alle die alten und jungen Herren in Uniformen und Fräcken, alle die Damen mit Brillanten auf dem nackten Körper blickten gespannt nach der Bühne.

Auf der Bühne waren in der Mitte ebene Bretter, auf den Seiten standen gemalte Bilder, welche Bäume vorstellten, im Hintergrund erstreckte sich Leinwand bis auf die Bretter herab. In der Mitte der Szene saßen Mädchen in roten Taillen und weißen Röcken. Die eine davon, eine sehr dicke Dame in weißem Seidenkleid, saß beiseite auf einem niedrigen Schemel. Alle sangen etwas. Als sie ihr Lied beendet hatten, trat das Mädchen im weißen Kleid bis an den Souffleurkasten vor, und ein Mann in seidene straffgespannten Beinkleidern auf den dicken Beinen trat mit einer Feder und einem Dolch auf sie zu, sang etwas und machte Gebärden mit den Armen dazu.

Der Mann mit den straffgespannten Beinkleidern sang allein, dann sang sie, darauf schwiegen beide. Die Musik spielte weiter, und der Mann erfaßte die Hand des Mädchens im weißen Kleid, und man sah, wie er auf den Takt wartete, um seine Partie mit ihr gleich zu beginnen. Sie sangen zu zweien, und alles im Theater begann zu klatschen und zu schreien, worauf der Mann und das Mädchen auf der Szene, welche Verliebte vorstellten, sich lächelnd verneigten.

Nach dem Landaufenthalt und in der ernsten Stimmung, in der sich Natalie befand, erschien ihr das alles seltsam und erstaunlich. Sie vermochte dem Gang der Oper nicht zu folgen. Sie sah nur die seltsam gekleideten Männer und Frauen im hellen Licht, welche so sonderbare Bewegungen machten, sprachen und sangen. Bald blickte sie nach den pomadisierten Köpfen im Parterre, bald nach den entblößten Damen in den Logen, besonders ihrer Nachbarin Helene, die, fast ganz entkleidet, mit ruhigem Lächeln auf die Bühne herabblickte. Als auf der Bühne alles still wurde, vor dem Anfang einer Arie, kreischte die Eingangstür zum Parterre auf der Seite, wo Rostows Loge war, und die Schritte eines Verspäteten wurden hörbar.

»Da ist er! Kuragin!« flüsterte Schinschin. Die Gräfin Besuchow blickte sich lächelnd nach dem Eintretenden um. Natalie, die ihrem Blick folgte, sah einen ungewöhnlich hübschen Adjutanten, welcher mit zuversichtlichem und zugleich höflichem Wesen sich ihrer Loge näherte. Das war Anatol Kuragin, welchen Natalie auf dem Ball in Petersburg

gesehen hatte. Er trug jetzt die Uniform eines Adjutanten mit einer Epaulette und Achselbändern. Sein tänzelnder, dreister Gang wäre lächerlich erschienen, wenn er nicht so hübsch gewesen wäre und wenn nicht sein Gesicht einen solchen Ausdruck von gutmütiger Selbstzufriedenheit und Heiterkeit gezeigt hätte. Obgleich die Handlung ihren Fortgang nahm, schritt er ohne Übereilung, mit den Sporen und dem Säbel klirrend, gemütlich und mit hoherhobenem Kopfe über den Teppich des Ganges. Mit einem Blick auf Natalie näherte er sich seiner Schwester, legte die Hand auf den Rand ihrer Loge, winkte ihr mit dem Kopf zu und machte eine Frage, indem er auf Natalie deutete.

»Sehr, sehr niedlich!« sagte er, augenscheinlich über Natalie. Dann setzte er sich in die erste Reihe neben Dolochow und stieß mit dem Ellbogen nachlässig diesen Dolochow an, gegen den sich alle mit solchem Respekt benahmen.

»Wie ähnlich Bruder und Schwester sind!« sagte der Graf. »Und wie schön sind beide!« Schinschin erzählte dem Grafen halblaut eine Intrige Kuragins in Moskau, und Natalie horchte darauf, weil er über sie gesagt hatte »sehr niedlich«.

Der erste Akt ging zu Ende. Alles stand auf und geriet in Bewegung. Boris kam in Rostows Loge, nahm sehr gleichmütig, mit zerstreutem Lächeln die Glückwünsche entgegen und überbrachte Natalie und Sonja die Bitte seiner Braut, bei ihrer Hochzeit zugegen zu sein. Dann ging er wieder.

Mit heiterem, kokettem Lächeln sprach Natalie mit ihm und beglückwünschte diesen selben Boris zu seiner Verlobung, in den sie früher verliebt gewesen war. In dem Zustand der Betäubung, in dem sie sich befand, erschien ihr alles einfach und natürlich. Die Loge Helenes füllte sich mit den vornehmsten und geistreichsten Herren, welche damit zeigen wollten, daß sie mit ihr bekannt seien.

Vor dem Anfang des zweiten Aktes erschien Peter, welchen Natalie seit ihrer Ankunft noch nicht gesehen hatte. Sein Gesicht war trübe und er war noch dicker geworden, seit sie ihn zum letzten Male gesehen hatte. Anatol kam ihm entgegen, sagte ihm einige Worte, indem er nach der Rostowschen Loge blickte. Als Peter Natalie sah, wurde er lebhaft und ging rasch nach ihrer Loge. Er sprach lange mit Natalie. Während des Gesprächs vernahm Natalie in der Loge der Gräfin Besuchow eine männliche Stimme und als sie sich umwandte, begegnete sie den Blicken Kuragins. Er sah ihr gerade in die Augen mit einem entzückten, freundlichen Blick.

Im zweiten Akt sah man auf der Bühne Monumente, und in der Leinwand im Hintergrund war ein Loch, das den Mond vorstellte. Im Orchester spielten die Kontrabässe, und von rechts und links kamen viele Leute in schwarzen Mänteln heraus. Die Leute machten Gebärden mit den Armen und hielten Dolche in den Händen, dann liefen noch einige Leute herbei und zogen jenes Mädchen fort, das vorhin ein weißes, jetzt aber ein blaues Kleid trug. Sie zogen sie nicht gleich ganz fort, sondern sangen lange mit ihr und dann erst zogen sie sie fort, und hinter den Kulissen wurde dreimal auf etwas Metallisches geschlagen. Alle ließen sich auf die Knie nieder und sangen ein Gebet.

So oft Natalie während dieses Abends in das Parterre sah, erblickte sie Anatol, welcher einen Arm über die Lehne seines Stuhls geworfen hatte und nach ihr hinübersah. Sie bemerkte mit Vergnügen, daß sie ihn gefangen hatte, und es kam ihr nicht in den Sinn, daß darin etwas Unerlaubtes liege.

Als der zweite Akt zu Ende ging, stand die Gräfin Besuchow auf, wandte sich nach der Loge Rostows (ihr Busen war ganz entblößt) und winkte dem alten Grafen mit dem Finger, und ohne auf die in ihre Loge Tretenden zu achten, sprach sie lächelnd mit ihm.

»Machen Sie mich mit Ihren reizenden Töchtern bekannt«, sagte sie. »Die ganze Stadt ist entzückt, und ich kenne sie noch nicht.«

Natalie stand auf und verbeugte sich gegen die majestätische Gräfin. Sie errötete vor Vergnügen über diese Lobsprüche.

»Ich will jetzt auch Moskauerin werden«, sagte Helene. »Schämen Sie sich nicht, solche Perlen in der Einsamkeit zu vergraben?«

Die Gräfin Besuchow galt mit Recht für eine bezaubernde Frau, sie verstand ganz natürlich und unbefangen zu schmeicheln.

»Nein, lieber Graf, Sie müssen mir erlauben, mich Ihren Töchtern zu widmen! Ich bin zwar nicht für lange hier, Sie auch nicht, aber ich werde mich bemühen, sie aufzuheitern. Ich habe schon in Petersburg viel von Ihnen gehört und wünsche, Sie kennenzulernen«, sagte sie zu Natalie mit ihrem gleichmäßig schönen Lächeln. »Ich habe von Ihnen gehört durch meinen Pagen Drubezkoi – er wird nächstens heiraten, wie ich gehört habe –, und von einem Freund meines Mannes, Bolkonsky«, sagte sie mit besonderem Nachdruck, wodurch sie andeutete, daß sie seine Beziehungen zu Natalie kenne. Sie bat den Grafen, um leichter Bekanntschaft zu machen, möge er einem der Fräulein erlauben, bis zum Ende des Theaters in ihrer Loge Platz zu nehmen, und Natalie ging zu ihr hinüber.

Im dritten Akt wurde auf der Bühne ein Schloß vorgestellt, in dem viele Kerzen brannten und Bilder aufgehängt waren, welche Ritter vorstellten. In der Mitte standen wahrscheinlich der Kaiser und die Kaiserin. Der Zar winkte mit der rechten Hand und augenscheinlich eingeschüchtert sang er etwas ziemlich schlecht. Dann setzte er sich auf den purpurroten Thron. Das Mädchen, welches anfangs im weißen, dann im blauen Kleid erschienen war, stand jetzt im bloßen Hemd mit aufgelöstem Haar vor dem Thron. Sie sang kummervoll, der Kaiserin zugewendet, aber der Zar winkte streng mit der Hand, und von der Seite kamen barfüßige Männer und Frauen mit nackten Beinen heraus und tanzten alle zugleich, während die Violine sehr fein und heiter dazu spielte. Eines der Mädchen mit dicken, nackten Beinen und hageren Armen trennte sich von den übrigen, ging in die Kulissen, zog ihre Taille zurecht, kam in die Mitte heraus und begann zu springen und die Beine auszuwerfen. Im Parterre klatschte alles mit den Händen und schrie Bravo. Dann stellte sich ein Mann in eine Ecke, im Orchester wurde noch lauter gespielt mit Pauken und Trompeten, und dieser Mann mit nackten Beinen begann sehr hoch zu springen und mit den Beinen zu zappeln. Der Mann war Duport, welcher sechzigtausend Francs jährlich für diese Kunst erhielt. Im Parterre und in den Logen klatschte und schrie alles aus aller Kraft, und der Tänzer blieb stehen und verbeugte sich lächelnd nach allen Seiten. Dann tanzten noch andere Männer und Mädchen mit nackten Beinen, dann schrie der Zar wieder etwas dazwischen und alle begannen zu singen. Aber plötzlich entstand ein Sturm, im Orchester hörte man chromatische Läufe und Akkorde, alle sprangen auf und zogen wieder eine der Personen hinter die Kulissen, worauf der Vorhang fiel. Wieder erhob sich bei den Zuschauern ein schrecklicher Lärm, und alles schrie mit entzückten Gesichtern: »Duport! Duport!« Natalie fand das nicht mehr seltsam und blickte sich lachend um.

»Nicht wahr, Duport ist entzückend?« sagte Helene.

»O ja«, erwiderte Natalie.

Im Zwischenakt öffnete sich die Tür zu Helenes Loge, und Anatol trat ein. »Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen!« Natalie wandte über ihre nackte Schulter ihr hübsches Köpfchen Anatol zu. Er setzte sich zu ihr und sagte, er habe schon lange nach diesem Vergnügen getrachtet. Kuragin war in Gesellschaft von Damen viel geistreicher und einfacher als unter Männern. Er sprach ungezwungen und einfach, und Natalie sah mit Erstaunen, daß an diesem Menschen nicht nur nichts Schreckliches zu bemerken war, wovon sie so viel gehört hatte, sondern im Gegenteil nur ein naives, heiteres Lächeln. Kuragin fragte, wie Natalie die Oper gefalle, und erzählte, wie neulich die Semenow während der Vorstellung gefallen sei.

»Wissen Sie, Gräfin«, sagte er plötzlich, wie zu einer alten Bekannten, »wir werden ein Karussell in Kostümen aufführen, Sie sollten daran teilnehmen! Es wird sehr heiter werden, alle versammeln sich bei Acharow. Ich bitte, kommen Sie! Nicht wahr?«

Während er sprach, ließ er seine lächelnden Blicke über ihr Gesicht, ihren Hals und ihre bloßen Arme schweifen. Natalie sah mit Vergnügen, daß er entzückt war, aber dennoch wurde ihr seine Gegenwart drückend. Wenn sie ihn nicht ansah, fühlte sie seinen Blick auf ihren Schultern, und unwillkürlich wandte sie sich um und fing seinen Blick auf, damit er ihr lieber in die Augen sehe. Wenn sie sich aber in die Augen sahen, so fühlte sie mit Schrecken, daß zwischen ihm und ihr nicht jene Schranke der Schamhaftigkeit bestehe, welche sie immer zwischen sich und anderen Männern fand. Sie sprachen von den einfachsten Dingen und doch fühlte sie, daß sie ihm so nahe stehe wie niemals einem Mann. Natalie blickte nach Helene und nach ihrem Vater, als ob sie fragen wollte, was das bedeute. Aber Helene war im Gespräch mit einem General, und der Blick ihres Vaters sagte ihr nichts, als wie immer: »Bist du vergnügt? Nun, das freut mich!«

In einem Augenblick, als Schweigen eintrat, währenddessen seine glänzenden Augen ruhig und hartnäckig auf sie gerichtet waren, fragte ihn Natalie, um dieses Schweigen zu brechen, wie ihm Moskau gefalle, und errötete. Beständig hatte sie das Gefühl, daß sie etwas Unpassendes tue oder spreche. Anatol lächelte ermutigt.

»Anfangs gefiel es mir schlecht, denn was macht eine Stadt angenehm? Das sind hübsche Damen, nicht wahr? Nun, jetzt gefällt es mir sehr!« sagte er mit einem bedeutsamen Blick. »Sie kommen zu dem Karussell, Gräfin? Bitte, kommen Sie!« drängte er, streckte die Hand nach ihrem Bukett aus und sagte mit leiser Stimme: »Sie werden die Schönste sein! Bitte, kommen Sie, liebe Gräfin, und geben Sie mir zum Pfand diese Blumen!«

Natalie verstand das, was er sagte, nicht so wie er selbst, aber sie fühlte, daß in den ihr unverständlichen Worten ein versteckter, unerlaubter Sinn lag. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte und wandte sich ab, als ob sie nicht gehört hätte, was er sagte.

»Was macht er jetzt? Ist er verwirrt, erzürnt? Soll ich das wieder gutmachen?« fragte sie sich selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, sich umzublicken, und als sie seinen Augen begegnete, fühlte sie sich von seiner Nähe und Zuversichtlichkeit und der gutmütigen Freundlichkeit seines Lächelns besiegt. Sie lächelte ebenso wie er, indem sie sich gerade in die Augen sahen, und wieder fühlte sie mit Schrecken, daß zwischen ihm und ihr keine Schranke bestand. Wieder erhob sich der Vorhang, Anatol verließ die Loge ruhig und vergnügt. Natalie kehrte zu ihrem Vater zurück. Alles, was vor ihr vorging, schien ihr jetzt ganz natürlich, aber alle früheren Gedanken an ihren Bräutigam, an Marie und das Landleben kamen ihr nicht mehr in den Sinn, als ob das alles längst vergangen wäre.

Im vierten Akt kam eine Art von Teufel, welcher sang und mit den Armen Gebärden machte, bis die Bretter unter ihm weggezogen wurden und er hinabsank.

Natalie sah nur dies vom ganzen vierten Akt, sie war heftig erregt, und die Ursache davon war Kuragin, dem ihre Blicke folgten. Beim Verlassen des Theaters trat Anatol zu ihnen, rief ihren Wagen herbei und half beim Einsteigen, wobei er den Arm Natalies über dem Ellenbogen drückte. Aufgeregt und errötend blickte sie sich um, seine Augen glänzten, und er sah sie mit zärtlichem Lächeln an.

Sobald Natalie zu Hause angekommen war und alles klar überdenken konnte und plötzlich sich des Fürsten Andree erinnerte, entsetzte sie sich. Am Teetisch stöhnte sie laut und eilte errötend aus dem Zimmer.

»Mein Gott, ich bin verloren«, sagte sie sich. »Wie konnte ich es so weit kommen lassen!« Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß lange so da, bemüht, sich klare Rechenschaft zu geben von dem, was geschehen war. Aber sie begriff weder, was mit ihr vorgegangen war, noch was sie empfand, alles erschien ihr dunkel, unklar und schrecklich. Dort in dem großen, hell erleuchteten Saal, wo bei der Musik Duport und die Mädchen mit nackten Beinen tanzten und die alten Herren und die halbnackte Helene mit ruhigem Lächeln entzückt »Bravo!« schrien, dort, unter dem Schatten dieser Helene, war alles klar und einfach gewesen. Jetzt aber, allein mit sich selbst, war ihr das unbegreiflich.

»Was bedeutet diese Angst, die ich vor ihm empfand und diese Gewissensbisse, die mich jetzt quälen?« dachte sie.

Nur der alten Gräfin hätte Natalie in der Nacht im Bett alles erzählen können, Sonja aber, das wußte sie, mit ihrem strengen, keuschen Blick, hätte entweder nichts begriffen oder wäre bei ihrem Geständnis in Entsetzen geraten, daher suchte Natalie allein mit sich selbst zu erforschen, was sie quälte.

»War sie verloren für die Liebe des Fürsten Andree oder nicht?« fragte sie sich selbst, und mit beruhigendem Spott erwiderte sie sich: »Welche törichte Frage! Was ist denn vorgefallen? Nichts. Ich habe nichts getan, niemand wird es erfahren, und ich werde ihn nicht mehr wiedersehen«, sagte sie sich selbst. Natalie beruhigte sich für einen Augenblick, dann aber sagte ihr ein unbekanntes Gefühl, obgleich das alles wahr sei, und obgleich nichts vorgefallen – sei doch die frühere Reinheit ihrer Liebe zum Fürsten Andree verloren. Und wieder sah sie in ihrer Einbildung das Gesicht Kuragins, die Gebärden und das höfliche Lächeln dieses schönen und kecken Menschen, während er ihre Hand drückte.

Anatol Kuragin lebte in Moskau, weil sein Vater ihn aus Petersburg fortgesandt hatte, wo er mehr als zwanzigtausend Rubel jährlich an barem Geld und ebensoviel an Schulden verlebte, welche die Gläubiger von seinem Vater verlangten.

Der Vater erklärte seinem Sohn, er bezahle zum letztenmal die Hälfte seiner Schulden, aber nur unter der Bedingung, daß er nach Moskau reise in der Stellung eines Adjutanten des Oberkommandierenden, die er ihm verschafft hatte, und daß er sich dort endlich bemühe, eine gute Partie zu machen. Er wies ihn an Fürstin Marie und Julie Karagin.

Anatol fügte sich und fuhr nach Moskau, wo er bei Peter Aufenthalt nahm. Peter empfing ihn anfangs ungern, dann aber gewöhnte er sich an ihn, fuhr zuweilen mit ihm zu seinen Gelagen und gab ihm Geld unter dem Vorwand einer Anleihe.

Anatol hatte, wie Schinschin richtig bemerkte, so bald er nach Moskau kam, den jungen Damen den Kopf verdreht, besonders dadurch, daß er sie vernachlässigte und ihnen augenscheinlich Zigeunerinnen und Französinen vorzog und mit einer von ihnen, Mamsell Georges, intime Beziehungen unterhielt. Er fehlte bei keinem Gelage bei Danilow und andern Lebemännern Moskaus, trank ganze Nächte durch, mehr als alle andern, und besuchte alle Abendgesellschaften und Bälle der höchsten Welt. Man sprach von einigen Intrigen mit moskauischen Damen, und auf den Bällen machte er mehreren den Hof, aber er suchte keine Annäherungen an Mädchen, besonders reiche Erbinnen, welche nicht häßlich waren, um so weniger, als Anatol, wie niemand außer seinen nächsten Freunden wußte, seit zwei Jahren verheiratet war. Als sein Regiment in Polen stand, hatte ein armer, polnischer Edelmann ihn veranlaßt, seine Tochter zu heiraten. Anatol hatte sehr bald seine Frau verlassen, und von seinem Schwiegervater, dem er sich verpflichtete, Geld zu senden, sich dafür das Recht ausbedungen, als unverheiratet zu gelten.

Anatol war immer zufrieden mit seiner Lage, mit sich selbst und mit andern. Er war fest überzeugt davon, daß er nicht anders leben könne, als wie er lebte, und daß er niemals im Leben etwas Schlimmes tun könne. Er war überzeugt, daß, wie die Ente dazu geschaffen ist, immer im Wasser zu

leben, so auch er von Gott dazu geschaffen sei, dreißigtausend Rubel jährlich zu verleben und immer die höchsten Stellungen in der Gesellschaft einzunehmen. Er war so fest davon überzeugt, daß auch andere daran glaubten und ihm weder die höchste Stellung noch Geld verweigerten, das er augenscheinlich, ohne an das Zurückgeben zu denken, von allen entlehnte.

Dolochow war in diesem Jahr wieder in Moskau erschienen nach allen seinen Abenteuern und führte ein leichtsinniges Spielerleben. Anatol liebte Dolochow wegen seines Geistes und seiner Begabung, Dolochow aber, welcher einen Namen und Vornehmheit und die Verbindung Anatols nötig hatte als Köder, um junge Leute zu seiner Spielergesellschaft anzulocken, schloß sich eng an Kuragin an, benutzte ihn und machte sich über ihn lustig.

Natalie hatte einen starken Eindruck auf Kuragin gemacht. Beim Abendessen nach dem Theater hatte er Dolochow mit Kennermiene ihre Hände, Schultern, Füße und Haare beschrieben und seinen Entschluß ausgesprochen, ihr den Hof zu machen. Was daraus folgen werde, daran dachte Anatol nicht. Er wußte überhaupt nie, was irgendeine seiner Handlungen zur Folge haben werde.

»Hübsch ist sie, aber nicht für uns!« sagte Dolochow.

»Ich werde meiner Schwester sagen, sie soll sie zu Tisch einladen«, erwiderte Anatol. »Nun, was denkst du?«

»Warte lieber, bis sie verheiratet ist.«

»Du weißt«, erwiderte Anatol, »ich ziehe junge Mädchen vor, sie sind leichter konfus zu machen.«

»Mit einem Mädchen bist du schon einmal hineingefallen. Nimm dich in acht!«

»Nun, zweimal passiert mir das nicht«, erwiderte Anatol mit gleichmütigem Lachen.

Am folgenden Tag blieben Rostows zu Hause und es kam auch niemand zum Besuch. Maria Dmitrijewna sprach heimlich mit dem Grafen, und Natalie erriet mit Verdruß, daß sie von dem alten Fürsten sprachen, daß sie etwas zu tun beabsichtigten. Sie erwartete jeden Augenblick den Fürsten Andree und sandte zweimal täglich Diener nach dem Postgebäude, um sich zu erkundigen, ob er noch nicht gekommen sei.

Er kam nicht, und sie fühlte sich jetzt mehr von Schwermut bedrückt als in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft. Sie fürchtete, er werde niemals kommen, oder noch vor seiner Ankunft werde ihr etwas zustoßen. Wenn sie an ihn dachte, so erwachte sogleich auch die Erinnerung an ihren Besuch bei dem alten Fürsten, an Marie, an das Theater und an Kuragin. Den Hausgenossen erschien Natalie lebhafter als gewöhnlich, aber sie war nicht mehr so ruhig und glücklich wie zuvor. Am Sonntag führte Marie Dmitrijewna ihre Gäste zur Frühmesse, als sie zurückkamen, fanden sie die Modistin, Madame Chalmé, vor. Natalie wurden neue Kleider angemessen und anprobiert, was ihr eine willkommene Unterbrechung war. Während sie vor dem Spiegel stand, um zu sehen, ob der Rücken gut sitze, vernahm sie im Salon eine lebhafte Unterhaltung ihres Vaters mit einer weiblichen Stimme. Es war die Stimme Helenes. Die Tür öffnete sich, und die Gräfin Besuchow trat strahlend mit freundlichem Lächeln, im dunkelroten Sammetkleid mit hohem Kragen, ein.

»Reizend«, sagte sie zu der errötenden Natalie. »Nein, das ist nicht zu verantworten, Graf, in Moskau zu leben und niemand zu besuchen! Heute abend wird Mamsell Georges bei mir deklamieren, und wenn Sie nicht Ihre Schönheiten mitbringen, welche noch hübscher sind als Mamsell Georges, so will ich Sie nicht mehr kennen. Mein Mann ist nicht da, er ist nach Iwer gefahren, sonst hätte ich ihn zu Ihnen gesandt.« Sie schwatzte fortwährend heiter und freundschaftlich und bewunderte fortwährend die Schönheit Natalies.

Natalie lächelte vergnügt und fühlte sich beinahe verliebt in diese schöne und liebenswürdige Frau. Helene war gekommen, weil Anatol sie gebeten hatte, ihn mit Natalie zusammenzuführen, ein Auftrag, von dessen Ausführung sie sich viel Vergnügen und Unterhaltung versprach. Obgleich

sie früher Natalie grollte, weil sie ihr in Petersburg Boris entfremdet hatte, dachte sie jetzt nicht mehr daran und wünschte Natalie von Herzen nur Gutes. Ehe sie abfuhr, rief sie ihren Schützling beiseite.

»Gestern hat mein Bruder bei mir gespeist. Wir wollten sterben vor Lachen! Er ißt nichts und seufzt nach Ihnen! Er ist wahnsinnig in Sie verliebt.«

Natalie errötete tief bei diesen Worten.

»Wie sie errötet! Entzückend!« sagte Helene. »Aber kommen Sie jedenfalls! Daß Sie jemand lieben, ist doch kein Grund, sich einzuschließen! Und ich bin überzeugt, Ihr Bräutigam kann auch nicht wünschen, daß Sie vor Langeweile sterben.«

»Sie weiß also, daß ich Braut bin«, dachte Natalie. »Sie hat jedenfalls mit ihrem Mann, mit dem rechtschaffenen Peter darüber gesprochen und gelacht. Es ist also ganz unbedenklich.« Und unter dem Einfluß Helenes erschien ihr wieder alles einfach und natürlich, was ihr früher schrecklich erschienen war.

Maria Dmitrijewna kam zu Tisch nach Hause. Sie war schweigsam und ernst und schien mit dem alten Fürsten einen Zusammenstoß gehabt zu haben. Sie war noch zu sehr aufgereggt, um die Sache ruhig erzählen zu können. Auf die Frage des Grafen erwiderte sie, es sei alles gut und sie werde morgen erzählen. Über den Besuch der Gräfin Besuchow und die Einladung zu ihrer Abendgesellschaft sagte Maria Dmitrijewna: »Ich liebe nicht, mit dieser Frau umzugehen und rate es euch auch nicht. Aber wenn du es versprochen hast, so fahre hin, mein Kind, das wird dich zerstreuen.«

Graf Rostow führte die Mädchen zur Gräfin Besuchow. Es waren ziemlich viele Gäste zugegen, die aber Natalie fast alle unbekannt waren. Der alte Graf bemerkte mit Mißvergnügen, daß die ganze Gesellschaft fast ausschließlich aus Herren und Damen bestand, die durch ihre freie Lebensweise bekannt waren. In einer Ecke stand Mamsell Georges, umgeben von jungen Leuten, und noch einige Franzosen waren zugegen, darunter auch Metivier. Der Graf beschloß, sich nicht an den Kartentisch zu setzen und die Mädchen nicht zu verlassen, und nach Hause zu fahren, sobald die Vorstellung von Mamsell Georges zu Ende sein werde.

Anatol hatte augenscheinlich bei der Tür Rostows Eintritt erwartet. Er begrüßte sogleich den Grafen, trat auf Natalie zu und folgte ihr nach. Natalie empfand wieder, wie im Theater, Vergnügen darüber, daß sie ihm gefiel. Helene empfing Natalie strahlend und rühmte laut ihre Schönheit und ihre Toilette. Bald darauf verließ Mamsell Georges das Zimmer, um sich umzukleiden.

Es wurden Stühle in Reihen aufgestellt und die Gesellschaft nahm Platz. Anatol brachte für Natalie einen Stuhl herbei und wollte sich neben sie setzen. Aber der Graf, der keinen Blick von Natalie abwandte, kam ihm zuvor, und Anatol setzte sich hinter sie.

Bald erschien Mamsell Georges mit entblößten, dicken Armen mit Grübchen. Sie hatte einen roten Schal über die eine Schulter geworfen und blickte streng und düster die Zuhörer an. Dann deklamierte sie einige französische Verse, worin von ihrer verbrecherischen Liebe zu ihrem Sohne die Rede war. Zuweilen erhob sie die Stimme, an andern Stellen flüsterte sie und erhob feierlich den Kopf, zuweilen verstummte sie, keuchte und riß die Augen auf.

»Entzückend! Wunderbar!« riefen alle Zuhörer. Natalie sah die dicke Dame an, hörte und sah, verstand aber nichts von allem, was vorging. Sie fühlte sich wieder ganz in jener fremden Welt, in der man nicht wissen konnte, was gut und böse, was vernünftig, was unsinnig ist.

»Wie schön sie ist!« sagte Natalie zu ihrem Vater, welcher mit den andern aufstand und durch die Menge sich nach der Schauspielerin drängte.

»Wenn ich Sie sehe, finde ich das nicht«, sagte Anatol, welcher Natalie nachfolgte. Er sprach so, daß niemand seine Worte hören konnte. »Sie sind bezaubernd! Vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, habe ich nicht aufgehört ...«

»Komm, komm, Natalie!« sagte der Graf, als er zu seiner Tochter zurückkehrte. »Wie schön!«

Natalie trat schweigend zu ihrem Vater und sah ihn mit fragenden, verwunderten Blicken an. Nach einigen andern Deklamationen fuhr Mamsell Georges davon, und die Gräfin bat die Gesellschaft in den Saal.

Der Graf wollte nach Hause fahren, aber Helene bat ihn, ihren improvisierten Ball nicht zu verderben. Sie blieben. Anatol forderte Natalie zum Walzer auf und während des Tanzes drückte er zuweilen ihre Gestalt und ihre Hand, sagte ihr, sie sei verführerisch und er liebe sie. Während der Ecossaise, die sie wieder mit ihm tanzte, sah Anatol sie nur schweigend an. Natalie war im Zweifel, ob sie nicht nur im Traum vernommen, was er ihr während des Walzers gesagt hatte. Am Ende der ersten Figur drückte er wieder ihren Arm. Natalie schlug ihre erschreckten Augen auf, aber in seinem freundlichen Gesicht und Lächeln lag ein so zuversichtlich zärtlicher Ausdruck, daß sie nicht auszusprechen vermochte, was sie sagen wollte. Sie senkte die Augen.

»Sprechen Sie nicht solche Dinge! Ich bin verlobt und liebe einen andern!« sagte sie hastig.

Anatol war weder verlegen noch erzürnt über das, was sie ihm sagte.

»Sprechen Sie nicht davon! Was geht das mich an?« sagte er. »Ich sage nur, ich bin wahnsinnig verliebt in Sie! Bin ich etwa schuld, daß Sie so entzückend sind? ... An uns ist die Reihe.«

Natalie sah sich mit glänzenden Augen um und schien heiterer als gewöhnlich zu sein. Sie begriff fast nichts von den Vorgängen dieses Abends. Es wurde Ecossaise und Großvater getanzt, und als ihr Vater sie aufforderte, nach Hause zu gehen, bat sie, noch bleiben zu dürfen. Wo sie auch war, mit wem sie auch sprach, immer fühlte sie seinen Blick auf sich. Dann erinnerte sie sich, daß sie ihren Vater um die Erlaubnis bat, in das Toilettenzimmer zu gehen, um ihr Kleid zu ordnen, daß Helene ihr nachfolgte und lachend von der Liebe ihres Bruders sprach, daß sie in dem kleinen Nebensalon wieder Anatol begegnete, worauf Helene verschwand, daß sie mit Anatol allein blieb, welcher ihre Hand ergriff und mit zärtlicher Stimme sagte: »Ich kann Sie nicht besuchen, aber soll ich Sie wirklich nie

wiedersehen? Ich liebe Sie wahnsinnig!« Er vertrat ihr den Weg und näherte sein Gesicht dem ihrigen.

Seine glänzenden großen Augen waren den ihrigen so nahe, daß sie nichts anderes als diese Augen sah.

»Natalie?« flüsterte er mit fragender Stimme und drückte stark ihre Hände – »Natalie!«

»Ich verstehe nichts und habe nichts zu sagen«, antwortete ihr Blick.

Heiße Lippen drückten sich auf ihre Lippen, und in demselben Augenblick schon fühlte sie sich wieder frei. Im Zimmer hörte man Schritte und das Rauschen von Helenes Kleid. Natalie blickte sich um, dann sah sie ihn errötend, zitternd und fragend an und ging zur Tür.

»Ein Wort! Nur ein Wort! Ich bitte Sie!« rief Anatol. Sie blieb stehen. Sie wünschte so sehr dieses Wort zu hören, das ihr erklären sollte, was geschehen war, und auf das sie ihm antworten sollte.

»Natalie! nur ein Wort! ... Ein einziges!« wiederholte er. Er wußte offenbar nicht, was er sagen sollte, und wiederholte es, bis Helene sich ihnen näherte.

Helene trat mit Natalie wieder in den Salon. Ohne das Abendessen abzuwarten, fuhr Rostow mit den Mädchen nach Hause.

Natalie konnte die ganze Nacht nicht schlafen, gequält von der unlöslichen Frage, wen sie liebe, Anatol oder den Fürsten Andree. Den Fürsten Andree liebte sie, sie erinnerte sich deutlich, wie sehr sie ihn geliebt hatte, aber Anatol liebte sie auch, das war unzweifelhaft. »Wie hätte sonst das alles geschehen können?« dachte sie. »Was soll ich tun, wenn ich den einen liebe und den andern auch?« fragte sie sich, fand aber keine Antwort auf diese schreckliche Frage.

Am andern Morgen nach dem Frühstück saß Maria Dmitrijewna auf ihrem Lehnstuhl und rief Natalie und den alten Grafen zu sich.

»Ich habe mir jetzt die Sache überlegt«, sagte sie, »und das ist mein Rat: Gestern, wie ihr wißt, war ich beim Fürsten Bolkonsky und sprach mit ihm. Er wollte mich anfahren, aber ich lasse mich nicht überschreien, ich habe ihm alles vorgesungen.«

»Nun, was meint er?« fragte der Graf.

»Der Fürst ist verrückt ... will nichts hören! Nun, was ist da zu reden? Aber mein Rat ist der, ihr beendet eure Geschäfte und fahrt nach Hause, nach Otradno, und dort wartet ihr! ...«

»Ach nein«, rief Natalie.

»Doch, es ist durchaus nötig«, sagte Maria Dmitrijewna. »Wenn jetzt der Bräutigam hierherkommt, so geht es nicht ohne Zank ab. Er muß allein mit dem Alten fertig werden, und dann reist er euch nach! Das ist vernünftig. Wenn der alte Fürst nachgibt, so ist es besser, ihn später in Moskau oder Lysy Gory zu besuchen, wenn nicht, so kann die Hochzeit gegen seinen Willen nur in Otradno stattfinden.«

»Das ist vollkommen richtig«, sagte der Graf. »Es tut mir nur leid, daß ich ihn hier besuchte und ihm Natalie vorstellte.«

»Nein, da ist nichts zu bedauern. Da ihr einmal hier wart, so ging es nicht an, ihm keinen Besuch zu machen. Nun, wenn er nicht will, so ist es seine Sache. Und die Aussteuer ist auch fertig, was habt ihr hier noch zu warten? Was nicht fertig ist, werde ich nachsenden, und wenn es mir auch leid tut, so ist es am besten, ihr fahrt mit Gott!« Sie suchte etwas in ihrer Handtasche und überreichte es Natalie. Es war ein Brief von Fürstin Marie.

»Das ist für dich! Sie fürchtet, du möchtest glauben, sie liebe dich nicht!«

»Nun ja, sie liebt mich auch nicht«, bestätigte Natalie.

»Sprich keinen Unsinn!« rief Maria Dmitrijewna.

»Ich glaube niemand mehr. Ich weiß einmal, daß sie mich nicht liebt«, erwiderte Natalie kühn. Sie nahm den Brief mit einer trockenen, feindseligen Entschlossenheit in ihrer Miene, welche Maria Dmitrijewna auffiel.

»Höre, Mütterchen, gib mir nicht so eine Antwort! Was ich sage, das ist wahr! Schreibe eine Antwort!«

Natalie ging schweigend in ihr Zimmer, um den Brief zu lesen.

Fürstin Marie schrieb, sie sei in Verzweiflung wegen des Mißverständnisses, das sich zwischen sie eingedrängt habe. Was auch die Gefühle ihres Vaters sein mögen, sie bitte Natalie, zu glauben, daß sie nicht anders könne als sie zu lieben, als diejenige, die ihr Bruder erwählt habe, für dessen Glück sie zu jedem Opfer bereit sei.

»Übrigens«, schrieb sie **im Original: er** »müssen Sie nicht glauben, daß mein Vater Ihnen feindlich gesinnt sei. Er ist ein kranker, alter Mann, und man muß ihn entschuldigen. Aber er ist gut und großmütig und wird diejenige lieben, die seinen Sohn glücklich macht.« Marie bat schließlich Natalie, ihr eine Zeit zu bestimmen, zu der sie sie besuchen könne.

Nachdem Natalie den Brief gelesen hatte, saß sie am Schreibtisch, um die Antwort zu schreiben.

»Liebe Fürstin!« schrieb sie rasch französisch und dann hielt sie an.

Was konnte sie noch weiter schreiben, nach dem, was gestern vorgefallen war? »Ja, ja, das alles gehört der Vergangenheit an, jetzt aber ist alles anders«, dachte sie. »Soll ich ihm einen Absagebrief schreiben? Ist das wirklich nötig? Es ist entsetzlich!« Und um diesen schrecklichen Gedanken, zu entfliehen, ging sie zu Sonja, und sie wählten miteinander Muster aus.

Nach Tisch ging Natalie in ihr Zimmer und ergriff wieder den Brief von Marie.

»Ist wirklich alles zu Ende?« dachte sie. »Und so schnell ist das gekommen und hat alles vernichtet!« Mit ihrer ganzen früheren Kraft erinnerte sie sich ihrer Liebe zu dem Fürsten Andree und fühlte zugleich, daß sie auch Kuragin liebte. Sie stellte sich lebhaft als Frau des Fürsten Andree vor und das ihr längst gewohnte Bild des Glückes mit ihm, zugleich aber sah sie, glühend vor Aufregung, vor sich alle Einzelheiten ihres gestrigen Wiedersehens mit Anatol.

»Warum kann ich nicht beide lieben?« dachte sie zuweilen in vollkommener Geistesverwirrung. »Nur dann wäre ich vollkommen glücklich! Jetzt aber soll ich wählen, und wenn einer von beiden mir fehlt, kann ich nicht glücklich sein! Dem Fürsten alles zu sagen, was geschehen ist, oder alles zu verbergen – beides ist unmöglich! Soll ich wirklich für immer von diesem Liebesglück mit dem Fürsten Andree Abschied nehmen, in dessen Erwartung ich so lange gelebt habe?«

»Fräulein«, flüsterte die Kammerzofe, welche in das Zimmer trat, »ein Herr hat mir befohlen, Ihnen das zu übergeben!« Das Mädchen reichte ihr einen Brief. »Aber um Gottes willen ...« sagte das Mädchen.

Natalie erbrach, ohne sich zu besinnen, mit einer mechanischen Bewegung das Siegel und las einen Liebesbrief von Anatol, von dem sie kein Wort verstand. Sie hielt diesen leidenschaftlichen Liebesbrief in ihren zitternden Händen, den Dolochow für Anatol verfaßt hatte, und fand darin den Widerhall alles dessen, was sie selbst zu fühlen glaubte.

»Seit gestern abend ist mein Entschluß gefaßt, von Ihnen geliebt zu sein oder zu sterben! Es gibt keine andere Wahl für mich!« so begann der Brief. Dann schrieb er, er wisse wohl, daß ihre Eltern sie ihm, Anatol, nicht geben würden, aus einem geheimnisvollen Grund, den er nur ihr allein anvertrauen könne. Aber wenn sie ihn liebe, so brauche sie nur das Wörtchen »ja« auszusprechen, und keine menschliche Gewalt werde ihr wonniges Glück zu stören imstande sein. »Die Liebe überwindet alles!«

»Ja, ja, ich liebe ihn!« dachte Natalie, als sie den Brief zum zwanzigsten mal gelesen hatte, wobei sie in jedem Wort einen tiefen, besonderen Sinn suchte.

An diesem Abend fuhr Maria Dmitrijewna zu Acharow und schlug den Mädchen vor, sie zu begleiten. Natalie aber schützte Kopfschmerz vor und blieb zu Hause.

Als Sonja spät am Abend zurückkehrte, traf sie zu ihrer Verwunderung Natalie noch angekleidet schlafend auf dem Diwan. Vor ihr lag der offene Brief von Anatol. Sonja ergriff ihn und begann zu lesen. Sie las und sah Natalie ins Gesicht, um eine Erklärung für das zu finden, was sie las. Doch vergebens. Das Gesicht war ruhig, milde und glücklich. Sonja legte die Hand auf das Herz, um nicht zu ersticken, setzte sich, bleich und zitternd vor Schrecken und Aufregung, auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

»Wie war es möglich, daß ich nichts bemerkt habe. Wie konnte das so weit kommen? Sie liebt also den Fürsten Andree nicht mehr! Und wie konnte sie Kuragin so viel erlauben? Er ist ein Betrüger und Bösewicht, das ist klar. Was wird Nikolai sagen, der gute, edle Nikolai, wenn er das erfährt? Das also bedeutete ihr aufgeregtes, entschlossenes Wesen vorgestern, gestern und heute!« dachte Sonja. »Aber es kann nicht sein, daß sie ihn liebt! Wahrscheinlich hat sie diesen Brief geöffnet, ohne zu wissen, woher er kam, wahrscheinlich ist sie beleidigt!« Sonja wischte die Tränen ab, ging auf Natalie zu und betrachtete wieder ihr Gesicht.

»Natalie!« sagte sie kaum hörbar.

Natalie erwachte.

»Ah, du bist zurückgekommen?« Sie umarmte Sonja innig und zärtlich, aber als sie die Verwirrung in Sonjas Mienen bemerkte, wurde sie verlegen und argwöhnisch.

»Sonja, hast du den Brief gelesen?« fragte sie.

»Ja«, antwortete Sonja leise.

Natalie lächelte entzückt.

»Nein, Sonja, ich kann es dir nicht länger verbergen! Sonja, mein Täubchen, er schreibt mir ... Sonja ...«

Sonja traute ihren eigenen Ohren nicht und sah Natalie starr in die Augen. »Und Bolkonsky?« fragte sie.

»Ach, Sonja, ach, wenn du wissen könntest, wie glücklich ich bin!« sagte Natalie. »Du weißt nicht, was Liebe ist! ...«

»Aber Natalie, ist das wirklich alles zu Ende?«

Natalie sah Sonja mit weit aufgerissenen Augen an, als ob sie ihre Frage nicht verstehe.

»Du willst den Fürsten Andree aufgeben?« fragte sie.

»Ach, du verstehst mich nicht, sprich keinen Unsinn!« erwiderte Natalie verdrießlich.

»Nein, ich kann es nicht glauben«, wiederholte Sonja. »Ich begreife es nicht, wie ist es möglich, daß du ein ganzes Jahr lang einen Mann liebst, und dann plötzlich ... Und diesen hast du ja nur dreimal gesehen! Natalie, ich glaube dir nicht, du treibst Scherz, in drei Tagen alles zu vergessen und so ...«

»Drei Tage?« erwiderte Natalie. »Mir scheint es, ich liebe ihn seit hundert Jahren und habe früher niemand geliebt! Das kannst du nicht verstehen, Sonja. Setze dich hierher!« Natalie umarmte und küßte sie. »Man hat mir gesagt, daß das vorkommt, und du hast es wahrscheinlich auch gehört! Aber ich habe jetzt eben erst diese Liebe empfunden. Das ist nicht wie früher. Sobald ich ihn sah, fühlte ich, daß er mein Gebieter ist und ich seine Sklavin bin, und daß ich nicht anders kann als ihn lieben! Ja, seine Sklavin, was er mir befiehlt, das tue ich! Das kannst du nicht begreifen. Was soll ich machen, Sonja?« sagte Natalie mit glücklichem und doch angstvollem Gesicht.

»Aber bedenke doch, was du tust«, erwiderte Sonja. »Ich kann das nicht zulassen! Diesen geheimen Brief! Wie konntest du es so weit kommen lassen?« sagte Sonja mit Schrecken und Abscheu, den sie mit Mühe verbarg.

»Ich habe dir gesagt«, erwiderte Natalie, »daß ich keinen Willen mehr habe. Verstehst du denn nicht, ich liebe ihn!«

»Ich werde das nicht zulassen, ich werde alles sagen!« rief Sonja, während ihre Tränen hervorstürzten.

»Um Gottes willen! Wenn du es sagst, so bist du meine Feindin!« rief Natalie. »Du willst mein Unglück! Du willst, daß man uns trennt ...«

Beim Anblick dieser Angst Natalies weinte Sonja Tränen der Beschämung und des Mitleids. »Aber was ist denn zwischen euch vorgefallen?« fragte sie. »Was hat er dir gesagt? Warum macht er nicht ganz einfach einen Besuch?«

Natalie antwortete nicht auf ihre Fragen.

»Um Gottes willen, Sonja, sage niemand etwas davon! Quäle mich nicht!« bat Natalie. »Bedenke, man darf sich in solche Sachen nicht einmischen. Ich habe dir alles entdeckt!«

»Aber wozu diese Geheimnisse? Warum bittet er nicht offen um deine Hand? Fürst Andree hat dir volle Freiheit gegeben, im Fall es so weit kommen sollte, aber ich kann es nicht glauben, Natalie. Hast du bedacht, welche geheimen Gründe vorhanden sein können?« Natalie blickte Sonja mit verwunderten Augen an. Diese Frage schien ihr noch neu zu sein, und sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. »Ich weiß nicht, welche Gründe, aber er muß wohl Gründe haben.«

Sonja seufzte und wiegte ungläubig den Kopf. »Wenn Gründe vorhanden wären«, begann sie, aber Natalie erriet ihre Zweifel und unterbrach sie hastig.

»Sonja, du darfst nicht an ihm zweifeln, nein, du darfst nicht! Verstehst du?« rief sie.

»Liebt er dich?«

»Ob er mich liebt?« wiederholte Natalie mit mitleidigem Lächeln. »Du hast ja den Brief gelesen und hast es gesehen.«

»Aber wenn er ein unedler Mensch wäre!«

»Er – ein unedler Mensch! Ach, wenn du ihn kennen würdest!« erwiderte Natalie.

»Wenn er ein edler Mensch wäre, so müßte er entweder seine Absichten offen erklären oder dich nicht mehr sehen. Aber wenn du das nicht willst, dann tue ich es! – Ich schreibe ihm und sage alles Papa«, erklärte Sonja mit Entschiedenheit.

»Ich kann nicht ohne ihn leben«, rief Natalie.

»Natalie, ich begreife dich nicht. Denke an deinen Vater und an Nikolai!«

»Ich habe niemand nötig und liebe niemand außer ihm. Wie unterstehst du dich zu sagen, er sei unedel! Du weißt wohl nicht, daß ich ihn liebe?« rief Natalie. »Sonja, geh! Ich will nicht mit dir streiten. Geh, ich bitte dich! Du siehst, wie ich leide« rief Natalie heftig mit zitternder, verzweifelter Stimme. Sonja verließ weinend das Zimmer.

Natalie trat an den Tisch, und ohne einen Augenblick zu zögern, schrieb sie an die Fürstin Marie die Antwort, welche sie den ganzen Morgen nicht zustande gebracht hatte. In diesem Brief erklärte sie kurz, alle Mißverständnisse seien zu Ende. Sie mache Gebrauch davon, daß Fürst Andree ihr beim Abschied großmütig Freiheit gelassen habe. Sie bitte ihn, zu vergessen und ihr zu vergeben, aber sie könne nicht seine Frau sein. Alles das erschien ihr so einfach, so klar in diesem Augenblick.

Die Abreise Rostows nach dem Gut war auf Freitag festgesetzt, und Mittwoch fuhr der Graf mit einem Käufer nach seinem Gut bei Moskau.

Für diesen Tag waren Sonja und Natalie zu einem großen Diner bei Karagin eingeladen, und Maria Dmitrijewna führte sie dahin. Hier traf Natalie wieder mit Anatol zusammen, und Sonja bemerkte, daß sie mit ihm heimlich etwas sprach und während des ganzen Diners noch aufgeregter war als zuvor. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, begann Natalie Sonja die Aufklärung zu geben, welche diese erwartete.

»Siehst du, Sonja, du hast ihn falsch beurteilt«, begann Natalie mit milder Stimme, wie Kinder, wenn sie erwarten, daß man sie loben werde. »Ich habe mich jetzt mit ihm ausgesprochen.«

»Nun, was hat er gesagt, Natalie? Wie freue ich mich, daß du mir nicht zürnst! Sage mir alles, die ganze Wahrheit! Was hat er gesagt?«

Natalie dachte nach. »Ach, Sonja, wenn du ihn so kennen würdest wie ich! Er sagte ... Er fragte mich, was ich Bolkonsky versprochen habe, und war erfreut darüber, zu hören, daß es von mir abhängt, ihm abzusagen.«

»Aber du hast doch Bolkonsky nicht abgesagt?« fragte sie.

»Vielleicht doch, vielleicht ist mit Bolkonsky alles zu Ende. Warum denkst du so schlecht von mir?«

»Ich denke nichts! Ich begreife nur nicht ...«

»Warte nur, Sonja, du wirst alles begreifen, du wirst sehen, was er für ein Mann ist. Denke nichts Schlechtes, weder von mir noch von ihm.«

»Ich denke über niemand etwas Schlechtes, ich habe Liebe und Mitleid für alle. Aber was soll ich machen?«

Sonja traute nicht dem zärtlichen Ton Natalies. Je milder und freundschaftlicher Natalie war, desto ernster und strenger wurde Sonjas Stimme. »Natalie«, sagte sie, »du hast mich gebeten, nicht mit dir darüber zu sprechen, und ich habe geschwiegen. Jetzt aber hast du selbst begonnen. Natalie, ich traue ihm nicht! Wozu dieses Geheimnis?«

»Schon wieder?« unterbrach sie Natalie.

»Natalie, mir ist angst um dich!«

»Was fürchtest du?«

»Ich fürchte, du wirst ins Unglück gehen«, seufzte Sonja entschieden, selbst erschrocken über das, was sie sagte.

Natalies Miene wurde zornig. »Unglück! Unglück! Das ist nicht deine Sache! Lasse mich, ich verabscheue dich!«

»Natalie!« rief Sonja erschrocken.

»Ich verabscheue dich! Du bist meine Feindin für immer!« Natalie stürzte aus dem Zimmer.

Von jetzt an vermied sie Sonja. Mit dem Ausdruck von aufgeregter Verwunderung und Schuldbewußtsein ging sie durch die Zimmer, ergriff bald dies, bald das und warf es wieder weg. Sonja wandte kein Auge von ihr ab.

Am Tage vor der erwarteten Rückkehr des Grafen bemerkte Sonja, daß Natalie den ganzen Morgen am Fenster des Saales saß, als ob sie jemand erwartete, und daß sie einem vorübergehenden Offizier, den Sonja für Anatol hielt, ein Zeichen gab.

Sonja beobachtete Natalie noch schärfer und bemerkte, daß sie bei Tisch und den ganzen Abend sich in einem schrecklich aufgeregten Zustand befand, unverständliche Antworten gab, in halben Sätzen zu sprechen anfing und über alles lachte.

Nach dem Tee sah Sonja, daß die Kammerzofe Natalie heimlich bei der Tür erwartete. Sonja horchte an der Tür und vernahm, daß wieder ein Brief gebracht wurde.

Jetzt wurde es Sonja klar, daß Natalie einen schrecklichen Plan für diesen Abend hatte.

Sonja klopfte an ihre Tür an, aber Natalie ließ sie nicht ein.

»Sie wird mit ihm entfliehen«, dachte Sonja. »Sie ist zu allem fähig! Heute hatte ihr Gesicht einen so besonderen, entschlossenen Ausdruck. Sie weinte, als sie ihrem Vater Adieu sagte! Ja, es ist kein Zweifel, sie will mit ihm entfliehen! Aber was soll ich machen?« dachte Sonja und erinnerte sich jetzt aller der Anzeichen, welche klar bewiesen, daß Natalie im Begriffe war, ein schreckliches Vorhaben auszuführen. »Der Graf ist nicht zu Hause, was soll ich tun? Soll ich Kuragin schreiben? Von ihm Aufklärung verlangen? Aber wird er antworten? Soll ich Peter schreiben, wie Fürst Andree gebeten hat, falls ein Unglück vorkommen sollte? Aber vielleicht hat sie wirklich Bolkonsky abgesagt. Gestern hat sie an die Fürstin Marie einen Brief abgesandt. Wenn doch der Onkel da wäre!«

Maria Dmitrijewna Mitteilung zu machen, welche eine so hohe Meinung von Natalie hatte, erschien Sonja entsetzlich.

»Wie es auch sein mag«, dachte Sonja, als sie im dunklen Korridor stand, »jetzt ist der Augenblick gekommen, zu beweisen, daß ich der Wohltaten ihrer Familie gedenke und Nikolai liebe! Wenn ich auch drei Nächte nicht

schlafen sollte, ich verlasse diesen Korridor nicht und halte sie mit Gewalt zurück. Ich lasse es nicht zu, daß ihre Familie mit Schimpf beladen wird.«

Anatol war in der letzten Zeit zu Dolochow gezogen. Der Plan der Entführung Natalies war schon seit einigen Tagen von Dolochow überdacht und vorbereitet worden, und an demselben Abend, wo Sonja, an der Tür Natalies horchend, beschloß, sie zu überwachen, sollte dieser Plan wirklich zur Ausführung kommen. Natalie hatte versprochen, um zehn Uhr abends durch die Hintertür hinauszugehen, wo Kuragin sie erwarten werde. Kuragin wollte sie dann in einer bereitstehenden Troika sechzig Werst weit nach dem Dorfe Kamenka fahren, wo ein entlassener Priester sie erwarten und trauen sollte. In Kamenka sollten neue Pferde warten, um sie auf die Straße nach Warschau zu bringen, und von dort wollten sie mit Postpferden nach dem Ausland reisen.

Anatol hatte Paß und zehntausend Rubel bereit, die er von seiner Schwester entlehnt hatte, sowie zehntausend Rubel, die er mit Hilfe Dolochows entlehnt hatte.

Zwei Zeugen, Chwostikow, ein früherer Gerichtsschreiber, welchen Dolochow bei seinen Spielpartien verwandte, und Makarin, ein verabschiedeter Husar, ein gutmütiger, schwacher Mensch, welcher eine unbegrenzte Verehrung für Kuragin hegte, saßen im ersten Zimmer beim Tee.

In dem großen Kabinett Dolochows, dessen Wände bis zur Decke mit persischen Teppichen, Bärenfellen und Waffen behängt waren, saß Dolochow in Reisekleidung und großen Stiefeln vor einem geöffneten Schreibtisch, auf welchem Rechnungen und Geldhaufen lagen. Anatol ging mit aufgeknöpfter Uniform aus dem Zimmer, in dem die Zeugen saßen, durch das Kabinett in das Hinterzimmer, wo sein französischer Kammerdiener mit anderen die Koffer packte, Dolochow zählte Geld und machte Notizen. »Nun«, sagte er, »Chwostikow muß zweitausend bekommen!«

»Nun gut, gib sie ihm!« sagte Anatol.

»Makarin ist uneigennützig und geht für dich durch Wasser und Feuer! Nun, die Rechnung ist abgeschlossen!« sagte Dolochow und zeigte ihm das Blatt. »Ist's richtig?«

»Ja, versteht sich«, sagte Anatol.

Dolochow schob den Schreibtisch zu. »Höre einmal«, sagte er mit spöttischem Lächeln, »gib die Geschichte auf! Noch ist's Zeit!«

»Dummkopf!« erwiderte Anatol. »Sprich keinen Unsinn! Wenn du wüßtest ...«

»Wirklich, gib sie auf«, sagte Dolochow. »Nimm Vernunft an! Ist das etwa ein Spaß, was du da eingerührt hast?«

»Ärgere mich nicht, zum Teufel!« erwiderte Anatol. »Lasse deine dummen Scherze!« Damit verließ er das Zimmer. Dolochow sah ihm mit verächtlichem Lächeln nach.

»Warte nur«, rief er Anatol nach, »ich scherze nicht, ich spreche vernünftig. Komm her, komm!«

Anatol trat wieder ins Zimmer.

»Höre mich an! Ich spreche zum letztenmal mit dir! Wozu sollte ich mit dir scherzen? Habe ich dir etwa Hindernisse in den Weg gelegt? Wer hat alles vorbereitet? Wer hat den Popen gefunden? Wer hat den Paß besorgt und Geld angeschafft? Das habe ich alles getan.«

»Nun, ich danke dir! Du glaubst, ich sei nicht dankbar?« Anatol seufzte und umarmte Dolochow.

»Ich habe dir geholfen, aber ich muß dir doch die Wahrheit sagen. Es ist eine gefährliche Geschichte, und wenn man sie genau überlegt, eine dumme Geschichte! Nun, du entführst sie, gut. Aber was werden die Folgen sein? Man wird erfahren, daß du schon verheiratet bist und du wirst vor das Kriminalgericht kommen.«

»Ach, Unsinn! Dummheiten!« erwiderte Anatol wieder verdrießlich. »Habe ich dir nicht schon alles auseinandergesetzt?« Und mit jener besonderen Hartnäckigkeit eigensinniger, stumpfer Menschen für ihre eigenen Schlußfolgerungen, zu denen sie durch ihren eigenen Verstand gelangt sind, wiederholte er, was er Dolochow schon hundertmal erklärt hatte.

»Siehst du, wenn diese Heirat ungültig ist, so bin ich für nichts verantwortlich, ist sie aber gültig, dann ist es ganz gleichgültig, jenseits der Grenze wird niemand davon wissen. Ist's nicht so? Und nun schweig! Schweig!«

»Ich sage dir, gib die Sache auf! Du bindest dich nur! ...«

»Geh zum Teufel!« rief Anatol, fuhr mit den Händen in die Haare und ging ins andere Zimmer. Sogleich aber kehrte er zurück und setzte sich auf einen Stuhl, Dolochow gegenüber. »Der Teufel weiß, was das ist! Sieh

doch, wie es klopft!« Er ergriff Dolochows Hand und legte sie auf sein Herz.

»Was für ein Füßchen, lieber Freund! Und diese Blicke! Eine Göttin!« rief er französisch.

Mit kaltem Lächeln sah ihn Dolochow mit seinen hübschen, frechen Augen an, augenscheinlich in der Absicht, sich noch mehr über ihn lustig zu machen.

»Nun, und wenn das Geld ausgeht? Was dann?«

»Dann«, wiederholte Anatol mit aufrichtigem Erstaunen vor diesem Gedanken an die Zukunft. »Was dann? Ich weiß nicht, was dann! Was sprichst du für Unsinn! – Es ist Zeit!«

Anatol ging in das Hinterzimmer.

»Nun, habt ihr bald alles beisammen?« rief er den Dienern zu.

Dolochow nahm das Geld zusammen und befahl einem Diener, Essen und Trinken für die Reise aufzutragen. Dann ging er in das Zimmer, wo Chwostikow und Makarin saßen.

Anatol lag gähmend auf dem Diwan, den Kopf auf die Hände gestützt, lächelte gedankenvoll und flüsterte zärtliche Worte vor sich hin.

»Komm! Iß etwas und trink!« rief ihm Dolochow aus dem anderen Zimmer zu.

»Ich will nicht«, erwiderte Anatol noch immer lächelnd.

»Komm! Balaga ist gekommen!«

Anatol stand auf und ging in das Speisezimmer. Balaga war ein bekannter Mietkutscher, welcher schon seit sechs Jahren Dolochow und Anatol kannte und sie mit seinem Dreigespann gefahren hatte. Nicht selten hatte er Anatol, als dessen Regiment in Iwer stand, abends aus Iwer fortgefahren, in der Dämmerung nach Moskau gebracht und in der folgenden Nacht wieder nach Hause gefahren. Mehr als einmal hatte er sie mit Zigeunerinnen und »Dämchen«, wie Balaga sagte, durch die Stadt gefahren, mehr als einmal hatte er dabei Leute und Fahrzeuge überfahren und immer hatten ihn »seine Herren«, wie er sie nannte, herausgebissen. Mehr als einmal hatte er ein Pferd für sie zu Tode gejagt, oft hatten sie ihn geschlagen, mit Champagner und Madeira betrunken gemacht, den er so sehr liebte, und mehr als einen Spaß wußte er von jedem von ihnen, der einen gewöhnlichen Menschen schon lange nach Sibirien gebracht hätte. Aber er liebte dieses unsinnige Fahren, achtzehn Kilometer in der Stunde, er liebte es, Droschken anzurennen, Fußgänger zu überfahren, und durch

die Straßen Moskaus zu rasen. »Das sind wirkliche Herren«, meinte er. Auch Anatol und Dolochow liebten Balaga wegen seiner Meisterschaft im Fahren. Von anderen nahm Balaga fünfundzwanzig Rubel für eine zweistündige Fahrt und fuhr auch nur selten selbst mit ihnen, sondern sandte meist seine Knechte, aber mit »seinen Herren« fuhr er immer selbst und verlangte nie etwas dafür. Aber er wußte durch die Diener zu erfahren, wenn Geld da war und kam einmal im Laufe einiger Monate des Morgens, betrunken, verbeugte sich tief und bat, ihn herauszubeißen. »Väterchen, Erlaucht«, sagte er, »ich habe kein Pferd mehr! Ich muß auf den Jahrmarkt fahren, bitte, leihen Sie mir, so viel Sie können!« Und Anatol und Dolochow, wenn sie bei Geld waren, gaben ihm tausend oder zweitausend Rubel. Balaga war ein untersetzter Bauer von etwa siebenundzwanzig Jahren mit rotem Gesicht und besonders rotem, dickem Hals, mit Stumpfnase, funkelnden kleinen Augen und kleinem Bart. Er trug einen feinen blauen Kaftan mit Seidenfutter. Er bekreuzigte sich in der Ecke des Vorzimmers.

»Guten Tag, Euer Erlaucht!« sagte er zu Anatol und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ich sage dir, Balaga«, sagte Anatol, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, »liebst du mich oder nicht? Was? Du mußt mir einen Dienst erweisen! Das ganze Dreigespann mag zum Teufel gehen, aber um drei Uhr müssen wir dort sein!«

»Wohin fahren wir?« fragte Balaga, indem er die Augen zusammenkniff.

»Ich werde dir die Schnauze zerschlagen! Mach keine Scherze« schrie Anatol plötzlich, die Augen aufreißend.

»Scherze?« sagte lachend der Kutscher. »Hat es mir je um etwas leid getan für meine Herren? Ich werde fahren, so schnell die Pferde laufen können.«

»Nun, setze dich!« sagte Anatol.

»Was? Setzen?« fragte Dolochow.

»Ich kann stehen, gnädiger Herr.«

»Setze dich, Dummkopf! Trink!« sagte Anatol und goß ihm ein großes Glas Madeira ein.

Balagas Augen funkelten. Anstandshalber weigerte er sich, zu trinken, dann leerte er das Glas und wischte sich mit einem rotseidenen Tuch den Mund ab, das in seiner Mütze lag.

»Wann befehlen Sie zu fahren, Erlaucht?«

Anatol sah nach der Uhr.

»Sogleich! Nimm dich in acht, Balaga, wirst du zu rechter Zeit ankommen?«

»Warum nicht?« fragte Balaga. »Erinnerst du dich, Erlaucht, wie wir nach Iwer fahren?«

Anatol verließ das Zimmer und kam nach einigen Augenblicken zurück, in einem Pelz, der mit einem silbergestickten Gürtel zusammengehalten wurde, und einer Zobelmütze, die er auf die Seite gesetzt hatte und die seinem schönen Gesicht sehr gut stand. Er betrachtete sich im Spiegel und nahm ein Glas Wein.

»Nun, Fedja, lebe wohl! Ich danke dir für alles!« sagte Anatol zu Dolochow. »Nun, Freunde und Genossen meiner Jugend, lebt wohl!« wandte er sich Makarin und den anderen zu.

Obgleich alle mit ihm fahren, wollte Anatol doch etwas Rührendes und Feierliches sagen.

»Nehmt alle die Gläser! Auch du, Balaga! Nun, Genossen, Freunde meiner Jugend, wir haben gelebt und geschwärmt, nicht wahr? Jetzt aber, wann werden wir uns wiedersehen? Ich fahre nach dem Ausland! Lebt wohl, Kinderchen! Auf eure Gesundheit! Hurra!« sagte er. Er trank sein Glas aus und warf es auf den Fußboden.

»Bleiben Sie gesund!« sagte Balaga, nachdem er auch sein Glas ausgetrunken hatte. Makarin umarmte Anatol mit Tränen in den Augen.

»Ach, Fürst, wie schwer ist es für mich, mich von dir zu trennen!«

»Fahren! Fahren!« schrie Anatol.

Balaga ging schon nach der Tür. »Nein, halt!« sagte Anatol. »Schließt die Tür! Setzt euch alle! So, so!« Man schloß die Tür und alle setzten sich. »Nun, jetzt marsch, Kinder!« sagte Anatol aufspringend. Joseph, der Diener, reichte Anatol ein Täschchen und den Säbel und alle gingen in das Vorzimmer hinaus.

»Und wo ist der Pelz?« fragte Dolochow. »Heda! Ignati! Geh zu Matrena Matwejewna, ich lasse sie um den Pelz bitten! Den Zobelpelz! Ich weiß, wie es bei einer Entführung zugeht!« sagte Dolochow mit den Augen blinzelnd. »Sie kommt herausgelaufen, halb tot, halb lebend, hat sich etwas verspätet, dann kommen Tränen, und ›Papachen und Mamachen‹, und dann fängt sie an zu frieren und will zurück! Dann wickelst du sie gleich in den Pelz und trägst sie in die Troika!«

Der Diener brachte einen Damenfuchspelz.

»Dummkopf! Ich habe dir ja gesagt, den Zobelpelz! Heda, Matrena, den Zobelpelz!« rief er so laut, daß seine Stimme weit durch die Zimmer ertönte.

Eine hübsche, schlanke, bleiche Zigeunerin mit glänzenden schwarzen Augen und schwarzen lockigen Haaren, in einem roten Schal, lief mit einem Zobelpelz in der Hand herbei.

»Nun, es tut mir nicht leid darum, nimm ihn!« sagte sie etwas schüchtern, indem sie ihrem Herrn den Pelz wehmütig überreichte.

Ohne ihr zu antworten, nahm Dolochow den Pelz, warf ihn um Matrena und hüllte sie ein.

»Siehst du, so!« sagte Dolochow, »und dann«, sagte er und schlug ihr den Kragen auf, so daß von dem Gesicht nur eine kleine Öffnung blieb, »dann siehst du, so!« Und er schob Anatols Kopf zu der Öffnung, die im Kragen frei geblieben war, aus welcher die glänzenden Augen Matrenas hervorsahen.

»Nun, lebe wohl! Lebe wohl, Matrena! Wünsche mir Glück!«

»Nun, Gott gebe Ihnen großes Glück, Fürst!« sagte Matrena mit ihrer Zigeuneraussprache. Vor dem Hause standen zwei Dreigespanne, welche zwei junge Kutscher hielten. Balaga setzte sich auf das erste, hob die Ellenbogen in die Höhe und ergriff langsam die Zügel. Anatol und Dolochow stiegen ein, Makarin, Chwostikow und der Diener setzten sich in die zweite Troika.

»Ist alles fertig?« fragte Balaga. »Los!« schrie er und wickelte die Zügel um die Hände. Die Troika fuhr den Nikizkiboulevard hinab. Am Arbatskoiplatz fuhr sie einen Wagen an, etwas krachte, man hörte Geschrei und dann fuhr die Troika über den Platz hinüber. Bei der alten Stallschreiberstraße hielt Balaga die Pferde an. Anatol und Dolochow stiegen aus. Als sie an die Pforte des Hauses von Maria Dmitrijewna kamen, pfiff Dolochow, der Pfiff wurde beantwortet und darauf kam eine Zofe herausgelaufen.

»Gehen Sie in den Hof, sonst werden Sie gesehen! Sie wird gleich kommen«, sagte das Mädchen.

Dolochow blieb an der Pforte stehen. Anatol folgte der Zofe in den Hof und eilte auf die Vortreppe zu.

Gawrila, der große, plumpe Kutscher Maria Dmitrijewnas, kam ihm entgegen. »Belieben Sie, zur gnädigen Frau zu kommen«, sagte er mit seiner Baßstimme, indem er den Rückweg zur Tür vertrat.

»Zu welcher gnädigen Frau! Wer bist du?« fragte Anatol flüsternd.

»Belieben Sie einzutreten, ich habe Befehl, Sie hineinzuführen!«

»Kuragin! Zurück!« schrie Dolochow. »Verrat! Zurück!« Dolochow war bei dem Pförtchen, bei dem er zurückgeblieben war, im Handgemenge mit dem Dwornik, der sich bemühte, hinter Anatol das Pförtchen zu schließen. Mit einer letzten Anstrengung stieß Dolochow den Pförtner zurück, ergriff mit der Hand den herauseilenden Anatol, zog ihn durch das Pförtchen hinaus und lief mit ihm zurück zur Troika.

Maria Dmitrijewna hatte Sonja weinend im Korridor getroffen und sie genötigt, ihr alles einzugestehen. Sie ergriff den Brief, las ihn und trat mit dem Brief in der Hand in Natalies Zimmer.

»Nichtswürdige! Schamlose!« rief sie. »Ich will nichts hören!« Sie stieß Natalie zurück, welche sie verwundert, aber mit trockenen Augen anblickte, schloß sie im Zimmer ein und befahl dem Dwornik, die Leute, welche heute abend kommen werden, einzulassen, aber niemand hinauszulassen, und dem Kutscher Gawrila befahl sie, jene Leute zu ihr zu führen. Dann setzte sie sich in Erwartung der Entführer in den Salon. Als Gawrila ihr meldete, die Leute seien entflohen, stand sie ärgerlich auf, legte die Hände auf den Rücken und, im Zimmer auf und ab gehend, überlegte sie lange, was sie tun sollte. Um zwölf Uhr nachts ging sie an das Zimmer Natalies. Sonja saß weinend im Korridor.

»Maria Dmitrijewna, lassen Sie mich zu ihr, um Gottes willen!« sagte sie, aber ohne ihr zu antworten schloß die Dame die Tür auf und trat ein.

»Abscheulich! ... Nichtswürdig! ... In meinem Hause! Eine so niedrige Person! Es tut mir nur um ihren Vater leid!« dachte Maria Dmitrijewna und bemühte sich, ihre Wut zu beherrschen. »So schwer es auch sein wird, werde ich doch allen befehlen, zu schweigen, und es dem Grafen verheimlichen.« Mit entschiedenen Schritten trat sie ins Zimmer. Natalie lag ruhig auf dem Diwan. Sie hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und lag noch in derselben Lage, in der sie Maria Dmitrijewna verlassen hatte.

»Schön, sehr schön!« sagte die Dame. »In meinem Hause hält man Zusammenkünfte mit dem Liebhaber! Da ist nichts mehr zu verstellen! Höre, wenn ich mit dir spreche!« Maria Dmitrijewna berührte sie an der Hand. »Höre, wenn ich mit dir spreche! Du hast dich beschimpft wie das letzte Mädchen! Ich würde dich behandeln, wie du es verdienst, aber es tut mir um deinen Vater leid! Ich will es ihm verschweigen.«

Natalie änderte ihre Stellung nicht, aber ihr Körper wurde von lautlosem, krampfhaftem Weinen erschüttert. Maria Dmitrijewna blickte sich nach Sonja um und setzte sich neben Natalie auf den Diwan.

»Es ist sein Glück, daß er mir entkam! Aber ich werde ihn finden!« sagte sie mit ihrer groben Stimme. »Hörst du, was ich sage?« Sie schob ihre große Hand unter Natalies Gesicht und wandte es zu sich. Maria Dmitrijewna und Sonja sahen mit Erstaunen Natalies Gesicht an. Ihre Augen funkelten in trockenem Glanz, die Lippen waren geschlossen.

»Lassen Sie mich! ... Ich ... sterbe!« sagte sie. Sie riß sich mit einer zornigen Anstrengung von Maria Dmitrijewna los und nahm ihre frühere Lage wieder an.

»Natalie«, sagte Maria Dmitrijewna, »ich will nur dein Wohl! Höre mich an! Ich sage nichts darüber, wie sehr du dich vergangen hast, das weißt du selbst. Nun, und morgen kommt dein Vater! Was soll ich ihm sagen?«

Wieder zuckte Natalies Körper in krampfhaftem Weinen.

»Nun? Wenn er es erfährt? – Und dein Bruder? – Und dein Bräutigam?«

»Ich habe keinen Bräutigam, ich habe ihm abgeschrieben!« rief Natalie.

»Gleichviel«, fuhr Maria Dmitrijewna fort, »sie werden es erfahren! Was dann? Ich kenne deinen Vater, und wenn er ihn zum Duell herausfordert, wird das gut sein? Wie?«

»Ach, lassen Sie mich! Warum haben Sie sich eingemischt? Warum? Warum? Wer hat Sie gebeten?« schrie Natalie, welche sich vom Diwan erhoben hatte und Maria Dmitrijewna zornig ansah.

»Was wolltest du tun« rief Maria Dmitrijewna, wieder in Wut geratend. »Hat man dich etwa eingeschlossen? Wer hat ihn verhindert, das Haus offen zu besuchen? Warum brauchte er dich wie eine Zigeunerin zu entführen? Nun, und wenn er dich entführt hätte – glaubst du, man hätte ihn nicht gefunden? Dein Vater oder dein Bräutigam? Aber er ist ein Schurke, ein Elender!«

»Er ist besser als ihr alle!« schrie Natalie aufspringend. »Wenn Sie nicht alles verhindert hätten ... Ach, mein Gott, Sonja, warum? ... Geht! Geht! ...« Sie brach in ein so verzweifertes Weinen aus, wie man nur einen Kummer ausweint, den man sich selbst zuzuschreiben hat. Maria Dmitrijewna wollte wieder sprechen, aber Natalie schrie ihr zu: »Gehen Sie! Gehen Sie! Sie alle verabscheuen und verachten mich!« – Dann warf sie sich wieder auf den Diwan.

Maria Dmitrijewna fuhr noch einige Zeit fort, ihr ins Gewissen zu reden. Sie sagte, das alles müsse dem Grafen verborgen bleiben, niemand werde etwas erfahren, wenn nur Natalie alles vergessen und sich nicht merken lassen werde, daß etwas vorgefallen sei.

Natalie gab keine Antwort. Sie weinte nicht mehr und wurde von Frost geschüttelt. Maria Dmitrijewna legte ihr ein Kissen unter, bedeckte sie mit zwei Decken und brachte ihr selbst Lindenblütentee, aber Natalie gab noch immer keine Antwort.

»Nun, mag sie schlafen«, sagte Maria Dmitrijewna, das Zimmer verlassend, in der Meinung, sie sei eingeschlafen, aber Natalie schlief nicht und sah mit starren Augen vor sich hin. Die ganze Nacht schlief Natalie nicht, weinte auch nicht mehr und sprach kein Wort mit Sonja, welche mehrere Male aufstand und zu ihr ging.

Am anderen Morgen um die Frühstückszeit kam der Graf an, wie er versprochen hatte. Er kam von dem Gut und war sehr heiter, er hatte Aussicht, den Verkauf zustande zu bringen und jetzt hielt ihn nichts mehr in Moskau zurück. Er sehnte sich auch nach der Gräfin. Maria Dmitrijewna kam ihm entgegen und sagte ihm, Natalie sei gestern abend erkrankt, sie habe nach dem Arzt geschickt, jetzt aber befinde sie sich besser. Natalie verließ an diesem Morgen nicht ihr Zimmer. Mit festgeschlossenen Lippen und trockenen, starren Augen saß sie beim Fenster, betrachtete unruhig die Vorübergehenden in der Straße und blickte sich rasch um, wenn jemand ins Zimmer trat. Augenscheinlich erwartete sie, daß Kuragin Nachricht senden oder selbst kommen werde.

Als der Graf auf sie zutrat, wandte sie sich unruhig um und ihr Gesicht nahm den früheren kalten und sogar zornigen Ausdruck wieder an. Sie erhob sich nicht einmal, um ihm entgegenzugehen.

»Was ist dir, mein Engel? Bist du krank?« fragte der Graf.

Natalie schwieg. »Ja«, erwiderte sie endlich. Auf seine besorgten Fragen versicherte sie ihm, es sei nichts, und Maria Dmitrijewna bestätigte dem Grafen Natalies Versicherung, es sei nichts vorgefallen. Obgleich der Graf an der Verwirrung der Mädchen und den verlegenen Gesichtern Sonjas und Maria Dmitrijewnas nur zu deutlich sah, daß in seiner Abwesenheit etwas vorgefallen war, liebte er doch seine heitere Ruhe so sehr, daß er sich weiterer Fragen enthielt und sich einzureden suchte, es sei kein Grund zu Besorgnissen vorhanden.

Seit der Ankunft seiner Frau in Moskau hatte Peter die Absicht, zu verreisen, nur um nicht mit ihr zusammen zu sein. Bald nach der Ankunft Natalies in Moskau veranlaßte ihn der Eindruck, den sie auf ihn machte, die Ausführung seiner Absicht zu beeilen. Er fuhr nach Iwer zu der Witwe Basdejews, welche schon lange versprochen hatte, ihm die Papiere des Verstorbenen zu übergeben.

Als Peter nach Moskau zurückkehrte, erhielt er einen Brief von Maria Dmitrijewna, welche ihn wegen einer wichtigen Sache zu sich rief. Auf dem Wege dahin rief ihn auf dem Iwerschen Boulevard jemand an.

»Peter, bist du schon lange wieder hier?« rief eine bekannte Stimme. In einem zweispännigen Schlitten saß Anatol mit seinem beständigen Begleiter Makarin. Anatol saß gerade, in der klassischen Haltung kriegerischer Stutzer. Ein Biberkragen umschloß seinen Hals, sein Gesicht war gerötet und frisch, der Hut mit dem weißen Federbusch saß auf der Seite und ließ seine pomadisierten und mit Schnee beworfenen Haare sehen.

»Wirklich, das ist ein wahrer Weiser«, dachte Peter, »er sieht nichts außer dem Augenblick des Vergnügens, nichts beunruhigt ihn und deshalb ist er immer so heiter und zufrieden. Was würde ich darum geben, so zu sein wie er!« dachte Peter neidisch. Im Vorzimmer sagte der Diener, welcher Peter den Pelz abnahm, Maria Dmitrijewna lasse ihn zu sich ins Schlafzimmer bitten.

Als Peter die Tür zum Saal öffnete, erblickte er Natalie, welche am Fenster saß mit hagerem, bleichem und zornigem Gesicht. Mit kühler Würde verließ sie das Zimmer.

»Was ist geschehen?« fragte Peter, als er zu Maria Dmitrijewna eintrat.

»Schöne Geschichten«, erwiderte sie, »fünfundfünfzig Jahre habe ich in der Welt gelebt, aber einen solchen Skandal habe ich nicht erlebt!« Sie nahm Peter sein Ehrenwort ab, über alles zu schweigen, was sie ihm sagen werde, und teilte ihm dann mit, daß Natalie ihrem Bräutigam ohne Wissen der Eltern einen Absagebrief geschrieben habe, daß die Veranlassung dazu Anatol Kuragin war, mit dem Peters Frau sie bekannt gemacht habe, und

mit welchem Natalie in Abwesenheit ihres Vaters entfliehen und sich heimlich verheiraten wollte.

Peter hörte mit offenem Munde zu und traute seinen Ohren nicht. Das liebliche Bild Natalies, die er von Jugend auf kannte, vermochte er nicht mit der neuen Vorstellung von ihrer Erniedrigung und Torheit zu vereinigen. Er dachte an seine Frau. »Es ist eine wie die andere«, sagte er zu sich selbst und dachte, nicht ihm allein sei das traurige Geschick beschieden, an ein abscheuliches Weib gebunden zu sein. Aber er war doch bis zu Tränen gerührt um Fürst Andree, dessen Stolz er kannte, und je mehr er seinen Freund bedauerte, mit desto größerer Verachtung dachte er an diese Natalie, welche eben mit dem Ausdruck kalter Würde durch den Saal gegangen war. Er wußte nicht, daß das Herz Natalies mit Verzweiflung und Beschämung erfüllt war, und daß sie unschuldig daran war, daß ihr Gesicht unwillkürlich eine ruhige Würde ausdrückte.

»Heiraten?« wiederholte Peter. »Er ist ja schon verheiratet!«

»Es wird immer schöner! Ein prächtiger Junge! Ein richtiger Schurke! Sie aber wartet immer noch, schon den zweiten Tag! Man muß es ihr sagen, damit sie wenigstens aufhört zu warten.«

Nachdem die Dame von Peter die Einzelheiten von Anatols Verheiratung erfahren und ihrem Zorn in heftigen Reden Luft gemacht hatte, teilte sie ihm mit, warum sie ihn berufen habe. Sie fürchte, der Graf oder Bolkonsky, der jeden Augenblick ankommen könne, werde die Sache erfahren, die sie ihnen verbergen wolle, und Kuragin zum Duell herausfordern, und deshalb bat sie ihn, in ihrem Namen seinem Schwager zu befehlen, Moskau sogleich zu verlassen und ihr nicht wieder unter die Augen zu kommen. Peter versprach, ihren Wunsch zu erfüllen.

»Nimm dich in acht, der Graf weiß noch nichts«, sagte sie, als sie wieder in den Saal traten. »Tue so, als ob du von nichts wüßtest! Ich werde ihr jetzt sagen, sie brauche nicht mehr zu warten. Bleibe hier zu Tisch, wenn du willst!«

Peter traf den alten Grafen, welcher sehr verwirrt und betrübt aussah. Natalie hatte ihm an diesem Morgen gesagt, daß sie Bolkonsky einen Absagebrief geschrieben habe.

»Schlimm, schlimm, Freundchen«, sagte er zu Peter, »schlimm mit solchen Mädchen, wenn die Mutter nicht da ist. Wie tut es mir leid, daß ich hierhergekommen bin! Ich werde aufrichtig gegen Sie sein – haben Sie schon gehört, daß sie ihrem Bräutigam abgeschrieben hat, ohne jemand zu

fragen? Ich war ja nie sehr erfreut über diese Verlobung! Zugestanden, er ist ein guter Mensch, aber gegen den Willen des Vaters zu heiraten, bringt kein Glück, und Natalie wird nicht ohne Bräutigam bleiben. Die Sache hat schon zu lange gedauert. Aber einen solchen Schritt zu tun, ohne Vater und Mutter zu fragen! Und jetzt ist sie krank! Gott weiß, wie das werden wird!«

Peter sah, daß der Graf ganz zerfahren war und bemühte sich, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, aber der Graf kehrte immer wieder zu seinem Kummer zurück.

Sonja trat mit sorgenvoller Miene in den Saal.

»Natalie ist nicht ganz gesund, sie ist in ihrem Zimmer und wünscht Sie zu sehen«, sagte sie zu Peter. »Maria Dmitrijewna ist bei ihr und läßt Sie auch bitten.«

»Nun, Sie sind sehr befreundet mit Bolkonsky, wahrscheinlich will sie Ihnen einen Auftrag an ihn geben«, sagte der Graf. »Ach, mein Gott! Mein Gott! Wie schön war das alles!« Er faßte sich in seine dünnen grauen Haare und verließ das Zimmer.

Maria Dmitrijewna hatte Natalie mitgeteilt, daß Anatol verheiratet sei, aber Natalie wollte ihr nicht glauben und verlangte eine Bestätigung von Peter selbst; Dies teilte Sonja Peter mit, während sie ihn durch den Korridor nach dem Zimmer Natalies begleitete. Als Peter eintrat, begegnete er dem fieberhaft glänzenden, fragenden Blick Natalies. Sie lächelte nicht und nickte ihm nicht zu wie früher, sondern sah ihn nur starr an, und ihr Blick fragte nur eins, ob er ein Freund Anatols sei oder eben solch ein Feind wie alle anderen. Sonst schien er nicht für sie zu existieren.

»Er weiß alles, er wird dir sagen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe«, sagte Maria Dmitrijewna. Wie ein verwundeter Hirsch nach den Hunden und Jägern blickt, sah Natalie bald Maria Dmitrijewna, bald Peter an.

»Natalie Ilitschna«, begann Peter mit gesenkten Augen, voll Mitleid und voll Widerwillen gegen die Operation, die er ausführen sollte, »ob es wahr ist oder nicht wahr, das muß für Sie ganz gleichgültig sein, denn ...«

»Es ist also nicht wahr, daß er verheiratet ist?«

»Doch, es ist wahr.«

»Ist er schon lange verheiratet?« fragte sie. »Ihr Ehrenwort!«

Peter gab ihr sein Ehrenwort.

»Ist er noch hier?« fragte sie hastig.

»Ja, ich habe ihn soeben gesehen.«

Sie war nicht imstande zu sprechen und machte mit den Händen ein Zeichen, man solle sie allein lassen.

Peter blieb nicht zu Tisch und machte sich sogleich auf den Weg, um Anatol zu suchen. Er suchte ihn lange vergebens an den verschiedensten Stellen und fuhr endlich in den Klub. Auch hier war Anatol nicht, und Peter erwartete ihn lange Zeit vergeblich, dann speiste er und fuhr nach Hause.

Währenddessen beriet sich Anatol mit Dolochow, wie man die mißlungene Geschichte wieder in Gang bringen könne. Es schien ihm unumgänglich nötig, Natalie zu sehen. Abends fuhr er zu seiner Schwester, um sie zu überreden, ihm dabei behilflich zu sein. Als Peter nach Hause kam, meldete ihm der Diener, Fürst Anatol sei bei der Gräfin. Der Salon war voll Gäste.

Ohne seine Frau zu begrüßen, die er seit seiner Rückkehr nicht gesehen hatte, und die er in diesem Augenblick mehr als jemals verabscheute, trat er in den Saal, wo er Anatol fand und ging sogleich auf ihn zu.

Die Gräfin kam ihm entgegen. »Ah, Peter!« sagte sie. »Du weißt nicht, in welchem Zustand sich unser Anatol befindet!« Sie stutzte beim Anblick seines gesenkten Kopfes, seiner glänzenden Augen, seines entschiedenen Gangs und jenes schrecklichen Ausdrucks der Wut und Kraft, den sie nach dem Duell mit Dolochow kennengelernt hatte.

»Wo Sie sind, da ist auch Verworfenheit und Laster!« erwiderte er seiner Frau. »Anatol, kommen Sie, ich muß mit Ihnen sprechen«, sagte er französisch. Anatol blickte sich nach seiner Schwester um und stand gehorsam auf. Peter ergriff seine Hand und zog ihn an sich, um das Zimmer zu verlassen.

»Wenn Sie sich erlauben, in meinem Salon ...« flüsterte Helene, aber Peter verließ das Zimmer, ohne ihr zu antworten.

In seinem Kabinett angekommen, schloß Peter die Tür und wandte sich Anatol zu, dessen Miene Unruhe zeigte.

»Sie haben der Gräfin Rostow versprochen, sie zu heiraten? Sie wollten sie entführen?«

»Mein Lieber«, erwiderte Anatol französisch, wie das ganze Gespräch geführt wurde, »ich halte mich nicht verpflichtet, auf Fragen, die in solchem Ton gestellt werden, zu antworten.«

Auf Peters bleichem Gesicht flammte die Wut auf. Er ergriff mit seiner großen Hand Anatol am Kragen der Uniform und schüttelte ihn so lange, bis Anatols Gesicht einen genügenden Ausdruck von Schrecken annahm. »Ich spreche nur, weil ich nötig habe, mit Ihnen zu sprechen«, wiederholte Peter.

»Was soll das heißen? Das ist ganz unsinnig«, sagte Anatol, indem er den einen mit dem Tuch abgerissenen Knopf des Kragens befühlte.

»Sie sind ein nichtswürdiger Schurke! Ich weiß nicht, was mich abhält, Ihnen den Kopf damit zu zerschmettern?« rief Peter. Er hatte ein schweres Buch ergriffen, legte es aber sogleich wieder zurück. »Haben Sie versprochen, sie zu heiraten?«

»Ich ... ich ... dachte nicht daran ...«

Peter unterbrach ihn.

»Haben Sie Briefe von ihr?«

Anatol steckte die Hand in die Tasche und brachte eine Briefftasche hervor. Peter nahm sie, stieß einen im Wege stehenden Tisch um und ließ sich auf dem Diwan nieder.

»Ich werde Ihnen nichts tun, fürchten Sie sich nicht«, sagte Peter, als er eine erschreckte Bewegung Anatols bemerkte. »Brief eins«, sagte er, als ob er eine Lektion sich selbst wiederholte, »zwei«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort. Dann stand er wieder auf und ging auf und ab. »Sie müssen morgen Moskau verlassen!«

»Wie kann ich ...«

»Drei«, fuhr Peter fort, ohne auf ihn zu hören. »Sie dürfen nie ein Wort darüber sprechen, was zwischen Ihnen und der Gräfin vorgefallen ist. Ich weiß, ich kann Ihnen das nicht verbieten, aber wenn Sie noch einen Funken von Gewissen haben ...«

Peter ging mehrmals schweigend auf und ab. Anatol saß am Tisch und biß sich auf die Lippen.

»Sie müssen doch begreifen, daß es außer Ihrem Vergnügen auch noch etwas anderes in der Welt gibt – das Glück und die Ruhe anderer Menschen, und daß Sie ein ganzes Leben vernichten, nur, weil Sie sich amüsieren wollen. Amüsieren Sie sich mit Frauen von der Art meiner Frau. Bei ihnen sind Sie im Recht, diese wissen, was Sie von ihnen wollen, sie sind gewaffnet gegen Sie durch dieselbe Erfahrung in der Verworfenheit. Aber einem Mädchen die Ehe zu versprechen, sie zu betrügen ... Begreifen Sie

denn nicht, daß das ebenso gemein ist, als einen Greis oder ein Kind zu ermorden!«

Peter schwieg und sah Anatol nicht mehr mit wütenden, sondern mit fragenden Blicken an.

»Davon weiß ich nichts und will nichts davon wissen«, sagte Anatol, der dreister wurde, je mehr Peter seine Wut beherrschte. »Aber Sie haben solche Ausdrücke gebraucht, wie ich sie als Ehrenmann niemand erlaube!«

Peter sah ihn verwundert an, ohne zu begreifen, was er wollte.

»Obgleich das unter vier Augen geschah, kann ich doch nicht ...«

»Wie? Wollen Sie Genugtuung?« fragte Peter spöttisch.

»Wenigstens können Sie Ihre Worte zurücknehmen, wie? Wenn Sie wollen, daß ich Ihren Wunsch erfüllen soll, wie?«

»Ich nehme sie zurück«, sagte Peter hastig, »und bitte Sie um Entschuldigung.« Unwillkürlich blickte er dabei nach dem abgerissenen Knopf. »Und wenn Sie Geld brauchen ...« Anatols Miene zeigte ein schüchternes, gemeines Lächeln, das Peter an seiner Frau kennengelernt hatte. »O, gemeine, herzlose Rasse!« sagte er und verließ das Zimmer.

Am andern Tag reiste Anatol nach Petersburg.

Peter fuhr zu Maria Dmitrijewna, um ihr zu versichern, daß ihr Wunsch erfüllt, und Kuragin aus Moskau fortgejagt sei. Das ganze Haus war in Angst und Aufregung. Natalie war sehr krank, und wie Maria Dmitrijewna ihm als Geheimnis mitteilte, hatte sie in derselben Nacht, nachdem sie erfahren, daß Anatol verheiratet sei, sich mit Arsenik vergiftet, das sie sich heimlich verschafft hatte. Nachdem sie einen Teil davon verschluckt, hatte das Entsetzen sie überwältigt, sie hatte Sonja geweckt und ihr gesagt, was sie getan hatte. Es wurden rechtzeitig Maßregeln gegen das Gift ergriffen, und jetzt war sie außer Gefahr, aber noch immer so schwach, daß man nicht daran denken konnte, sie aufs Gut zu bringen, deshalb hatte man nach der Gräfin gesandt.

Peter sah den ganz bestürzten Grafen und die verweinte Sonja, konnte aber Natalie nicht sehen.

Als Peter an diesem Tage im Klub speiste, hörte er von allen Seiten von der versuchten Entführung der Gräfin Rostow, denen er entgegentrat, indem er versicherte, sein Schwager habe Natalie einen Antrag gemacht und einen Korb erhalten. Peter hielt sich für verpflichtet, die ganze Sache zu verheimlichen und den Ruf Natalies wiederherzustellen.

Mit Angst erwartete er die Rückkehr des Fürsten Andree und erkundigte sich jeden Tag bei dem alten Fürsten.

Durch Mademoiselle Bouriennes Vermittlung hatte der Fürst alle Gerüchte, die in der Stadt umliefen, erfahren und den Brief an Marie gelesen, in welchem Natalie ihrem Bräutigam abschrieb. Er war vergnügter als gewöhnlich und erwartete seinen Sohn mit großer Ungeduld.

Einige Tage nach der Abreise Anatols erhielt Peter einen Brief vom Fürsten Andree, der ihn von seiner Ankunft benachrichtigte und ihn bat, ihn zu besuchen.

In den ersten Stunden nach seiner Ankunft in Moskau erhielt Fürst Andree von seinem Vater den Absagebrief Natalies an Marie, welchen Mademoiselle Bourienne Marie entwendet und dem alten Fürsten gebracht hatte. Er erfuhr auch von seinem Vater die Geschichte über die Entführung Natalies mit Ausschmückungen.

Am Morgen nach der Ankunft des Fürsten Andree fuhr Peter zu ihm. Er hatte erwartet, Andree fast in demselben Zustand wie Natalie zu finden, und war deshalb verwundert, als er in den Saal trat und aus dem Kabinett die laute Stimme des Fürsten Andree vernahm, welcher lebhaft von einer Petersburger Intrige sprach. Der alte Fürst und eine andere Stimme unterbrachen ihn zuweilen. Marie kam Peter entgegen. Seufzend wies sie mit der Hand nach der Tür, wo Fürst Andree sich befand, aber Peter sah an ihrem Gesicht, daß sie über das Vorgefallene erfreut war, sowie über die Art, wie ihr Bruder die Nachricht von der Treulosigkeit seiner Braut aufgenommen hatte.

»Er sagte, er habe das erwartet«, bemerkte sie. »Ich weiß, daß der Stolz ihm nicht erlaubt, seine Gefühle auszusprechen, aber er hat es doch besser, viel besser ertragen, als ich erwartet habe! Es sollte nun einmal so sein.«

»Aber ist wirklich alles zu Ende?« fragte Peter.

Fürstin Marie sah ihn verwundert an und begriff nicht, wie er so fragen konnte. Peter trat ins Kabinett. Fürst Andree war sehr verändert, schien viel gesünder geworden zu sein, aber zwischen den Augenbrauen zeigte sich eine neue Querfalte. Er stand im Salonanzug seinem Vater und dem Fürsten Meschtschersky gegenüber und sprach eifrig mit lebhaften Gebärden.

Man sprach von Speransky, von seiner plötzlichen Verschickung nach Sibirien und seinem angeblichen Verrat.

»Jetzt wird er von allen denen verurteilt, welche vor einem Monat ihn verherrlichten«, sagte Fürst Andree, »und welche nicht imstande waren, seine Ziele zu begreifen. Einen Menschen, der in Ungnade gefallen ist, zu verurteilen und alle Fehler anderer auf ihn zu wälzen ist leicht, aber ich sage, wenn etwas Gutes unter der jetzigen Regierung geschehen ist, so hat er, er allein es getan,« Als er Peter erblickte, zuckte sein Gesicht und nahm sogleich einen zornigen Ausdruck an.

»Nun, du wirst immer dicker«, sagte er lebhaft, aber die neue Falte auf seiner Stirn vertiefte sich. »Ja, ich bin gesund«, erwiderte er auf Peters Frage und lachte. Er sprach von den schrecklichen Wegen von der polnischen Grenze an, von Leuten, die er in der Schweiz getroffen hatte und Peter kannten, und von Monsieur Desalles, den er als Erzieher seines Sohnes vom Ausland mitgebracht habe, und mischte sich dann wieder mit Eifer in das Gespräch über Speransky.

»Wenn man Beweise von seinem Verrat und seiner geheimen Verbindung mit Napoleon hätte, so würde man sie dem ganzen Volk bekanntgemacht

haben«, sagte er. »Persönlich liebte ich Speransky nicht, aber ich liebe die Wahrheit.«

Peter wußte, daß sein Freund das Bedürfnis nach Aufregung und Streit über eine fremde Sache nur deshalb empfand, um die ihn peinigenden Gedanken zu ersticken. Als Fürst Meschtschersky gegangen war, nahm Andree Peters Arm und lud ihn ein, in sein Zimmer zu kommen. Dort lagen offene Koffer und Taschen umher. Fürst Andree nahm aus einem der Koffer eine Schatulle und aus dieser ein Paket Papiere. Das alles tat er schweigend und hastig. Er erhob sich und hustete. Sein Gesicht war finster und die Lippen zusammengepreßt. »Verzeih, wenn ich dir beschwerlich falle!«

Peter begriff, daß Andree von Natalie reden wollte, und sein breites Gesicht drückte Teilnahme und Mitleiden aus. Aber Andree war erzürnt darüber und fuhr mit entschiedenem, lautem, unangenehmem Ton fort: »Ich habe von der Gräfin Rostow einen Absagebrief erhalten und Gerüchte gehört, daß dein Schwager sich um ihre Hand bemüht oder etwas der Art. Ist es wahr?«

»Es ist wahr und nicht wahr«, begann Peter, aber Fürst Andree unterbrach ihn: »Hier sind ihre Briefe und ihr Porträt!« Er nahm das Paket vom Tisch und übergab es Peter.

»Übergib das der Gräfin ... wenn du sie siehst!«

»Sie ist sehr krank«, sagte Peter.

»Sie ist also noch hier?« fragte Andree, »und Fürst Kuragin?«

»Er ist schon lange abgereist. Sie war dem Tode nahe.«

»Ich bedaure sehr ihre Krankheit«, sagte Fürst Andree mit einem kalten, bösen, unangenehmen Lachen, das dem seines Vaters glich.

»Aber Herr Kuragin hat wahrscheinlich die Gräfin Rostow seiner Hand nicht würdig befunden?« sagte Andree und schnaubte mehrmals.

»Er konnte nicht heiraten, weil er schon verheiratet war«, sagte Peter.

Fürst Andree lachte spöttisch nach Art seines Vaters. »Wo ist er jetzt, dein Schwager, kann ich ihn sehen?«

»Er ist nach Petersb... ich weiß nicht genau«, erwiderte Peter.

»Das ist ganz gleichgültig«, sagte Andree. »Sage der Gräfin Rostow, daß sie vollkommen frei war und ist, und daß ich ihr das Beste wünsche.«

Peter ergriff das Paket Papiere. Fürst Andree blickte ihn einen Augenblick schweigend an, als ob er nachdenke, ob er nicht noch etwas zu sagen habe, oder als ob er erwartete, ob Peter ihm noch etwas sagen werde.

»Hören Sie mich an! Erinnern Sie sich unseres Streits in Petersburg?« sagte Peter.

»O ja«, erwiderte Andree rasch, »ich sagte, einer gefallenen Frau müßte man verzeihen. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich verzeihen könne. Ich kann es nicht.«

»Kann man es vielleicht wieder gutmachen?« sagte Peter, aber Andree unterbrach ihn.

»Ja, nochmals um ihre Hand bitten, großmütig sein und dergleichen! Ja, das wäre sehr edel! Aber ich bin nicht imstande, den Spuren dieses Herrn zu folgen. Willst du mein Freund sein, so sprich niemals mit mir davon. Nun, Adieu! Du wirst es ihr übergeben?«

Peter ging zu dem alten Fürsten und Marie.

Der Alte schien heiterer als gewöhnlich zu sein, Marie aber war ebenso wie immer, aber auch in ihrem Mitgefühl für ihren Bruder sah Peter ihre Freude darüber, daß die Heirat ihres Bruders vereitelt war. Peter begriff, welche Verachtung und Wut sie alle gegen die Rostows hegten. Bei Tisch wurde über den bevorstehenden Krieg gesprochen. Fürst Andree sprach beständig, bald stritt er mit seinem Vater, bald mit Desalles, dem schweizerischen Erzieher. Peter aber erkannte sehr wohl die Ursache dieser Spannung und Lebhaftigkeit.

An demselben Abend machte Peter einen Besuch bei dem Grafen Rostow, um seinen Auftrag auszuführen. Natalie lag im Bett, und der Graf war im Klub. Peter übergab die Briefe Sonja und ging zu Maria Dmitrijewna, welche sehr gespannt darauf war, zu erfahren, wie Fürst Andree die Nachricht aufgenommen habe. Nach zehn Minuten kam Sonja zu Maria Dmitrijewna.

»Natalie wünscht durchaus den Grafen Peter Kirilitsch zu sehen«, sagte sie.

»Aber soll ich ihn zu ihr führen? Bei euch ist nicht aufgeräumt«, sagte Maria Dmitrijewna.

»Nein, sie hat sich angekleidet und ist in den Saal gegangen«, erwiderte Sonja. Maria Dmitrijewna zuckte mit den Achseln.

»Sie quält mich immer mit Fragen, wann die Gräfin komme. Nimm dich in acht, sage ihr nicht alles«, wandte sie sich zu Peter. »Sie spricht kein böses Wort, sie ist nur immer traurig.«

Natalie stand mitten im Saal mit bleichem, ernstem Gesicht, aber durchaus nicht beschämt, wie Peter erwartet hatte. Peter ging rasch auf sie zu, in der Erwartung, daß sie ihm wie immer die Hand reichen werde. Aber sie kam ihm entgegen, blieb vor ihm stehen, atmete schwer auf und ließ kraftlos die Arme sinken.

»Peter Kirilitsch«, sagte sie hastig, »Fürst Bolkonsky war Ihr Freund und ist es noch. Er sagte mir damals, ich solle mich an Sie wenden ...« Peter blickte sie schweigend an. Er hatte sich bemüht, sie zu verachten, aber jetzt brachte das Mitleid alle Vorwürfe zum Schweigen.

»Er ist jetzt hier, sagen Sie ihm ... er möge mir vergeben ... vergeben!« Sie schwieg und atmete noch hastiger, weinte aber nicht.

»Ja, das werde ich ihm sagen«, erwiderte Peter, »aber ...« Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Natalie war sichtlich erschrocken darüber, daß Peter sie falsch verstehen könne. »Ich weiß, daß alles zu Ende ist«, sagte sie hastig. »Nein, es kann niemals sein! Mich quält nur der Gedanke, daß ich ihm Böses zugefügt habe. Sagen Sie ihm nur, ich bitte ihn, zu verzeihen! ...« Sie zitterte am ganzen Körper und mußte sich niedersetzen.

Ein noch nie empfundenenes überwältigendes Gefühl von Mitleid erfüllte Peter. »Ich werde es ihm sagen«, sagte er, »aber eins möchte ich wissen ...«

»Was ist das?« fragte Natalies Blick.

»Ich möchte wissen, ob Sie ihn liebten? ...« Peter wußte nicht, wie er Anatol nennen sollte und errötete, »ob Sie diesen schlechten Menschen liebten?«

»Nennen Sie ihn nicht schlecht«, sagte Natalie, »aber ich weiß nichts! – nichts!« Sie weinte.

»Sprechen wir nicht mehr davon«, sagte Peter.

So seltsam erschien Natalie plötzlich diese milde, herzliche Stimme.

»Sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde ihm alles sagen, aber ich bitte Sie nur um eins, sehen Sie mich immer als Ihren Freund an, und wenn Sie Hilfe und Rat bedürfen, so denken Sie an mich!« Er ergriff ihre Hand und küßte sie. »Ich werde glücklich sein, wenn ich imstande bin ...« Peter stockte verwirrt.

»Sprechen Sie nicht so mit mir, ich verdiene das nicht«, rief Natalie und wollte das Zimmer verlassen, aber Peter hielt sie an der Hand zurück. Er wußte, daß er noch etwas zu sagen hatte, aber als er es aussprach, war er selbst über seine Worte verwundert.

»Hören Sie auf zu weinen, das ganze Leben liegt noch vor Ihnen«, sagte er.

»Vor mir? Nein, für mich ist alles zu Ende«, sagte sie mit Beschämung. »Alles zu Ende?« wiederholte er! »Wenn ich nicht ich wäre, sondern der schönste, größte und beste Mensch der Welt und frei wäre, so würde ich in diesem Augenblick Sie auf den Knien um Ihre Hand und Ihre Liebe bitten.«

Zum erstenmal seit vielen Tagen weinte Natalie Tränen der Dankbarkeit und Rührung. Mit einem Blick auf Peter verließ sie das Zimmer.

Nach ihr eilte auch Peter fast im Lauf ins Vorzimmer hinaus. Er konnte die Tränen der Rührung und des Glücks kaum zurückhalten. Er vermochte nicht den Ärmel zu finden, warf den Pelz um und setzte sich in den Schlitten.

»Wohin befehlen Sie?« fragte der Kutscher.

»Wohin?« wiederholte Peter. »Wohin kann ich jetzt fahren. In den Klub oder in Gesellschaft?« Alle Menschen schienen ihm jetzt so armselig im Vergleich mit dem Gefühl der Verehrung und Liebe, das er empfunden hatte.

»Nach Hause«, sagte Peter.

Es war eine helle Frostnacht. Über den schmutzigen, halbdunklen Straßen, über den schwarzen Dächern wölbte sich der dunkle Himmel. Dort oben stand der helle, ungeheure Komet von 1812, derselbe, welcher, wie man sagte, alle Schrecken und das Ende der Welt voraussagte. Aber in Peter erregte dieses Gestirn mit seinem langen, feurigen Schweif kein Gefühl des Schreckens, im Gegenteil, mit tränenfeuchten Augen blickte er hinauf nach dem feurigen Kometen, welcher mit unbeschreiblicher Schnelligkeit unermessliche Strecken in parabolischer Linie durchlief. Die Erscheinung dieses Gestirns entsprach vollkommen dem, was in seiner zu neuem Leben erwachten Seele vorging.

Am 29. Mai verließ Napoleon Dresden, wo er drei Wochen zugebracht hatte, umgeben von einem Hof von Fürsten, von Herzögen, Königen und sogar einem Kaiser. Vor seiner Abreise schmeichelte Napoleon den Prinzen und Königen, welche das verdient hatten, und gab den Königen und Fürsten, mit denen er unzufrieden war, seine Ungnade zu erkennen, beschenkte die österreichische Kaiserin mit Brillanten und umarmte zärtlich die Kaiserin Maria Luise, welche die Trennung kaum noch ertragen zu können schien. Obgleich die Diplomatie noch fest an die Möglichkeit des Friedens glaubte, und obgleich Napoleon selbst an Kaiser Alexander einen Brief geschrieben hatte, worin er ihn »mein Herr Bruder« nannte und versicherte, er wünsche keinen Krieg, fuhr er doch zur Armee ab und gab auf jeder Station neue Befehle, um den Marsch der Armee gegen Osten zu beschleunigen. Er fuhr in einem sechsspännigen Reisewagen, umgeben von seinen Adjutanten, über Posen, Thorn, Danzig, nach Königsberg; überall kamen ihm Tausende von Menschen zitternd und zögernd entgegen.

Am 10. Juni holte er die Armee ein und übernachtete im Walde von Wilkowischki, wo auf dem Gute eines polnischen Grafen Quartier für ihn bereitgehalten wurde.

Nachdem Napoleon am anderen Tag die Armee überholt hatte, fuhr er im Wagen an den Niemen, um die Örtlichkeit des Übergangs zu besichtigen. Er trug eine polnische Uniform und fuhr ans Ufer.

Als er am jenseitigen Ufer Kosaken und die unabsehbare Ebene erblickte, gab er, für alle unerwartet und allen strategischen und diplomatischen Rücksichten entgegen, den Befehl zum Einmarsch, und am nächsten Morgen begann die Armee den Niemen zu überschreiten.

Frühmorgens am 12. Juni trat er aus dem Zelt, welches am Ufer des Niemen für ihn errichtet worden war, und blickte durch ein Fernrohr nach den Heersäulen, welche aus dem Wald von Wilkowischki hervorkamen und sich über die drei Brücken, die über den Niemen geschlagen waren, ergossen. Den Truppen war es bekannt, daß der Kaiser zugegen war, sie suchten ihn mit ihren Blicken, und als sie vor dem Zelt auf der Höhe seine Gestalt im Mantel und Hut erblickten, warfen sie die Mützen in die Höhe und riefen: »Vive l'empereur!« – »O, wenn der Kaiser selber da ist, dann

geht's vorwärts! Jetzt gibt's einen lustigen Feldzug!« – »Sieh doch, da ist er! Hurra!« – »Und dort sind diese asiatischen Steppen! Wirklich ein sonderbares Land! Auf Wiedersehen. Beaugieu! Wenn ich Gouverneur von Indien bin, mache ich dich zum Minister von Kaschmir.« – »Hurra! Siehst du, da ist er! Ich habe ihn zweimal gesehen, den kleinen Korporal!« riefen die Stimmen alter und junger Soldaten von den verschiedensten Charakteren und Lebensstellungen. Auf allen diesen Gesichtern sah man nur Freude über den Anfang des langersehnten Feldzugs und Enthusiasmus für den Mann im grauen Rock, der auf dem Berge stand.

Am 13. Juni brachte man Napoleon ein kleines, arabisches Vollblutpferd. Er stieg auf und ritt im Galopp zu einer der Brücken über den Niemen, unaufhörlich von den enthusiastischen Zurufen der Soldaten begleitet, die er augenscheinlich nur ertrug, weil man den Soldaten nicht verbieten konnte, ihre Begeisterung für ihn auf diese Weise auszudrücken. Aber diese Zurufe waren ihm lästig und störend. Er ritt über die schwankende Schiffbrücke hinüber, wandte sich scharf zur Linken und ritt im Galopp in der Richtung nach Kowno weiter, wohin seine glückstrahlenden, reitenden Gardejäger ihm vorausgaloppierten. Als er an die Wilja kam, hielt er neben einem polnischen Ulanenregiment an, das am Ufer stand.

»Vivat!« schrien die Polen ebenso enthusiastisch. Ihre Reihen lösten sich auf und sie drängten einander, um ihn zu sehen. Napoleon stieg vom Pferde und setzte sich auf einen Balken, der am Ufer lag. Auf ein stummes Zeichen reichte man ihm das Fernrohr. Er legte es auf die Schulter eines herbeigeeilten Pagen und blickte nach dem anderen Ufer hinüber. Dann betrachtete er lachend die Landkarte, welche auf dem Balken ausgebreitet war. Ohne den Kopf zu erheben, sagte er etwas, und zwei seiner Adjutanten galoppierten zu den polnischen Ulanen.

»Was hat er gesagt?« fragten die polnischen Ulanen, als einer der Adjutanten sie erreichte.

Sie brachten den Befehl, die Furt aufzusuchen und auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Der polnische Ulanenoberst, ein schöner, alter Mann, blickte errötend vor Aufregung den Adjutanten an und fragte, ob es ihm erlaubt sein werde, mit seinen Ulanen den Fluß zu durchschwimmen, ohne die Furt aufzusuchen. Wie ein Knabe, der um die Erlaubnis bittet, ein Pferd zu besteigen, erwartete er gespannt die Erlaubnis, den Fluß unter den Augen des Kaisers zu durchschwimmen. Der Adjutant sagte, wahrscheinlich werde der Kaiser über diesen Eifer nicht unzufrieden sein.

Kaum hatte der Adjutant dies gesagt, als der alte Offizier mit strahlenden Augen den Säbel in die Höhe hob und rief: »Vivat!« und den Ulanen befahl, ihm zu folgen. Er gab dem Pferde die Sporen und ritt im Galopp an den Fluß. Er trieb sein Pferd an und ritt in den reißenden Strom. Die Ulanenschwadron galoppierte ihm nach. Es war kalt in der Mitte des Stroms. Die Ulanen hingen sich aneinander, einige Pferde sanken ein und die Leute bemühten sich, nach dem anderen Ufer zu schwimmen, und obgleich eine halbe Werst weiter ein Übergang war, waren sie doch stolz darauf, über diesen Fluß zu schwimmen oder zu ertrinken unter den Augen des Mannes, der auf dem Balken saß und nicht einmal nach ihnen sah, was sie machten. Der zurückkehrende Adjutant wählte einen passenden Augenblick, um den Kaiser auf die Hingebung der Polen für seine Person aufmerksam zu machen. Der kleine Mann im grauen Mantel stand auf, rief Berthier zu sich und ging mit ihm am Ufer auf und ab, gab Befehle und blickte zuweilen gemütlich nach den ertrinkenden Ulanen.

Es war ihm nicht neu, daß seine Anwesenheit an allen Enden der Welt überall die Soldaten in einen sinnlosen Enthusiasmus versetzte.

Etwa vierzig Ulanen ertranken im Fluß, obgleich man Boote zur Hilfe sandte. Die meisten kehrten an das diesseitige Ufer zurück, der Oberst und einige Ulanen aber durchschwammen den Fluß und erstiegen mit Mühe das andere Ufer. Sobald sie es erstiegen hatten, riefen sie: »Vive l'empereur!« und blickten entzückt nach der Stelle, wo Napoleon stand.

Am Abend gab Napoleon den Befehl, dem polnischen Obersten, der sich ganz ohne Not in den Fluß gestürzt hatte, den Orden der Ehrenlegion zu verleihen, dessen Haupt Napoleon war.

Währenddessen hielt sich der russische Kaiser seit mehr als zwei Wochen in Wilna auf, wo er Revuen und Manöver abhielt. Nichts war zum Kriege vorbereitet, den alle erwarteten. Es existierte kein Kriegsplan, von den drei Armeen hatte jede ihren besonderen Oberkommandierenden, aber einen Befehlshaber über alle Armeen gab es nicht und der Kaiser übernahm diesen Posten nicht.

Je länger der Kaiser in Wilna war, desto weniger geschah für den bevorstehenden Krieg. Die Umgebung des Kaisers schien nur an Bälle und Festlichkeiten zu denken. An demselben Tag, wo Napoleon den Befehl zum Überschreiten des Niemen gab und seine Vortruppen die Kosaken zurückdrängten und die russische Grenze überschritten, war Kaiser Alexander auf einem Ball, den die Generaladjutanten vorbereitet hatten, im Landhaus des Generals Grafen Bennigsen, der bei Wilna ein Gut besaß.

Der Ball war glänzend. Selten hatten sich so viele Schönheiten auf einer Stelle versammelt. Auch Boris Drubezkoi, welcher seine Frau in Moskau zurückgelassen hatte, war zugegen, und obgleich er kein Generaladjutant war, hatte er sich doch mit einer bedeutenden Summe für die Kosten des Festes unterschrieben. Boris war jetzt reich, suchte nicht mehr nach Gönnerschaften, sondern stand auf gleichem Fuß mit hohen Würdenträgern. Um zwölf Uhr nachts wurde noch getanzt. Helene, die keinen würdigen Tänzer hatte, forderte selbst Boris zur Masurka auf. Gleichmütig blickte er über die glänzenden Schultern Helenes weg, welche aus einem dunklen Gazeleid mit Goldstickerei hervorsahen, erzählte von alten Bekannten und beobachtete dabei beständig den Kaiser, der nicht tanzte und bald an den einen, bald an den anderen freundliche Worte richtete, wie nur er sie auszusprechen verstand.

Beim Anfang der Masurka bemerkte Boris, daß der Generaladjutant Balaschew sich dem Kaiser näherte und stehenblieb, während der Kaiser mit einer polnischen Dame sprach. Der Kaiser blickte ihn fragend an und begriff, daß Balaschew eine wichtige Meldung zu machen habe. Er nickte der Dame zu und wandte sich an den General. Nach den ersten Worten desselben drückte sich auf dem Gesicht des Kaisers Verwunderung aus. Er nahm Balaschew unter den Arm und ging mit ihm durch den Saal, wo sich

sogleich eine weite Gasse vor ihm öffnete. Boris bemerkte das aufgeregte Gesicht Araktschejews, des Kriegsministers, welcher Balaschew neidisch nachsah und dem Kaiser folgte.

Aber der Kaiser bemerkte ihn nicht und ging mit Balaschew in den hell erleuchteten Wintergarten.

Während Boris tanzte, quälte ihn beständig die Neugierde, was Balaschew Neues zu melden hatte, und wie er das früher als andere erfahren könnte. Als er eine Dame zu wählen hatte, flüsterte er Helene zu, er wolle die Gräfin Potocki auffordern, welche auf den Balkon hinausgegangen sei. Er glitt über das Parkett bis zur Eingangstür des Saales, und als er den Kaiser auf der Terrasse erblickte, hielt er an. Der Kaiser hatte sich mit Balaschew der Tür wieder zugewandt. Boris drückte sich diensteifrig, als ob er nicht mehr Zeit habe, zurückzutreten, an die Wand und senkte den Kopf.

Mit der Aufregung eines persönlich beleidigten Mannes sprach der Kaiser folgende Worte: »Ohne Kriegserklärung in Rußland einzufallen! Ich werde nur dann Frieden schließen, wenn nicht ein bewaffneter Feind mehr auf meinem Boden steht«, sagte er. Der Kaiser schien über die Ausdrucksform seines Gedankens sehr befriedigt zu sein, aber unzufrieden darüber, daß Boris seine Worte gehört hatte.

»Es soll niemand davon erfahren«, fügte der Kaiser mit finsterer Miene hinzu. Boris begriff, daß das ihm galt, schloß die Augen und senkte den Kopf. Der Kaiser trat wieder in den Saal und blieb noch eine halbe Stunde auf dem Ball.

So hatte Boris zuerst die Nachricht vom Übergang der Franzosen über den Niemen erfahren und benutzte dies auf geschickte Weise, um einigen hochgestellten Persönlichkeiten bemerklich zu machen, daß er vieles wisse, was anderen verborgen sei und dadurch in der Meinung dieser Personen zu steigen.

Diese Nachricht kam besonders unerwartet nach einer monatelangen Erwartung, und auf einem Ball in der ersten Aufregung hatte der Kaiser diesen später berühmt gewordenen Ausspruch gefunden, der ihm selbst so gefiel. Als der Kaiser von dem Ball zurückgekehrt war, sandte er um zwei Uhr nachts nach seinem Sekretär Schischkow und befahl, eine

Proklamation an die Truppen zu schreiben, in der durchaus seine Worte wiederholt werden sollten, daß er nicht Frieden schließen werde, bis kein bewaffneter Franzose mehr auf russischem Boden stehe. Am folgenden Morgen schrieb er einen Brief an Napoleon, worin er seine Bereitwilligkeit zum Frieden aussprach.

Am 13. Juni um zwei Uhr nachts ließ der Kaiser Balaschew zu sich rufen, las ihm seinen Brief an Napoleon vor und trug ihm auf, den Brief dem französischen Kaiser persönlich zu übergeben. Der Kaiser hatte jene Worte in dem Brief an Napoleon nicht angewendet, weil er sie hier nicht für angebracht hielt, wo er einen letzten Versuch zur Versöhnung machen wollte, aber er schärfte Balaschew ein, sie mündlich Napoleon zu wiederholen.

Begleitet von einem Trompeter und zwei Kosaken ritt Balaschew gegen Morgen nach dem Dorfe Rykonty zu dem französischen Vorposten und wurde von einem französischen Kavallerieposten angehalten. Der französische Husarenunteroffizier in dunkelblauer Uniform und Pelzmütze rief Balaschew zu, zu halten, und als dieser im Schritt weiterritt, rief der Unteroffizier zornig den russischen General an, ob er taub sei. Balaschew nannte seinen Namen, worauf der Unteroffizier einen Soldaten zum Offizier schickte. Eben ging die Sonne auf und die Luft war frisch und taugig. Auf dem Wege vom Dorf wurde eine Herde fortgetrieben. Während Balaschew sich nach dem Offizier umsah, blickten die Kosaken und die Franzosen einander neugierig an. Ein französischer Husarenoberst, der eben erst das Bett verlassen zu haben schien, kam auf einem schönen, wohlgenährten Pferd, begleitet von zwei Husaren, vom Dorf her. Es war die erste Zeit des Feldzuges, wo die Truppen noch in bester Verfassung und in jener heiteren, unternehmungslustigen Stimmung sich befinden, welche immer den Anfang eines Feldzuges begleitet. Der französische Oberst unterdrückte mit Mühe ein Gähnen, war aber höflich und begriff die Bedeutung Balaschews. Er führte ihn an den Soldaten vorüber hinter die Kette und äußerte, sein Wunsch, dem Kaiser vorgestellt zu werden, werde wahrscheinlich sogleich erfüllt werden, da sich das Hauptquartier, soviel er wisse, in der Nähe befinde. Als sie durch das Dorf und an einem Krug vorbeigeritten waren, kam ihnen eine Gruppe Reiter entgegen. An der Spitze derselben erblickten sie einen hochgewachsenen Reiter mit einem Federhut, mit schwarzen, auf die Schultern herabhängenden Haaren und einem roten Mantel. Dieser Reiter kam Balaschew im Galopp entgegen, während seine Edelsteine an Armbändern und Goldstickereien in der Sonne glänzten.

»Der König von Neapel!« flüsterte der französische Oberst.

Es war wirklich Murat, welcher jetzt König von Neapel genannt wurde, obgleich dies ganz unbegreiflich war. Er war so fest überzeugt, daß er wirklich König von Neapel sei, daß er am Abend vor seiner Abreise von Neapel, als einige Italiener ihm bei einem Spaziergang mit seiner Frau durch die Straßen zuriefen: »Es lebe der König!« mit melancholischem Lächeln zu seiner Gattin sagte: »Die Unglücklichen, sie wissen nicht, daß ich sie morgen verlasse.«

Als er den russischen General erblickte, warf er feierlich, in königlicher Haltung den Kopf zurück und blickte fragend den französischen Oberst an. Dieser meldete seiner Majestät den Auftrag Balaschews, dessen Namen er nicht aussprechen konnte.

»De Bal-macheve! Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, General!« sagte der König mit gnädiger Gebärde. Sogleich aber verließ ihn die königliche Würde und er verfiel in seinen gewohnten Ton.

»Nun, wie ist's, General, es scheint, es kommt zum Kriege?« sagte er.

»Der Kaiser wünscht keinen Krieg, wie Eure Majestät sehen werden«, sagte Balaschew, der bei jeder Gelegenheit die Anrede »Eure Majestät« anwendete und durch alle Fälle deklinierte.

Das Gesicht Murats strahlte in einfältigem Vergnügen. Die königliche Würde legte Verpflichtungen auf, er empfand die Notwendigkeit, mit dem Gesandten Alexanders von politischen Angelegenheiten als König und Verbündeter zu sprechen. Endlich richtete er sich feierlich auf und sagte mit einer königlichen Handbewegung: »Ich halte Sie nicht länger zurück, General, und wünsche Ihnen allen Erfolg.« Dann ritt er mit wallenden Federn zu seiner Suite zurück, die ihn ehrerbietig erwartete. Balaschew erwartete nach den Worten Murats, sehr bald dem Kaiser vorgestellt zu werden, aber er wurde zunächst nur zum Marschall Davoust geführt.

Davoust war der Araktschejew des Kaisers Napoleon. Araktschejew war kein Feigling, aber ebenso pünktlich und grausam und wußte seine Ergebenheit nicht anders auszudrücken als durch Grausamkeit. Im Mechanismus eines Reichsorganismus sind solche Leute notwendig, wie Wölfe im Organismus der Natur, und sie sind immer vorhanden, wie wenig auch ihre Anwesenheit an der Spitze der Regierung erklärlich scheint. Nur durch diese Notwendigkeit wird es erklärlich, wie der grausame, ungebildete, unhöfliche Araktschejew, der den Grenadieren selbst die Schnurrbarte in die Höhe drehte und aus Nervenschwäche keine Gefahr ertragen konnte, bei dem ritterlichen, edlen und milden Charakter Alexanders die Obergewalt erlangen konnte.

Balaschew traf Marschall Davoust in der Scheune eines Bauernhauses an, auf einem Fäßchen sitzend und mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Ein Adjutant stand neben ihm. Davoust hätte ein besseres Unterkommen finden können, aber er war einer jener Menschen, welche absichtlich die düstere Umgebung aufsuchen, um das Recht zu haben, ein finsternes Wesen zu zeigen. »Wie kann ich an die glückliche Seite des Menschenlebens denken, wenn ich hier, wie Sie sehen, in einer schmutzigen Scheune auf einem Fäßchen sitze und arbeite«, sagte seine Miene. Er vertiefte sich noch mehr in seine Arbeit, und als er auf dem Gesicht Balaschews den unangenehmen Eindruck dieses Empfangs wahrnahm, erhob er den Kopf und fragte kühl, was er wünsche. Balaschew schrieb diesen Empfang dem Umstand zu, daß Davoust nicht wußte, daß er Generaladjutant des Kaisers Alexander und dessen Vertreter sei, und beeilte sich daher, Davoust seinen Stand und seine Bedeutung mitzuteilen. Wider Erwarten aber wurde Davoust noch finsterer und unhöflicher.

»Wo ist Ihr Brief?« sagte er. »Geben Sie her! Ich werde ihn dem Kaiser übersenden.«

Balaschew erwiderte, er habe Befehl, den Brief dem Kaiser selbst zu übergeben.

»Die Befehle Ihres Kaisers werden in Ihrer Armee ausgeführt«, erwiderte Davoust, »hier aber müssen Sie tun, was man Ihnen sagt.«

Balaschew zog den Brief aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Davoust ergriff ihn und las die Adresse.

»Es steht Ihnen frei, mir Achtung zu erweisen oder nicht«, sagte Balaschew, »aber erlauben Sie mir, zu bemerken, daß ich die Ehre habe, Generaladjutant Seiner Majestät zu sein!«

»Man wird Ihnen erweisen, was Ihnen zukommt«, sagte Davoust, sichtlich befriedigt über die Aufregung Balaschews. Er steckte den Brief in die Tasche und verließ die Scheune. Bald darauf trat ein Adjutant des Marschalls, Herr de Castrie, ein und führte Balaschew in ein für ihn vorbereitetes Quartier. Balaschew speiste an diesem Tage in der Scheune mit dem Marschall auf einer Tür, welche über zwei Fässer gelegt war. Am anderen Tag fuhr Davoust frühmorgens davon, nachdem er Balaschew zu sich berufen und ihm eindringlich gesagt hatte, er bitte ihn, hierzubleiben und mit der Bagage weiterzurücken, wenn er dazu Auftrag habe, aber mit niemand zu sprechen, außer mit Herrn de Castrie.

Nach viertägiger Einsamkeit und Langweile im Gefühl der Ohnmacht und Nichtigkeit, das besonders drückend war, nachdem er sich vor kurzem erst in der Sphäre der Macht befunden hatte, wurde Balaschew mit der Bagage nach Wilna geführt, das die Franzosen eingenommen hatten. Am anderen Tage teilte ihm ein Kammerherr mit, Napoleon wünsche ihn in Audienz zu empfangen. Vier Tage zuvor hatten vor dem Hause, in das Balaschew geführt wurde, Schildwachen vom Preobraschenskischen Regiment gestanden. Jetzt standen an derselben Stelle französische Grenadiere und eine glänzende Suite von Adjutanten und Generalen erwartete Napoleons Herauskommen. Sein Reitpferd stand vor der Vortreppe des Hauses bereit neben dem Mameluken Rustan. Napoleon empfing Balaschew in demselben Hause in Wilna, von dem aus Alexander ihn abgesandt hatte.

Obgleich Balaschew an den Luxus des Hoflebens gewöhnt war, setzte ihn doch der Glanz am Hofe Napoleons in Erstaunen. Der Adjutant, Graf Turenne, führte ihn in ein großes Empfangszimmer, wo viele Generale, Kammerherren und polnische Magnaten warteten, von denen Balaschew viele am Hofe des russischen Kaisers gesehen hatte. Nach kurzen Worten trat ein Kammerherr in das Empfangszimmer, verbeugte sich höflich vor Balaschew und lud ihn ein, ihm zu folgen. Balaschew trat in ein kleines Empfangszimmer, von dem eine Tür in das Kabinett führte, dasselbe, aus dem ihn Kaiser Alexander abgesandt hatte. Rasch öffneten sich beide Flügeltüren, alles verstummte, und aus dem Kabinett kam Napoleon mit raschen, entschiedenen Schritten, in blauer Uniform, mit weißer Weste und Reitstiefeln. Sein weißer, dicker Hals trat scharf hervor aus dem schwarzen Kragen der Uniform, er war mit kölnischem Wasser parfümiert. Auf seinem Gesicht mit dem scharf hervortretenden Kinn lag der Ausdruck kaiserlicher Majestät und Gnade. Er beantwortete die tiefe Verbeugung Balaschews mit einem Kopfnicken, trat auf ihn zu und begann sogleich zu sprechen, wie ein Mann, der jede Minute seiner Zeit zu schätzen weiß.

»Guten Tag, General«, sagte er. »Ich erhielt den Brief des Kaisers Alexander, den Sie brachten, und bin sehr erfreut, Sie zu sehen.« Er blickte mit seinen großen Augen Balaschew in das Gesicht, sah aber dann sogleich daran vorüber. Augenscheinlich interessierte ihn die Persönlichkeit Balaschews nicht, sondern nur das, was in seiner eigenen Seele vorging. Alles, was außer ihm selbst lag, hatte für ihn keine Bedeutung.

»Ich wünsche keinen Krieg«, sagte er, »aber man hat mich dazu genötigt. Auch jetzt bin ich bereit, alle Erklärungen entgegenzunehmen, die Sie mir geben können«, begann er klar und kurz. Nach dem gemessenen, ruhigen Ton, in dem Napoleon sprach, war Balaschew fest überzeugt, daß er den Frieden wünsche und in Verhandlungen eintreten wolle. Balaschew erwiderte, der Kaiser Alexander vermöge keinen genügenden Grund zum Kriege zu erkennen und habe auch mit England keinerlei Beziehungen.

»Für jetzt noch nicht«, bemerkte Napoleon, nickte aber wieder, zum Zeichen, daß Balaschew fortfahren möge. Nachdem Balaschew die Erklärungen abgegeben hatte, zu denen er beauftragt worden war, erinnerte

er sich an die Worte: »bis kein bewaffneter Feind mehr auf russischem Boden stehe«, aber er vermochte diese Worte nicht in ihrer ganzen Schroffheit auszusprechen und sagte nur: »Unter der Bedingung, daß die französischen Truppen hinter den Niemen zurückgehen.«

Napoleon bemerkte Balaschews Verlegenheit bei diesen Worten. Sein Gesicht zuckte, er sprach immer lauter und hastiger, und Balaschew bemerkte unwillkürlich, wie Napoleons linke Wade zuckte.

»Ich wünsche den Frieden nicht weniger als Kaiser Alexander«, begann er, »aber was verlangt man von mir?«

»Die Zurückziehung Ihrer Truppen hinter den Niemen«, sagte Balaschew.

»Hinter den Niemen«, wiederholte Napoleon. »Vor zwei Monaten hat man verlangt, ich soll hinter die Oder, hinter die Weichsel zurückgehen! Ein solches Verlangen kann man an einen Herzog von Baden richten, aber nicht an mich!« schrie Napoleon. »Auch wenn Sie mir Petersburg und Moskau gäben, würde ich diese Bedingung nicht annehmen! Sie sagen, ich habe diesen Krieg angefangen? Wer ist früher zu der Armee gereist? Der Kaiser Alexander, nicht ich! Und welchen Zweck hat Ihr Bündnis mit England? Was hat es Ihnen gegeben?« Je länger er sprach, desto weniger war er imstande, seine Rede zu lenken, welche sichtlich nur den Zweck hatte, sich selbst zu erheben und Alexander, zu beleidigen, was er anfangs am wenigsten beabsichtigt hatte. Sobald er bemerkte, daß Balaschew etwas sagen wollte, unterbrach er ihn hastig. »Ich weiß, Sie haben Frieden mit den Türken geschlossen, ohne die Moldau und die Walachei zu erhalten. Ich hätte Ihrem Kaiser diese Provinzen gegeben, so wie ich ihm Finnland gegeben habe, jetzt aber wird er diese schönen Provinzen nie erhalten! Er hätte können Rußland von dem Bottnischen Meerbusen bis zur Mündung der Donau ausdehnen, was Katharina die Große nicht vermochte«, sagte Napoleon, immer hitziger werdend. »Das alles hätte er meiner Freundschaft zu verdanken.« Er zog die Tabaksdose aus der Tasche und nahm gierig eine Prise.

»Was er nur wünschen konnte, hätte Ihr Kaiser von meiner Freundschaft erhalten können«, sagte Napoleon, die Achsel zuckend, »aber er fand es besser, sich mit meinen Feinden zu umgeben. Er berief Stein zu sich, den Verräter, der aus seinem Vaterland verjagt wurde, Armfeldt, den verworfenen Intriganten, Wintzingerode, den flüchtigen Untertan

Frankreichs, und Bennigsen, einen Soldaten, der ein wenig besser ist als die anderen, aber dennoch unfähig, der 1807 nichts zu tun verstanden hatte.«

Napoleon vermochte kaum der raschen Folge seiner Vorstellungen mit seinen Worten zu folgen, durch welche er sein Recht beweisen wollte oder seine Gewalt, was bei ihm ein und derselbe Begriff war.

»Barclay, sagt man, sei der tätigste, aber das kann ich nicht sagen, nach seinen ersten Begegnungen zu urteilen. Und was tun sie alle, diese Höflinge? Pfuels macht Vorschläge, Araktschejew streitet, Bennigsen beweist, und Barclay weiß nicht, was er tun soll, und so vergeht die Zeit. Nur Bagration ist ein wirklicher Krieger, er ist dumm, aber er hat Erfahrung und Entschlossenheit! Und welche Rolle spielt euer junger Kaiser in dieser Menge? Schon vor vier Wochen hat der Feldzug begonnen, und sie verstehen nicht, Wilna zu verteidigen. Sie sind in zwei Hälften zerschnitten und aus den polnischen Provinzen verjagt worden. Ihre Armee ist entmutigt.«

»Im Gegenteil, Majestät«, sagte Balaschew, welcher mit Mühe diesem Feuerwerk von Worten folgte, »das Heer glüht vor Verlangen ...«

»Ich weiß alles«, unterbrach ihn Napoleon. »Ich kenne auch die Zahl Ihrer Batterien so gut wie die meinigen, ich habe nicht zweihunderttausend Mann, ich habe mehr als das Doppelte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich fünfhunderttausend Mann auf diesem Ufer der Weichsel habe.« Auf manche Phrase Napoleons wollte Balaschew etwas erwidern, aber Napoleon ließ ihn nicht zu Worte kommen. Balaschew wußte, daß alles, was Napoleon jetzt sagte, keine Bedeutung hatte, daß er sich selbst später dessen schämen werde.

»Was frage ich nach Ihren Verbündeten?« fuhr Napoleon fort. »Ich habe auch Verbündete, das sind die Polen, sie zählen achtzigtausend und schlagen sich wie Löwen und werden ihrer bald zweihunderttausend sein!« Noch mehr aufgeregt durch das, was er sagte, sprach Napoleon augenscheinlich die Unwahrheit, und noch mehr erregt durch das Schweigen Balaschews trat er mit heftiger Gebärde ihm näher. »Wissen Sie, daß ich, wenn Sie Preußen gegen mich aufregen, es von der Karte Europas auslöschen werde!« sagte er mit vor Wut zitternder Stimme. »Ja, ich werde Sie hinter die Düna werfen, hinter den Dnjepr, und ich werde Ihnen Grenzen anweisen, welche zu verletzen Ihnen Europa nur in verbrecherischer Verblendung erlauben wird! Ja, das wird Ihr Lohn sein!« Schweigend ging er einige Male im Zimmer auf und ab. Er steckte die

Tabaksdose in die Westentasche, zog sie wieder heraus und blieb vor Balaschew schweigend mit spöttischen Blicken stehen. »Und welches prächtige Reich hätte Ihr Kaiser haben können!«

Balaschew fühlte die Notwendigkeit, etwas zu erwidern, und sagte, vom russischen Standpunkt aus erscheinen die Dinge nicht in so düsterem Licht. Napoleon schwieg und hörte augenscheinlich nicht, was er sagte.

»Rußland erwartet von diesem Krieg das Beste«, schloß Balaschew. Napoleon zog wieder die Tabaksdose hervor, schnupfte und stieß zweimal mit dem Fuß auf den Fußboden. Die Tür öffnete sich, ein Kammerherr reichte mit höflichem Bückling dem Kaiser seinen Hut und Handschuhe, ein anderer brachte das Taschentuch. Ohne sie anzublicken, wandte sich Napoleon an Balaschew.

»Versichern Sie dem Kaiser Alexander«, sagte er, »meine Ergebenheit. Ich kenne ihn vollkommen und schätze seine bedeutenden Eigenschaften sehr hoch. Ich halte Sie nicht länger auf. General, Sie werden meinen Brief an den Kaiser erhalten.«

Napoleon ging rasch zur Tür. Aus dem Empfangszimmer stürzten alle vorwärts und eilten die Treppe hinab.

Balaschew wurde zur kaiserlichen Tafel gezogen. Der Brief an den Kaiser, den Balaschew erhielt, war der letzte Brief Napoleons an Alexander. Alle Einzelheiten des Gesprächs wurden dem russischen Kaiser mitgeteilt, und der Krieg begann.

Nach seinem Zusammentreffen mit Peter in Moskau fuhr Fürst Andree nach Petersburg, in Geschäften, wie er seinen Verwandten sagte, in Wirklichkeit aber, um dort den Fürsten Anatol Kuragin zu treffen, welchen er zu erschießen sich gedrungen fühlte. Kuragin, nach dem er sich bei seiner Ankunft in Petersburg sogleich erkundigt hatte, war nicht dort. Peter hatte seinem Schwager Nachricht gegeben, daß Fürst Andree ihn suche. Anatol erhielt sogleich eine Ernennung vom Kriegsminister und fuhr zur Armee in der Moldau. Zu derselben Zeit traf Fürst Andree in Petersburg seinen früheren General Kutusow, der ihm vorschlug, sogleich mit ihm zur Armee in der Moldau abzureisen, zu deren Oberkommandierenden der alte General ernannt worden war. Nachdem Fürst Andree dem Stab des Hauptquartiers zugezählt worden war, reiste er nach der Türkei ab. Fürst Andree hielt es für unnütz, an Kuragin zu schreiben und ihn herauszufordern. Solange Fürst Andree keinen neuen Anlaß zum Duell hatte, mußte eine Herausforderung seinerseits die Gräfin Rostow kompromittieren, und deshalb wollte er eine persönliche Begegnung mit Kuragin abwarten, um einen neuen Grund zum Duell zu erhalten. Aber auch bei der Armee in der Moldau fand er Kuragin nicht, da dieser bald nach der Ankunft des Fürsten Andree nach Rußland zurückgekehrt war. In dem neuen Lande und in einer neuen Lebensstellung wurde Fürst Andree das Leben leichter. Der Kriegsdienst war die geeignetste Tätigkeit für ihn. In der Stellung eines Adjutanten beim Stabe Kutusows nahm er sich mit Ausdauer und Eifer der Geschäfte an und setzte Kutusows durch seine Arbeitslust und Pünktlichkeit in Erstaunen. Nachdem er Kuragin in der Moldau nicht gefunden hatte, hielt er es nicht für notwendig, wieder nach Rußland hinter ihm her zu galoppieren. Er war überzeugt, ihn früher oder später zu finden, aber der Gedanke, daß die Beleidigung noch nicht gerächt war, vergiftete diese künstliche Ruhe, welche Fürst Andree bei seiner eifrigen und etwas ehrfürchtigen Tätigkeit äußerlich zeigte. Im Jahre 1812, als die Nachricht von dem bevorstehenden Krieg mit Napoleon nach Bukarest gelangte, bat Fürst Andree um Versetzung zur Westarmee. Kutusow, dem die eifrige Tätigkeit Bolkonskys ein Vorwurf wegen seiner Müßigkeit war, entließ ihn sehr gern und gab ihm eine Empfehlung an

Barclay de Tolly. Ehe er zur Armee abfuhr, welche sich im Mai im Lager bei Drissa befand, machte Fürst Andree einen Besuch in Lysy Gory, das nahe an seinem Wege lag. Die letzten drei Jahre hatten Fürst Andree so viele Umwälzungen gebracht, er hatte so Verschiedenes empfunden und durchschaut und Ost und West bereist, daß er mit einer Art von Erstaunen wahrnahm, wie in Lysy Gory alles denselben Verlauf nahm wie früher. Wie in einem verzauberten, schlafenden Schloß fuhr er durch die Allee bis zum Herrenhaus. Es herrschte dieselbe Würde, Reinlichkeit und Stille in diesem Haus mit denselben Möbeln und Wänden und demselben Geruch und denselben eingeschüchternen Gesichtern. Auch die etwas gealterte Fürstin Marie war ebenso schüchtern, unschön und durch immerwährende moralische Leiden gedrückt. Mademoiselle Bourienne war dasselbe selbstzufriedene, kokette Mädchen, welches jede Minute des Lebens freudig genoß und voll fröhlicher Hoffnungen war. Sie schien Andree nur zuversichtlicher geworden zu sein. Der aus der Schweiz mitgebrachte Erzieher Desalles trug einen Rock von russischem Schnitt, sprach stotternd Russisch mit den Dienstleuten, war immer derselbe beschränkte, gebildete, tugendhafte und pedantische Erzieher. Die einzige Veränderung an dem alten Fürsten war, daß er einen Zahn verloren hatte. Sein Wesen war dasselbe wie früher, er war nur noch etwas zänkischer und verdrießlicher über das, was in der Welt vorging. Nur der kleine Nikolai war gewachsen und hatte sich verändert. Der rotwangige, lockenköpfige Knabe spielte heiter und vergnügt und zog die Oberlippe seines hübschen Mundes ebenso in die Höhe wie seine verstorbene Mutter. Er allein gehorchte nicht dem Gesetz der Unveränderlichkeit in diesem verzauberten Schloß. Aber wenn auch im Äußeren alles beim alten geblieben war, so hatten sich doch die inneren Beziehungen aller dieser Personen sehr verändert, seit Andree sie nicht gesehen hatte. Die Familie war in zwei einander fremde und feindliche Lager geteilt, welche sich nur während seiner Anwesenheit vertrugen. Zu dem einen Lager gehörte der alte Fürst, Mademoiselle Bourienne und der Architekt, zu dem anderen Fürstin Marie, Desalles, Nikolai und der ganze weibliche Anhang.

Während seiner Anwesenheit in Lysy Gory speisten die Bewohner miteinander, alle fühlten sich unbehaglich, und Fürst Andree nahm wahr, daß er ein Gast war, für welchen man Ausnahmen machte, und daß er alle durch seine Anwesenheit störte. Am ersten Tag war Fürst Andree schweigsam, und als der alte Fürst dies bemerkte, wurde er mürrisch und

ging sogleich nach Tisch in sein Zimmer. Als Fürst Andree abends zu ihm kam und ihn aufzuheitern suchte, lenkte der alte Fürst unerwartet das Gespräch auf die Fürstin Marie, welche er wegen ihres Aberglaubens und ihrer Abneigung gegen Mademoiselle Bourienne tadelte, die nach seiner Meinung allein ihm wirklich ergeben war.

Der alte Fürst sagte, nur Marie sei schuld, daß er so krank sei, weil sie ihn absichtlich quäle und ärgere, und sie verderbe auch den kleinen Fürsten Nikolai durch Verwöhnung und dumme Reden. Der Alte wußte sehr gut, daß er seine Tochter quälte und ihr das Leben sehr schwer machte, aber er meinte, er könne nicht anders, und sie verdiene das. »Fürst Andree begreift das nicht, und ich muß ihn darüber aufklären«, dachte er.

Wenn Sie mich fragen«, sagte Fürst Andree, ohne seinen Vater anzublicken, den er zum erstenmal in seinem Leben innerlich tadelte, – »ich wollte nicht selbst davon reden – aber wenn Sie mich fragen, muß ich Ihnen offen meine Meinung aussprechen. An dem Mißverständnis und dem Zwist zwischen Ihnen und Marie kann ich ihr keine Schuld beimessen. Ich weiß, wie sie Sie liebt und verehrt, aber meine Meinung ist, wenn Mißverständnisse vorliegen, ist die Veranlassung dazu das nichtswürdige Frauenzimmer, welches nicht die Genossin meiner Schwester sein sollte.«

Der Alte blickte seinen Sohn anfangs erstaunt an.

»Welche Genossen? Was meinst du? Hast du dich schon bereden lassen, wie?«

»Väterchen, ich wollte nicht richten«, sagte Fürst Andree in zärtlichem Ton, »aber Sie haben mich herausgefordert, und ich kann nur sagen, Fürstin Marie ist unschuldig! Schuldig ist nur diese Französin.«

»Ah, verurteilt! Verurteilt!« sagte der Alte mit einiger Verlegenheit, wie Fürst Andree glaubte, dann aber plötzlich sprang er auf und schrie: »Fort! Fort! Lasse dich nicht wieder hier blicken!«

Fürst Andree wollte sogleich abreisen, aber Marie bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. An diesem Tag sah er den alten Fürsten nicht, welcher nicht herauskam und niemand zu sich ließ, außer Mademoiselle Bourienne und Tichon, und mehrmals fragte, ob sein Sohn abgereist sei.

Am anderen Tag vor seiner Abreise war Fürst Andree in seinen Zimmern. Der gesunde, lockenköpfige Knabe saß auf seinem Knie. Fürst Andree erzählte ihm das Märchen vom Blaubart und verfiel in Nachdenken. Zu seinem Entsetzen empfand er keine Reue darüber, daß er den Vater gereizt hatte, noch Bedauern darüber, daß er ihn bald verlassen werde. Wichtiger

als alles war für ihn das, daß er die frühere Zärtlichkeit zu seinem Sohn in sich selbst suchte und nicht fand.

»Nun, erzähle doch!« sagte der Kleine.

Fürst Andree nahm ihn vom Knie herab, ohne zu antworten und ging im Zimmer auf und ab. Sobald Fürst Andree seine alltägliche Beschäftigung aufgegeben hatte und in die frühere Umgebung zurückgekehrt war, in der er sich einst glücklich gefühlt hatte, erfaßte ihn die Schwermut mit neuer Kraft, und es drängte ihn, diesen Erinnerungen zu entgehen und recht bald irgendeine Tätigkeit zu finden.

»Du fährst wirklich fort, Andree?« fragte ihn seine Schwester.

»Gott sei Dank, daß ich fort kann«, erwiderte er. »Ich bedaure nur sehr, daß du das nicht auch kannst.«

»Warum möchtest du das?« erwiderte Marie. »Jetzt, wo du in diesen schrecklichen Krieg ziehst, und er so alt ist? Mademoiselle Bourienne sagte, er habe nach dir gefragt.« Bei diesen Worten zuckten ihre Lippen. Fürst Andree wandte sich ab und ging wieder im Zimmer umher.

»Ach, mein Gott«, sagte er, »welche geringfügigen Ursachen können das Unglück der Menschen machen!«

Sie begriff, daß er unter geringfügigen Ursachen nicht nur Mademoiselle Bourienne, sondern auch jenen Menschen verstand, der sein Glück zerstört hatte.

»Andree, ich bitte dich«, sagte sie mit strahlenden Augen, »denke nicht, daß die Menschen den Kummer verursachen. Er sendet ihn, sie sind nur seine Werkzeuge. Und wenn du auf jemand einen Groll hast, so vergiß ihn und vergib! Wir haben nicht das Recht zu strafen, und du wirst das Glück, zu vergeben, kennenlernen.«

»Wenn ich ein Weib wäre, so würde ich das tun, Marie. Das ist die Tugend der Frauen, aber ein Mann soll und kann nicht vergessen und vergeben«, sagte er, und die Wut erwachte neu in seinem Herzen. »Wenn sie mir zuredet, zu vergeben, so bedeutet das, daß ich schon lange hätte strafen sollen«, dachte er.

Sie bat ihn, noch einen Tag zu warten, stellte ihm vor, wie unglücklich der Vater sein werde, wenn er fortfahre, ohne sich mit ihm versöhnt zu haben. Aber Andree erwiderte, er werde wahrscheinlich bald von der Armee zurückkommen und wolle dem Vater schreiben.

Er nahm Abschied von seiner Schwester.

»So muß es sein«, dachte Fürst Andree, als er die Allee hinabfuhr. »Sie ist ein bedauernswertes, unschuldiges Geschöpf. Der Alte fühlt sich schuldig ihr gegenüber, kann sich aber nicht ändern. Mein Knabe wird wachsen und sich des Lebens freuen, und es wird ihm ebenso gehen wie allen, er wird betrogen werden oder selbst betrügen. Warum gehe ich zur Armee? – Ich weiß es selbst nicht. Ich muß jenen Menschen finden, den ich verachte, um ihm die Gelegenheit zu geben, mich zu töten und zu verlachen.«

Fürst Andree kam gegen Ende Juni im Hauptquartier an. Die erste Armee, bei der sich der Kaiser befand, lag in dem befestigten Lager bei Drissa. Die zweite Armee, welche, wie man sagte, durch starke französische Streitkräfte abgeschnitten war, suchte sich mit der ersten zu vereinigen. Alle waren unzufrieden über den Verlauf des Feldzugs, aber niemand dachte daran, daß der Krieg sich weiter erstrecken könne als über die westlichen polnischen Gouvernements.

Fürst Andree traf Barclay de Tolly, dem er zugeteilt war, am Ufer der Drissa. Da sich in der Nähe des Lagers kein größeres Dorf befand, so war die große Anzahl von Generalen und Höflingen, die sich bei der Armee befand, in einem Umkreis von zehn Kilometern in den besten Häusern verteilt. Barclay de Tolly hatte sein Quartier vier Kilometer vom Kaiser entfernt. Er empfing Bolkonsky kalt und trocken und sagte mit seiner deutschen Aussprache, er werde dem Kaiser über ihn Meldung machen, und bis der Kaiser Bestimmung über seine Verwendung getroffen haben werde, bitte er ihn, bei seinem Stabe zu bleiben. Anatol Kuragin fand Andree nicht bei der Armee. Er war in Petersburg, und diese Nachricht war Bolkonsky angenehm. Die Vorgänge des ungeheuren Krieges nahmen Fürst Andree ganz in Anspruch, und er war erfreut, den Gedanken an Kuragin auf einige Zeit loszuwerden. Während der ersten vier Tage besichtigte Fürst Andree das ganze befestigte Lager und suchte sich einen bestimmten Begriff davon zu machen. Die Frage, ob das Lager nützlich oder unnütz sei, ließ er unentschieden, er hatte aus seiner Kriegserfahrung schon die Überzeugung gewonnen, daß die tiefsinnigsten Pläne nichts bedeuten und daß alles davon abhängt, wie man unvorhergesehenen Bewegungen des Feindes begegnet, und durch wen und wie die Sache geleitet wird.

Als der Kaiser sich noch in Wilna befand, war das Heer in drei Armeen geteilt. Die erste stand unter Barclay de Tolly, die zweite unter Bagration und die dritte unter Tormassow. Der Kaiser befand sich bei der ersten Armee, aber nicht in der Eigenschaft eines Oberkommandierenden, er hatte auch nur einen Stab des Kaiserlichen Hauptquartiers bei sich und nicht den eines Oberkommandierenden. Außerdem befand sich in der Nähe des Kaisers ohne Kommando Araktschejew, der frühere Kriegsminister, dann

Graf Bennigsen, im Rang der älteste General, der Großfürst, der Kanzler, Graf Rumjanzow, Stein, der frühere preußische Minister, der schwedische General Armfeldt, ferner General Pfuel, der hauptsächlich den Feldzugsplan ausgearbeitet hatte, General Paulucci und viele andere. Alle diese Personen hatten, wenn auch keine bestimmte Stellung, doch Einfluß, und oft wußte ein Korpskommandierender nicht, in welcher Eigenschaft bald von Bennigsen, bald vom Großfürsten, bald von Araktschejew ihm Befehle erteilt wurden und ob diese Herren für ihre Person sprachen, oder ob ein ihm in Form eines Rats erteilter Befehl vom Kaiser ausging, ob man ihn erfüllen müsse oder nicht. Aber das waren innerliche Umstände, der wirkliche Sinn der Anwesenheit des Kaisers und aller dieser Persönlichkeiten vom Standpunkt des Hofes aus war allen klar und war folgender: Der Kaiser nahm nicht das Oberkommando auf sich, aber verfügte über alle Armeen, die Leute, die ihn umgaben, waren seine Gehilfen. Araktschejew war der treue Vollführer, der Wächter der Ordnung und Leibwächter des Kaisers. Bennigsen war ein Gutsbesitzer aus dem Wilnaschen Gouvernement, welcher anscheinend mit der Aufnahme und Bewirtung des Kaisers beschäftigt, in Wirklichkeit aber ein guter General war, nützlich im Rat und als stets bereiter Ersatzmann für Barclay. Der Großfürst war hier, weil es ihm so gefiel. Der frühere Minister Stein war da, weil er nützlich im Rat war und weil Kaiser Alexander seine Eigenschaften hochschätzte. Armfeldt war ein boshafter Neider Napoleons, besaß großes Selbstvertrauen und hatte immer Einfluß auf Alexander. Paulucci war da, weil er dreist und entschieden sprechen konnte, die Generale waren da, weil sie überall waren, wo der Kaiser war, und endlich, was das wichtigste war, Pfuel war da, weil er den Plan zum Krieg gegen Napoleon entworfen hatte und, nachdem er Alexander von der Zweckmäßigkeit dieses Plans überzeugt hatte, die ganze Kriegsführung leitete. Bei Pfuel war Wolzogen, der die Gedanken Pfuels in leichter, verständlicherer Form wiedergab als Pfuel selbst, der scharfe Kabinettheoretiker, dessen Selbstvertrauen bis zur Verachtung aller übrigen ging. Außer den genannten russischen und ausländischen Persönlichkeiten befanden sich noch viele Leute zweiten Ranges bei der Armee, weil ihre Vorgesetzten dort waren. Während Fürst Andree ohne Kommando bei Drissa lebte, schrieb Schischkin, der kaiserliche Sekretär, einen Brief an den Kaiser, welchen Balaschew und Araktschejew unterschrieben. In dem Brief machte er Gebrauch von der kaiserlichen Erlaubnis, seine Meinung über den Verlauf der Dinge zu

äußern und riet dem Kaiser ehrerbietig, das Heer zu verlassen unter dem Vorwand der Notwendigkeit, das Volk in der Residenz zum Krieg zu begeistern.

Der Aufruf des Volkes zur Verteidigung des Vaterlandes, der die hauptsächlichste Grundlage des Sieges Rußlands war, wurde dem Kaiser als Vorwand, um die Armee zu verlassen, vorgestellt und von ihm angenommen.

Dieser Brief war dem Kaiser noch nicht übergeben worden, als Barclay bei Tisch Bolkonsky mitteilte, der Kaiser wünsche ihn zu sehen, um sich nach der Armee in der Türkei zu erkundigen, und er habe im Quartier Bennigsen um sechs Uhr abends zu erscheinen. An diesem selben Tag war die Nachricht von einer neuen Bewegung Napoleons eingelaufen, welche für die Armee gefährlich werden konnte, eine Nachricht, die sich aber schließlich als unrichtig erwies, und an demselben Morgen ritt Oberst Michaud mit dem Kaiser aus, um sämtliche Befestigungen von Drissa zu besichtigen und bewies ihm, daß dieses Lager, welches Pfuels befestigt hatte und welches als Gipfel der taktischen Vollkommenheit angesehen worden war, ein Unsinn und der Untergang für die russische Armee sei. Fürst Andree erschien im Quartier des Generals Bennigsen in einem kleinen Gutshof am Ufer des Flusses, fand aber weder Bennigsen noch den Kaiser dort. Aber Tschernischew, der Flügeladjutant des Kaisers, empfing Bolkonsky und sagte ihm, der Kaiser sei mit dem General Bennigsen und dem Marquis Paulucci heute schon zum zweitenmal ausgeritten, um die Befestigungen zu besichtigen, deren Wert man stark zu bezweifeln anfangen.

Tschernischew saß beim Fenster des ersten Zimmers mit einem französischen Roman. Früher war es wahrscheinlich der Salon gewesen. Ein altes Klavier, mit Teppichen bedeckt, stand an der Wand, und in der einen Ecke das Bett des Adjutanten Bennigsen. Dieser Adjutant war zugegen, er lag, wahrscheinlich infolge eines leichten Krankseins, auf dem Bett und schlummerte. Aus dem Saal führten zwei Türen hinaus, die eine in das frühere Speisezimmer, die andere nach rechts in das Kabinett. Aus der ersten Tür hörte man Stimmen, welche Deutsch und zuweilen Französisch sprachen. Dort, im früheren Speisezimmer, war auf Wunsch des Kaisers, wenn nicht ein Kriegsrat, so doch eine Anzahl Personen versammelt (der Kaiser liebte die Unbestimmtheit), deren Meinung über die bevorstehenden Schwierigkeiten er zu hören wünschte. Zu diesem halben Kriegsrat waren der schwedische General Armfeldt, der Generaladjutant Wolzogen, dann Wintzingerode, Michaud, Toll, der durchaus kein Krieger war, ferner Graf Stein und endlich Pfuels selbst eingeladen, welcher, wie Fürst Andree hörte, die »Grundlage« des Ganzen war. Fürst Andree hatte Gelegenheit, ihn

genau zu betrachten. Auf den ersten Blick erschien dem Fürsten Andree der General Pfuel in seiner schlecht sitzenden russischen Generalsuniform bekannt, obgleich er ihn nie gesehen hatte. Pfuel war von kleinem Wuchs, sehr hager, aber von breitem, gesundem, kräftigem Bau. Sein Gesicht war sehr faltig, mit tiefliegenden Augen. Die Haare waren bei den Schläfen augenscheinlich hastig mit der Bürste zurückgekämmt und standen hinten pinselartig in die Höhe. Er trat mit unruhigen, ärgerlichen Blicken ins Zimmer und wandte sich mit einer ungeschickten Bewegung an Tschernischew, den er auf deutsch fragte, wo der Kaiser sei. Als er hörte, der Kaiser besichtige die Befestigungen, lächelte er ironisch; in tiefem Baß und schroff, wie selbstgefällige Deutsche sprechen, murmelte er vor sich hin: »Unsinn! Zum Teufel die ganze Geschichte!« oder etwas der Art. Fürst Andree wollte durch das Zimmer gehen, aber Tschernischew stellte ihn Pfuel vor und bemerkte. Fürst Andree komme aus der Türkei, wo der Krieg so glücklich wie möglich beendet worden sei.

»Das war wirklich ein regelmäßig-taktischer Krieg!« Und mit geringschätzigem Lachen ging er in das Zimmer, aus dem die Stimmen gehört wurden.

Pfuel war augenscheinlich gereizt dadurch, daß man es wagte, ohne ihn seine Befestigungen zu besichtigen. Bei dieser einzigen kurzen Begegnung mit Pfuel bildete sich Andree ein klares Bild dieses Mannes. Pfuel war einer jener Leute mit einem unerschütterlichen, fanatischen Selbstvertrauen, wie man sie nur unter den Deutschen findet, weil nur die Deutschen Selbstvertrauen haben auf Grund einer abstrakten Idee – der Wissenschaft, das heißt, der angeblichen Erkenntnis der vollkommenen Wahrheit. Der Franzose hat Selbstvertrauen, weil er sich persönlich als Geist und Körper für unwiderstehlich bezaubernd hält, sowohl für Männer als für Damen. Der Engländer hat Stolz und Selbstvertrauen darum, weil er ein Bürger des besteingerichteten Reichs der Welt ist und darum als Engländer immer weiß, was er zu tun hat und überzeugt ist, daß alles, was er als Engländer tut, unzweifelhaft gut sei. Der Italiener hat Selbstvertrauen, weil er von lebhaftem Temperament ist und leicht sich und andere vergißt. Der Russe hat Selbstvertrauen eben deshalb, weil er nichts weiß und nichts wissen will, weil er nicht glaubt, daß man irgend etwas sicher wissen könne. Der Deutsche besitzt ein stärkeres und widerlicheres Selbstvertrauen als alle anderen, weil er sich einbildet, er wisse die Wahrheit, die Wissenschaft, die er sich selbst erdacht hat, aber für absolute Wahrheit hält. – So war auch

Pfuel. Er hatte eine Wissenschaft. Die Theorie der schiefen Bewegung, die er aus der Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen abgeleitet hatte, und alles, was ihm in der neuesten Kriegsgeschichte vorkam, erschien ihm als Unsinn, Barbarei, als roher Zusammenstoß, in welchem von beiden Seiten nur Mißgriffe begangen werden. Er meinte, diese Kriege könnten nicht Kriege genannt werden, denn sie paßten nicht in seine Theorie und konnten daher nicht Gegenstand der Wissenschaft sein.

Im Jahre 1806 war Pfuel einer derjenigen, welche den Plan zu dem Kriege entworfen hatten, der mit Jena endigte, aber in dem unglücklichen Ausgang dieses Krieges sah er nicht den geringsten Beweis der Unrichtigkeit seiner Theorie. Er war einer jener Theoretiker, welche ihre Theorie so sehr lieben, daß sie das Ziel derselben darüber vergessen – ihre Anwendung auf die Praxis. Aus Liebe zur Theorie verabscheute er auch jede Praxis und wollte nichts davon wissen.

Er sprach einige Worte mit dem Fürsten Andree und Tschernischew und ging dann in das andere Zimmer, von wo sogleich seine Baßstimme vernehmbar wurde.

Am andern Tag bei der Parade fragte der Kaiser Fürst Andree, wo er zu dienen wünsche, und Fürst Andree machte sich dadurch für immer unmöglich in der Hofwelt, daß er nicht darum bat, bei der Person des Kaisers bleiben zu dürfen, sondern bei der Armee zu dienen wünschte.

Vor dem Beginn des Feldzuges erhielt Rostow einen Brief von seinen Eltern mit einer kurzen Nachricht von Natalies Krankheit und von dem Bruch mit dem Fürsten Andree, der damit erklärt wurde, daß Natalie ihm einen Absagebrief geschrieben habe. Sie baten ihn, seinen Abschied zu nehmen und wieder nach Hause zu kommen. Nikolai machte keinen Versuch, einen Urlaub oder Abschied zu erhalten, und schrieb den Eltern, er bedauere sehr die Krankheit und den Bruch Natalies mit ihrem Bräutigam und er werde alles mögliche tun, um ihren Wunsch zu erfüllen. An Sonja schrieb er einen besonderen Brief.

»Verehrte Freundin meiner Seele!« schrieb er. »Nur die Ehre kann mich von der Rückkehr aufs Land abhalten, jetzt aber vor Eröffnung des Feldzuges müßte ich es für ehrlos halten, wenn ich mein Glück der Pflicht vorziehen würde. Aber das ist die letzte Trennung! Glaube mir, daß ich sogleich nach dem Krieg, wenn ich noch am Leben bin und von Dir geliebt werde, alles wegwerfe, um zu Dir zu fliehen, um Dich für immer an meine flammende Brust zu drücken!«

Wirklich war es nur der Krieg, der Nikolai abhielt, zurückzukehren und Sonja zu heiraten. Jetzt aber mußte er beim Regiment bleiben, und da das unabänderlich war, so war Nikolai auch mit dem Leben zufrieden, das er beim Regiment führte, und verstand es, sich das Leben angenehm zu machen.

Als er vom Urlaub zurückkam, freudig empfangen von den Kameraden, wurde Nikolai auf Remonte ausgeschickt und brachte aus Kleinrußland vortreffliche Pferde mit, wofür er von dem Vorgesetzten belobt wurde. Während seiner Abwesenheit war er zum Rittmeister ernannt worden, und als das Regiment auf Kriegsfuß gesetzt wurde, erhielt er wieder seine frühere Schwadron.

Der Krieg begann. Das Regiment wurde nach Polen vorgeschoben, die Offiziere erhielten doppelte Gagen, es kamen neue Offiziere, neue

Mannschaften und Pferde, und vor allem verbreitete sich jene freudig erregte Stimmung, welche den Anfang eines Feldzugs begleitet, und Rostow gab sich ganz den Vergnügungen und den Interessen des Dienstes hin, obgleich er wußte, daß er sie früher oder später werde aufgeben müssen.

Die Truppen zogen sich von Wilna zurück zufolge verschiedener komplizierter politischer und taktischer Gründe. Anfangs lebten sie vergnügt bei Wilna und machten Bekanntschaften mit den polnischen Gutsbesitzern, dann kam der Befehl, sich nach Swenziany zurückzuziehen und Proviant zu vernichten, welcher nicht fortgebracht werden konnte. Swenziany blieb den Husaren nur deshalb denkwürdig, weil es »ein besoffenes Lager« war, wie die ganze Armee das Lager bei Swenziany nannte, und deshalb, weil in Swenziany viele Klagen über die Truppen erhoben wurden, welche den Befehl, den Proviant wegzuschaffen, dazu benutzten, auch Pferde, Equipagen, Teppiche unter den Proviant zu rechnen und den polnischen Herren abzunehmen. Rostow konnte mit den ganz betrunkenen Leuten seiner Schwadron kaum zurechtkommen, die ohne sein Wissen fünf Fäßchen alten Wein mitgenommen hatten. Von Swenziany ging der Rückzug nach Drissa, und von Drissa noch immer weiter. Am 13. Juli hatten die Husaren zum erstenmal ein ernsthaftes Gefecht. Am Tage vorher hatte ein heftiger Sturm mit Regen und Hagel getobt; das Jahr 1812 war überhaupt merkwürdig stürmisch.

Zwei Schwadronen der Husaren lagen im Biwak, inmitten eines von Pferden und Vieh gänzlich zertretenen Roggenfeldes. Der Regen floß in Strömen. Rostow saß mit einem jungen Offizier, Ilin, in einer flüchtig aufgebauten Erdhütte. Ein Offizier des Regiments mit langem Schnurrbart war im Stabe gewesen und kam, vom Regen überfallen, zu Rostow. »Ich komme vom Stabe, haben Sie von Rajewskys Tat gehört?« Und der Offizier erzählte die Einzelheiten des Gefechts von Saltanow, die er beim Stabe gehört hatte.

Rostow rauchte seine Pfeife und hörte achtlos zu. Ilin war ein junger Mensch von sechzehn Jahren, der kürzlich ins Regiment eingetreten war und jetzt zu Nikolai in demselben Verhältnis stand, wie Nikolai vor sieben Jahren zu Denissow. Ilin bemühte sich, Rostow in allem nachzuahmen und war wie eine Dame verliebt in ihn. Der Offizier mit dem Schnurrbart, Sdrschinsky, erzählte enthusiastisch, der Damm von Saltanow sei die »Thermopylen Rußlands« und auf diesem Damm habe General Rajewsky

eine Heldentat, würdig des Altertums, vollbracht. Er habe unter jenem schrecklichen Feuer seine zwei Söhne auf den Damm geführt und sei mit ihnen zugleich zum Angriff vorgegangen. Rostow hörte zu, stimmte aber nicht in den Enthusiasmus Sdrschinskys ein, sondern sah eher wie ein Mensch aus, der sich dessen schämt, was man ihm erzählt. Rostow wußte aus eigener Erfahrung, daß bei Erzählungen kriegerischer Vorgänge immer gelogen wird, wie er selbst auch gelogen hatte, und daß alles andere vorgeht, als man darstellen und erzählen kann. Darum mißfiel ihm die Erzählung und der Erzähler selbst, und Rostow blickte ihn schweigend an.

»Erstens«, dachte er, »herrschte auf dem Damm wahrscheinlich eine solche Verwirrung und Gedränge, daß, wenn Rajewsky auch seine Söhne dahinführte, das höchstens auf die vordersten zehn Mann in seiner Nähe eine Wirkung haben konnte, die übrigen konnten nicht sehen, wie und mit wem Rajewsky auf den Damm ging. Aber auch diejenigen, die es sahen, konnten davon wenig begeistert sein, denn was gingen sie die zärtlichen, väterlichen Gefühle Rajewskys an, während ihre eigene Haut auf dem Spiele stand? Übrigens hing von dem Damm bei Saltanow nicht das Schicksal des Vaterlandes ab, wie damals von der Verteidigung des Engpasses von Thermopylä, und wozu solcher Eifer? Ich würde nicht nur meinen kleinen Bruder Peter nicht hingeführt haben, sondern nicht einmal Ilin, der mir doch fremd ist, wenn auch ein guter Junge. Ich hätte gesucht, ihn irgendwo in eine gedeckte Stellung zu bringen.« So dachte Rostow, während er Sdrschinsky zuhörte, sprach aber seine Gedanken nicht aus. Er wußte, daß diese Geschichte zur Verherrlichung unserer Waffen diene, und deshalb mußte man sich anstellen, als ob man nicht daran zweifelte.

»Es ist nicht auszuhalten«, sagte Ilin, »Hemd und Strümpfe sind ganz durchnäßt. Ich werde ein besseres Unterkommen suchen, es scheint, der Regen läßt nach.« Ilin ging und bald darauf auch Sdrschinsky.

Nach fünf Minuten kam Ilin zurück. »Hurra, Rostow! Schnell fort! Ich habe etwas gefunden. Zweihundert Schritte von hier ist ein Krug, wo die Unsrigen schon beisammen sind. Dort können wir uns wenigstens trocknen. Und Maria Henrichowna ist auch da.«

Das war die Frau des Regimentsarztes, eine junge, hübsche Deutsche, die der Doktor in Polen geheiratet hatte und jetzt überallhin beim Regiment mit sich nahm – vielleicht weil er wenig Mittel hatte, oder weil er in der ersten Zeit nach der Hochzeit sich nicht von der jungen Frau trennen wollte. Den

Husarenoffizieren machte es viel Spaß, die Eifersucht des Doktors zu reizen.

Rostow warf den Mantel um, rief seinem Lawruschka zu, die Sachen einzupacken, und watete mit Ilin mühsam durch den zähen Schlamm. Die Finsternis wurde zuweilen durch fernes Wetterleuchten erhellt.

In dem Krug, vor dem die Kibitka (Feldwagen) des Doktors stand, befanden sich schon etwa fünf Offiziere. Die junge Frau saß in einer Jacke und Schlafhaube in einer Ecke auf einer breiten Bank, neben ihr schlief ihr Mann. Rostow und Ilin wurden mit lustigen Zurufen empfangen.

»O, hier ist's sehr gemütlich«, sagte lachend Rostow.

»Wie Sie aussehen! Wie aus dem Wasser gezogen! Befeuchten Sie nicht unseren Salon!«

»Nehmen Sie sich in acht, daß Sie das Kleid von Maria Henrichowna nicht naß machen!«

Rostow und sein Begleiter suchten eine Ecke, wo sie, ohne den Anstand zu verletzen, ihre nassen Kleider wechseln konnten. Sie gingen in einen Nebenraum, aber in dem kleinen Verschlag saßen drei Offiziere beim Kartenspiel auf einer leeren Kiste. Sie nahmen den ganzen Raum ein und wollten ihren Platz nicht aufgeben. Die junge Frau gab ihre Jacke her, um sie als Vorhang zu verwenden, und hinter dem Vorhängchen zogen sie mit Hilfe Lawruschkas trockene Kleider an. Ein Brett wurde gebracht und über zwei Sättel gelegt, dann wurde ein kleiner Samowar aufgestellt und eine halbe Flasche Rum. Maria Henrichowna wurde gebeten, Wirtin zu sein, und alle drängten sich um sie. Der eine reichte ihr ein reines Taschentuch, um ihre entzückenden Händchen abzuwischen, ein anderer legte ihr eine alte Jacke um die Füße gegen die Feuchtigkeit, der dritte verhängte das Fenster mit einem Mantel, damit es nicht ziehe, und noch ein anderer jagte eine Fliege vom Gesicht ihres Mannes weg, damit er nicht erwache.

»Lassen Sie ihn«, sagte die junge Frau mit schüchternem und glücklichem Lächeln.

»Man muß sich beim Doktor einschmeicheln«, erwiderte der Offizier, »dann wird er mich vielleicht bedauern, wenn er mir ein Bein oder einen Arm abschneidet.«

Es waren nur drei Gläser da, und das Wasser war so schmutzig, daß man nicht unterscheiden konnte, ob der Tee stark war oder nicht. Der Samowar faßte nur für sechs Gläser Wasser, aber um so angenehmer war es, reihum dem Range nach aus den dicken Patschhändchen der jungen Frau mit kurzen, nicht ganz reinen Nägeln sein Glas zu erhalten. Alle Offiziere

schiene an diesem Abend in sie verliebt zu sein, selbst die Kartenspieler warfen bald die Karten weg, kamen zum Samowar und schlossen sich dem allgemeinen Bestreben an, der kleinen Frau Doktorin den Hof zu machen, was sie strahlend vor Vergnügen aufnahm.

Nur ein Löffel war da, an Zucker fehlte es nicht, und deshalb wurde beschlossen, daß sie der Reihe nach den Zucker für jeden umrühren solle. Rostow hatte sein Glas erhalten, goß Rum hinein und bat die junge Frau, umzurühren.

»Trinken Sie ohne Zucker?« fragte sie lachend, als ob alles, was sie sagte oder die anderen sagten, sehr lächerlich wäre und noch eine andere Bedeutung habe.

»Es liegt mir nichts am Zucker, ich möchte nur, daß Sie mit Ihrem Händchen umrühren.«

Sie suchte den Löffel, den aber schon ein anderer weggenommen hatte.

»Mit den Fingerchen, Maria Henrichowna«, sagte Rostow, »das wird noch schöner schmecken!«

»Es ist zu heiß«, sagte sie, vor Vergnügen errötend. – Als der Samowar ausgetrunken war, nahm Rostow die Karten und schlug vor, mit der jungen Frau das Königsspiel zu spielen. Wer König werde, solle das Recht haben, ihr Händchen zu küssen; und wer der Narr bleibe, solle einen neuen Samowar für den Doktor aufstellen.

»Nun, und wenn die Frau Doktorin König wird?« fragte Ilin.

»Sie ist ohnedies schon Königin, und ihr Befehl ist Gesetz.«

Kaum hatte das Spiel begonnen, als hinter der jungen Frau plötzlich der Kopf des Doktors erschien. Er war schon lange erwacht und hörte zu, fand aber nichts Heiteres in allem, was vorging. Ohne die Offiziere zu begrüßen, suchte er den Ausgang, den man ihm versperrte. Als er das Zimmer verlassen hatte, brachen alle Offiziere in ein lautes Gelächter aus, und Maria Henrichowna errötete tief und wurde dadurch in den Augen der Offiziere noch bezaubernder. Als der Doktor hereinkam, sagte er, der Regen sei vorüber und es sei Zeit, in der Kibitka schlafen zu gehen, sonst werde noch alles weggestohlen.

»Ich werde eine Wache aufstellen ... zwei«, sagte Rostow. »Seien Sie vernünftig, Doktor!«

»Ich werde selbst Wache stehen!« rief Ilin.

»Nein, meine Herren, Sie haben ausgeschlafen, aber ich habe zwei Nächte kein Auge geschlossen«, sagte der Doktor und setzte sich mürrisch

neben seine Frau, um das Ende des Spieles abzuwarten. Die Offiziere fanden die finstere Miene des Doktors sehr belustigend, und einige konnten ihr Gelächter nicht zurückhalten, dem sie dann rasch einen anderen Vorwand zu geben suchten. Als der Doktor mit seiner Frau gegangen und in die Kibitka gestiegen war, legten sich die Offiziere in der Krugstube nieder und bedeckten sich mit ihren nassen Mänteln, aber das Gespräch und Gelächter verstummte noch lange nicht.

Um drei Uhr war noch niemand eingeschlafen, als der Wachtmeister erschien mit dem Befehl, nach dem Dörfchen Ostrowna vorzurücken. Alle Offiziere erhoben sich, wieder wurde der Samowar mit dem schmutzigen Wasser aufgestellt, aber Rostow wartete nicht den Tee ab und ging zu seiner Schwadron. Es dämmerte bereits und der Regen hatte aufgehört. Es war feucht und kalt, besonders in dem feuchten Mantel. Als Rostow und Ilin heraustraten, erblickten sie das im Regen glänzende Lederdach der Kibitka des Doktors. Unter der Decke sahen die Füße des Doktors hervor und in der Mitte erblickten sie auf einem Kissen das Häubchen der Doktorin, welche friedlich schnarchte.

»Sie ist wirklich sehr niedlich«, sagte Rostow.

»Eine entzückende Frau«, bestätigte Ilin mit seinem sechzehnjährigen Ernst.

Nach einer halben Stunde stand die Schwadron auf dem Wege. Auf das Kommando: »Aufsitzen!« bekreuzigten sich die Soldaten und stiegen zu Pferde. Rostow kommandierte: »Marsch!« und die Schwadron setzte sich in Bewegung. Unter dem Klatschen der Hufschläge auf dem aufgeweichten Wege, dem Klirren der Säbel und leisem Gespräch folgten sie auf der großen, mit Birken besetzten Landstraße der vorangegangenen Infanterie und der Batterie nach. Zerrissene dunkelrote Wolken wurden vom Winde rasch weitergetrieben. Es wurde heller und heller, immer deutlicher sah man die Gesichter der Soldaten.

Im Feldzuge erlaubte sich Rostow, nicht auf einem Regimentspferde, sondern einem Kosakenpferde zu reiten. Als Kenner und Liebhaber hatte er sich kürzlich ein feuriges Pferd vom Don verschafft, auf dem ihn niemand einholte. Für Rostow war es ein Entzücken, dieses Pferd zu reiten. Er dachte an sein Pferd, an den Morgen, an die Doktorin, aber nicht ein einziges Mal an die bevorstehende Gefahr.

Früher hatte sich Rostow gefürchtet, wenn es zum Gefecht ging, jetzt aber empfand er dieses Gefühl nicht mehr. Nicht deshalb, weil er sich an das Feuer gewöhnt hatte, denn an die Gefahr kann man sich nicht gewöhnen, sondern deshalb, weil er gelernt hatte, in der Gefahr die Herrschaft über sich selbst beizubehalten. Er gewöhnte sich, wenn es ins

Gefecht ging, an alles zu denken, nur nicht an das, was das Interessanteste sein mußte – an die bevorstehende Gefahr. Trotz aller Bemühungen und Selbstvorwürfe wegen seiner Feigheit war ihm in der ersten Zeit seines Dienstes dies nicht gelungen, aber mit den Jahren kam das ganz von selbst. Er ritt jetzt neben Ilin durch die Birkenallee, riß zuweilen ein Blatt von einem Zweigchen ab, oder rauchte seine Pfeife mit so ruhigem Aussehen, als ob er spazierenreite. Mitleidig blickte er in das aufgeregte Gesicht Ilins, welcher viel und unruhig sprach, denn er kannte aus Erfahrung den peinlichen Zustand der Erwartung und Furcht vor dem Tode, in dem sich der Kornett befand. Er wußte, daß nur die Zeit dies heilen könne.

Die Sonne kam aus den Wolken hervor, der Wind schwieg, als ob er diesen entzückenden Sommermorgen nicht stören wolle. Ein Strom von Licht ergoß sich über die Ebene, in der Ferne ertönten Kanonenschüsse. Noch war Rostow bemüht, zu schätzen, wie weit diese Schüsse entfernt seien, als von Witebsk her ein Adjutant des Grafen Ostermann galoppiert kam mit dem Befehl, im Trab auf dem Wege vorzugehen.

Die Schwadron überholte die Infanterie und die Batterie, welche gleichfalls vorwärts eilten, ritt einen Abhang hinab durch ein verlassenes Dorf und dann wieder bergan.

»Halt! Richtet euch!« hörte man vorn das Kommando des Divisionärs. »Nach rechts einschwenken! Im Schritt marsch!« wurde kommandiert. Die Husaren gingen hinter der Linie der Truppen auf dem linken Flügel und stellten sich hinter unseren Ulanen auf, welche in der ersten Linie standen. Rechts stand Infanterie in dichter Kolonne – das waren unsere Reserven. Höher am Bergabhang sah man in der reinen Morgenluft scharf und deutlich unsere Kanonen, vorwärts, jenseits eines Hohlwegs, wurden feindliche Kolonnen und Kanonen sichtbar. Im Hohlweg hörte man unsere Kette, welche bereits das Gefecht eröffnet hatte und sich lustig mit dem Feind herumschoß. Rostow wurde von diesen lange nicht gehörten Schüssen vergnügt zumute. Trap–ta–ta–tap ertönten plötzlich rasch hintereinander einige Schüsse und dann schwieg alles wieder.

Die Husaren standen etwa eine Stunde auf demselben Platz; während Graf Ostermann mit seiner Suite hinter der Schwadron vorüberritt, begann auch das Geschützfeuer. Dann hörte man bei den Ulanen ein Kommando: »In Kolonne zur Attacke!« Die Infanterie vor ihnen verdoppelte ihre Abstände, um die Ulanen durchzulassen. Lustig flatterten die Fähnchen an

den Lanzen, während die Ulanen nach dem Berg zu galoppierten, wo sich französische Kavallerie zeigte.

Dann erhielten die Husaren den Befehl, an Stelle der Ulanen die Bedeckung der Batterie zu übernehmen.

Das lange nicht gehörte Pfeifen und Zischen der vorüberfliegenden Kugeln wirkte freudig erregend auf Rostow. Er richtete sich auf und überblickte das Schlachtfeld. Die Ulanen waren den französischen Dragonern schon ganz nahe und verschwanden in einer Staubwolke. Nach fünf Minuten aber kamen sie zurück, und zwischen den Ulanen und hinter ihnen folgten in starken Haufen die französischen Dragoner auf grauen Pferden.

Rostow erblickte mit seinen scharfen Geieraugen sehr bald die französischen Dragoner, welche unsere Ulanen verfolgten. Näher und näher kamen die Ulanen in aufgelösten Gruppen. Rostow sah, wie auf der Jagd, was vor ihm vorging, er wußte, wenn er jetzt mit den Husaren auf die französischen Dragoner stürzen würde, so würden diese nicht standhalten können, aber daß dies sofort geschehen mußte, sonst entschwand der günstige Augenblick. Er blickte sich um. Der Rittmeister, der neben ihm stand, blickte auch gespannt nach dem Feinde.

»Andree Sewastianitsch«, sagte Rostow, »wir werden sie werfen! ...«

»Das wäre ein feines Stück«, sagte der Rittmeister. »Aber wirklich ...«

Rostow hörte nicht weiter, galoppierte vor die Schwadron, und noch hatte er kaum das Kommando ausgesprochen, als die ganze Schwadron ihm nachfolgte. Rostow wußte selbst nicht, wie und warum er das tat, er überlegte nicht, er sah nur, daß die Dragoner nahe waren, und stürzte sich fast unwillkürlich mit seiner Schwadron auf den Feind. Als die vorderste Schwadron die Husaren erblickte, wandte sie sich um, die hinteren hielten an, Rostow spornte sein Pferd an und trieb es in die erschütterten Reihen der Dragoner. Sie gallopierten fast alle zurück. Rostow wählte sich einen von ihnen auf einem grauen Pferde und verfolgte ihn. Bald hatte er ihn eingeholt. Der Franzose, nach seiner Uniform ein Offizier, bog sich zusammen und trieb sein Pferd mit dem Säbel an. Nach wenigen Augenblicken stieß Rostows Pferd mit der Brust das Pferd des Offiziers an, welcher beinahe herabfiel, und in demselben Augenblick erhob Rostow den Säbel, ohne selbst zu wissen warum, und führte einen Hieb nach dem Franzosen.

Noch während er das tat, wich Rostows Aufregung plötzlich. Der Offizier fiel herab, weniger wegen des Säbelhiebs, der nur seinen Arm über dem Ellbogen leicht streifte. Rostow hielt sein Pferd an und suchte seinen Feind mit den Augen, um zu sehen, wen er erwischt habe. Der französische Offizier war mit einem Fuß auf die Erde gesprungen, während der andere sich im Steigbügel verwickelte. Er blinzelte erschreckt, als ob er jeden Augenblick einen neuen Streich erwartete und blickte mit dem Ausdruck des Schreckens nach Rostow hinauf. Sein bleiches, mit Schmutz

bespritztes, blondlockiges, junges Gesicht mit einem Grübchen am Kinn und hellen, blauen Augen war viel zu gemütlich für ein Schlachtfeld.

»Ich ergebe mich!« schrie der Franzose und machte heftige Bewegungen, um seinen Fuß aus dem Steigbügel zu befreien. Einige Husaren liefen herbei und halfen ihm wieder aufs Pferd. Von verschiedenen Seiten wurden gefangene Dragoner herbeigeführt, französische Infanterie kam feuernd näher, und die Husaren galoppierten mit ihren Gefangenen zurück. Bei der Gefangennahme des Offiziers und dem Streich, den er nach ihm führte, hatte Rostow eine unklare, verworrene Empfindung, die er sich nicht erklären konnte.

Als Rostow zum Grafen Ostermann berufen wurde, war er fest überzeugt, daß er wegen seines eigenmächtigen Angriffs bestraft werden würde, aber der General dankte ihm und sagte, er werde für ihn das Georgenkreuz erbitten. Aber auch diese freudige Überraschung konnte nicht jenes unangenehme, unklare Gefühl in ihm zum Schweigen bringen. »Was ist mir denn?« fragte sich Rostow. – »Ja, dieser französische Offizier mit dem Grübchen ist es, und ich erinnere mich wohl, wie mein Arm unwillkürlich anhielt, als ich ihn zum Streich aufhob.«

Er holte die französischen Gefangenen ein, um seinen Franzosen mit dem Grübchen am Kinn zu sehen. Dieser saß mit seiner blauen Uniform auf einem Husarenpferd und blickte sich unruhig um. Seine Wunde am Arm war ganz unbedeutend. Er lächelte Rostow gezwungen zu und winkte ihm mit der Hand, aber Rostow konnte sich von diesem unbehaglichen, vorwurfsvollen Gefühl nicht befreien. Diesen und den folgenden Tag bemerkten seine Freunde und Kameraden, daß er nicht zornig oder mürrisch, aber schweigsam und nachdenklich war. Er trank nicht und wollte allein bleiben, konnte aber immer nicht zu einer klaren Erkenntnis seines Zustandes kommen.

»Sie fürchten sich also mehr als die unserigen«, dachte er. »Das ist es also, was Heldenmut genannt wird! Und habe ich es etwa fürs Vaterland getan? Und was hat er verbochen mit seinem Grübchen und seinen blauen Augen? Und wie er sich fürchtete! Er dachte, ich werde ihn erschlagen. Warum sollte ich das tun? Mein Arm zuckte, ich vermochte es nicht, und nun gibt man mir das Georgenkreuz! Ich kann es nicht verstehen!«

Während Nikolai sich mit diesen Fragen abquälte, hatte sich das Rad des Glücks im Dienste, wie es oft geschieht, zu seinen Gunsten gedreht. Er

wurde befördert, und wenn zu einem Auftrag ein tapferer Offizier nötig war, wurde er berufen.

Als die Gräfin die Nachricht von Natalies Krankheit in Moskau erhielt, fuhr sie noch krank und schwach mit Petja und dem ganzen Haus nach Moskau. Die ganze Familie zog von Maria Dmitrijewna in das eigene Rostowsche Haus und ließ sich ganz in Moskau nieder.

Die Krankheit Natalies war so ernst, daß der Gedanke an die Veranlassung dieser Krankheit zurücktrat, man mußte nur daran denken, ihr zu helfen. Ärzte wurden berufen und berieten sich, sprachen viel Französisch, Deutsch und Lateinisch, zankten miteinander und verschrieben die verschiedenartigsten Heilmittel gegen alle ihnen bekannten Krankheiten. Aber keinem kam der ganz einfache Gedanke in den Sinn, daß ihnen die Krankheit, an der Natalie litt, gar nicht bekannt sein könne, weil jeder lebendige Mensch seine Eigenheit hat, eine besondere, neue, komplizierte, der Medizin unbekannte Krankheit, nicht eine Krankheit der Lunge, der Haut, des Herzens, der Nerven und so weiter, wie sie in den medizinischen Büchern beschrieben sind, sondern eine Krankheit, welche aus einer der zahllosen Kombinationen von Leiden dieser Organe besteht. Dieser einfache Gedanke konnte den Ärzten nicht in den Kopf kommen, weil es die Aufgabe ihres Lebens ist, zu kurieren, weil sie dafür Geld erhalten. Aber auch deshalb konnte dieser Gedanke den Ärzten nicht in den Kopf kommen, weil sie sahen, daß sie wirklich unzweifelhaft nützlich waren für alle Familienmitglieder. Sie waren nützlich, weil sie jenes Bedürfnis nach Hoffnung und Mitleid, jenes Verlangen eines leidenden Menschen, daß etwas geschehen solle, befriedigten, sie waren auch dadurch nützlich für Natalie, daß sie ihr Händchen rieben und ihr versicherten, es werde alles wieder gut werden, wenn der Kutscher in die Apotheke fahren und für einen Rubel und siebzig Kopeken Pülverchen und Pillen in einem schönen Schächtelchen abholen werde, und wenn sie diese Pülverchen genau alle zwei Stunden – nicht mehr, nicht weniger – in abgekochtem Wasser einnehmen werde.

Was hätten Sonja, der Graf und die Gräfin angefangen ohne diese Pillen, die Hühnerkotelette und alle Vorschriften über die Lebensweise der Kranken, welche den Angehörigen zum Trost gereichen. Wie hätte der Graf die Krankheit seiner geliebten Tochter ertragen, wenn er nicht gewußt hätte,

die Krankheit koste tausend Rubel, und er würde sich um weitere tausend auch nicht grämen, um sie gesund zu machen, und wenn sie sich nicht bessern würde, würde er noch tausend daran rücken und sie ins Ausland bringen, um dortige Ärzte zu befragen. Was hätte die Gräfin getan, wenn sie nicht zuweilen mit der kranken Natalie darüber hätte zanken können, daß sie die Vorschriften des Arztes nicht pünktlich beobachtete?

»Du wirst nie gesund werden«, sagte sie, »wenn du den Ärzten nicht folgst und zur rechten Zeit die Medizin einnimmst. Da ist nicht zu spaßen, wenn sich bei dir eine Pneumonie bilden kann«, sagte die Gräfin. Bei diesem ihr unverständlichen Wort fand sie schon einen großen Trost und vergaß den Kummer über ihrem Zürnen. Was hätte Sonja gemacht ohne das freudige Bewußtsein, daß sie sich drei Nächte nicht entkleidet hatte, nur um dafür zu sorgen, daß alle Vorschriften des Arztes genau befolgt werden, und daß sie jetzt des Nachts nicht schlafe, nur um nicht die Stunde zu versäumen, zu welcher die Kranke die unschädlichen Pillen aus dem goldenen Schächtelchen erhalten sollte. Wenn auch Natalie sagte, keine Medizin könne ihr helfen, so war es für sie doch eine Genugtuung, daß sie durch Vernachlässigung der ärztlichen Vorschriften beweisen konnte, daß sie ihres Lebens überdrüssig sei. Der Arzt kam jeden Tag, befühlte den Puls, besah die Zunge, achtete nicht auf ihre niedergeschlagene Miene und scherzte mit ihr. Aber wenn er ins Nebenzimmer ging, folgte ihm die Gräfin hastig nach. Er nahm eine ernste Miene an, wiegte den Kopf und sagte, wenn auch noch Gefahr vorhanden sei, hoffe er doch auf die Wirkung dieser letzten Medizin, man müsse abwarten, die Krankheit sei gar seltener Art und so weiter.

Die Anzeichen der Krankheit Natalies bestanden darin, daß sie wenig aß, wenig schlief, hustete und teilnahmslos blieb und deshalb brachten Rostows den ganzen Sommer 1812 in der Stadt zu.

Trotz der großen Anzahl von Pillen, Tropfen und Pülverchen, die sie aus Gläsern und Schachteln eingenommen hatte, erlangte doch die Jugendkraft die Oberhand, und das Vergangene lag nicht mehr mit solchem schweren Druck auf ihrem Herzen.

Natalie war ruhiger, aber nicht heiterer, sie vermied alle Vergnügungen, Konzerte, Theater, Bälle, lachte niemals, ohne daß dabei Tränen wahrnehmbar geworden wären. Alle früheren Interessen des Lebens waren für sie erstorben. Sie bemühte sich sichtlich, niemand zur Last zu fallen und niemand zu stören, nur mit ihrem Bruder Peter liebte sie häufiger umzugehen, zu spielen, und es kam sogar vor, daß sie einander anlachten. Sie verließ fast nie das Haus, und von denen, die es besuchten, war ihr nur einer willkommen – Peter. Man konnte sich nicht zärtlicher, vorsichtiger und zugleich ernster benehmen als Graf Besuchow. Natalie fühlte das unwillkürlich, und dieser Umgang gewährte ihr daher großes Vergnügen.

Anfang Juli verbreiteten sich in Moskau immer mehr beunruhigende Gerüchte über den Verlauf des Krieges. Man sprach von einem Aufruf des Kaisers an das Volk und von der Ankunft des Kaisers in Moskau. Da aber bis zum 11. Juli das Manifest und der Aufruf nicht erschienen, so bildeten sich auch darüber und über die allgemeine Lage Rußlands übertriebene Gerüchte. Es hieß, der Kaiser reise ab, weil die Armee in Gefahr sei, Smolensk sei übergeben, Napoleon habe eine Million Soldaten und nur ein Wunder könne Rußland retten. Am 11. Juli endlich erschien das Manifest. Peter, welcher bei Rostows war, versprach, am nächsten Tage, sonntags, das Manifest und den Aufruf zu bringen, die er beim Grafen Rostoptschin erhalten werde.

Am nächsten Sonntag fuhren Rostows nach ihrer Gewohnheit zur Frühmesse in die Hauskapelle der Fürstin Rasumowsky. Es war ein heißer Julitag. Die ganze vornehme Welt Moskaus, alle Bekannten Rostows waren in der Kirche. Sehr viele reiche Familien, welche sonst gewöhnlich aufs Land reisten, waren in diesem Jahre in der Stadt geblieben. Als Natalie neben ihrer Mutter durch die Reihen schritt, vernahm sie die Stimme eines jungen Mannes, der etwas zu laut seinem Begleiter zuflüsterte: »Das ist die Rostow! Wie hager! Aber doch schön!«

Sie glaubte noch zu hören, daß die Namen Kuragin und Bolkonsky genannt wurden. Natalie ging in ihrem dunkelroten, mit schwarzen Spitzen besetzten Seidenkleide durch die Menge, wie nur Damen zu gehen verstehen – um so ruhiger und majestätischer, je mehr sie sich innerlich

bekümmert und beschämt fühlte. Sie stand neben ihrer Mutter und nickte einigen Bekannten zu. Nach ihrer Gewohnheit betrachtete sie die Toiletten der Damen, beobachtete ihre Haltung und die unrichtige Art, wie eine kleine Dame in der Nähe sich bekreuzigte, und dann dachte sie mit Bedauern daran, daß man sie richte, und daß sie auch andere richte, und als sie die Worte des Gottesdienstes vernahm, entsetzte sie sich über die Sündhaftigkeit und darüber, daß ihre frühere Reinheit wieder verloren sei. Ein Greis von ehrwürdigem Aussehen las mit der milden Feierlichkeit, welche so majestätisch und beruhigend auf die Seelen der Betenden einwirkt, ein Gebet für den Sieg der russischen Waffen und die Errettung des Vaterlandes. In dem Zustand reuevoller, geistiger Empfänglichkeit, in dem sich Natalie befand, wirkte dieses Gebet stark auf sie ein. Sie hörte jedes Wort von dem Sieg Moses über die Amalekiter, und Davids über Goliath und von der Zerstörung Jerusalems und betete zu Gott mit jener Rührung und Demut, die ihr Herz erfüllte. Aber sie begriff nicht vollständig, um was sie in diesem Gebet Gott bat. Ihr Herz war voll von Andacht und von zitternder Furcht vor der Strafe, welche die Menschen für ihre Sünden erwartete, und sie bat Gott darum, sie allen zu vergeben und allen Ruhe und Glück im Leben zu verleihen. Sie war überzeugt, daß Gott ihr Gebet erhören werde.

Von dem Tage an, als Peter von Rostows nach Hause ging und, sich an den dankbaren Blick Natalies erinnernd, den am Himmel stehenden Kometen betrachtete, fühlte er, daß etwas Neues ihm bevorstand, und der ihn beständig quälende Gedanke an die Eitelkeit und Sinnlosigkeit alles Irdischen tauchte nicht wieder auf. »Sie hat mich gebeten, sie wieder zu besuchen, und ich liebe sie, niemand aber wird das jemals erfahren«, dachte er.

Peter führte noch immer dasselbe müßige Leben, zu dem ihn seine zahlreichen Bekanntschaften unwillkürlich hinzogen. In letzter Zeit aber, als vom Kriegsschauplatz bedenkliche Gerüchte kamen, und als die Gesundheit Natalies sich besserte und nicht mehr jenes sorgenvolle Mitleid in ihm erweckte, wurde er mehr und mehr von einer ihm unbegreiflichen Unruhe verfolgt. Er fühlte, daß die Lage, in der er sich befand, nicht lange dauern könne, daß eine Katastrophe herannahte, welche sein ganzes Leben ändern mußte, und er suchte mit Ungeduld in allem nach Anzeichen dieser herannahenden Katastrophe. Ein Freimaurer hatte ihm eine aus der Offenbarung Johannis entnommene Prophezeiung in bezug auf Napoleon mitgeteilt. Im dreizehnten Kapitel, im achtzehnten Vers ist gesagt: »Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.« Und in demselben Kapitel, im fünften Vers ist gesagt: »Und es wird ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Lästerung, und es wird ihm gegeben zu herrschen zweiundvierzig Monate lang.«

Die französischen Buchstaben haben, wenn man sie wie das hebräische Zahlensystem betrachtet, nach welchem die ersten zehn Buchstaben Einer und die übrigen Zehner bedeuten, folgende Bedeutung:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	20	30	40	50	60	70	80	90	100	110	120	130	140	150	160

Er schrieb nach diesem Alphabet mit Ziffern die Worte: »L'empereur Napoléon«, und erhielt als Summe dieser Zahlen 666, also war Napoleon dieses Tier, von welchem die Apokalypse prophezeite. Wenn man nach demselben Alphabet die Worte »Quarante deux« schreibt, das heißt, die Grenze, welche dem Tier bestimmt war, Großes und Lästerungen zu reden,

so ist die Summe dieser Zahlen, welche Quarante deux vorstellen, wieder 666. Hieraus folgt, daß das Ende der Gewalt Napoleons im Jahre 1812 eintritt, in welchem der Kaiser zweiundvierzig Jahre alt wurde.

Peter war höchst erstaunt über diese Prophezeiung und legte sich oft die Frage vor, wer der Gewalt des Tieres, das heißt Napoleons, Grenzen gesteckt habe, und auf Grund ähnlicher Zusammenstellungen von Worten und Ziffern bemühte er sich, Antwort auf diese Frage zu erhalten. Als Antwort auf diese Frage schrieb Peter wieder französisch: »L'empereur Alexandre, la nation russe« und zählte die Buchstaben, aber die Summe war viel größer oder kleiner als 666. Einmal schrieb er mit dieser Berechnung seinen Namen: »Comte Pierre Besuhoff«, aber die Summe kam nicht heraus. Er änderte die Orthographie, schrieb ein z anstatt eines s, fügte »de« hinzu und dann auch den Artikel »le«, aber immer erhielt er nicht das erwartete Resultat. Dann fiel ihm ein, wenn die gesuchte Antwort auf seinen eigenen Namen passen würde, so müßte dieser durchaus auch eine Andeutung seiner Nationalität enthalten. Er schrieb: »Le Russe Besuhof«, zählte die Ziffern zusammen und erhielt 671. Nur fünf waren zuviel. Fünf bedeutete e, dasselbe e, welches im Artikel vor dem Worte »L'empereur« ausgeworfen war. Nachdem er dieses e ebenso, wenn auch der Regel widersprechend, ausgeworfen hatte, erhielt Peter die gesuchte Antwort: »L'Russe Besuhof.«

Diese Entdeckung brachte ihn in große Erregung. Auf welche Weise er mit jenen großen Ereignissen verbunden war, welche in der Apokalypse vorhergesagt wurden, wußte er nicht, aber er zweifelte keinen Augenblick an dieser Verbindung. Seine Liebe zu Natalie, der Antichrist, der Kriegszug Napoleons, der Komet, die Zahl 666, L'empereur Napoleon und L'Russe Besuhof, alles das zusammen mußte ihn aus dieser verzauberten, nichtigen moskauischen Welt herausführen, in der er sich gefangen fühlte, und ihn großen Taten und großem Glück entgegenführen.

Am Abend vor dem Sonntag, an dem das große Gebet gelesen wurde, versprach Peter Rostows, ihnen vom Grafen Rostoptschin, mit dem er bekannt war, den Kaiserlichen Aufruf und die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu überbringen. An dem Morgen, als er den Grafen

Rostoptschin besuchte, traf Peter einen Kurier, der eben von der Armee angekommen war und den er von den Moskauer Bällen her kannte.

»Können Sie mich nicht etwas erleichtern?« sagte der Kurier. »Ich habe eine ganze Tasche voll Briefe an Verwandte.« Darunter befand sich auch ein Brief von Nikolai Rostow an seinen Vater. Peter nahm ihn an sich. Graf Rostoptschin gab Peter den Kaiserlichen Aufruf an Moskau, welcher eben gedruckt worden war, und die letzten Befehle an die Armee, sowie sein neuestes Plakat. Als Peter die Armeebefehle durchsah, fand er auf einem derselben unter den Nachrichten über Verwundete und Gefallene auch die Ordensverleihung an Nikolai Rostow für bewiesene Tapferkeit bei Ostrowna, sowie auch die Ernennung des Fürsten Andree zum Oberst eines Jägerregiments in demselben Armeebefehl. Obgleich er die Erinnerung an Bolkonsky nicht erneuern wollte, konnte Peter sich doch nicht den Wunsch versagen, die Familie durch seine Nachrichten von der Auszeichnung des Sohnes zu erfreuen. Deshalb sandte er den gedruckten Armeebefehl und den Brief sogleich an den Grafen Rostow ab, die übrigen Papiere wollte er zu Tisch mitbringen. Das Gespräch mit dem Grafen Rostoptschin, der Ton von geschäftiger Hast des Kuriers, welcher erzählte, wie schlecht die Sachen beim Heer standen, die Gerüchte von in Moskau gefangenen Spionen, von einem in Moskau zirkulierenden Papier, in welchem gesagt war, Napoleon habe verkündet, er werde im Herbst in beiden russischen Residenzen einziehen, die Gerüchte von der morgen erwarteten Ankunft des Kaisers – alles das erregte in Peter mit neuer Gewalt das Gefühl aufgeregter Spannung, welches ihn seit dem Erscheinen des Kometen und besonders seit dem Anfang des Krieges nicht mehr verlassen hatte.

Peter hatte schon lange daran gedacht, in den Kriegsdienst einzutreten, und hätte das auch getan, wenn ihn nicht seine Zugehörigkeit zum Freimaurerorden davon abgehalten hätte, mit welchem ihn ein Schwur verband und welcher den ewigen Frieden und das Aufhören der Kriege verkündigte, und wenn ihn nicht der Anblick der großen Zahl von Moskauer Herren, welche die Uniform angelegt hatten und mit ihrem Patriotismus prahlten, von diesem Schritt abgehalten hätte.

Bei Rostows speisten einige Bekannte, wie Sonntags immer.

Peter kam früher, um sie allein anzutreffen. Er war in diesem Jahr so dick geworden, daß er beinahe ungeheuerlich ausgesehen hätte ohne seinen hohen Wuchs, seine mächtigen Glieder und die Kraft, mit der er augenscheinlich die Last trug.

Keuchend stieg er die Treppe hinauf. Die Diener kamen ihm freudig entgegen, um ihm den Mantel, Hut und Stock abzunehmen.

Die erste Person, die er sah, war Natalie. Er hatte sie schon im Vorzimmer gehört, sie sang Solfeggien im Saale. Er wußte, daß sie seit ihrer Krankheit nicht mehr gesungen hatte, und hörte deshalb erfreut ihre Stimme. Leise öffnete er die Tür und sah Natalie in ihrem veilchenblauen Kleide singend im Zimmer auf und ab gehen. Als sie sich plötzlich umwandte und sein dickes, verwundertes Gesicht sah, errötete sie und ging ihm rasch entgegen.

»Ich versuche, wieder zu singen, man muß sich doch mit etwas beschäftigen«, sagte sie, als ob sie sich entschuldigen wollte.

»Es geht ja ganz vortrefflich!«

»Wie erfreut bin ich, daß Sie gekommen sind! Ich bin heute so glücklich!« sagte sie mit ihrer früheren Lebhaftigkeit, wie er sie lange nicht gesehen hatte. »Sie wissen, mein Bruder hat das Georgenkreuz erhalten, ich bin so stolz auf ihn.«

»Ich weiß, ich habe den Armeebefehl mitgebracht. Aber ich will Sie nicht stören!« Damit wollte er vorübergehen in den Salon, aber Natalie hielt ihn an.

»Mißfällt es Ihnen, Graf, daß ich singe?« sagte sie errötend und blickte ihn fragend an.

»Nein... im Gegenteil... Aber warum fragen Sie mich?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Natalie rasch. »Aber ich möchte nichts tun, was Ihnen mißfällt. Ich vertraue Ihnen in allem, Sie wissen nicht, wie wichtig Sie für mich sind...« Sie sprach rasch, ohne zu bemerken, daß Peter bei diesen Worten errötete. – »Ich habe gelesen, daß er, Bolkonsky«, flüsterte sie, »in Rußland ist und hier dient. Was meinen Sie«, fragte sie

hastig und schüchtern, »wird er mir später einmal vergeben? Was meinen Sie? Wie denken Sie?«

»Ich meine ...« sagte Peter, »er hat nichts zu vergeben. Wenn ich an seiner Stelle wäre ...«

»Ja, Sie! Sie!« rief sie entzückt. »Das ist etwas anderes. Gutherziger und großmütiger als Sie ist niemand zu finden! Wenn Sie damals nicht gewesen wären, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, denn...« Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie wandte sich ab, hielt das Notenblatt vor die Augen und begann wieder zu singen.

Aus dem Salon kam Petja gelaufen. Er war jetzt ein hübscher, rotwangiger, fünfzehnjähriger Knabe mit dicken roten Lippen und Natalie sehr ähnlich. Er sollte sich auf die Universität vorbereiten, aber in letzter Zeit hatte er sich mit seinem Freund Obolensky verabredet, zu den Husaren zu gehen, und hatte Peter gebeten, sich zu erkundigen, ob man ihn annehmen werde.

»Nun, wie ist's, Peter Kirilitsch? Bitte, bitte, Sie sind meine einzige Hoffnung!« rief Petja.

»Ach, ja, ja! Also zu den Husaren? Nun, ich werde noch heute darüber sprechen.«

»Nun, mein Lieber, haben Sie das Manifest gebracht?« fragte der alte Graf! »Die Gräfin war in der Kirche, man hat ein neues Gebet gesprochen, sie sagt, es sei sehr schön.«

»Das Manifest? Ich habe es bei mir«, erwiderte Peter. »Morgen wird der Kaiser ankommen, eine außerordentliche Adelsversammlung ist einberufen, und man sagt, es werden zehn von tausend ausgehoben.«

»Nun, und was hört man von der Armee?«

»Die Unsrigen haben sich alle zurückgezogen, man sagt, sie seien schon bei Smolensk«, erwiderte Peter.

»Mein Gott, mein Gott«, sagte der Graf. »Wo haben Sie das Manifest?«

»Den Aufruf?«

»Ja, ja.«

Peter suchte in seinen Taschen, konnte aber das Papier nicht finden. Er küßte der eintretenden Gräfin die Hand und fuhr fort, in seinen Taschen zu wühlen. »Ich weiß wirklich nicht, wo ich es gelassen habe.«

»Ein bißchen zerstreut, wie immer!« sagte die Gräfin. Natalie trat mit aufgeregter Miene ein, setzte sich und blickte schweigend Peter an. Sobald sie eingetreten war, strahlte sein Gesicht.

»Nun, ich werde nach Hause fahren, ich muß es dort vergessen haben«, sagte er.

»Nein, Sie werden zu Tisch zu spät kommen!« Sonja war bereits ins Vorzimmer gegangen und hatte das Papier in Peters Hut gefunden, wo er es sorgfältig bereit gelegt hatte, und wollte es sogleich vorlesen.

»Nein, nach Tisch!« sagte der alte Graf, der diese Vorlesung für ein großes Vergnügen ansah.

Nach Tisch wurde Champagner getrunken auf die Gesundheit des neuen Georgenritters. Schinschin erzählte von Stadtneuigkeiten, von Metivier, der aus Moskau verschwunden war, und von Rostoptschin, dem man einen Deutschen vorgeführt habe mit der Beschuldigung, er sei ein Champignon, und wie Rostoptschin befohlen habe, den Champignon freizulassen und dem Volk gesagt habe, das sei kein Champignon, sondern nur ein alter, deutscher Pilz.

»Ja, ja«, sagte der Graf, »ich habe der Gräfin schon gesagt, sie soll weniger französisch sprechen, das schickt sich jetzt nicht.«

»Haben Sie schon gehört«, sagte Schinschin, »Fürst Galizin hat einen russischen Lehrer genommen, er will Russisch lernen, es wird gefährlich, auf den Straßen Französisch zu sprechen.«

Nach Tisch lehnte sich der Graf auf seinem Stuhle zurecht und bat Sonja mit ernster Miene, das Manifest vorzulesen.

»Der Feind ist mit großer Macht in Rußlands Gebiet eingedrungen, er verheert unser geliebtes Vaterland!« las Sonja mit ihrer dünnen Stimme. Natalie blickte bald ihren Vater, bald Peter an. Peter fühlte ihren Blick auf sich und suchte ihn zu vermeiden. Die Gräfin begleitete jeden feierlichen Ausdruck mit erzürntem Kopfschütteln. Schinschin war in spöttischer Stimmung und bereit, sich über alles lustig zu machen, über Sonjas Vorlesen, über das, was der Graf sagen werde, sogar über den Aufruf selbst in Ermangelung eines anderen Gegenstandes.

Sonja las von den Gefahren, welche Rußland drohten, und von den Hoffnungen, welche der Kaiser auf Moskau und besonders auf den Adel setzte. Die letzten Worte las sie mit zitternder Stimme: »Wir werden demnächst inmitten unseres Volkes in der Residenz erscheinen, sowie in anderen Städten unseres Reiches, um den Landsturm aufzurufen, welcher dem Feinde den Weg verlegen und ihn in Schrecken versetzen wird, wo er auch erscheinen mag. Das Verderben, das er uns zgedacht hat, wird auf

sein Haupt zurückfallen, und das befreite Europa wird den Namen Rußlands preisen.«

»Ja, so ist's!« rief der Graf mit feuchten Augen. Schinschin hatte seinen Witz über den Patriotismus des Grafen noch nicht ausgesprochen, als schon Natalie aufsprang, auf ihren Vater zueilte und ihn umarmte.

»Sieh doch, die Patriotin!« sagte Schinschin.

»Scherz beiseite!« rief der Graf. »Wenn der Kaiser ein Wort spricht, so kommen wir alle, wir sind nicht solche Deutsche.«

»Aber jetzt, Papa«, rief Petja, »sage ich es Ihnen und Mama entschieden, ich gehe zu den Husaren!«

Die Gräfin erhob mit Entsetzen die Augen zum Himmel.

»Sieh doch«, rief der Graf, »was für ein Krieger! Aber lasse jetzt den Unsinn!«

»Das ist kein Unsinn, Papachen, Fedja Obolensky geht auch, und ich kann jetzt nichts lernen, solange das Vaterland in Gefahr ist!«

»Höre auf mit den Dummheiten!«

»Sie haben doch selbst gesagt, Sie wollen alles opfern!«

»Schweig!« rief der Graf. Die Gräfin blickte erbleichend ihren Sohn an.

»Peter Kirilitsch, kommen Sie rauchen!« sagte der alte Graf und nahm die Papiere zusammen, um sie in seinem Kabinett vor dem Einschlafen nochmals zu lesen.

Peter war verlegen und unschlüssig, die ungewöhnlich glänzenden, lebhaften Augen Natalies hatten ihn in diesen Zustand versetzt.

»Nein, ich werde nach Hause fahren«, sagte er.

»Nach Hause? Und Sie wollten doch zum Abend bleiben? Das ist jetzt solch eine Seltenheit! Und diese da«, sagte der Graf, auf Natalie deutend, »ist nur in Ihrer Gegenwart vergnügt.«

»Ja, ich habe vergessen – ich muß durchaus nach Hause!« sagte Peter hastig.

»Nun, denn auf Wiedersehen!« erwiderte der Graf und verließ das Zimmer.

»Warum wollen Sie gehen?« fragte Natalie.

»Weil ich dich liebe«, wollte er sagen, aber er senkte errötend die Augen. »Weil es besser ist... wenn ich seltener komme ... weil... nun, weil ich zu tun habe ...«

Natalie schwieg. Sie blickten sich beide erschreckt und verwirrt an und Peter beschloß, nicht wieder zu Rostows zu gehen.

Am anderen Tag kam der Kaiser. Einige der Dienstleute baten um Erlaubnis, ihn zu sehen. Petja kleidete sich an diesem Morgen sorgfältig an, machte Gebärden vor dem Spiegel und endlich setzte er die Mütze auf und verließ heimlich das Haus durch die Hintertür. Er hatte beschlossen, zum Kaiser zu gehen und irgendeinem Kammerherrn mitzuteilen, er, Graf Rostow, wolle zu den Husaren eintreten. Seine Jugend könne kein Hindernis sein, und er sei bereit... Er hatte eine Menge schöner Worte in Bereitschaft, um sie dem Kammerherrn zu sagen.

Petja rechnete sicher auf Erfolg, aber je weiter er ging, desto mehr verließ ihn seine angenommene Würde. Als er in den Kreml trat, wurde er von Leuten, welche wahrscheinlich von seinem patriotischen Vorhaben keine Ahnung hatten, so ins Gedränge gebracht, daß er nicht weiter konnte. Einige Zeit stand er wartend beim Tor und begann endlich, sich mit dem Ellbogen durchzuarbeiten. Aber ein Weib, das er angestoßen hatte, schrie ihn zornig an.

»Was stößt du da, mein Jüngelchen! Was fällt dir ein? Du siehst ja, alle stehen still!« Er wurde in einen übelriechenden Winkel am Tor gedrängt und wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn er fürchtete, wenn er in diesem Zustand sich dem Kammerherrn vorstellte, nicht zum Kaiser gelassen zu werden. Aber es war keine Möglichkeit, aus dem Gedränge zu kommen. Er wollte einen vorübergehenden General, einen Bekannten seines Vaters, um Hilfe anrufen, unterließ es aber als unnütz. Als die Equipagen vorübergefahren waren, riß die Menge Petja mit sich fort auf einen Platz, der bald ganz von Volk erfüllt war. Plötzlich drängte die Menge vorwärts und schrie: »Hurra! Hurra! Hurra!« Petja stellte sich auf die Zehenspitzen, konnte aber nichts sehen in dem Gedränge. Die Leute schrien und weinten vor Entzücken. »Unser Vater! Unser Schutzengel! Väterchen! Hurra!« riefen sie von allen Seiten. Einen Augenblick stand die Menge auf einer Stelle, dann aber stürzten wieder alle vorwärts. Petja biß die Zähne zusammen, arbeitete eifrig mit seinen Ellbogen und schrie: »Hurra!« Aber wilde Gesichter drängten von der Seite her und schrien auch: »Hurra!«

»Das also ist der Kaiser«, dachte Petja. »Nein, ich kann ihm selbst nicht meine Bittschrift übergeben, es wäre zu kühn!« Verzweifelt strebte er vorwärts, aber als die Menge von den Polizisten zurückgedrängt wurde,

weil der Kaiser aus dem Schloß in die Kathedrale ging, erhielt Petja plötzlich einen solchen Stoß in die Rippen, daß seine Augen sich verdunkelten und er das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, sah er, daß ein Kirchensänger ihn unter dem Arme hielt und mit der anderen Hand ihn gegen die Menge zu schützen suchte.

»Ihr habt das Söhnchen erdrückt!« sagte der Kirchensänger. »Nun, ist's leichter?«

Der Kaiser trat in die Kathedrale, und die Menge beruhigte sich wieder. Der Kirchensänger führte Petja zu der großen Kaiserkanone, einige bedauerten ihn, man knöpfte ihm den Rock auf und setzte ihn auf das Postament der Kaiserkanone.

»So kann man einen Menschen erdrücken! Das ist abscheulich! Siehst du, er ist so weiß wie ein Tischtuch!« sagten verschiedene Stimmen. Petja kam bald wieder zu sich. Sein Gesicht rötete sich wieder. Er hatte den günstigen Platz bei der Kanone erhalten, von dem aus er den Kaiser bei der Rückkehr zu sehen hoffte. Er dachte nicht mehr an seine Bittschrift, er wollte ihn nur sehen.

Während des Gottesdienstes erschienen Verkäufer von Pfefferkuchen und Quas, und das Volk unterhielt sich auf seine Weise. Eine Kaufmannsfrau betrachtete ihren zerrissenen Schal und erzählte, wie teuer sie ihn bezahlt habe, zwei junge Burschen scherzten mit leibeigenen Mädchen, welche Nüsse knackten. Plötzlich hörte man vom Ufer her Kanonenschüsse zur Feier des Friedens mit der Türkei, und die Menge eilte dorthin, um beim Schießen zuzusehen. Petja wollte auch dorthin gehen, aber der Kirchensänger, der ihn unter seinen Schutz genommen hatte, hielt ihn davon ab. Während die Schüsse donnerten, kamen aus der Kathedrale eilig Offiziere und Kammerherren hervor, dann folgten noch andere etwas langsamer. Alle nahmen die Mützen ab, und die Leute, welche nach den Kanonen gelaufen waren, eilten wieder herbei. Endlich erschienen einige Generale mit reichen Ordensbändern. »Hurra! Hurra!« schrie wieder die Menge. »Welcher ist's?« fragte Petja mit weinerlicher Stimme, aber niemand antwortete ihm, alle waren zu entzückt. Die Menge rief dem Kaiser zu, begleitete ihn bis zum Schloß und begann darauf sich zu zerstreuen. Es war schon spät, Petja hatte noch nicht gegessen, aber er blieb vor dem Schloß stehen während der kaiserlichen Tafel und wartete noch immer.

Nach Tisch sagte Walujew: »Das Volk hofft noch immer, Eure Majestät zu sehen!« Der Kaiser erhob sich, während er ein Stück Biskuit aß, und ging auf den Balkon. Das Volk stürzte mit Petja auf den Balkon zu.

»Engel! Väterchen! Hurra!« rief das Volk und einige vergossen Tränen des Entzückens. Ein ziemlich großes Stück Biskuit fiel aus der Hand des Kaisers auf das Geländer und dann auf die Erde herab. Ein in der Nähe stehender Kutscher stürzte auf das Stück Biskuit und ergriff es, noch andere warfen sich auf den Kutscher, um es ihm zu entreißen. Als der Kaiser dies merkte, befahl er, einen Teller mit Biskuit zu bringen und warf sie alle vom Balkon herab. Trotz der Gefahr, erdrückt zu werden, suchte Petja ein Biskuit zu erwischen und warf ein altes Weib um, das auch eins auffangen wollte. Aber sie hielt sich nicht für besiegt, obgleich sie auf der Erde lag, sie hatte ein Biskuit erhascht. Petja stieß mit dem Knie ihren Arm zurück, erfaßte das Biskuit und schrie wieder: »Hurra!« mit heiserer Stimme, der Kaiser verließ den Balkon und der größte Teil des Volkes zerstreute sich. So glücklich Petja war, ging er doch mit betrübtem Herzen nach Hause. Er erklärte noch einmal entschieden, er werde davonlaufen, wenn man ihn nicht zu den Husaren lasse, und am anderen Tag fuhr der alte Graf aus, obgleich er noch nicht ganz nachgegeben hatte, um sich zu erkundigen, wie man Petja irgendwo in Sicherheit unterbringen könnte.

Drei Tage später, am 15., standen beim Schloß im Kreml zahlreiche Equipagen.

Die Säle waren gedrängt voll, in dem ersten waren die Edelleute in Uniformen, in dem zweiten die Kaufleute in blauen Kaftanen, mit Medaillen und langen Bärten. Im Saal der Adelsversammlung herrschte eine geräuschvolle Aufregung. An einem großen Tisch, unter dem Porträt des Kaisers, saßen auf Stühlen mit hohen Lehnen die höchsten Würdenträger, die meisten Adligen aber gingen im Saal umher. Alle trugen Uniformen, einige aus der Zeit der Kaiserin Katharina, Kaiser Pauls oder Kaiser Alexanders. Die meisten waren Peter bekannt, aber der besondere Charakter der Uniform gab ihnen ein seltsames, phantastisches Aussehen. Viele halb blinde, zahnlose, kahlköpfige, gelbe oder hagere Greise saßen schweigend an der Wand.

Peter war schon am frühen Morgen gekommen und fühlte sich sehr unbehaglich in seiner engen Uniform. Er war in Aufregung. Die ungewöhnliche Versammlung, nicht nur des Adels, sondern auch der Kaufmannschaft, erweckte in ihm längst vergessene Ideen von einer Beratung des Kaisers mit seinem Volk, von einer Konstitution und der französischen Revolution. Das kaiserliche Manifest wurde vorgelesen und rief Begeisterung hervor, und dann gingen alle schweigend umher. Peter hörte, wie man darüber sprach, wo die Adelsmarschälle stehen sollen, wenn der Kaiser eintrete, wann man dem Kaiser einen Ball geben werde, ob man sich nach Kreisen oder nach Gouvernements aufstellen solle und so weiter. Sobald aber die Rede auf den Krieg kam, war alles unentschlossen und unklar.

Ein schöner Mann in der Uniform eines verabschiedeten Marineoffiziers sprach in einem der Säle, und man drängte sich um ihn. Peter hörte zu und überzeugte sich, daß er wirklich ein Liberaler war, aber in ganz anderem Sinn, als Peter geglaubt hatte. Es war die Rede von der Einberufung des Landsturms.

»Wenn die Adelsversammlung es nötig findet, so kann sie ihre Ergebenheit für den Kaiser auf andere Weise betätigen. Wir haben den Landsturm vom Jahre 1807 noch nicht vergessen. Hat er etwa dem

Vaterlande Nutzen gebracht? Nicht im geringsten! Und was zu uns zurückkehrt, ist weder Soldat noch Bauer, sondern verworfenes Gesindel. Lieber eine Aushebung! Der Adel scheut keine Opfer, wir geben selbst alles und stellen noch Rekruten, und wenn der Kaiser ruft, sterben wir alle für ihn!« rief der Redner.

Der Graf Rostow hörte mit Begeisterung zu und stieß Peter an. Peter wollte auch reden, obgleich er nicht wußte, was. Er öffnete eben den Mund, als ein Senator mit klugem und boshaftem Gesicht, der neben ihm stand, Peter unterbrach.

»Ich vermute, meine Herren«, sagte er leise, »daß wir berufen sind, nicht um zu überlegen, was für das Reich am besten sei, Aushebung oder Landsturm, sondern um auf den Aufruf zu antworten, dessen uns der Kaiser gewürdigt hat. Was besser ist, Aushebung oder Landsturm, das überlassen wir der höchsten Gewalt zu beurteilen ...«

Jetzt fand Peter plötzlich einen Ausweg für seine Aufregung, er war erzürnt auf den Senator, über seine Pedanterie und Engherzigkeit.

»Entschuldigen Sie mich, Exzellenz«, begann Peter, »wenn ich damit nicht übereinstimme.« Er kannte den Senator sehr wohl, hielt es aber für notwendig, einen offiziellen Ton zu beobachten. »Aber ich glaube, es ist die Pflicht der Adelsversammlung, nicht nur ihre Begeisterung auszudrücken, sondern auch jene Maßregeln zu überlegen, mit denen wir dem Vaterland helfen können. Ich vermute«, fuhr er noch lebhafter fort, »daß der Kaiser selbst unzufrieden wäre, wenn er in uns nur die Besitzer von Leibeigenen finden würde, die wir ihm als Kanonenfutter geben, und bei uns keinen Rat finden würde!«

Viele, welche ein verächtliches Lächeln des Senators bemerkten, verließen den Kreis. Nur Graf Rostow war zufrieden mit Peters Rede, wie er mit der des Marineoffiziers, des Senators und überhaupt immer mit der zuletzt gehaltenen Rede einverstanden war.

»Ich bin der Meinung, ehe wir diese Frage erörtern«, fuhr Peter fort, »sollten wir Seine Majestät ehrerbietig bitten, uns mitzuteilen, wieviel Truppen wir haben, und in welchem Zustand sie sich befinden, und dann...«

Kaum hatte Peter diese Worte gesprochen, als man von drei Seiten zugleich ihn anfiel. Am giftigsten war einer seiner alten Bekannten, der so oft freundschaftlich Boston mit ihm gespielt hatte, namens Adraxin. Er trug auch Uniform und erschien Peter darin ganz fremdartig. Mit boshaftem, verzerrtem Gesicht schrie er Peter an.

»Erstens muß ich Ihnen sagen, daß wir nicht das Recht haben, Seine Majestät danach zu fragen, und zweitens, wenn der russische Adel auch das Recht hätte, so könnte der Kaiser uns diese Frage nicht beantworten. Die Truppen bewegen sich je nach den Bewegungen des Feindes, manche fallen oder werden verwundet.«

»Es ist jetzt nicht Zeit zu überlegen«, schrie ein anderer, den Peter als schlechten Kartenspieler kannte, »man muß handeln! In Rußland herrscht Krieg, unser Feind ist gekommen, um Rußland zu vernichten und die Gräber unserer Väter zu beschimpfen, um Frauen und Kinder fortzuführen!« Dabei schlug sich der Mann auf die Brust. »Aber wir stehen alle wie ein Mann, alle für unser Väterchen, den Zar!« schrie er.

Einige beistimmende Zurufe kamen aus der Menge.

»Wir sind Russen und sparen nicht unser Blut für die Verteidigung des Glaubens, des Thrones und des Vaterlandes, aber unnütze Reden müssen wir unterlassen, wenn wir Söhne des Vaterlandes sind! Wir werden Europa zeigen, wie Rußland aufsteht für Rußland!« schrie er.

»Bravo! Bravo! So ist's!« schrien einige.

Peter wollte erwidern, er scheue keine Opfer, aber er kam nicht mehr zum Wort und wurde sogar grob unterbrochen. Man wandte sich von ihm ab wie von einem gemeinschaftlichen Feind. Dies geschah nicht, weil man mit seiner Rede unzufrieden war, welche nach den vielen anderen angehörten Reden bereits wieder vergessen war. Aber die Menge verlangte einen greifbaren Gegenstand der Liebe und einen greifbaren Gegenstand des Abscheus, und Peter wurde letzteres. Es folgten noch viele Redner, manche sprachen auch gut und originell.

In diesem Augenblick trat Graf Rostoptschin in Generalsuniform ein.

»Seine Majestät wird gleich hier sein«, sagte er. »Ich komme eben von dort, ich denke, in jetziger Lage gibt es nicht viel zu überlegen. Der Kaiser hat geruht, uns und die Kaufmannschaft einzuberufen, von dorthier fliegen die Millionen!« Dabei zeigte er nach dem Saale der Kaufleute. »Unsere Sache ist es, den Landsturm aufzustellen, das ist das Geringste, was wir tun können.«

Es folgte eine kurze, leise Beratung, dann wurde der Sekretär beauftragt, einen Beschluß der Moskauer Adelsversammlung zu protokollieren, wonach der Adel zehn Mann auf tausend stellen wolle mit voller Ausrüstung. Die Herren, welche am Tisch saßen, erhoben sich geräuschvoll und gingen im Saal auf und ab.

»Der Kaiser! Der Kaiser!« hieß es plötzlich und die ganze Menge drängte nach dem Eingang.

In der breiten Gasse, welche die Versammelten gebildet hatten, trat der Kaiser in den Saal. Auf allen Gesichtern erschien Ehrfurcht und furchtsame Neugierde. Peter stand zu fern, um die Rede des Kaisers ganz zu verstehen, er begriff nur, daß der Kaiser von der Gefahr des Vaterlandes sprach und von den Hoffnungen, welche er auf den Moskauer Adel gesetzt habe.

»Meine Herren«, sagte die zitternde Stimme des Kaisers, »niemals habe ich an der Hingebung des russischen Adels gezweifelt, aber heute wurde meine Erwartung übertroffen. Ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes, meine Herren! Handeln wir! Die Zeit ist kostbarer als alles.«

Der Kaiser schwieg. Die Menge drängte sich um ihn, und von allen Seiten hörte man Rufe der Begeisterung.

»Ja, kostbarer als alles! Das ist ein kaiserliches Wort!« rief Graf Rostow weinend. Er hatte nichts gehört, aber alles auf seine Weise verstanden.

Der Kaiser begab sich in den Saal der Kaufmannschaft und blieb dort etwa zehn Minuten. Als er zurückkam, bemerkte Peter Tränen der Rührung in seinen Augen. Später erfuhr man, daß der Kaiser kaum seine Rede an die Kaufleute begonnen hatte, als Tränen aus seinen Augen stürzten und er mit zitternder Stimme seine Rede beendigte. Der Kaiser wurde von zwei Kaufleuten begleitet, der eine war Peter bekannt, ein dicker

Branntweinpächter, der andere war das Stadthaupt mit einem hageren, gelben Gesicht und dünnem Bart. Beide weinten. Der Hagere hatte Tränen in den Augen, aber der dicke Branntweinpächter heulte wie ein Kind und wiederholte immer wieder: »Unser Leben und Eigentum nimm hin, Majestät!«

Peter empfand in diesem Augenblick nur den glühenden Wunsch, zu beweisen, daß er alles zu opfern bereit sei. Über seine Rede mit dem konstitutionellen Anflug machte er sich selbst Vorwürfe und suchte eine Gelegenheit, sie wieder gutzumachen. Als er erfuhr, daß Graf Mamonow ein Regiment stellte, erklärte Besuchow sofort dem Grafen Rostoptschin, er werde tausend Mann stellen und unterhalten.

Der alte Rostow konnte nicht ohne Tränen seiner Frau diesen feierlichen Vorgang erzählen. Er bewilligte sogleich die Bitte Petjas und fuhr selbst aus, um ihn anzumelden.

Am andern Tage reiste der Kaiser ab. Die Gutsbesitzer nahmen ihre Uniformen ab, besuchten wieder den Klub und gaben ihren Verwaltern seufzend Befehle wegen des Landsturms, selbst verwundert darüber, was sie vollbracht hatten.

Am Tage nach der Abreise seines Sohnes rief der alte Fürst Bolkonsky seine Tochter zu sich.

»Nun, bist du jetzt zufrieden?« sagte er. »Hast mich mit meinem Sohn entzweit. Bist du zufrieden? Das hast du ja nur gewollt! Bist du zufrieden? ... Mir ist's schmerzlich, ich bin alt und schwach, aber du hast es gewollt! Nun freue dich! Freue dich!«

Darauf sah Marie eine Woche lang ihren Vater nicht wieder. Er war krank und verließ sein Zimmer nicht.

Mit Verwunderung bemerkte Marie, daß der Alte auch Mademoiselle Bourienne nicht mehr zu sich ließ. Nur Tichon durfte sein Zimmer betreten.

Nach einer Woche erschien der Graf wieder und begann seine frühere Lebensweise. Besonders eifrig beschäftigte er sich mit Neubauten und Gärten, brach aber allen Verkehr mit Mademoiselle Bourienne ab. Durch seine Miene und durch seinen kalten Ton gegen Marie schien er sagen zu wollen: »Siehst du! Du hast gegen mich intrigiert, hast dem Fürsten Andree über meine Beziehungen zu dieser Französin etwas vorgelogen und mich mit ihm entzweit. Aber jetzt siehst du, daß ich weder dich noch die Französin brauche.«

Einen großen Teil des Tages brachte Marie bei Nikolai zu, unterrichtete ihn im Russischen und in der Musik, und sprach mit Desalles. Die übrige Zeit verbrachte sie mit Büchern, mit ihrer alten Amme, mit Pilgerinnen, welche zuweilen durch die Hintertür zu ihr kamen. Während des ganzen Juli war der Fürst außerordentlich tätig und erschien wie neu belebt. Er legte noch einen neuen Garten an und baute ein neues Gebäude für Hofleute. Marie war beunruhigt darüber, daß er wenig schlief und seine Gewohnheit, in seinem Kabinett zu übernachten, ganz aufgab. Jeden Tag hatte er eine andere Schlafstelle, bald befahl er, sein Feldbett in der Galerie aufzuschlagen, bald schlummerte er unausgekleidet auf einem Diwan oder in einem Lehnstuhl, während sein Bursche Petruschka, aber nicht Mademoiselle Bourienne, ihm vorlas, bald übernachtete er wieder im Speisezimmer.

Am 1. August kam ein neuer Brief vom Fürsten Andree. In seinem ersten Brief, bald nach seiner Abreise, hatte er seinen Vater um Verzeihung

gebeten für das, was er sich ihm zu sagen erlaubt hatte. Darauf hatte der alte Fürst ihm einen freundlichen Brief geschrieben und die Französin von sich ferngehalten. Der zweite Brief Andrees aus der Nähe von Witebsk, nach der Einnahme dieser Stadt durch die Franzosen, bestand in einer kurzen Beschreibung des ganzen Feldzuges mit einem Plan, der im Brief aufgezeichnet war, und aus Vermutungen über den ferneren Gang des Feldzugs. In diesem Brief stellte Andree seinem Vater die Mißlichkeit seines längeren Aufenthalts so nahe beim Kriegstheater vor und riet ihm, nach Moskau zu reisen.

Bei Tisch erinnerte sich der Alte auf eine Bemerkung Desalles', daß die Franzosen schon Witebsk eingenommen hätten, an den Brief.

»Er schreibt über diesen Krieg«, sagte der Fürst zu Marie mit jenem verächtlichen Lächeln, mit dem er stets vom Kriege sprach.

»Es muß sehr interessant sein«, bemerkte Desalles. »Der Fürst ist imstande, zu wissen...«

»Ach, sehr interessant!« sagte Mademoiselle Bourienne.

»Holen Sie ihn her!« wandte sich der alte Fürst an Mademoiselle Bourienne. »Sie wissen, auf dem kleinen Tisch unter einem Briefbeschwerer.« Mademoiselle Bourienne sprang vergnügt auf.

»Ach nein«, rief er, »gehe du, Michail Iwanowitsch!«

Der Architekt stand auf und ging in das Kabinett, aber kaum war er gegangen, als der alte Fürst sich unruhig umblickte, die Serviette wegwarf und selbst ging.

»Niemand versteht mich, alles wird in Verwirrung gebracht.«

Marie, Desalles, Mademoiselle Bourienne und selbst der kleine Nikolai blickten sich schweigend an. Der alte Fürst kam mit hastigen Schritten zurück, begleitet von dem Architekten. Er hielt einen Brief in der Hand, den er neben sich auf den Tisch legte und während des Essens niemand zu lesen gab. Als er in den Salon ging, gab er Marie den Brief, breitete vor sich den Plan zu einem neuen Bauwerk aus und befahl ihr, laut zu lesen.

Nachdem Marie den Brief gelesen hatte, blickte sie fragend ihren Vater an, aber er schien ganz in den Plan vertieft zu sein.

»Was denken Sie darüber, Fürst?« erlaubte sich Desalles zu fragen.

»Ich? Ich?« sagte der Alte, ohne die Augen von dem Plan abzuwenden.

»Es kann wohl sein, daß der Kriegsschauplatz sich uns nähert.«

»Hahaha! Kriegsschauplatz! Ich habe es immer gesagt, der Kriegsschauplatz ist Polen, und der Feind wird nicht weiter vordringen als

bis zum Niemen.«

Desalles blickte verwundert den Fürsten an, der vom Niemen sprach, während der Feind schon am Dnjepr war. Aber Marie hatte die geographische Lage des Niemen vergessen und hielt für richtig, was ihr Vater sagte.

»Wenn der Schnee auftaut, werden sie in den polnischen Sümpfen ertrinken! Bennigsen hätte müssen früher in Preußen eindringen, dann hätte die Sache eine andere Wendung bekommen.«

»Aber Fürst«, bemerkte Desalles schüchtern, »in dem Brief ist von Witebsk die Rede...«

»Im Brief? Ja, ja«, sagte der Alte. Sein Gesicht nahm plötzlich einen finsternen Ausdruck an. »Ja, er schreibt, die Franzosen seien geschlagen worden – bei welchem Flusse?«

Desalles blickte wieder erstaunt auf.

»Davon schreibt der Fürst nichts«, bemerkte er leise.

»Nichts? Nun, ich habe es doch nicht selbst erdacht!«

Ein langes Schweigen trat ein.

»Ja – ja... Nun, Michail Iwanowitsch«, sagte er plötzlich, auf den Plan deutend, »wie willst du das abändern?«

Der Architekt ging zum Plan. Der Alte sprach mit ihm darüber und darauf verließ er das Zimmer mit einem bösen Blick auf Marie und Desalles. Marie sah den verwunderten und besorgten Blick Desalles', den er nach ihrem Vater richtete, und war verwundert darüber, daß ihr Vater den Brief auf dem Tisch vergessen hatte, aber sie fürchtete sich, Desalles über die Veranlassung seines sorgenvollen Schweigens zu befragen.

Am Abend kam der Architekt mit dem Auftrag vom Fürsten, den Brief Andrees zu holen, den er vergessen hatte. Marie reichte ihm den Brief und fragte, was ihr Vater mache.

»Er hat immer viele Sorgen«, erwiderte der Architekt mit einem höflich spöttischen Lächeln. Marie erbleichte, als sie dies bemerkte. »Er ist jetzt sehr beschäftigt mit dem Bau des neuen Gesindehauses. Wir haben ein wenig gelesen. Jetzt beschäftigt er sich mit seinem Testament.«

In letzterer Zeit beschäftigte sich der alte Fürst viel mit Papieren, die er nach seinem Tod hinterlassen wollte und die er sein Testament nannte. »Und Alpatitsch wird nach Smolensk gesandt?« fragte Marie.

»Jawohl, er wartet schon lange.«

Lysy Gory, das Gut des Fürsten Bolkonsky, lag sechzig Werst von Smolensk und drei Werst von der großen Heerstraße nach Moskau. An demselben Abend, als der Fürst seinen Diener Alpatitsch mit verschiedenen Aufträgen nach Smolensk absandte, ließ sich Desalles bei der Fürstin Marie melden, um ihr zu sagen, da der Fürst nicht ganz gesund sei und keinerlei Maßregeln für seine Sicherheit ergreife, während aus dem Briefe des Fürsten Andree zu ersehen sei, daß ein längerer Aufenthalt in Lysy Gory nicht ungefährlich sei, so rate er ihr höflich, selbst einen Brief an den Gouverneur von Smolensk durch Alpatitsch zu senden, mit der Bitte, ihr Nachricht zu geben über die Lage der Dinge und über die etwa vorhandene Gefahr für Lysy Gory. Desalles schrieb für die Fürstin Marie den Brief an den Gouverneur, den sie unterschrieb und Alpatitsch übergab mit dem Auftrag, ihn dem Gouverneur selbst zu übergeben, und im Fall Gefahr vorhanden sei, so schnell als möglich zurückzukehren.

Nachdem Alpatitsch endlich alle Aufträge erhalten hatte, ergriff er Mütze und Stock und bestieg in Gegenwart aller Hofleute eine leichte Kibitka mit einem munteren Dreigespann und fuhr ab.

Unterwegs begegnete und überholte Alpatitsch Wagenzüge und Truppen. Als er Smolensk erreichte, hörte er in der Ferne Schüsse. Indessen seit dreißig Jahren war Alpatitsch nur gewohnt, dem Willen des Fürsten zu folgen, alles, was sich nicht auf die Erfüllung eines Befehls des Fürsten bezog, interessierte ihn nicht und existierte nicht für ihn.

Am Abend des 4. August kam Alpatitsch in Smolensk an und kehrte jenseits des Dnjepr in der Vorstadt in einem Gasthof eines gewissen Ferapontow ein, wie schon seit vielen Jahren. Er war ein dicker, schwarzhaariger, vierzigjähriger Bauer mit rotem Gesicht und dicken Lippen.

Ferapontow stand in Hemdärmeln vor seinem Laden an der Straße. Als er Alpatitsch erblickte, kam er ihm entgegen.

»Willkommen, Jakob Alpatitsch«, sagte der Wirt, »das Volk läuft fort aus der Stadt, und du kommst herein?«

»Warum fort?« fragte Alpatitsch.

»Ich sage auch, das Volk ist dumm, alles fürchtet sich vor den Franzosen.«

»Altweibergeschwätz!« knurrte Alpatitsch.

»Das meine ich auch, Jakob. Ich sage dir, es ist ja ein Befehl erlassen worden, den Franzosen nicht einzulassen. Aber jetzt verlangen die Bauern schon drei Rubel für eine Fuhre.«

Alpatitsch hörte zerstreut zu, verlangte einen Samowar und Heu für die Pferde, trank Tee und legte sich schlafen. Die ganze Nacht über zogen Truppen vorüber. Am andern Morgen legte Alpatitsch eine Jacke an, die er nur in der Stadt trug, und ging aus, um seine Aufträge zu besorgen. Es war ein sonniger Morgen, und schon um acht Uhr früh war es heiß.

»Ein kostbarer Tag für die Ernte«, sagte er.

Vom frühen Morgen an hörte man vor der Stadt Gewehrfeuer und Kanonendonner. Die Straßen waren voll Soldaten, Droschken fuhren hin und her, wie gewöhnlich, und die Krämer standen müßig vor ihren Läden. Alpatitsch besorgte seine Aufträge bei verschiedenen Behörden, auf der Post und beim Gouverneur; überall sprach man vom Krieg und vom Feind, der vor der Stadt stand.

Vor dem Hause des Gouverneurs stand eine Volksmenge und der Reisewagen des Gouverneurs, der ihn erwartete, von einer Anzahl Kosaken begleitet. Vor dem Eingang begegnete er zwei Herren, von denen er den einen, einen früheren Beamten, kannte.

»Das ist kein Spaß!« sagte dieser heftig. »Für einen Unverheirateten ist es etwas anderes, er hat nur für sich zu sorgen, aber wenn man dreizehn Kinder hat, und das ganze Vermögen in Gefahr ist! ... Ist es erhört, daß die Behörde die Sache so weit kommen läßt? Hängen müßte man sie!«

»Aber beruhigen Sie sich doch! Man hört Sie!«

»Das ist mir gleichgültig, jeder kann es hören.«

»Oho, Jakob Alpatitsch, was machst du hier?«

»Ich komme auf Befehl Seiner Exzellenz zum Gouverneur«, erwiderte Alpatitsch mit einiger Würde, indem er die Hand in die Weste steckte, wie immer, wenn er von seinem Herrn sprach. »Ich soll mich erkundigen, wie die Sachen stehen.«

»Gehe nur hinein und erkundige dich! Du wirst bald erfahren, daß kein Wagen mehr zu finden ist. Hörst du das Schießen! Nun, da hast du's! Die Schurken haben uns zum Untergang geführt.«

Alpatitsch stieg die Treppe hinauf. Der Wartesaal war angefüllt von Kaufleuten, Weibern und Beamten. Als die Tür zum Kabinett sich öffnete, erhoben sich alle und drängten vorwärts. Ein Beamter kam mit bestürzter Miene heraus, sprach einige Worte mit einem Kaufmann und rief einen anderen Beamten, der ein Kreuz um den Hals trug, herbei. Dann verschwand er mit ihm, ohne auf die Fragen, die von allen Seiten an ihn gerichtet wurden, zu antworten. Alpatitsch drängte sich in die vordere Reihe, und als derselbe Beamte wieder erschien, reichte er ihm seine zwei Briefe und steckte die Hand wieder in seine Weste.

»An den Herrn Baron Asch von dem General, Fürsten Bolkonsky«, sagte er mit so feierlicher Würde, daß der Beamte die Briefe sogleich zum Gouverneur hineinbrachte.

Wenige Augenblicke darauf wurde Alpatitsch gerufen. »Sage dem Fürsten«, begann der Gouverneur hastig, »ich wisse nichts, und höheren Instruktionen zufolge ... Da nimm das! ...« Er reichte ihm ein bedrucktes Blatt. »Der Fürst ist leidend, ich rate ihm, nach Moskau zu ziehen, ich selbst gehe dahin! ... Sage ihm auch, ich habe nicht ...« Aber er wurde unterbrochen. Ein mit Staub und Schweiß bedeckter Offizier stürzte in das Zimmer und sagte einige französische Worte zu dem Gouverneur, dessen Miene darauf Schrecken ausdrückte.

»Nun geh, geh!« sagte er zu Alpatitsch mit einem Kopfnicken. Alpatitsch ging, begleitet von den unruhigen Blicken der Wartenden. Er kehrte eilig in seinen Gasthof zurück und horchte jetzt gespannt auf das Gewehrfeuer, das näher kam. Auf dem Papier, das er vom Gouverneur erhalten hatte, stand gedruckt:

»Ich kann die Versicherung geben, daß der Stadt Smolensk noch keine Gefahr droht. Ich marschiere von der einen Seite und Fürst Bagration von der anderen auf die Stadt zu, um uns hier am 22. zu vereinigen, und die Armeen werden dann vereint das ihnen anvertraute Gouvernement verteidigen, bis sie den Feind des Vaterlandes zurückgeworfen haben, oder bis kein Soldat mehr übrigbleibt. Sie sehen, Herr Gouverneur, daß Sie die Einwohner Smolensks vollkommen beruhigen können, welche von zwei so tapferen Armeen, wie die unsrigen, verteidigt werden.« (Tagesbefehl des Generals Barclay de Tolly an den Gouverneur von Smolensk, Baron Asch. 1812.)

Das Volk drängte sich unruhig in den Straßen, fortwährend sah man Wagen, welche mit Möbeln und Habseligkeiten aller Art beladen waren, aus

den Höfen der Häuser herauskommen und sich nach den Toren der Stadt zu bewegen. Auch vor dem Laden neben Ferapontows Haus standen einige Wagen, Weiber weinten und nahmen Abschied voneinander. Alpatitsch ging in den Hof und trat mit ungewohnter Eilfertigkeit an seinen Wagen, weckte den Kutscher und befahl ihm, einzuspannen und seine Sachen aus dem Hause herbeizuholen. Aus dem Zimmer des Wirtes hörte man Kinder und Weiber schreien und die grobe, zornige Stimme Ferapontows. Die Köchin kam wie ein gejagtes Huhn herausgelaufen.

»Er hat sie geschlagen! Die Frau hat er halbtot geschlagen!« schrie sie.

»Warum?« fragte Alpatitsch.

»Weil sie ihn gebeten hat, er soll sie abfahren lassen. ›Führe mich fort!‹ hat sie gesagt. ›Lasse mich nicht mit meinen Kindern hier sterben! ... Du siehst ja, alle gehen fort, warum bleiben wir noch?‹ Nun, und dann hat er sie geschlagen! Oh! Oh! Oh!«

Alpatitsch verriet wenig Neugierde und ging in das Zimmer, das seine Einkäufe enthielt.

»Bösewicht! Mörder!« schrie in diesem Augenblick ein bleiches, hageres Weib, das mit zerrissenen Kleidern und mit einem Kind an der Brust die Treppe herabgelaufen kam. Ferapontow stürzte ihr nach, aber als er Alpatitsch erblickte, hielt er an, zog seine Weste zurecht, gähnte, reckte die Arme und ging mit ihm ins Zimmer.

»Wie? Willst du fort?«

Ohne zu antworten, musterte Alpatitsch seine Einkäufe und verlangte seine Rechnung.

»Das hat noch Zeit. Aber sage mir doch, was macht der Gouverneur? Was wird jetzt geschehen?«

Alpatitsch erzählte ihm, was er dort gesehen hatte.

»Wir werden vielleicht gute Geschäfte machen. Weißt du, Seliwanow hat neulich Mehl an die Armee verkauft, zu neun Rubel den Sack! ... Willst du Tee?«

Während man anspannte, trank Alpatitsch mit Ferapontow einige Tassen unter gemütlichem Gespräch über Getreidepreise und Ernteaussichten. »Jetzt ist's ruhiger geworden«, sagte Ferapontow. »Wahrscheinlich haben die Unsrigen gesiegt. Es ist befohlen worden, den Feind nicht hereinzulassen, und dabei bleibt's. Neulich hat der General Platow achtzehntausend Mann ins Wasser geworfen.«

Alpatitsch bezahlte seine Rechnung, sein Wagen fuhr aus dem Hof hinaus und blieb vor der Hofpforte stehen. Es war Mittag vorüber.

Plötzlich wurde ein fernes, seltsames Pfeifen gehört, auf das ein dumpfes Rollen folgte, unter dem die Fenster zitterten. Alpatitsch verließ das Fenster und ging in die Straße hinab. Zwei Männer liefen nach der Brücke zu. Von allen Seiten ertönte jetzt scharfes Pfeifen. Kanonenkugeln fielen mit dumpfem Schlag nieder und dazwischen explodierten Granaten, welche wie ein Regenschauer in die Stadt fielen. Aber die Einwohner achteten noch wenig darauf, das Gewehrfeuer vor der Stadt interessierte sie noch mehr ... Das war die Beschießung der Stadt, welche Napoleon befohlen hatte. Seit fünf Uhr morgens feuerten hundertunddreißig Kanonen unaufhörlich.

Die Frau Ferapontows, welche in einer Ecke der Scheune noch immer weinte, verstummte plötzlich und kam hervor, um zu sehen, was der Lärm bedeute und mit Vorübergehenden zu sprechen.

Die Köchin und der Krämer vom nächsten Laden traten zu ihr und alle verfolgten mit Spannung den Lauf der Geschosse, welche über ihre Köpfe wegflogen. Einige Männer gingen lebhaft sprechend vorüber.

»Welche Gewalt!« sagte der eine. »Das Dach ist in Späne zerschlagen worden!«

»Gut, daß du beiseite gesprungen bist, sonst hätte dich die Kugel niedergeschlagen«, sagte ein anderer. Bald sammelte sich eine kleine Volksmenge. Das scharfe Pfeifen der Kugeln und das Brummen der Granaten und Bomben verstärkte sich, aber fast alle Geschosse gingen über die Dächer weg.

Endlich stieg Alpatitsch auf seinen Wagen, und der Wirt beobachtete seine letzten Vorbereitungen, während die Köchin neugierig herbeikam, um zu hören, was vorging.

»Was, zum Teufel, hast du da zu gaffen?« schrie er sie zornig an, und sie zog sich erschrocken zurück. In diesem Augenblick ertönte wieder ein scharfes Pfeifen in nächster Nähe, mitten auf der Straße flammte etwas auf, es folgte ein heftiger Schlag und eine dicke Rauchwolke. Die Köchin fiel stöhnend nieder, Ferapontow lief auf sie zu, während die Weiber und Kinder schrien und sich mit bleichen Gesichtern um die Köchin drängten. Bald war die Straße leer. Die arme Köchin, welcher ein Granatsplitter die Rippen zerbrochen hatte, wurde in die Küche getragen, Alpatitsch, sein Kutscher, sowie die Frau und Kinder Ferapontows flohen erschreckt in den Keller. Unaufhörlich hörte man Kanonendonner und das Pfeifen der

Granaten. Die Frau Ferapontows versuchte vergebens, ihre Kinder zu beruhigen, und fragte angstvoll nach ihrem Mann. Er sei in die Kirche gegangen, sagte man. Das Volk wolle eine Prozession mit dem wundertätigen Bild der heiligen Jungfrau veranstalten.

Gegen Abend ließ der Kanonendonner etwas nach. Der Abendhimmel war von Rauch verhüllt, welchen zuweilen die silberne Mondsichel mit ihren Strahlen durchdrang. Auf den beständigen Kanonendonner folgten einige Minuten Stille, dann vernahm man Schritte einer großen Menschenmasse und Geschrei und bald darauf auch das unheimliche Krachen einer Feuersbrunst. Die arme Köchin war verstummt. Soldaten liefen vorüber, nicht mehr in einzelnen Gruppen, sondern wie Ameisen, welche in ihrem Bau gestört wurden. Einige traten in den Hof des Gasthauses ein, um ein Regiment vorüber zu lassen, das sich plötzlich hier umgewendet hatte. Alpatitsch war aus dem Keller heraufgekommen und stand vor der Pforte. »Die Stadt wird vom Feind eingenommen! Fort! Fort!« rief ihm ein Offizier zu. »Keiner soll in die Häuser gehen!« schrie er zornig.

Alpatitsch rief seinen Kutscher und befahl ihm, aufzusteigen. Die ganze Familie Ferapontows kam in den Hof. Als die Weiber die düstere Glut der Feuersbrunst sahen, brachen sie in Klagegeschrei aus, das sogleich von der Straße her beantwortet wurde. Endlich war alles fertig und Alpatitsch fuhr langsam ab. Ein Dutzend Soldaten waren in Ferapontows Laden eingedrungen und füllten große Säcke mit Mehl, um sie fortzutragen. Der Eigentümer wollte sich zuerst auf sie stürzen, dann aber fuhr er mit den Händen in die Haare und rief mit tollem Lachen: »Nehmt es fort, Kinderchen, damit es nicht diese Teufel erwischen!« Damit begann er selbst, Säcke auf die Straße hinauszuerwerfen.

»Rußland ist verloren!« schrie Ferapontow Alpatitsch nach. »Ich werde das Haus auch anzünden!« Er lief wie wahnsinnig in den Hof. Die Straße war von einem dichten Gedränge erfüllt, daß Alpatitsch nicht vorwärts kommen konnte. Er erwartete, wie die Frau und Kinder Ferapontows auf einem kleinen Wagen, einen günstigen Augenblick. Schon glänzten die Sterne am Himmel, als sie endlich im Schritt den Dnjepr erreichten, hier aber mußten sie wieder anhalten, da der Weg von Soldaten und Wagen eingenommen war. Die Trümmer eines Hauses und einiger kleiner Läden brannten noch, immer wieder flackerte die erlöschende Flamme neu empor und beleuchtete die erschreckten Gesichter der Menge.

»Alpatitsch!« rief eine bekannte Stimme.

»Väterchen Exzellenz!« rief er, mit Erstaunen seinen jungen Herrn erkennend.

»Was machst du hier?« fragte Fürst Andree auf seinem schwarzen Pferd.

»Ach, Exzellenz!« rief Alpatitsch in Tränen ausbrechend. »Ich... Ich... Sind wir denn verloren?«

»Was machst du hier?« wiederholte der Fürst.

Alpatitsch erzählte in wenigen Worten seine Erlebnisse. »Aber sind wir denn verloren, Exzellenz?« wiederholte er.

Fürst Andree zog sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt aus und schrieb mit einem Bleistift einige Worte an seine Schwester.

»Smolensk wird geräumt. In acht Tagen wird der Feind in Lysy Gory sein. Verlaßt es sogleich und geht nach Moskau! Schicke mir sofort durch einen Boten nach Uswjäsch Nachricht, daß Ihr abgereist seid.«

Kaum hatte er Alpatitsch diesen Zettel übergeben und noch einige mündliche Aufträge hinzugefügt, als ein starkes Krachen ertönte und das Feuer plötzlich erlosch, während dicke Rauchwolken sich erhoben. Das Dach war zusammengestürzt. Bald flammte das Feuer mit neuer Wut auf und beleuchtete alle die bleichen, müden Gesichter umher.

»Hurra! Hurra!« schrie ein Mann, der den Arm erhob. »Es ist geschehen, Kinderchen! Seht, wie es brennt!« »Das ist der Eigentümer« flüsterten einige Stimmen.

»Also höre, Alpatitsch«, fuhr Fürst Andree fort, »richte das pünktlich aus!«

Die Truppen setzten den Rückzug von Smolensk aus fort, vom Feind verfolgt. Am 10. August kam das Regiment des Fürsten Andree in der Nähe von Lysy Gory an. Eine drückende Hitze und Trockenheit herrschte schon seit drei Wochen. Das Getreide, welches nicht geschnitten wurde, vertrocknete auf dem Feld, und vergebens suchten die Kühe, vor Hunger brüllend, einige Gräschen auf den Feldern und an den ausgetrockneten Teichen. Auf den staubigen Straßen marschierten die Truppen in dichten Staubwolken von Tagesanbruch an, Wagen und Kanonen fuhren in der Mitte der Straßen, während die Infanterie sich an den Seiten hielt. Der Staub drang in die Nase, Augen und Lungen von Menschen und Tieren. Die Sonne war nur wie eine feurige Kugel durch den dichten, staubigen Dunst sichtbar. In allen Dörfern stürzten die Leute nach den Brunnen und schlugen sich um einen Tropfen schmutzigen Wassers.

Fürst Andree suchte nach Kräften für sein Regiment zu sorgen, aber jetzt erschien ihm alles in einem düsteren Licht. Smolensk hätte man nach seiner Ansicht verteidigen können und müssen. Sein Vater war krank und zur Flucht gezwungen aus diesem Lysy Gory, das der alte Fürst gebaut hatte und das er über alles liebte. Zum Glück wurde Fürst Andree durch die Sorge für sein Regiment von diesen düsteren Gedanken abgezogen. Rasch näherten sich die Franzosen Moskau. Thiers, der Geschichtsschreiber Napoleons, sucht die Fehler seines Helden zu verdecken, indem er behauptet, er sei gegen seinen Willen bis vor Moskau geführt worden, als ob die Ereignisse dieser Welt von dem Willen eines einzigen Menschen abhängen. Unsere Geschichtsschreiber hätten mit demselben Recht behaupten können, Napoleon sei durch die Geschicklichkeit unserer Generale nach Moskau gelockt worden. Der Verlauf des Krieges aber wird nicht von einem einzigen Willen gelenkt, sondern er ist das Resultat der Reibung und des Zusammenstoßes von tausend verschiedenen Willen und Leidenschaften, welche daran beteiligt sind.

Nachdem Napoleon Smolensk verlassen hatte, versuchte er vergebens bei Dorogobusch an der Wjäsma, dann bei Sarewo-Saimitschtsche den Feind einzuholen und zum Stehen zu bringen. Verschiedenen Umständen zufolge konnten die Russen erst bei Borodino, erst hundertzwölf Werst vor Moskau,

eine Schlacht annehmen. In Wjäsma gab Napoleon Befehl, gerade auf Moskau, die asiatische Hauptstadt des großen Reiches, zu marschieren. Moskau mit seinen zahllosen Kirchen erregte seine Phantasie. Er verließ Wjäsma auf seinem kleinen, isabellafarbenen Pferd, begleitet von seiner Garde, seinen Adjutanten und Pagen. Berthier, der Generalstabschef, war zurückgeblieben, um einen russischen Gefangenen durch einen Dolmetscher verhören zu lassen, und holte dann mit freudestrahlendem Gesicht seinen Herrn wieder ein.

»Was gibt es?« fragte Napoleon.

»Ein Kosak, den man gefangen hat, sagt, die Truppen Platows vereinigen sich mit der Hauptarmee, und Kutusow sei zum Obergeneral ernannt worden. Der Bursche ist sehr gesprächig und scheint intelligent zu sein.«

Napoleon lächelte, befahl, dem Kosaken ein Pferd zu geben und ihn herzuführen, um das Vergnügen zu haben, ihn selbst zu verhören. Einige Adjutanten galoppierten davon, um den Befehl auszuführen, und einen Augenblick darauf erschien unser alter Bekannter Lawruschka, Rostows Diener, im Anzug eines Offizierburschen zu Pferd, auf einem französischen Kavalleriesattel. Napoleon ließ ihn neben sich reiten, um ihn zu befragen.

»Du bist Kosak?« fragte er.

»Ja, Euer Wohlgeboren.«

»Der Kosak wußte nicht, in welcher Gesellschaft er sich befand – denn das einfache Wesen Napoleons entsprach nicht seiner Vorstellung von einem Selbstherrscher« – erzählt Monsieur Thiers, »und sprach mit der größten Zutraulichkeit über den Krieg.«

Lawruschka war etwas angetrunken. Er war am Tage vorher von seinem Herrn durchgeprügelt worden, weil er nicht rechtzeitig für Mittagessen gesorgt hatte. Deswegen war er in ein Dorf gegangen, um Hühner zu stehlen und war dabei von den Franzosen erwischt worden. Lawruschka hatte viel in seinem Leben gesehen und war eine jener dreisten, aufgeweckten Naturen, welche stets zu allen möglichen Verlogenheiten und Täuschungen bereit sind.

Er hatte Napoleon sofort erkannt und suchte sich dessen Gunst zu sichern, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen.

Er erzählte, was er von seinen Kameraden gehört hatte, aber als Napoleon ihn fragte, ob die Russen Bonaparte zu besiegen glaubten, witterte er eine Schlinge in dieser Frage und überlegte mit zusammengezogenen Augenbrauen.

»Wenn es bald eine Schlacht gibt«, erwiderte er, »dann ist es möglich, aber wenn drei Tage vorübergehen, ohne daß es zur Schlacht kommt, so zieht es sich in die Länge.«

Dieser sibyllinische Ausspruch wurde vom Dolmetscher dem Kaiser übersetzt wie folgt: »Wenn die Schlacht vor Ablauf von drei Tagen geliefert werde, so werden die Franzosen gewinnen, aber wenn sie später stattfindet, so könne Gott wissen, wie es kommen werde.«

Napoleon, der sich in vortrefflicher Laune befand, hörte dieses Orakel, ohne zu lachen, an und ließ es sich wiederholen. Lawruschka bemerkte es und stellte sich noch immer, als ob er nicht wisse, mit wem er spreche. »Wir wissen wohl, daß ihr einen großen Napoleon habt, der die ganze Welt besiegt hat, aber bei uns wird ihm das nicht so leicht werden«, sagte er.

»Die Antwort des Kosaken machte den Kaiser lachen«, erzählt Monsieur Thiers. Er machte einige Schritte vorwärts, lachend sagte er zu Berthier, er wünsche den Eindruck zu sehen, den auf diesen Steppensohn die Nachricht machen werde, daß er mit dem Kaiser spreche, mit demselben Kaiser, der auf die Pyramiden seinen siegreichen Namen geschrieben hatte.

Als man das Lawruschka sagte, erriet dieser sogleich, daß Napoleon erwarte, ihn vor Schrecken starr zu sehen, und spielte seine Rolle sehr gut. Er verdrehte die Augen und machte ein ganz verduzttes Gesicht mit dem Ausdruck, der ihm gewohnt war, wenn er zur Strafe für irgendein Vergehen einige Rutenstreiche erhalten sollte. Napoleon beschenkte ihn, entließ ihn und setzte seinen Weg fort, nur von dem Gedanken an dieses Moskau erfüllt, während Lawruschka zu dem Vorposten zurückkehrte und über die phantasievolle Geschichte nachdachte, die er seinen Kameraden erzählen wollte. Es genügte ihm nicht, nur die einfache Wahrheit zu erzählen. Lawruschka kam am Abend bei seinem Regiment an, in dem Augenblick, wo Rostow zu Pferde stieg, um mit Ilin einen Streifzug in der Umgebung zu machen. Lawruschka erhielt den Befehl, ihnen zu folgen.

Die Fürstin Marie befand sich nicht in Moskau in Sicherheit, wie Fürst Andree glaubte. Als Alpatitsch aus Smolensk zurückkam, erwachte der Fürst wie aus einer Betäubung. Er versammelte den Landsturm und schrieb dem Obergeneral, er sei entschlossen, in Lysy Gory zu bleiben und es aufs äußerste zu verteidigen, und er überlasse es ihm, Maßregeln zum Schutze eines Ortes zu ergreifen, wo einer der ältesten russischen Generale gefangengenommen oder getötet werden werde, oder nach seinem Belieben dies zu unterlassen. Dann kündigte er feierlich dem ganzen Hause seine Absicht an, Lysy Gory nicht zu verlassen. Seine Tochter sollte den kleinen Fürsten nach Bogutscharowo mit sich nehmen, und er traf sogleich Anordnungen für ihre Abreise mit Desalles. Die Fürstin Marie war durch diese fieberhafte Tätigkeit beunruhigt und konnte sich nicht entschließen, den alten Fürsten allein zu lassen. Zum erstenmal in ihrem Leben erlaubte sie sich, ungehorsam zu sein. Ihre Weigerung, abzureisen, hatte eine sehr heftige Szene zur Folge. Der alte Fürst überhäufte sie mit den schrecklichsten Vorwürfen. Sie habe sein Dasein vergiftet, ihn mit seinem Sohn entzweit und ihn abscheulich verleumdet, schrie er, sie solle sein Zimmer verlassen und machen, was sie wolle, er wolle sie nicht mehr kennen, und sie solle sich vor seinen Augen nicht wieder zeigen. Die Fürstin Marie war froh, daß sie nicht mit Gewalt in einen Wagen gesetzt und fortgefahren wurde, und sah darin einen unverkennbaren Beweis dafür, daß ihr Entschluß, bei ihm zu bleiben, ihn sehr befriedigte. Am Tage nach der Abreise seines Enkels zog der alte Fürst seine große Uniform an und machte sich auf den Weg, den Obergeneral aufzusuchen. Sein Wagen war vorgefahren. Marie bemerkte, wie er, ganz mit Orden bedeckt, nach einer Allee des Gartens ging, um dort die Bauern und die Dienerschaft, die er bewaffnet hatte, zu besichtigen. An ihrem Fenster sitzend, hörte sie gespannt auf die Befehle, die er gab, als plötzlich einige Leute mit bestürzten Gesichtern auf das Haus zugelaufen kamen. Sie eilte sogleich hinaus in die Allee und erblickte einen Haufen von Bauern und inmitten derselben den alten Fürsten, welcher, unterstützt von einigen Leuten, sich mühsam nach dem Hause schleppte. Als sie näher kam, war sie tief ergriffen. Seine harte, entschlossene Miene hatte einen Ausdruck von

Kraftlosigkeit und Unterwürfigkeit angenommen. Beim Anblick seiner Tochter bewegte er seine Lippen, aus welchen rauhe, unverständliche Töne hervorkamen. Man trug ihn in sein Kabinett und legte ihn auf den Diwan.

Der Arzt, welcher aus der Stadt geholt wurde, pflegte ihn die ganze Nacht und erklärte, die rechte Seite sei durch einen Schlag gelähmt worden. Der Aufenthalt in Lysy Gory wurde mit jedem Augenblick gefährlicher, deshalb ließ Marie den Kranken nach Bogutscharowo bringen und schickte ihren Neffen nach Moskau unter der Obhut von Desalles.

Der alte Fürst brachte drei Wochen im Hause seines Sohnes zu, immer in demselben Zustand. Er lag regungslos in halber Bewußtlosigkeit da und murmelte zuweilen unverständliche Worte. Es war nicht zu verstehen, ob er von Familienangelegenheiten oder von politischen Ereignissen sprechen wollte.

Der Arzt sagte, diese Aufregung habe nichts zu bedeuten und rühre von physischen Ursachen her, aber die Fürstin Marie war vom Gegenteil überzeugt, und die Unruhe, die der Kranke zeigte, wenn sie zugegen war, bestärkte sie darin.

Es war keine Hoffnung auf Genesung mehr, und es war unmöglich, ihn weiterzubringen, da man befürchtete, daß er unterwegs sterben würde.

»Wäre das Ende nicht besser als dieser Zustand?« sagte sich zuweilen Marie. Zu ihrem Schrecken konnte sie sich nicht verhehlen, daß alle ihre Hoffnungen, die sie seit so vielen Jahren vergessen hatte, plötzlich wieder erwachten, daß sie an ein unabhängiges Leben, voll neuer Freude, frei von dem Joch der väterlichen Tyrannei, dachte. Die Möglichkeit, zu lieben und endlich das eheliche Glück zu genießen, schwebte ihr beständig in ihrer Einbildungskraft vor wie Dämonen der Versuchung. Dann war das Gebet ihr einziger Trost. Jetzt war der Aufenthalt in Bogutscharowo auch nicht mehr ungefährlich, die Franzosen näherten sich, und ein benachbartes Gut war bereits von Plünderern heimgesucht worden. Der Arzt bestand darauf, den Kranken fortzubringen, der Adelsmarschall schickte einen seiner Leute, um die Fürstin Marie zu schneller Abreise zu mahnen. Auch der Landpolizeimeister kam persönlich, um ihr mitzuteilen, daß die französischen Truppen schon auf vierzig Werst nahegekommen seien. In den Dörfern seien schon feindliche Proklamationen verbreitet worden, und er könne für nichts stehen, wenn sie nicht sofort abreisen würde.

Sie entschloß sich endlich, am 15. September abzureisen. Die Vorbereitungen hatten sie den ganzen 14. beschäftigt, und sie verbrachte die

folgende Nacht, wie gewöhnlich, ohne sich zu entkleiden, in einem Zimmer neben dem ihres Vaters. Sie konnte nicht schlafen und näherte sich immer wieder der Tür, um zu horchen. Sie hörte, wie er stöhnte, während Tichon und der Arzt seine Lage veränderten. Noch nie zuvor hatte sie so tiefes Mitleid empfunden. Eine Veränderung war in ihr vorgegangen, jetzt fürchtete sie, ihn zu verlieren, und erinnerte sich an zahlreiche Beweise seiner Zuneigung für sie während der gemeinschaftlich verlebten, langen Jahre. Sie verscheuchte die Phantasiebilder ihres zukünftigen Lebens wie Einflüsterungen des bösen Geistes. Endlich, als sie kein Geräusch bei dem Kranken mehr hörte, schlief sie erschöpft bis zum Morgen.

»Also immer dasselbe«, sagte sie sich, erwachend. »Was wünsche ich denn? Seinen Tod!« rief sie mit Abscheu. Sie kleidete sich hastig an, betete und ging auf die Terrasse hinaus. Man spannte die Pferde an den Wagen und lud die letzten Sachen auf. Es war mildes Wetter. Der Arzt näherte sich der Fürstin.

»Er sieht heute morgen etwas besser aus! Ich habe Sie gesucht. Man kann ihn ein wenig verstehen. Kommen Sie, er fragt nach Ihnen!«

Der Kranke lag aufgerichtet, von Kissen unterstützt. Marie näherte sich ihm und küßte seine Hand. Die linke Hand ihres Vaters drückte sogleich die ihrige, augenscheinlich hatte er sie erwartet. Erschreckt blickte sie ihn an. Was wünschte er? Er beruhigte sich sogleich und machte eine verzweifelte Anstrengung, zu sprechen. Die Zunge bewegte sich etwas, es folgten einige unverständliche Laute und endlich sprach er einige Worte, indem er seine Tochter bittend und furchtsam ansah. Mehrmals wiederholte er dieselben Silben, aber es war unmöglich, sie zu verstehen. Endlich glaubte der Arzt zu erraten, daß er fragte, ob sie Furcht habe, und wiederholte dies laut, aber der Kranke schüttelte verneinend den Kopf. »Ich denke immer an dich«, sagte er endlich, beinahe deutlich. »Ich habe dich die ganze Nacht gerufen.«

»Wenn ich gewußt hätte ...« erwiderte sie.

»Hast du nicht geschlafen?« fragte er.

»Nein«, erwiderte sie.

»Mein Seelchen!« murmelte er, »mein Seelchen!«

Sie konnte das Wort kaum verstehen, aber sein Blick sagte ihr, daß er einen zärtlichen Ausdruck ausgesprochen hatte, was nie bei ihm vorgekommen war.

»Warum bist du nicht gekommen?«

»Und ich habe seinen Tod gewünscht!« sagte sie zu sich selbst.

»Danke, meine Tochter, meine Freundin, danke für alles!... Vergib! – Danke!« Zwei Tränen glänzten in seinen Augen. »Schreibe Andree, er soll kommen!«

»Ich habe einen Brief von ihm erhalten«, erwiderte Marie.

»Wo ist er denn?« fragte der Fürst erstaunt.

»Bei der Armee, bei Smolensk.«

Lange schwieg er, dann öffnete er die Augen. »Ja«, sagte er langsam und deutlich, »Rußland ist verloren! Sie haben es zugrunde gerichtet!« Und er schluchzte.

Er machte mit der Hand eine Bewegung, deren Sinn Tichon verstand. Er wischte ihm die Tränen ab. Während der alte Fürst von seinem Sohn, vom Krieg, vom Kaiser sprach, zornig die Augenbrauen zusammenzog und seine heisere Stimme immer lauter wurde, war er plötzlich von einem zweiten und letzten Schlag gerührt worden.

Das Wetter hatte sich aufgeheitert, die Sonne strahlte in ihrer ganzen Pracht, aber Marie sah nichts, vermochte an nichts zu denken. Ihr einziges Gefühl war eine verdoppelte Zärtlichkeit für ihren Vater, den sie nie so geliebt hatte wie in diesem Augenblick. Sie stieg die Treppe von der Terrasse hinab und schritt rasch durch die Lindenallee nach dem Teich. Ja, ich habe seinen Tod herbeigewünscht«, sagte sie laut in heftiger Aufregung, »um Ruhe zu finden.« Sie ging durch den Garten und als sie wieder zum Hause zurückkam, sah sie, wie Mademoiselle Bourienne mit einem Unbekannten ihr entgegenkam. Es war der Adelsmarschall, welcher ausdrücklich gekommen war, um Marie die Notwendigkeit sofortiger Abreise dringend vorzustellen. Sie hörte ihn an, ohne zu verstehen, lud ihn ein, in den Speisesaal zu treten und zu frühstücken, sofort aber erhob sie sich wieder aufgeregt und unruhig, entschuldigte sich und eilte in das Zimmer ihres Vaters. Der Arzt erschien an der Schwelle.

»Sie können nicht eintreten, Fürstin, gehen Sie!« sagte er mit Entschiedenheit.

Sie kehrte in den Garten zurück und setzte sich an den Rand des Teiches. Man konnte sie dort vom Hause aus nicht bemerken. Sie wußte nicht, wie lange Zeit sie dort gesessen hatte, bis sie endlich plötzlich aus ihrer Träumerei erweckt wurde durch Schritte, die sich auf dem Kiesweg näherten. Es war Dunjascha, ihre Kammerzofe, die man nach ihr ausgesandt hatte.

»Kommen Sie«, rief sie, »der Fürst ...«

»Gleich, gleich«, erwiderte Marie und eilte auf das Haus zu.

»Fürstin«, sagte der Arzt, der sie am Eingang erwartete, »der Wille Gottes ist erfüllt. Fassen Sie sich!«

»Es ist nicht wahr! Lassen Sie mich!« rief sie in heftiger Angst.

Der Arzt suchte sie zurückzuhalten, aber sie drängte sich vorüber.

»Warum hält man mich zurück? Warum diese erschreckten Gesichter...?«

Sie trat in das Zimmer ihres Vaters. Die alte Amme und noch einige Frauen, die das Bett umgaben, traten bei ihrem Anblick zurück, und sie erblickte das strenge, aber ruhige Gesicht des Toten.

»Nein, es ist nicht möglich!« rief sie.

Sie überwand ihren Schrecken, näherte sich dem Totenbett und drückte ihre Lippen auf die Wange ihres Vaters. Aber bei dieser Berührung zitterte sie und schrak zurück. Alle Liebe, die sie empfunden hatte, war verschwunden und einem Gefühl des Abscheus und der Furcht gewichen.

»Er ist nicht mehr! Er ist nicht mehr, und an seiner Stelle ist etwas Schreckliches, ein entsetzliches Geheimnis erschienen, das mich zurückstößt und erstarren macht«, murmelte sie. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und fiel bewußtlos in die Arme des Arztes, der ihr gefolgt war.

Der Leichnam wurde gewaschen und mit seiner Uniform bekleidet, und alle Orden wurden auf einem kleinen Tisch neben der Leiche niedergelegt. Wie durch Zauberei war der Sarg am Abend bereit, man bedeckte ihn mit dem Leichentuch, Kerzen wurden angezündet, man streute Wacholderzweige auf den Fußboden aus, und der Diakon begann Psalmen zu lesen. Viele Nachbarn und sogar Fremde waren gekommen und umgaben den Sarg, zitternd wie Pferde, welche schnauben und sich bäumen beim Anblick eines toten Pferdes. Der Adelsmarschall, der Dorfälteste und die Dienstleute des Hauses bekreuzigten und verbeugten sich mit starren Augen und schreckerfüllten Gesichtern vor dem Sarg und küßten die kalte steife Hand des alten Fürsten.

Bogutscharowo war bei seinem alten Herrn niemals beliebt gewesen. Die Bauern dieses Gutes waren verschieden von denen in Lysy Gory in ihrer Sprache, Kleidung und ihren Sitten. Sie nannten sich Steppenbewohner. Der Fürst schätzte sie als fleißige Arbeiter und ließ sie oft nach Lysy Gory zur Ernte kommen, aber er liebte sie nicht wegen ihres scheuen Wesens. Die Reformen des Fürsten Andree während seines Aufenthaltes in Bogutscharowo, die Hospitäler und Schulen, die er erbaut hatte, die Verminderung der Fronabgaben hatten ihr scheues Wesen nicht gemildert. Seltsame Gerüchte fanden bei ihnen immer Glauben. Bald erzählte man, die ganze Bevölkerung sei den Kosaken zugeschrieben worden, man werde eine neue Religion bei ihnen einführen; oft sprachen sie auch von der Freiheit, die der Kaiser Paul im Jahre 1707 ihnen gegeben und welche die Herren wieder weggenommen hätten. Der Krieg mit Napoleon und der feindliche Einfall hatte sich mit ihren konfusen Ideen vom Antichristen, vom Ende der Welt und von unbegrenzter Freiheit in ihrer Phantasie vermischt. Geheimnisvolle Strömungen des Volkslebens, dessen Quellen uns oft verborgen bleiben, erlangten hier eine ganz besondere Kraft. Zwanzig Jahre früher zum Beispiel waren die Bauern von Bogutscharowo, durch andere verleitet, in Massen ausgewandert, wie Zugvögel. Sie zogen nach Südosten, wo es Flüsse geben sollte, deren Wasser beständig warm war. Hunderte von Familien verkauften alles, was sie besaßen, und verließen ihre Heimat. Manche hatten sich losgekauft, andere waren entflohen. Viele dieser Unglücklichen wurden grausam bestraft und nach Sibirien geschickt, andere kamen unterwegs durch Hunger und Kälte um, die übrigen kamen nach Bogutscharowo zurück, und die Bewegung hörte auf, wie sie begonnen hatte, ohne erkennbare Ursache. Jetzt herrschte eine ähnliche Gärung unter den Bauern. Sie wurden durch geheimnisvolle Einflüsse heftig erregt, die nur eine günstige Gelegenheit erwarteten, um sich mit neuer Heftigkeit zu äußern.

Alpatitsch war in Bogutscharowo wenige Tage vor dem Tode des alten Fürsten als Verwalter eingesetzt worden und bemerkte eine gewisse Aufregung unter den Bauern. Es hieß, die Kosaken zerstörten die Dörfer, welche von ihren Einwohnern verlassen wurden, während die Franzosen sie

schonten. Alpatitsch wußte auch, daß ein anderer Bauer aus dem benachbarten Städtchen eine französische Proklamation mitgebracht hatte, worin gesagt war, die Franzosen werden alles bar bezahlen. Dabei zeigte er die Hundertrubelscheine vor, welche er für sein Heu erhalten hatte, er wußte aber nicht, daß das Papiergeld gefälscht war.

Was aber das Wichtigste war – Alpatitsch erfuhr, daß die Bauern beschlossen hatten, die verlangten Pferde nicht zu stellen und das Dorf nicht zu verlassen. Und doch war keine Zeit zu verlieren. Seit dreißig Jahren war Dron Ältester von Bogutscharowo. Dron war eine jener in moralischer wie in physischer Beziehung starken Naturen, welche, einmal erwachsen, siebzig Jahre alt werden ohne ein weißes Haar, ohne Zähne zu verlieren, ebenso stark und rüstig wie mit dreißig Jahren. Niemals war er krank oder betrunken gewesen, niemals war nach harter Arbeit und schlaflosen Nächten Ermüdung an ihm zu bemerken. Er verstand nicht zu lesen und zu schreiben, aber niemals täuschte er sich in seinen Rechnungen. Dieser Dron erhielt also von Alpatitsch den Auftrag, zwölf Pferde für die Wagen der Fürstin Marie und achtzehn bespannte Karren für den Transport ihrer Sachen zu stellen.

Aber Dron erwiderte, es seien keine Pferde da. Die einen hätten sie an die Krone vermietet und den anderen Bauern seien viele durch Anstrengung und schlechte Nahrung gefallen, es sei ganz unmöglich, die verlangten Pferde zusammenzubekommen.

Erstaunt und aufmerksam betrachtete Alpatitsch Dron. Er war ebenso vortrefflich als Verwalter wie Dron als Ältester und begriff sofort, daß diese Antwort nicht die Ansicht Drons, sondern die der Gemeinde ausdrückte.

»Höre, Dron«, sagte er, »mach keine Dummheiten! Der Fürst Andree hat mir befohlen, euch alle fortzuschaffen, damit ihr nicht mit dem Feind gemeinschaftliche Sache macht. Es ist sogar ein kaiserlicher Befehl da, wer bei dem Feind zurückbleibt, ist ein Verräter. Verstehst du?«

»Ich verstehe«, erwiderte Dron, ohne die Augen aufzuschlagen. Doch Alpatitsch war damit nicht zufrieden.

»Dron, es wird schlimm«, fuhr er fort. »Ich sage dir, sei nicht eigensinnig! Ich durchschaue dich durch und durch, bis drei Ellen unter den Fußboden. Also sage ihnen, sie sollen sich auf den Weg nach Moskau machen, und die Fahrzeuge müssen morgen bereit sein.«

»Was soll ich machen?« erwiderte Dron. »Die Leute nehmen nicht Verstand an, was ich ihnen auch sagen mag.«

»Gut, also höre, ich gehe zum Landpolizeimeister, und du gehst zu den Bauern und sagst ihnen, sie sollen nicht mehr an solche Dummheiten denken und die Wagen liefern.«

»Gut«, erwiderte Dron.

Alpatitsch sprach nicht weiter über die Sache. Er wußte, daß es das beste Mittel war, diese Leute zu regieren, die Möglichkeit eines Widerstandes gar nicht zuzugestehen. Er schien also von Drons anscheinender Fügsamkeit befriedigt zu sein, machte sich aber bereit, ohne ein Wort darüber zu sprechen, die obrigkeitliche Gewalt herbeizurufen.

Der Morgen kam, aber die Wagen nicht. Eine lärmende Versammlung vor der Dorfschenke hatte beschlossen, keine Wagen zu liefern und alle Pferde in den Wald zu schicken. Alpatitsch gab Befehl, die Wagen, welche seine Sachen von Lysy Gory herübergebracht, abzuladen und seine Pferde für die Fürstin bereitzuhalten.

Am 17. August machten Rostow und Ilin, begleitet von einer Ordonnanz und Lawruschka, einen Streifzug in der Nähe von Bogutscharowo, um die Pferde zu versuchen, welche Ilin gekauft hatte, und um nach Heu in der Nachbarschaft zu suchen. Seit drei Tagen standen die beiden Armeen in gleicher Entfernung von Bogutscharowo. Die russischen und französischen Vorposten konnten jeden Augenblick dort zusammentreffen. Rostow wünschte die Vorräte, welche sich wahrscheinlich dort befanden, für sein Regiment zu sichern.

Rostow und Ilin versprachen sich überdies in heiterster Laune, sich mit den hübschen Kammerzofen zu amüsieren, welche wahrscheinlich in dem Landhause zurückgeblieben waren. Rostow ahnte nicht, daß dasselbe dem früheren Bräutigam seiner Schwester gehörte. Sie setzten ihre Pferde in Trab und erreichten bald die Scheune, um welche eine Anzahl Bauern sich gesammelt hatte. Einige derselben zogen die Mützen ab, andere gafften sie nur neugierig an. Zwei große, alte Bauern, deren faltige Gesichter einen dünnen Bart trugen, kamen in diesem Augenblick aus der Schenke und näherten sich laut singend den Offizieren.

»Wer seid ihr?« fragte der eine Bauer.

»Wir sind Franzosen«, erwiderte Ilin lachend, »und dieser da ist Napoleon!« Er deutete auf Lawruschka.

»A bah, ihr seid Russen!« sagte der andere.

»Seid ihr hier in großer Stärke?« fragte ein anderer.

»Ja, in sehr großer Stärke«, erwiderte Rostow. »Aber was macht ihr denn da? Habt ihr heute Feiertag?«

»Die Alten haben heute Gemeindeversammlung«, erwiderte der Bauer.

In diesem Augenblick kamen zwei Frauen und ein Mann mit einem weißen Hut auf dem Kopf vom Herrenhaus her.

»Die Rosafarbige gehört mir! Wehe dem, der sie anrührt!« rief Ilin, als er bemerkte, daß eine der beiden Frauen dreist auf ihn zukam. Dies war Dunjascha.

»Sie gehört uns!« sagte Lawruschka, indem er Ilin ein Zeichen machte.

»Was wünschen Sie, meine Schöne?« fragte Ilin lachend.

»Die Fürstin möchte den Namen Ihres Regiments und den Ihrigen erfahren.«

»Hier ist der Graf Rostow, Rittmeister, und ich bin Ihr ganz untertänigster Diener.«

Dunjascha wurde von Alpatitsch begleitet, der schon die Mütze abgenommen hatte.

»Darf ich wagen, Euer Wohlgeboren zu stören?« fragte er, indem er die Hand in seine Weste steckte mit einem Anflug von Geringschätzung, die wahrscheinlich durch die große Jugend des Offiziers hervorgerufen wurde. »Meine Herrin, die Tochter des Generals, Fürsten Nikolai Bolkonsky, der soeben gestorben ist, befindet sich in einer schwierigen Lage, infolge der Wildheit dieser Tiere«, fügte er hinzu, indem er auf die Menge Bauern deutete, die sie umgab. »Sie läßt Sie bitten, sie zu besuchen. Es sind nur wenige Schritte.«

»Nun, was geht hier vor?« rief Rostow, lachend nach den betrunkenen Bauern hinüberblickend.

»Ich habe die Ehre, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß diese groben Menschen ihrer Herrin nicht erlauben wollen, das Gut zu verlassen, daß sie drohen, die Pferde auszuspannen. Alles ist eingepackt seit heute morgen, die Fürstin aber kann sich nicht auf den Weg begeben.«

»Unmöglich!« rief Rostow.

»Es ist die reine Wahrheit, Exzellenz!«

Rostow stieg vom Pferde, übergab es seiner Ordonnanz und ging mit Alpatitsch auf das Haus zu, indem er ihn nach den Einzelheiten fragte. Es erwies sich, daß Dron sich entschieden auf die Seite der ungehorsamen Bauern gestellt und die Schlüssel dem Verwalter zurückgegeben hatte, sich aber weigerte, vor ihm zu erscheinen. Als die Fürstin befohlen hatte, die Pferde einzuspannen, hatten sich die Bauern zusammengerottet und ihr sagen lassen, sie würden sie wieder ausspannen, und sie dürfe nicht abreisen, denn es sei verboten, die Wohnung zu verlassen. Vergebens hatte Alpatitsch versucht, sie zur Vernunft zu bringen. Dron war unsichtbar, aber ein anderer Anführer, Karp, hatte erklärt, sie würden die Abreise der Fürstin nicht zulassen, sie würde den erhaltenen Befehlen zuwiderlaufen, aber wenn sie bleibe, so werden sie, wie bisher, ihr dienen und gehorchen. Die Fürstin hatte jedoch beschlossen, trotz der Vorstellungen von Alpatitsch, der alten Amme und ihrer Dienstleute, um jeden Preis abzureisen, und befohlen, einzuspannen, als plötzlich Rostow und Ilin im Galopp auf der

Landstraße herankamen. Alles verlor den Kopf, da man sie für Franzosen hielt, die Kutscher liefen davon, und das ganze Haus war in Verzweiflung. Rostow wurde als Befreier empfangen.

Als er in den Salon trat, war Marie im ersten Augenblick kaum imstande, zu begreifen, wer er sei, aber an seinem Äußeren und seinem ganzen Wesen bemerkte sie sogleich, daß er der feinen Gesellschaft angehörte.

»Welche seltsame Fügung des Schicksals führt mich zu diesem verlassenem und vom Schmerz niedergedrückten Mädchen, das schutzlos den aufständischen Bauern gegenübersteht?« dachte Rostow.

Sie richtete ihre leuchtenden Augen auf ihn und erzählte ihm mit zitternder Stimme, was nach dem Tode ihres Vaters vorgefallen war. Die Aufregung überwältigte sie, aber als sie in den Augen des jungen Offiziers Tränen glänzen sah, richtete sie einen ihrer tiefen, milden Blicke auf ihn, die ihre Häßlichkeit sogar vergessen machten.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, Fürstin, wie sehr ich dem Zufall dankbar bin, der mich hierhergeführt hat! Wenn Sie abreisen wollen, so verspreche ich Ihnen auf meine Ehre, daß niemand es wagen wird, sich im geringsten feindlich gegen Sie zu zeigen. Bewilligen Sie mir nur die Erlaubnis, Sie zu begleiten!« Er grüßte sie mit einer Hochachtung, als ob sie eine Prinzessin des kaiserlichen Hauses gewesen wäre, und wandte sich der Tür zu. Durch diese Hochachtung schien er auszudrücken, daß er glücklich wäre, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen, daß aber sein Zartgefühl ihm nicht erlaube, ihren Schmerz und ihre Verlassenheit zu benutzen, um die Unterhaltung fortzusetzen. So faßte Marie sein Benehmen auf.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar«, erwiderte sie französisch. »Ich hoffe, daß das alles nur ein Mißverständnis ist, und daß Sie keine Schuldigen vorfinden werden!« Sie brach in Tränen aus.

Rostow verließ den Saal nach einer tiefen Verbeugung.

»Ist sie hübsch? O, die meinige, die Rosafarbige, ist entzückend! Sie heißt Dunjascha!« rief Ilin, aber beim Anblick von Rostows Miene verstummte er sogleich. Er sah, daß sein Held und Chef nicht zu Scherzen aufgelegt war und sich rasch in der Richtung nach dem Dorfe zu entfernte. Alpatitsch holte ihn mit Mühe ein.

»Was haben Sie beschlossen?« fragte er ehrerbietig.

»Beschlossen!« rief der Husar, ihn mit den Fäusten bedrohend. »Die Bauern machen Aufstand, und du stehst da und siehst sie an und weißt dir keinen Gehorsam zu verschaffen! Du bist ein Verräter! Ich kenne euch alle und werde euch alle abschlachten lassen!« Darauf setzte er hastig seinen Weg wieder fort. Alpatitsch folgte ihm so gut er konnte und drängte das Gefühl unverdienter Kränkung zurück. Er sagte Rostow, es wäre gefährlich und unklug, bei der sinnlosen Hartnäckigkeit der Bauern sich auf einen offenen Kampf mit ihnen einzulassen, bevor Hilfe von der bewaffneten Macht herbeigeholt sei.

»Ich werde es ihnen zeigen!« erwiderte Rostow. Er ging in heftiger Erregung auf die Menge zu, welche sich bei der Scheune gesammelt hatte. Obgleich Rostow keinen vorbedachten Plan hatte, sah Alpatitsch doch voraus, daß dieses Ungestüm guten Erfolg haben werde. Schon während der Unterhaltung Rostows mit der Fürstin Marie hatte sich unter den Bauern Unschlüssigkeit gezeigt. Mehrere meinten, die Reiter seien wirklich Russen und werden es nicht zulassen, daß man die Fürstin mit Gewalt zurückhalte. Dron war auch dieser Ansicht und äußerte sie laut, aber Karp widersprach ihm sogleich.

»Seit wieviel Jahren hast du die Gemeinde ausgesogen?« schrie Karp. »Du hast gut reden! ... Du hast irgendwo einen Topf mit Geld vergraben und damit gehst du davon; was kümmert's dich, wenn unsere Häuser geplündert werden?«

»Wir wissen, daß es befohlen wurde«, schrie ein anderer, »die Dörfer nicht zu verlassen und nichts fortzubringen, auch nicht ein Getreidekorn! Nun, und doch will sie dort fortfahren!«

»An deinem Sohn war die Reihe, Soldat zu werden, aber das gefiel dir nicht, und deshalb hat man meinen Iwan dafür genommen!« rief zornig ein

kleiner Greis.

»Es bleibt uns nichts mehr übrig als zu sterben! ... Ja, sterben!«

»Man hat mich noch nicht abgesetzt!« erwiderte Dron.

»Ja, ja, man hat dich noch nicht fortgejagt, aber das wird bald geschehen.«

Sobald Karp Rostow, begleitet von Ilin Lawruschka und Alpatitsch kommen sah, ging er ihnen entgegen, die Finger in den Gürtel gesteckt, mit lächelnder Miene, Dron aber verbarg sich in den hintersten Reihen.

»Heda! Wo ist der Älteste?« fragte Rostow.

»Der Älteste? Was wollen Sie von ihm?« fragte Karp. Kaum hatte er seine Worte beendet, als er einen so heftigen Schlag erhielt, daß seine Mütze in die Luft flog.

»Die Mützen ab, ihr Halunken!« rief Rostow mit wilder Stimme. »Wo ist der Älteste?« wiederholte er.

»Der Älteste! Er fragt nach dem Ältesten! Dron, dich meint er!« sagten mehrere Stimmen, während die Mützen nacheinander abgenommen wurden.

»Wir machen keinen Aufstand, wir gehorchen den erhaltenen Befehlen«, begann Karp.

»Wir haben nach dem Rat der Alten gehandelt.«

»Ihr wagt es, mir zu antworten, Bande?« rief Rostow, indem er den großen Karp am Kragen faßte. »Da nehmt ihn und bindet ihn!«

Lawruschka sprang auf ihn zu und faßte seine Arme von hinten.

»Soll ich die Unsrigen rufen«, rief er, »welche dort am Bergabhang stehen?«

»Das ist überflüssig!« erwiderte Alpatitsch. Er rief zwei der Bauern mit Namen und befahl ihnen, ihre Gürtel abzunehmen, um den Gefangenen damit zu binden.

Die Bauern gehorchten schweigend.

»Wer ist der Älteste?« sagte Rostow.

Dron entschloß sich endlich, mit bleichem Gesicht zu erscheinen.

»Du bist's? Binde ihn auch, Lawruschka!« rief Rostow gebieterisch, als ob dieser Befehl keinem Widerstand begegnen konnte. Und wirklich traten noch zwei Bauern hervor, und Dron nahm selbst seinen Gürtel ab, um sich die Hände binden zu lassen.

»Jetzt hört ihr da«, fuhr Rostow fort, »ihr kehrt im Augenblick nach Hause zurück, und nun kein Wort mehr!«

»Wir haben nichts Böses getan, es war nur Dummheit, nichts weiter!«
Nun folgten gegenseitige Vorwürfe.

»Ich habe es vorher gesagt«, murmelten mehrere Bauern zu gleicher Zeit.

»Habe ich euch nicht gleich gesagt, daß das sehr schlecht von euch ist, Kinder?« rief Alpatitsch, welcher fühlte, daß er wieder im Vollbesitz der Gewalt war.

»Ja, Jakob Alpatitsch, wir sind dumm gewesen!« erwiderten die Bauern, und die Menge zerstreute sich ruhig, während man die Gefangenen nach dem Herrenhause führte.

Zwei Stunden später standen die Wagen angespannt vor dem Haus und die Bauern luden die Sachen auf unter Aufsicht von Dron, welcher auf die Bitte der Fürstin freigelassen worden war.

»Achtung!« rief einer der Bauern, ein junger Bursche mit einnehmender Miene seinem Genossen zu, der eine Kasse aus den Händen der Kammerzofe empfing. »Sie ist kostbar! Wirf sie nicht achtlos in eine Ecke! Siehst du so, man legt sie sorgfältig ins Heu!«

»Ach, wieviel Bücher! Wieviel Bücher!« sagte ein anderer, der einen Schrank der Bibliothek herausschleppte. »Stoß mich nicht, Kinderchen! Himmel, wie schwer das ist! Was für schöne Bücher!«

Rostow wollte sich der Fürstin nicht aufdrängen und erwartete ihre Abreise im Dorf. Als die Wagen sich in Bewegung setzten, stieg er zu Pferd und begleitete sie zwölf Werst weit bis Jankowo, das von unseren Truppen besetzt war. Dann nahm er respektvoll Abschied von ihr und küßte ihr die Hand zum erstenmal.

»Sie beschämen mich«, erwiderte er errötend auf ihre lebhaften Dankesworte, »jeder Landpolizeimeister hätte dasselbe getan. Wenn wir nur Bauern zu bekämpfen hätten, so wäre der Feind nicht so tief ins Land gekommen«, fügte er mit etwas verlegenem Ton hinzu, um das Gespräch abzulenken. »Ich bin glücklich, die Ehre gehabt zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen. Leben Sie wohl, Fürstin, empfangen Sie meine besten Wünsche für die Zukunft und erlauben Sie mir, die Hoffnung auszusprechen, daß wir uns unter günstigeren Umständen wiedersehen werden.«

Die Miene der Fürstin Marie strahlte in lebhafter Erregung und Rührung. Sie fühlte, daß sie ihm den größten Dank schuldig war. Was wäre ohne ihn aus ihr geworden? Wäre sie nicht unfehlbar zum Opfer der aufständischen Bauern geworden oder den Franzosen in die Hände gefallen? Hatte er sich

nicht den größten Gefahren ausgesetzt, um sie zu retten? Und welche zarte Rücksicht hatte er für ihre Lage und ihren Schmerz gezeigt! Seine guten, ehrlichen Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, als sie mit ihm gesprochen hatte, und das Andenken daran blieb in ihrem Herzen eingegraben. Als sie ihm Lebewohl sagte, hatte sie eine seltsame Regung empfunden, und sie fragte sich, ob sie ihn nicht schon liebe. Ohne Zweifel widerstrebte es ihr, sich einzugestehen, welchen Eindruck ein Mann auf sie gemacht hatte, welcher sie vielleicht nicht einmal liebte, aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß niemand es erfahren werde, und daß es kein Verbrechen sei, im geheimen das ganze Leben lang denjenigen zu lieben, der zum ersten- und letztenmal ihr Herz erregt hatte.

»Es mußte so sein, daß er nach Bogutscharowo kam, um mich zu befreien, es mußte sein, daß seine Schwester meinem Bruder absagte«, dachte sie. Sie sah den Finger Gottes in dieser Verkettung der Umstände und hegte dann ganz im Verborgenen die Hoffnung, daß dieses Glück, das sie kaum kennengelernt hatte, eines Tages Wirklichkeit werden könne.

Auch sie hatte einen milden Eindruck auf Rostow gemacht, und als seine Kameraden, welche von seinem Abenteuer Wind erhalten hatten, sich erlaubten, ihn ironisch zu beglückwünschen dafür, daß er nach Heu ausgeritten sei und dabei das Verständnis gehabt habe, eine der reichsten Erbinnen Rußlands zu entdecken, wurde er ernstlich zornig. Im Grunde seines Herzens aber gestand er sich, daß er nichts besseres wünschen könnte, als die sympathische Fürstin Marie zu heiraten. Diese Heirat konnte sein Glück und das seiner Eltern machen, und wie er unwillkürlich fühlte, auch das des sanften Wesens, das ihn seinen Retter nannte. Und andererseits hätte ihr großartiges Vermögen auch die Möglichkeit geboten, auch das Vermögen seines Vaters wiederherzustellen. Aber Sonja – der er sein Wort gegeben hatte? Die Erinnerung daran war es eben, was ihn so aufbrachte, wenn seine Kameraden über seinen Streifzug nach Bogutscharowo scherzten.

Kutusow hatte das Oberkommando der Armee angenommen. Er erinnerte sich des Fürsten Andree und berief ihn ins Hauptquartier. An dem Tage, als Kutusow eine große Parade abhielt, kam Fürst Andree in Zarewo-Saimischtsche an. Er setzte sich vor dem Pfarrhause auf eine Bank und erwartete Seine Durchlaucht, wie man jetzt den Obergeneral nannte. Zwei Leute von der Dienerschaft Kutusows, ein Kurier und ein Haushofmeister, benutzten einen Augenblick der Muße, um frische Luft zu schöpfen. In diesem Augenblick kam zu Pferd ein Husarenoberstleutnant von kleinem Wuchs, mit braunem Gesicht und mächtigem Schnurrbart und fragte Fürst Andree, ob hier Seine Durchlaucht wohne, und ob man ihn von der Revue bald zurückerwartete.

Andree erwiderte, er gehöre nicht zum Generalstab des Fürsten und sei erst seit wenigen Minuten hier. Der Husar wandte sich darauf an einen der Diener, welcher auf seine Frage mit der Herablassung antwortete, welche gewöhnlich die Leute des Oberkommandierenden tieferstehenden Offizieren gegenüber zeigen.

»Wer? Seine Durchlaucht? Wird gleich hier sein! Was wünschen Sie?«

Der Oberstleutnant lachte über diese Dreistigkeit, stieg vom Pferd, warf den Zügel seiner Ordonnanz zu und näherte sich grüßend Bolkonsky. Fürst Andree erwiderte seinen Gruß und machte ihm Platz neben sich auf der Bank.

»Sie erwarten auch den Oberkommandierenden?« sagte der Husar. »Man sagt, er sei zugänglich, das ist sehr glücklich! Wenn man mit diesen Wurstessern, den Deutschen, zu tun hätte, gäbe es kein Ende. Jermolow tat recht daran, als er den Kaiser bat, ihn zum Deutschen zu ernennen! Aber jetzt werden auch die Russen zum Wort kommen! Der Teufel weiß, was das werden soll mit diesen ewigen Rückzügen! Haben Sie den Feldzug mitgemacht?«

»Ich habe nicht nur dieses Vergnügen gehabt«, erwiderte Fürst Andree, »sondern auch verloren, was mir am teuersten war, meinen Vater, der aus Kummer starb, und dann auch mein Gut! Ich bin aus dem Gouvernement Smolensk.«

»Ah, Sie sind wahrscheinlich Fürst Bolkonsky? Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich bin Oberstleutnant Denissow! Ich habe davon gehört.«

Fürst Andree kannte Denissow aus den Erzählungen Natalies. Erinnerungen, welche in den letzten Monaten in seinem Gedächtnis sich verwischt hatten, erwachten aufs neue und verursachten ihm Schmerz und Freude zu gleicher Zeit. Auch in Denissow erweckte der Name Bolkonsky poetische Erinnerungen an den Abend, wo er, ohne zu wissen, wie, der kleinen, fünfzehnjährigen Natalie eine Liebeserklärung gemacht hatte. Er lachte, indem er sich an diesen Roman erinnerte, kam dann aber sogleich auf das Thema, das ihn jetzt allein interessierte. Es war ein Feldzugsplan, den er entworfen hatte, während er bei dem Vorposten stand. Er hatte ihn Barclay de Tolly übersandt und wollte ihn auch Kutusow vorlegen. Seinem Plan lagen folgende Gedanken zugrunde. Die Operationslinie der Franzosen war viel zu lang, man konnte also, während man ihrem weiteren Vorrücken sich entgegenstellte, zugleich ihre Verbindungen unterbrechen. »Sie können eine so große Operationslinie nicht halten«, sagte er sich, »mit fünfhundert Mann werde ich sie durchbrechen ... Mein Ehrenwort, nur der kleine Krieg kann jetzt zum Ziele führen.«

Denissow hatte sich erhoben, um sein Projekt mit größter Lebhaftigkeit darzulegen, als er von den Hurrarufen und von Musik, welche näher kamen, unterbrochen wurde.

»Das ist er!« rief ein Kosak, der am Eingang des Hauses stand.

Andree und Denissow erhoben sich. Am Ende der Straße bemerkten sie Kutusow auf einem kleinen Pferd, der in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Generalen näher kam. Barclay de Tolly ritt neben ihm. Kutusow grüßte nach rechts und links, indem er die Hand an seine weiße Mütze ohne Schirm legte.

»Auf Wiedersehen, meine Herren«, sagte er und ritt durch die Pforte in den Hof. Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ er sich in die Arme der Kosaken und Adjutanten gleiten, die ihn unterstützten. Als er wieder auf den Beinen war, warf er einen Blick um sich und bemerkte Fürst Andree, aber ohne ihn zu erkennen. An der Haustür sah er nochmals nach Fürst Andree, und wie es bei Greisen öfter vorkommt, brauchte er einige Augenblicke, um den Namen dieser Gestalt zu finden, die ihm aufgefallen war.

»Ach, guten Tag, Fürst! Mein Freund, komm her!« sagte er mit Anstrengung und stieg mühsam die Stufen hinauf, welche unter seinem Gewicht krachten. Dann knöpfte er die Uniform auf und setzte sich auf eine Bank.

»Was macht dein Vater?« fragte er.

»Gestern erhielt ich die Nachricht von seinem Tod«, erwiderte Fürst Andree kurz.

»Friede sei mit ihm!« rief Kutusow, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich. »Ich habe ihn geschätzt und geliebt«, fügte er nach kurzem Schweigen mit einem Seufzer hinzu, umarmte den Fürsten Andree und drückte ihn lange an seine breite Brust.

»Nun, komm zu mir! Wir wollen ein wenig sprechen«, sagte er.

In diesem Augenblick stieg Denissow, der in Gegenwart seiner Vorgesetzten ebenso kühn war wie vor dem Feind, entschlossen die Treppenstufen hinauf und trat auf Kutusow zu, ungeachtet der Einreden der Adjutanten, nannte seinen Namen und erklärte, er habe dem Durchlachtigsten etwas von hoher Wichtigkeit für das Wohl des Vaterlandes vorzulegen.

Kutusow kreuzte mit verdrießlicher Miene seine Arme über der Brust und wiederholte: »Für das Wohl des Vaterlandes, sagst du? Was kann das sein? Sprich!«

Denissow errötete, aber er begann seinen Plan mit größtem Eifer zu entwickeln. Kutusow sah zur Erde und warf zuweilen einen Blick nach der gegenüberliegenden Hütte, als ob er von dort etwas Unangenehmes erwarte. Bald erschien daselbst ein General mit einer großen Mappe unter dem Arm und kam auf Kutusow zu.

»Was gibt's?« fragte Kutusow mitten in der Rede Denissows. »Schon fertig?«

»Ja, Durchlaucht«, erwiderte der General.

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort«, sagte Denissow, »daß ich die Verbindungslinie Napoleons unterbrechen werde.«

»Höre einmal«, fragte plötzlich Kutusow, »ist Ciril Denissow von der Intendantur ein Verwandter von dir?«

»Er ist mein Onkel«, erwiderte Denissow.

»Wir waren Freunde«, erwiderte Kutusow heiter. »Sehr gut, mein Freund, bleibe beim Generalstab, morgen werden wir weiter darüber sprechen.« Er

verabschiedete sich mit einem Kopfnicken und griff nach den Papieren, welche Konownizin gebracht hatte.

Ein Adjutant erschien auf der Schwelle mit der Nachricht, das Zimmer für den Oberkommandierenden sei bereit.

»Nein«, erwiderte dieser, »bringt mir hierher einen kleinen Tisch, und du da, gehe nicht fort!« wandte er sich an Fürst Andree. Während der General vom Dienst den Bericht machte, wurde das Rauschen eines seidenen Kleides hörbar. Fürst Andree erblickte eine junge, hübsche Frau in rosafarbigem Kleid mit einem seidenen Tuch um den Kopf, welche ein Tragbrett in der Hand hielt. Der Adjutant erklärte Fürst Andree leise, daß das die Frau des Priesters sei, der den Durchlauchtigsten schon mit dem Kreuz in der Hand empfangen habe, sie wolle ihn mit Salz und Brot willkommen heißen.

»Sie ist sehr hübsch«, bemerkte der Adjutant lächelnd.

Verwundert über diese Worte wandte sich Kutusow um.

Der Bericht des Generals enthielt hauptsächlich eine Kritik der neuen Stellung bei Zarewo-Saimischtsche. Kutusow hörte ihn ebenso zerstreut an wie vorhin Denissow und sieben Jahre früher am Abend vor der Schlacht bei Austerlitz im Kriegsrat. Er hörte nur, weil er Ohren hatte, welche auch ohne seinen Willen hörten. Man sah, daß ihn nichts wunderte oder interessierte, daß er voraus wußte, was man ihm erzählen konnte, und daß er alles geduldig anhörte, wie man ein Tedeum anhört. Was Denissow gesagt hatte, war klug und vernünftig gewesen, was der General vom Dienst ihm vortrug, war noch klüger und vernünftiger. Aber Kutusow verachtete das Wissen und die Klugheit, denn nach seiner Ansicht mußte etwas anderes die Entscheidung bringen. Fürst Andree beobachtete aufmerksam seine Miene, welche zuerst Langeweile, dann Neugierde bei dem Rauschen des Kleides ausdrückte und endlich den Wunsch, die Gebräuche zu beobachten. Er traf nur eine Verfügung in betreff der Plünderer. Der General vom Dienst reichte ihm zur Unterschrift einen Befehl an die Korpsgenerale, für die Kriegsschäden, die die Soldaten anrichten, Entschädigung zu zahlen, infolge der Klage eines Landbesitzers, dessen Haferfeld verwüstet worden war. »Ins Feuer! Ins Feuer damit!« rief Kutusow. »Ein für allemal, mein Freund, wirf alle Dummheiten ins Feuer! Man mag das Getreide schneiden, oder den Wald verbrennen, so viel man will! Ich werde es weder befehlen noch erlauben, aber es steht nicht in meiner Macht, es zu verhüten, noch die Leute zu entschädigen. Wenn man

Balken zimmert, fliegen Späne!« Dann überflog er nochmals den Rapport.
»Ach«, sagte er, »diese deutsche Kleinlichkeitskrämerei.«

»Nun, das ist alles«, fügte er hinzu, nachdem er das letzte Papier unterzeichnet hatte. Dann erhob er sich und ging nach der Tür des Hauses.

Popadia, die Frau des Geistlichen, ergriff errötend und hastig das Tragbrett, auf welchem Salz und Brot lagen, und näherte sich Kutusow mit einer tiefen Verbeugung, der ihr dankte und das Kinn streichelte.

»Hübsches Frauchen!« sagte er, »ich danke, mein Täubchen.«

Dann zog er aus seiner Westentasche einige Goldstücke und legte sie auf das Tragbrett. »Geht es dir gut hier?« fragte er sie, indem er in das Zimmer trat, das für ihn vorbereitet worden war. Popadia folgte ihm lächelnd mit Grübchen auf dem errötenden Gesicht.

Der Adjutant forderte den Fürsten Andree auf, mit ihm zu frühstücken. Eine halbe Stunde später ließ ihn Kutusow rufen. Andree fand ihn auf einem Lehnstuhl ausgestreckt, mit aufgeknöpfter Uniform und einen französischen Roman lesend: »Die Schwanenritter«, von Madame Genlis. »Setze dich!« sagte Kutusow, indem er das Buch beiseite legte. »Es ist sehr traurig! Sehr traurig! Aber erinnere dich, mein Freund, daß ich dein zweiter Vater bin.«

Fürst Andree erzählte ihm von den letzten Augenblicken seines Vaters. »Wie weit ist es gekommen!« sagte plötzlich Kutusow. »Aber es wird anders werden!« rief er zornig. »Ich habe dich kommen lassen, um dich bei mir zu behalten«, sagte er nach kurzem Schweigen.

»Ich danke Durchlaucht«, erwiderte Fürst Andree, »aber ich taue nicht für den Dienst im Generalstab.«

Kutusow sah ihn forschend an.

»Und überdies«, fuhr Andree fort, »liebe ich mein Regiment und könnte mich nicht von ihm trennen. Wenn ich auf die Ehre verzichte, bei Ihrer Person zu bleiben, glauben Sie mir, daß ...«

»Ich bedaure es, du wärest mir nützlich gewesen, aber du hast recht«, sagte Kutusow wohlwollend, mit etwas spöttischem Ton, »nicht hier sind Männer nötig. Wenn alle diese Ratgeber, wie du, in den Regimentern dienen möchten, so wäre es viel besser! Ich erinnere mich deines Benehmens bei Austerlitz, ich sehe dich noch mit der Fahne in der Hand.«

Andree errötete in freudiger Erregung. Kutusow zog ihn an sich, umarmte ihn, und Andree konnte sehen, daß seine Augen feucht wurden. »Gehe, wohin dich Gott führen wird, ich weiß, es ist der Weg der Ehre! Du wärest mir in Bukarest sehr nützlich gewesen, da gab es auch Ratgeber, wie hier. Eine Festung nehmen, das ist nichts, aber einen Feldzug zum guten Ende führen, das ist die Schwierigkeit. Dazu genügt es nicht, nur zu stürmen und anzugreifen, man muß Geduld haben und die rechte Zeit abwarten. Kaminsky hat mit dreißigtausend Mann Festungen erstürmt, aber ich habe nur mit Zeit und Geduld mehr Festungen als er genommen und die Türken Pferdefleisch fressen lassen! ... Glaube mir«, sagte er, auf seine Brust schlagend, »die Franzosen werden's auch versuchen.«

»Man wird aber doch eine Schlacht annehmen müssen«, sagte Fürst Andree.

»Ja, ohne Zweifel, wenn es alle wollen, aber ich sage dir, es gibt keinen besseren Soldaten als die Zeit und die Geduld, diese erreichen alles! Aber die Ratgeber begreifen das nicht, das ist eben das Unglück. Adieu, mein Freund, wenn du etwas nötig hast, so komme zu mir!« Er umarmte ihn.

Mit einem Seufzer ließ sich Kutusow in einen Lehnstuhl nieder und griff wieder zu seinem Roman. Diese Unterhaltung hatte auf Andree eine beruhigende Wirkung hervorgebracht. Er kehrte zuversichtlicher zu seinem Regiment zurück. Er wußte, daß dieser Greis nichts erfinden und nichts unternehmen, aber alles im rechten Augenblick benutzen und nichts Schädliches zulassen werde. Trotz des französischen Romans und der französischen Redensarten, die Kutusow anwandte, wußte Andree, daß ein echt russisches Herz in ihm schlug und seine Ernennung von der Nation mit einstimmigem Beifall aufgenommen worden war.

Nach der Abreise des Kaisers nahm Moskau sein alltägliches Leben wieder auf und die Begeisterung der letzten Tage schien nur ein Traum gewesen zu sein. Inmitten des Schweigens, das nun folgte, schien niemand mehr an die Wirklichkeit der Gefahr zu glauben. Die Annäherung des Feindes machte die Moskauer nicht ernsthafter, sie sahen im Gegenteil ihre Situation mit wachsendem Leichtsinn an, wie es oft vor einer Katastrophe der Fall ist. Dann erheben sich in der Seele zwei Stimmen von gleicher Stärke, die eine predigt die Notwendigkeit, der bevorstehenden Gefahr ins Auge zu sehen und an Gegenmittel zu denken, die andere findet, es sei peinlich, daran zu denken, weil es dem Menschen nicht gegeben sei, dem Unvermeidlichen zu entgehen, und weil es daher einfacher sei, die Gefahr zu vergessen und vergnügt weiter zu leben bis zu dem Augenblick, wo sie eintritt. In der Einsamkeit hört man auf die erstere dieser Stimmen, die meisten aber gehorchen der zweiten, und die Moskowiter waren ein neues Beispiel dafür, denn niemals war man in Moskau so vergnügungssüchtig wie in diesem Jahr. Man las und besprach die neuesten Ankündigungen des Gouverneurs Rostoptschin, wie man einen Band neuer Gedichte bespricht. Man sagte, alle Fremden seien aus Moskau ausgewiesen, weil es Spione darunter gegeben habe. Das Regiment, welches Mamonow ausgerüstet habe, koste ihn achthunderttausend Rubel, und Besuchow werde das seinige noch mehr kosten, und es mache ihm alle Ehre, daß er die Uniform anziehen und seinem Regiment vorausmarschieren und sich von jedem gratis bewundern lassen werde.

»Sie schonen niemand«, sagte Julie Drubezkoi zu Schinschin, mit einem kleinen Knäuel Scharpie in der Hand, das sie gefertigt hatte. Sie gab eine Abschiedsgesellschaft, weil sie am nächsten Tage Moskau verlassen wollte. »Besuchow ist lächerlich«, sagte sie französisch, »aber er ist so gutmütig und liebenswürdig! Welches Vergnügen finden Sie darin, so kaustisch zu sein?«

»Sie zahlen Strafe!« rief ein junger Mann, welchen Julie ihren Chevalier nannte, und der sie nach Nishnij begleiten sollte. Man hatte sich das Wort gegeben, nicht mehr Französisch zu sprechen, und für jede Übertretung dieses Gebots mußte eine Strafe bezahlt werden.

»Sie zahlen doppelt«, sagte ein russischer Literat, »denn Sie haben einen Gallizismus begangen.«

»Ich habe gesündigt und zahle Strafe«, sagte Julie, »weil ich das Wort kaustisch gebraucht habe, aber für Gallizismen kann ich nicht verantwortlich sein, ich habe nicht Geld und Zeit genug, um, wie Fürst Galizin, russische Stunden zu nehmen. Ach, da ist er! Wenn man vom Wolf spricht –« Sie wollte das französische Sprichwort wiederholen, unterbrach sich aber lachend – »Nein, Sie sollen mich nicht fangen! – Wir sprachen von Ihnen!« rief sie Peter zu. »Wir sagten, Ihr Regiment sei ohne Widerrede schöner als das von Mamonow«, log sie mit eleganter Leichtigkeit. »Ach, bitte sprechen Sie nicht davon«, sagte Peter, indem er ihr die Hand küßte. »Wenn Sie wüßten, wieviel Verdruß es mir verursacht!«

»Sie werden es selbst befehligen, wirklich?« fuhr Julie fort mit einem spöttischen Blick.

»O nein«, erwiderte er laut lachend, »die Franzosen wären zu sehr im Vorteil, und ich fürchte, nicht aufs Pferd klettern zu können.«

Das Gespräch berührte alle möglichen Gegenstände und kam auch auf die Familie Rostow.

»Wissen Sie«, sagte Julie, »daß ihre Umstände ganz zerrüttet sind? Der Graf ist ein Einfaltspinsel, Rasumowsky wollte ihm sein Haus und sein Gut bei Moskau abkaufen, aber die Sache zieht sich in die Länge, weil er einen zu hohen Preis verlangt.«

»Aber ich glaube«, sagte jemand, »daß der Kauf zum Abschluß kommen wird, obgleich in jetziger Zeit es eine Torheit ist, Häuser zu kaufen.«

»Warum?« fragte Julie. »Glauben Sie, daß Moskau in Gefahr sei?«

»Ja, warum reisen Sie denn ab?«

»Ich? Nun, Sie fragen seltsam! Ich reise, weil alle Welt fortreist, und weil ich keine Jungfrau von Orleans und keine Amazone bin.«

»Wenn der Graf von Rostow sich zu arrangieren versteht, so kann er alle seine Schulden bezahlen. Aber was hält ihn so lange hier zurück? Ich glaubte, er sei schon lange wieder auf dem Lande.«

»Natalie ist vollständig genesen, nicht wahr?« fragte Julie, indem sie sich mit einem maliziösen Lächeln an Peter wandte.

»Sie erwarten den jüngsten Sohn, der als Kosak in den Dienst getreten ist. Man hat ihn nach Bjelaja Zerkow gesandt, wo das Regiment gebildet wird. Die Gräfin will nicht abreisen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben.«

»Vor drei Tagen habe ich sie bei Acharow gefunden. Natalie ist sehr hübsch gewesen und guter Laune«, bemerkte Julie. »Sie hat ein Lied gesungen ... Wie sich bei gewissen Leuten alles so rasch wieder verwischt!«

»Was verwischt sich denn?« fragte Peter ärgerlich.

Julie lächelte.

»Sie wissen sehr gut, Graf, daß Ritter wie Sie nur in Romanen vorkommen.«

»Ritter? Ich verstehe nicht!« sagte Peter errötend.

»O, o, Graf, sagen Sie das nicht! Ganz Moskau kennt die Geschichte. Ich bewundere Sie! Parole d'honneur.«

»Strafe! Strafe!« riefen verschiedene.

»Gut, gut«, erwiderte Julie ungeduldig. »Man kann also nicht mehr sprechen! ... Aber Sie wissen ja, Graf, Sie wissen es!«

»Ich weiß nichts«, erwiderte Peter.

»Ich aber erinnere mich sehr gut, daß Sie mit Natalie sehr gut gestanden, während ich immer Wera vorgezogen habe.«

»Nein, gnädige Frau«, erwiderte Peter, »ich habe nicht die Rolle des Ritters der Gräfin Rostow übernommen, ich habe sie schon seit einem Monat nicht mehr gesehen.«

»Wer sich entschuldigt, klagt sich an«, erwiderte Julie. »Raten Sie, wen ich gestern abend gesehen habe! ... Die arme Marie Bolkonsky. Sie hat ihren Vater verloren; wissen Sie es?«

»Nein. Wo wohnt sie denn? Ich werde glücklich sein, sie wiederzusehen.«

»Ich weiß nur, daß sie morgen auf ihr Gut in der Umgegend abreist und ihren Neffen dahin mitnimmt.«

»Wie befindet sie sich?«

»Sie ist sehr betrübt. Aber werden Sie erraten, wer sie gerettet hat? Es ist ein ganzer Roman ... Nikolai Rostow! Man hatte sie umringt und wollte sie töten, nachdem man ihre Leute verwundet hatte, als er sich plötzlich in die Menge stürzte und sie befreite. Ich bin überzeugt«, bemerkte Julie französisch, »sie ist ein wenig verliebt in den jungen Mann.«

»Strafe! Strafe!« hieß es von allen Seiten.

»Aber wie hätte ich das auf russisch sagen sollen?«

Zu Hause angekommen, fand Peter die beiden letzten Proklamationen des Grafen Rostoptschin vor. In der einen widersprach er dem Gerücht, er habe den Einwohnern verboten, die Stadt zu verlassen. Er forderte aber die Damen des Adels und der Kaufmannschaft auf, sich nicht zu entfernen. »Denn«, sagte er sich, »das sind nur falsche Nachrichten, welche die Panik verursachen, und ich stehe mit meinem Leben dafür, daß der Bösewicht Moskau nicht erreichen wird.«

Aus dieser Proklamation schloß Peter zum erstenmal mit Sicherheit, daß die Franzosen bestimmt nach Moskau kommen würden. Die zweite Proklamation sagte, unser Hauptquartier sei bei Wjäsma, der Graf Wittgenstein habe den Feind geschlagen, und diejenigen, welche sich bewaffnen wollen, finden im Arsenal Gewehre und Säbel zu billigen Preisen.

»Was tun?« fragte sich Peter zum erstenmal. »Zur Armee gehen oder hier abwarten?« Er ergriff ein Kartenspiel, das auf dem Tisch lag. »Wir wollen eine Patience machen; wenn sie gelingt, so bedeutet das, daß ... was wird es bedeuten?« fragte er sich, indem er die Karten legte.

Er hatte die Lösung noch nicht gefunden, als die Stimme der älteren Fürstin draußen gehört wurde, die allein noch bei ihm wohnte, nachdem die jüngeren verheiratet waren.

»Entschuldigen Sie, mein Vetter, daß ich Sie störe, aber man muß einen Entschluß fassen. Alle Welt verläßt Moskau, das Volk erhebt sich, etwas Schreckliches ist im Anzug ... warum bleiben wir noch?«

»Im Gegenteil, Cousine, mir scheint, es geht alles vortrefflich«, erwiderte Peter in dem scherzenden Ton, den er gegen sie beobachtete, um der Verlegenheit zu entgehen, die ihm immer seine Rolle als Wohltäter verursachte.

»Wieso vortrefflich? Woraus schließen Sie das? Noch heute morgen hat mir Barbara die Taten unserer Truppen erzählt, das macht ihnen Ehre! Aber hier wird das Volk meuterisch und gehorcht nicht mehr, sogar meine Kammerzofe wird frech. Wenn das noch länger dauert, wird man nicht mehr aus der Stadt hinauskommen, und überdies werden die Franzosen sicherlich kommen ... Warum erwarten wir sie? Ich bitte Sie, geben Sie

Befehl, daß man mich so schnell als möglich nach Petersburg bringt; denn ich kann nicht hierbleiben und mich der Herrschaft Bonapartes unterwerfen.«

»Hier, lesen Sie doch diese Proklamation! Die Stadt ist ruhig, es hat keine Gefahr.«

»Ach, dieser Graf ist ein Heuchler und bringt das Volk zum Aufstand.« Peter fuhr fort, seine Karten zu legen. Die Patience gelang, aber er ging doch nicht zur Armee und blieb in Moskau, das sich alle Tage mehr entvölkerte. Die Fürstin verließ ihn am folgenden Tage. Sein Intendant kündigte Peter an, daß das Geld für die Ausrüstung des Regiments nicht anders angeschafft werden könne als durch den Verkauf eines seiner Güter, und stellte ihm vor, diese Phantasie werde ihn ruinieren.

»Verkaufen Sie es!« erwiderte Peter lachend. »Ich kann mein Wort nicht zurückziehen!«

Die Stadt war schon halb verlassen. Julie war abgereist, sowie auch die Fürstin Marie. Von allen seinen Bekannten waren nur noch Rostows da, aber Peter besuchte sie nicht mehr.

Am 24. August abends verließ Peter Moskau. Auf der Station Perchuschkowo, wo er einige Stunden später ankam, hörte er, daß eine große Schlacht stattgefunden habe. Man erzählte, in Perchuschkowo habe die Erde gezittert während der Kanonade, aber niemand konnte ihm sagen, auf welcher Seite der Sieg geblieben war. Das war das Gefecht von Schewardino. Bei Tagesanbruch kam Peter in Moschaisk an.

Alle Häuser waren von Soldaten besetzt, in dem Gasthof fand er seinen Diener und seinen Kutscher, welche ihn erwarteten. Sechs Zimmer waren voll von Offizieren und immer neue Truppen marschierten vorüber. Überall sah man nur Infanterie, Kosaken, Reiter, Bagagewagen, Pulverwagen und Kanonen. Peter beeilte sich, seine Reise fortzusetzen. Je mehr er sich von Moskau entfernte und in diesen Ozean von Truppen eindrang, um so mehr fühlte er sich von einer Unruhe erfaßt und von jener inneren Genugtuung, die er während der Anwesenheit des Kaisers in Moskau empfunden hatte, als es sich darum handelte, ein Opfer zu bringen.

Am 24. fand das Gefecht bei Schewardino statt, am 25. fiel von keiner Seite ein Schuß und am 26. erfolgte die blutige Schlacht bei Borodino. Man fragt sich erstaunt, warum diese Schlachten geliefert wurden; denn sie konnten weder den Russen noch den Franzosen Vorteile bieten. Napoleon lieferte die Schlacht und Kutusow nahm sie an.

Bis zur Schlacht von Borodino standen unsere Streitkräfte zu denen des Feindes im Verhältnis von fünf zu sechs, und nach der Schlacht im Verhältnis von eins zu zwei, und dennoch hatte der erfahrene Kutusow die Schlacht angenommen, welche Napoleon den vierten Teil seines Heeres kostete. Gegen die Behauptung, daß Napoleon den Feldzug zu beendigen glaubte, indem er Moskau nahm, wie er Wien eingenommen hatte, sind viele Gegenbeweise vorhanden. Die Geschichtsschreiber jener Zeit selbst erzählen, daß er seit Smolensk die Möglichkeit suchte, anzuhalten, weil er die Gefahr der zu großen Ausdehnung seiner Operationslinie erkannte und voraussah, daß die Besetzung Moskaus für ihn kaum ein günstiger Ausgang wäre, je nach dem Zustand, in dem man ihm die Stadt überlassen werde, und nachdem er auf seine wiederholten Versuche, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, keine Antwort erhalten hatte. Somit handelten beide, indem sie die Schlacht anboten und annahmen, unsinnig und planlos. Aber man hat später in dem Gang der Ereignisse zahlreiche Beweise zu finden geglaubt für das Genie der beiden Anführer, welche sicherlich nur blinde Werkzeuge Gottes waren.

Die Schlacht bei Borodino verlief anders, als man sie beschrieben hatte, um die Fehler unserer Generale zu verbergen. Sie wurde nicht auf einem Schlachtfeld geliefert, das zuvor gewählt und sorgfältig befestigt worden war, und auch nicht nur mit einer kleinen Minderzahl auf seiten der Russen, sondern sie wurde von ihnen in einer offenen Ebene angenommen, nach einem verlorenen Gefecht und gegen französische Streitkräfte von doppelter Anzahl, also unter Bedingungen, wo es vorauszusehen war, daß die Armee sich nicht drei Stunden halten konnte, ohne eine vollständige Niederlage zu erleiden.

Peter verließ Moschaisk am Morgen des 25. August. An der Anhöhe, auf welcher die Kirche stand, verließ er den Wagen. Ein Regiment Kavallerie folgte ihm unmittelbar nach und diesen entgegen kam eine lange Reihe Wagen herauf, die Verwundete vom vergangenen Tage brachten. Jeder Wagen enthielt drei oder vier Verwundete, welche auf dem holperigen Weg heftige Stöße erlitten.

Sein Kutscher rief zornig den Bauern zu, sich auf einer Seite des Weges zu halten. Das Regiment, welches herankam, nahm die ganze Breite ein, Peter selbst war genötigt, anzuhalten. Einer der Wagen mit Verwundeten hielt zwei Schritte von ihm, der Führer hob hastig einen Stein auf und schob ihn unter die Hinterräder.

Die Straße wurde weniger steil, Peter konnte den Berg hinabkommen und sich in den Wagen setzen. Die ihm begegnenden Soldaten betrachteten erstaunt seinen weißen Hut und seinen grünen Rock. Nachdem er so vier Werst zurückgelegt hatte, bemerkte er ein bekanntes Gesicht. Es war einer der höheren Ärzte des Heeres, begleitet von einem Gehilfen. »Herr Graf!« rief der Arzt. »Wie kommen Sie hierher, Erlaucht?«

»Ich wollte sehen ...«

»Ja, ja, hier können Sie Ihre Neugierde befriedigen.«

Peter stieg vom Wagen und sprach mit dem Arzt von seiner Absicht, an der Schlacht teilzunehmen. Der Arzt riet ihm, sich direkt an Kutusow zu wenden. »Ich hätte Sie gern hingeführt, aber ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Morgen wird eine Schlacht geschlagen, und auf hunderttausend Mann werden wenigstens zwanzigtausend Verwundete zu rechnen sein, nicht wahr? Und nun haben wir weder Tragbahren, noch Hängematten, noch Ärzte auch nur für sechstausend. Wir haben wohl zehntausend Wagen, aber man muß auch noch andere Sachen haben, und immer antwortet man uns: ›Sehen Sie, wie Sie zurechtkommen‹.«

Peter setzte seinen Weg nach Gorky fort. Auf der Höhe angekommen, bemerkte er zum erstenmal Leute vom Landsturm im weißen Hemd, ein Kreuz auf der Mütze, welche laut lachend und schwatzend rechts von der Straße auf einem kleinen Hügel arbeiteten.

»Man will jetzt mit dem ganzen Volk den Feind zurücktreiben«, sagte der eine.

Peter stieg die Anhöhe hinauf, wohin ihn der Arzt gewiesen hatte. Es war elf Uhr morgens. Die Sonne beleuchtete durch die reine, klare Luft das lebensvolle Panorama, das sich vor seinen Augen ausbreitete. Links zog sich die große Straße von Smolensk nach Moskau hin, welche ein Dorf mit seiner weißen Kirche durchschnitt, das fünfhundert Schritte weiter vorwärts, am Fuße eines Hügels lag. Das war Borodino. Ein wenig weiterhin überschritt die Straße eine Brücke und stieg noch weiter hinab, bis zum Dorf Walujew, in einer Entfernung von fünf oder sechs Kilometern. Jenseits dieses Dorfes, wo in diesem Augenblick sich Napoleon aufhielt, verschwand die Straße in einem dichten Gehölz, aus welchem in der Sonne ein vergoldetes Kreuz hervorglänzte und der Glockenturm des Klosters Kolozk. In der blauen Ferne links und rechts von dem Wald und der Straße sah man die Wachtfeuer und die Massen unserer Truppen. Rechts, längs der Kolotscha und der Moskwa erblickte das Auge eine lange Reihe von Hügeln und Terrainfalten, inmitten welcher die Dörfer Bessubowo und Sacharino liegen, sowie die rauchenden Trümmer des Dorfes Semenowskoje.

Das alles sah Peter in unbestimmten Umrissen. Es war kein Schlachtfeld, wie er es sich vorgestellt hatte, sondern offene Felder, Lichtungen, Gehölze, Dörfer, Bäche, so daß er trotz aller Mühe nicht entdecken konnte, wo in diesen lachenden Gefilden eigentlich unsere Stellung war.

»Ich muß mich darüber erkundigen«, sagte er sich und wandte sich an einen Offizier, welcher neugierig die kolossale Gestalt mit dem wenig militärischen Äußeren betrachtete.

»Unsere Stellung«, erwiderte der Offizier, »kann ich Ihnen deutlich angeben, denn ich habe alle Befestigungen erbaut. Sehen Sie, unser Zentrum ist in Borodino, dort!« Und er deutete auf das Dorf mit der weißen Kirche. »Hier ist der Übergang über die Kolotscha! Sehen Sie eine Brücke in jener kleinen Ebene mit den Heuhaufen? Das ist unser Zentrum. Unser rechter Flügel ist dort«, fuhr er fort, indem er nach dem Wald zur Rechten deutete. »Dort ist die Moskwa und dort haben wir drei starke Redouten errichtet. Unser linker Flügel ist etwas schwierig zu erklären. Gestern war er in Schewardino, wo Sie die große Eiche sehen, aber heute haben wir

unseren linken Flügel zurückgezogen bis zu diesem verbrannten Dorf Semenowskoje. Gott mag wissen, ob auf diesem Punkt eine Schlacht stattfinden wird! Jedenfalls wird morgen mancher beim Verles fehlen.« »Da kommen sie! Da kommen sie!« riefen mehrere Stimmen. Offiziere und Soldaten eilten nach der Landstraße, eine Prozession kam aus Borodino heraus, die Anhöhe herauf.

»Das ist die Mutter Gottes, unsere Beschützerin!«

»Nein, das ist die Mutter Gottes aus Smolensk«, berichtete ein anderer. Die Landsturmlaute, die Dorfbewohner, die Erdarbeiter der Batterie, alle warfen die Schaufeln weg und liefen der Prozession entgegen. Voran marschierte Infanterie. Hinter ihr ertönten religiöse Gesänge, dann kamen die Geistlichen in ihren reichen Gewändern. Soldaten und Offiziere trugen ein großes Bild mit geschwärztem Gesicht, in Silber eingerahmt, hinter ihnen her. Das war das Heiligenbild, das man von Smolensk mitgenommen hatte. Zur Linken und Rechten drängte sich die Menge der Soldaten und Offiziere, welche sich bis zur Erde verneigten. Endlich erreichte die Prozession den Gipfel des Hügels. Die Träger des Bildes lösten sich ab, und das Tedeum begann. Ein leichter, frischer Wind spielte in den Haaren aller dieser unbedeckten Köpfe. Ein kleiner Raum hinter den Priestern war von den höheren Offizieren eingenommen. Ein kahlköpfiger General mit dem Georgenkreuz um den Hals stand starr und unbeweglich. Augenscheinlich war es ein Deutscher, denn er bekreuzigte sich nicht und schien geduldig das Ende der Gebete abzuwarten, das er aber notwendig fand, um die Stimmung der Soldaten zu heben. Peter bemerkte einige bekannte Gesichter. Als die Sänger zum zwanzigstenmal mit sichtlicher Ermüdung den Gesang anstimmten, zeigten alle Mienen tiefes Gefühl. Endlich näherte sich eine wichtige Persönlichkeit dem Bilde, für welche er sogleich eine Gasse öffnete. Es war Kutusow, der nach Tatarinowo zurückkehrte, nachdem er die Gegend betrachtet hatte. Peter erkannte ihn sofort. Er trug einen langen Mantel auf dem gewölbten Rücken. Er trat etwas schwankend ein, blieb hinter dem Priester stehen und machte mechanisch das Zeichen des Kreuzes. Dann neigte er tief seinen grauen Kopf. Er war begleitet von Bennigsen und seinem Generalstab. Ungeachtet der Anwesenheit des Oberkommandierenden, welche die Aufmerksamkeit der Generale abgelenkt hatte, beteten die Soldaten weiter, ohne sich stören zu lassen. Als die Gebete beendet waren, trat Kutusow vor, kniete schwerfällig nieder und berührte die Erde mit seiner Stirn. Nach längeren, vergeblichen

Anstrengungen, sich wieder zu erheben, gelang es ihm endlich, er spitzte die Lippen, wie die Kinder tun, und küßte das Bild. Die Generale folgten seinem Beispiel, dann die Offiziere und nach ihnen auch die Soldaten, welche einander drängten und stießen.

»Peter Kirilowitsch, wie kommen Sie hierher?« rief eine Stimme.

Peter wandte sich um und erblickte Boris Drubezkoi, welcher seine Knie nach den Kniebeugungen abstäubte und sich ihm lachend näherte. Sein Äußeres war elegant. Er trug wie Kutusow einen langen Mantel. Während dieser Zeit hatte Kutusow das Dorf erreicht und sich vor einer Hütte auf einer Bank niedergelassen, welche ein Kosak in aller Eile herbeigebracht hatte. Ein glänzendes Gefolge umgab ihn. Die Prozession zog weiter, während Peter im Gespräch mit Boris etwa dreißig Schritt von Kutusow stand. Peter sprach seinen Wunsch aus, an der Schlacht teilzunehmen. »Das beste wäre, beim General Bennigsen zu bleiben«, sagte Boris, »bei dem ich Ordonnanzoffizier bin. Ich werde von Ihnen mit ihm sprechen. Wollen Sie eine Idee von unserer Stellung haben, so kommen Sie mit uns, wir gehen nach dem linken Flügel, und wenn wir zurückkommen, müssen Sie mir das Vergnügen machen, mein Gast für die Nacht zu sein. Wir können sogar eine kleine Partie organisieren. Sie kennen ohne Zweifel Dmitri Sergejewitsch? Er liegt dort drüben in Gorky in Quartier.«

»Aber ich hätte gern den rechten Flügel gesehen, man sagt, er sei so stark.«

»Das können Sie wohl, aber der linke Flügel ist der wichtigste.«

»Vielleicht können Sie mir sagen, wo sich das Regiment des Fürsten Bolkonsky befindet?«

»Wir kommen dort vorüber, und ich werde Sie zum Fürsten führen.«

»Was wollten Sie vom linken Flügel sagen?« fragte Peter.

»Unter uns gesagt, der linke Flügel befindet sich in einer abscheulichen Stellung. Graf Bennigsen hatte einen ganz anderen Plan und wollte auch jenen Hügel dort unten befestigen, aber seine Hoheit hat es nicht erlaubt, denn ...«

Boris sprach nicht weiter, weil er den Adjutanten Kutusows, Kaissarow, auf sich zukommen sah.

»Kaissarow!« rief Boris lebhaft, »ich erkläre dem Grafen unsere Stellung. Er bewundert seine Durchlaucht, welcher die Absicht des Feindes so gut durchschaut hat.«

»Sie sprachen vom linken Flügel?« fragte Kaissarow.

»Ja, gerade der linke Flügel ist jetzt furchtbar.«

Obgleich Kutusow aus seinem Hauptquartier alle unnützen Leute fortgeschickt hatte, hatte Boris doch verstanden, seine Stellung zu behaupten, indem er sich dem Grafen Bennisen attachieren ließ, der große Stücke auf ihn hielt.

Die Armee war in zwei Lager geteilt, das von Kutusow und das von Bennisen, dem Chef des Generalstabs, und Boris verstand es sehr geschickt, während er für Kutusow eine tiefe Achtung an den Tag legte, zu verstehen zu geben, daß dieser Greis unfähig sei, die Kriegsführung zu leiten, und daß in der Tat Bennisen der wirkliche Leiter sei. Man stand jetzt vor dem entscheidenden Augenblick, welcher Kutusow vernichten und die Gewalt Bennisen überliefern sollte, oder aber, wenn Kutusow die Schlacht gewann, so hätte man nicht verfehlt, verständlich zu machen, daß alle Ehre dafür Bennisen gebühre. In jedem Falle wären zahlreiche Belohnungen zur Verteilung gekommen. Diese Aussicht versetzte Boris in fieberhafte Aufregung.

Peter war bald von mehreren Offizieren, die er kannte, umgeben, welche nach Kaissarow gekommen waren, und hatte Mühe, alle Fragen zu beantworten. Kutusow bemerkte Peter in der Gruppe und ließ ihn durch seinen Adjutanten rufen. Peter begab sich gleich zu ihm, aber in demselben Augenblick näherte sich auch ein Mann vom Landsturm Kutusow und kam Peter zuvor. Das war Dolochow.

»Wie kommt der Mensch hierher?« fragte Peter.

»Der Taugenichts drängt sich überall ein«, erwiderte man ihm. »Er ist degradiert worden, kommt aber wieder auf die Oberfläche des Wassers. Er hat verschiedene Projekte eingereicht und ist bis zu den feindlichen Vorposten geschlichen. Man kann ihm nicht abstreiten, daß er Mut hat!« Peter nahm ehrerbietig den Hut vor Kutusow ab.

»Ich habe mir überlegt«, sagte Dolochow, »wenn ich Eure Durchlaucht benachrichtigen würde, könnten Sie mich wegjagen oder mir sagen, die Sache sei schon bekannt.«

»Ja ... ja ...« sagte Kutusow.

»Aber ich sagte mir auch, wenn ich Erfolg habe, so leiste ich dem Vaterland einen Dienst, für das ich bereit bin, mein Leben zu lassen. Wenn Eure Durchlaucht einen Menschen braucht, der seine Haut nicht schont, so bitte ich, an mich zu denken.«

»Ja, ja«, erwiderte Kutusow, der seinen Blick lachend auf Peter richtete. In demselben Augenblick trat Boris mit der Gewandtheit eines Höflings vor, um sich neben Peter zu stellen, mit dem er anscheinend eine begonnene Unterhaltung fortsetzte.

»Sie sehen, Graf, die Landstürmer haben weiße Hemden angezogen, um sich auf den Tod vorzubereiten. Ist das nicht Heroismus?«

Boris hatte augenscheinlich diese Worte nur in der Absicht ausgesprochen, um gehört zu werden. Seine Berechnung war richtig, Kutusow fragte ihn, was er vom Landsturm gesagt habe. Er wiederholte seine Worte.

»Ja, es ist ein unvergleichliches Volk«, bemerkte Kutusow und schlug die Augen auf. »Unvergleichlich!« murmelte er nochmals. »Sie wollen also Pulver riechen?« fragte er Peter. »Ein angenehmer Geruch! Sicherlich! Ich habe die Ehre, zu den Verehrern Ihrer Frau Gemahlin zu gehören, wie befindet sie sich. Mein Biwak steht zu Ihren Diensten!« Mit greisenhafter Zerstreutheit wandte Kutusow den Kopf zur Seite, als ob er vergessen hätte, was er zu sagen oder zu tun hatte. Dann schien er plötzlich gefunden zu haben, was er suchte, und winkte Andree Kaissarow, den Bruder seines Adjutanten, zu sich.

»Wie lauten die Gedichte Marins? Sagen Sie sie doch einmal her!« sagte er augenscheinlich in ironischer Stimmung; während Kaissarow sie deklamierte, begleitete sie Kutusow lächelnd mit Kopfnicken.

Als Peter sich wieder von Kutusow entfernte, näherte sich ihm Dolochow und reichte ihm die Hand entgegen.

»Sehr erfreut, Sie wiederzusehen, Graf«, sagte er laut und mit besonderer Feierlichkeit. »Am Abend vor dem Tag, welchen zu überleben nicht allen von uns beschieden sein wird, freue ich mich, Gelegenheit zu haben, um Ihnen zu sagen, daß ich unsere früheren Mißverständnisse bedauere und daß ich wünsche, daß Sie keinen Groll gegen mich hätten, und bitte Sie, mir zu verzeihen.«

Peter blickte Dolochow lächelnd an und wußte nicht, was er sagen sollte. Dolochow umarmte und küßte Peter unter Tränen.

Boris sprach einiges mit seinem General, dem Grafen Bennigsen, welcher sich darauf an Peter wandte und ihm vorschlug, mit ihm zusammen die Linie entlang zu reiten. Nach einer halben Stunde begab sich Kutusow nach Tatarinowo, und Bennigsen ritt mit seiner Suite, der sich Peter anschloß, die Linie entlang.

Benningsen ritt von Gorky die große Landstraße nach der Brücke hinab. Im Zentrum der Stellung ritten sie über die Brücke in das Dorf Borodino, bogen von dort links ab und ritten an einer großen Anzahl Soldaten und Kanonen vorüber nach einem hohen Hügel, auf welchem die Landsturmeute eine Schanze gruben. Das war die Redoute, welche später Rajewsky-Redoute oder Hügelbatterie genannt wurde. Peter wußte nicht, daß diese Redoute für ihn der denkwürdigste Punkt des ganzen Schlachtfeldes sein werde. Dann ritten sie durch eine Schlucht nach Semenowskoje, wo die Soldaten die letzten Balken der Hütten fortschleppten. Hierauf ritten sie wieder eine Anhöhe hinan, an neuaufgestellter Artillerie vorüber nach einer Befestigung, an welcher noch gegraben wurde. Benningsen blickte nach der Redoute bei Schewardino hinüber, welche noch gestern unser war. Einige Reiter, welche man dort erblickte, hielten die Offiziere für Napoleon oder Murat. Benningsen wandte sich an einen auf ihn zukommenden General und begann die ganze Stellung unserer Truppen zu erklären. Peter hörte gespannt auf Benningsens Worte, mußte aber zu seinem Bedauern bemerken, daß seine geistigen Fähigkeiten ungenügend waren, um diese Erläuterungen der bevorstehenden Schlacht zu begreifen.

Von der Verschanzung ritten sie noch weiter nach links in einen niedrigen Birkenwald. Vor ihnen sprang ein Hase auf, erschreckt durch die Hufschläge, und verschwand in dem Gebüsch. Nach einem Weg von etwa zwei Kilometer durch den Wald kamen sie auf freies Feld hinaus, auf welchem die Truppen des Armeekorps von Tutschkow standen, welche den linken Flügel verteidigen sollten. Hier auf dem äußersten linken Flügel sprach Benningsen viel und lebhaft und traf, wie es Peter schien, wichtige Anordnungen. Vor der Stellung der Truppen Tutschkows befand sich eine Anhöhe, welche nicht von Truppen besetzt war. Benningsen tadelte laut diesen Fehler, und einige Generale stimmten ihm bei, worauf Benningsen befahl, auf seine Verantwortung die Truppen vorzuschieben. Sogar Peter wunderte sich darüber, wie es möglich war, einen so groben Fehler zu begehen. Er wußte nicht, daß diese Truppen nicht zur Verteidigung der Stellung bestimmt waren, wie Benningsen glaubte, sondern verdeckt in

einem Hinterhalt aufgestellt waren, um den vorrückenden Feind plötzlich zu überfallen. Bennigsen wußte das nicht und schob die Truppen weiter vor, ohne dem Oberkommandierenden davon Mitteilung zu machen.

An diesem hellen Augustabend des 25. lag Fürst Andree in einer zerfallenen Scheune des Dorfes Knjaskowo, wo sein Regiment stand. Durch die Löcher in den Wänden blickte er auf das Feld hinaus, auf welchem die Lagerfeuer der Soldaten rauchten. Drückend und unnütz erschien ihm sein Leben, und er befand sich jetzt wieder, wie vor sieben Jahren am Vorabend der Schlacht bei Austerlitz, in einer erregten und gereizten Stimmung. Er hatte die Befehle zur Schlacht erhalten und ausgegeben und hatte jetzt nichts weiter zu tun. Er wußte, daß die bevorstehende Schlacht die schrecklichste von allen denen sein mußte, an denen er teilgenommen. Der Gedanke an die Möglichkeit des Todes erwachte jetzt lebhaft in seiner Seele mit drohender Klarheit und Schärfe, und alles was ihn früher in Anspruch genommen und gequält hatte, erschien ihm jetzt im kalten, bleichen, schattenlosen Licht. Er sah sein ganzes Leben wie in einer Zauberlaterne. »Ja, das sind sie, diese Gestalten in groben Umrissen, welche mir einst schön und geheimnisvoll erschienen waren. Das allgemeine Wohl, die Liebe zum Weibe, zum Vaterland – wie groß erschienen mir einst alle diese Bilder! Mit welchem tiefen Sinn schienen sie mir erfüllt zu sein! Und das alles erscheint mir jetzt so einfach und leer!« Er blickte auf die Birken hinaus, deren gelbgrüne Blätter in der Sonne erglänzten, und dachte an das Leben auf Erden, wenn er nicht mehr sein werde. Ein Frost lief über seinen Rücken. Rasch stand er auf, verließ die Scheune und ging umher.

»Wer ist da?« rief Andree, als er Stimmen vernahm.

Der rotnasige Kapitän Timochin, der frühere Vorgesetzte Dolochows, welcher jetzt wegen Mangel an Offizieren ein Bataillon befehligte, näherte sich schüchtern der Scheune, begleitet von einem Adjutanten und dem Zahlmeister des Regiments. Fürst Andree hörte die Meldung der Offiziere an, erteilte noch einige Befehle und wollte sie entlassen, als er hinter der Scheune eine bekannte Stimme vernahm. Fürst Andree erblickte Peter, der auf ihn zukam. Der Anblick von Leuten seiner Welt, besonders Peters, der ihn an die schwere Zeit erinnerte, die er in Moskau verlebt hatte, war ihm peinlich.

»Ach, sieh da!« sagte er. »Wie unerwartet!« Seine Miene war mürrisch, fast feindselig. Peter bemerkte dies sogleich, seine gehobene Stimmung

schwand.

»Ich kam ... wissen Sie ... es interessiert mich ...« sagte Peter. »Ich wollte die Schlacht sehen.«

»Ja, ja, aber was sagen deine Brüder, die Freimaurer, vom Krieg?« fragte Andree spöttisch. »Was macht Moskau? Was machen die Meinigen? Sind sie endlich in Moskau angekommen?« fragte er ernst.

»Ja, sie sind angekommen, Julie Drubezkoi hat es mir gesagt. Ich wollte sie besuchen, traf sie aber nicht an. Sie sind auf das Gut bei Moskau gezogen.«

Die Offiziere wollten gehen, aber Fürst Andree, welcher nicht mit seinem Freund allein bleiben wollte, lud sie zum Tee ein. Die Offiziere blickten die dicke, mächtige Gestalt Peters erstaunt an und hörten auf seine Nachrichten aus Moskau und auf seine Bemerkungen über die Stellung unserer Truppen, die er gesehen hatte.

»Du hast also die ganze Stellung begriffen?« unterbrach ihn Fürst Andree.

»Nun, ich bin kein Krieger und kann nicht sagen, daß ich alles verstanden habe, aber doch die allgemeine Stellung.«

»Nun, dann weißt du mehr als irgend jemand«, sagte Fürst Andree.

»Wie?« fragte Peter erstaunt. »Und was sagen Sie über die Ernennung Kutusows?«

»Ich war sehr erfreut darüber!«

»Aber was ist Ihre Meinung von Barclay de Tolly? In Moskau spricht man viel von ihm.«

»Frage diese Herren!« erwiderte Fürst Andree.

»Es ist hell geworden, Erlaucht, als der Alte kam!« sagte Timochin mit schüchternem Blick nach seinem Vorgesetzten.

»Warum das?« fragte Peter.

»Nun, sehen Sie, zum Beispiel Holz oder Furage! Wir marschierten von Swenzjany ab und durften nichts anrühren, alles mußten wir ihm überlassen! Nicht wahr, Erlaucht, in unserem Regiment wurden zwei Offiziere dafür vor Gericht gestellt, aber als der Durchlachtigste kam, wurde alles anders, alles hell!«

»Warum hatte Barclay de Tolly das verboten?«

Timochin wußte nicht, wie er darauf antworten sollte.

»Das Land sollte nicht verheert werden, das wir dem Feinde überlassen!« sagte Fürst Andree mit boshafem Spott. »Nun, und bei Smolensk hat er auch ganz richtig überlegt, daß die Franzosen uns umgehen können, weil sie die Übermacht hatten. Aber er konnte nicht begreifen«, rief Fürst Andree plötzlich mit grollender Stimme, »daß wir uns damals zum erstenmal um russisches Land schlugen, und daß der Geist der Truppen so vortrefflich war, wie ich ihn nie gesehen hatte. Aber er befahl den Rückzug, und alle

Anstrengungen und Verluste waren verloren. Er ist jetzt nicht am Platz, weil er alles gründlich und genau überlegt, wie ein echter Deutscher. Und in eurem Klub ist euch eingefallen, er sei ein Verräter? Dadurch wird er später nur wieder zum Helden oder Genie gemacht, was noch weniger richtig ist. Er ist ein ehrlicher, sehr pünktlicher Deutscher, der aber den russischen Geist nicht versteht.«

»Aber er ist ein geschickter Heerführer!« sagte Peter.

»Was bedeutet das?« sagte Fürst Andree spöttisch.

»Nun, einen Führer, der alle Zufälle voraussieht und die Absichten des Gegners errät!«

»Das ist unmöglich«, sagte Fürst Andree.

»Aber man sagt doch«, erwiderte Peter, »der Krieg sei ein Schachspiel?«

»Ja, nur mit dem kleinen Unterschied, daß man beim Schachspiel jeden Zug überlegen kann, solange man will, und daß ein Pferd immer stärker ist als ein Bauer, und zwei Bauern immer stärker sind als einer. Im Kriege aber ist ein Bataillon zuweilen stärker als eine Division, zuweilen schwächer als eine Kompanie. Glaube mir, wenn etwas von den Anordnungen des Generalstabs abhängen würde, so wäre ich dort geblieben und würde auch anordnen. Statt dessen habe ich die Ehre, mit diesen Herren beim Regiment zu dienen, und ich glaube, daß der morgige Tag von uns und nicht vom Generalstab abhängen wird. Der Erfolg hängt niemals ab vom Terrain, der Bewaffnung, noch von der Zahl und am allerwenigsten von der Stellung.«

»Wovon denn?«

»Von jenem Gefühl, das in mir und in jedem Soldaten ist.«

Timochin blickte erschreckt seinen Vorgesetzten an, welcher jetzt, im Gegensatz zu seiner früheren Schweigsamkeit, ungewöhnlich erregt war.

»Die Schlacht gewinnt der, der fest entschlossen ist, sie zu gewinnen. Du sagst, unsere Stellung, besonders der linke Flügel, sei schwach, aber das ist alles Unsinn! Was steht uns morgen bevor? Hundert Millionen Zufälligkeiten, welche zum Sieg oder zur Niederlage führen, aber alles, was jetzt geschieht, ist nur Zeitvertreib. Die Wahrheit ist, daß diejenigen, mit denen du längs der Stellung hingeritten bist, nicht nur zum Verlauf der Schlacht nichts beitragen, sondern ihn noch stören! Sie sind nur mit ihren eigenen, kleinlichen Interessen beschäftigt.«

»In einem solchen Augenblick?« fragte Peter vorwurfsvoll.

»Gewiß, sie denken nur daran, ein Kreuz oder Ordensband zu erhalten! Ich sehe die Sache anders an. Hunderttausend Russen und hunderttausend

Franzosen sind zusammengekommen, um sich zu schlagen, und wer sich wütender schlägt und weniger schont, der wird Sieger! Aber ich sage dir, was auch dort geschehen mag, und welche Konfusion dort oben herrschen mag, wir gewinnen morgen die Schlacht.«

»Das ist die Wahrheit, Erlaucht«, bemerkte Timochin. »Glauben Sie mir, die Soldaten in meinem Bataillon tranken keinen Schnaps, es ist jetzt nicht Zeit dazu«, sagten sie.«

Alle schwiegen.

Als die Offiziere gegangen waren, wollte Peter das Gespräch fortsetzen und sagte: »Sie glauben also, daß die Schlacht morgen gewonnen wird?«

»Ja, ja«, erwiderte Fürst Andree zerstreut, »wenn ich die Macht hätte, würde ich verbieten, Gefangene zu machen. Wozu das? Die Franzosen haben mein Haus zerstört, wie sie Moskau zerstören werden, und beleidigen mich jeden Augenblick. Sie sind meine Feinde, sie sind Verbrecher nach meinen Begriffen, und so denkt auch Timochin und das ganze Heer. Man muß sie vernichten.«

»Ja, ja«, sagte Peter mit glänzenden Augen, »ich bin ganz Ihrer Ansicht.«

»Keinen Gefangenen!« fuhr Fürst Andree fort, »das würde den ganzen Krieg ändern und ihn weniger grausam machen. Dieses Prahlen mit Großmut und Empfindsamkeit kommt mir vor wie die gefühlvollen Damen, welche in Ohnmacht fallen, wenn sie sehen, wie ein Kalb geschlachtet wird, sie können kein Blut sehen, aber einen Kalbsbraten mit schmackhafter Sauce essen sie mit Appetit! Man spricht von Kriegsrecht, von Ritterlichkeit, von Schonung der Unglücklichen, das ist alles Unsinn! Sie plündern fremde Häuser, fabrizieren falsches Papiergeld, töten meine Kinder, meinen Vater und sprechen von Kriegsgesetzen und Großmut gegen Feinde. Keine Gefangenen! Alle umbringen und selbst in den Tod gehen! Wer dazu gelangt ist, wie ich, durch dieselben Leiden ...«

Fürst Andree, welcher immer gedacht hatte, es sei ihm gleichgültig, ob Moskau eingenommen werde, wurde plötzlich durch einen inneren Krampf unterbrochen, der ihm die Kehle zuschnürte. Er ging einige Male schweigend auf und ab, seine Augen glänzten fieberhaft und seine Lippen zuckten. »Ohne diese Koketterie mit Großmut im Krieg würden wir nur dann in den Krieg ziehen, wenn es wirklich sein muß, und nicht wegen kleinlicher Interessen. Der Krieg ist kein Amusement, sondern die abscheulichste Sache im Leben, daran muß man denken und nicht mit dem Krieg spielen. Man muß diese schreckliche Notwendigkeit ernst und streng

auffassen. Der Krieg ist kein Kinderspiel, der Kriegerstand ist der rühmlichste Stand! Aber was ist der Krieg? Was ist nötig zum Erfolg? Was ist der Charakter des Kriegerstandes? Das Ziel des Krieges ist der Mord, die Waffe des Krieges ist Spionage und Verrat, die Verheerung der Länder, die Plünderung der Einwohner zur Unterhaltung des Heeres, dann Lug und Trug, die man Kriegslist nennt. Der Charakter des Kriegerstandes ist die Abwesenheit aller Freiheit, das heißt, die Disziplin, Müßiggang Grausamkeit, Trunkenheit und ungeachtet dessen ist das der höchste Stand, der von allen verehrt wird. Alle Kaiser, außer dem chinesischen, tragen Uniform, und wer am meisten Menschen tötet, erhält die größte Belohnung. Wie morgen stoßen sie zusammen, um Zehntausende zu ermorden, und dann wird ein Dankgottesdienst gefeiert dafür, daß man viele Menschen erschlagen habe. Wie wird Gott dies Gebet aufnehmen?« rief Fürst Andree mit dünner, kreischender Stimme. »Ach, Freund, in letzter Zeit ist mir das Leben schwer geworden, ich sah, daß ich schon zu viel begriffen habe! Es ist nicht gut für den Menschen, vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen! Nun, auf Wiedersehen!« fügte er hinzu. »Jetzt geh schlafen, und auch für mich ist's Zeit! Reite nach Gorky!« sagte plötzlich Fürst Andree, »vor einer Schlacht muß man ausschlafen.« Er küßte Peter und ging hastig in die Scheune zurück. Einige Zeit blieb Peter schweigend stehen und überlegte, ob er Andree nachfolgen oder nach Hause reiten sollte. »Nein, er braucht mich nicht«, schloß er, »und ich weiß, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben.« Mit einem schweren Seufzer kehrte er nach Gorky zurück.

Am 25. August, dem Tage vor der Schlacht bei Borodino, kam der Hofmarschall Napoleons, Monsieur de Beausset, und der Oberst Fabvier, im Hauptquartier Napoleons an, der erste aus Paris, der andere aus Madrid. Beausset ließ die von ihm mitgebrachten kaiserlichen Sachen vor sich in das Zelt Napoleons tragen, wo er die Kiste auszupacken begann, während er sich mit dem Adjutanten unterhielt. Fabvier sprach vor dem Zelt mit bekannten Generalen.

Napoleon war noch mit seiner Toilette beschäftigt. Schnaubend bot er den dicken Rücken, bald seine fleischige Brust der Bürste entgegen, mit der der Kammerdiener ihn abrieb. Ein anderer Diener bespritzte mit wichtiger Miene den Kaiser mit kölnischem Wasser. Die kurzen Haare Napoleons waren feucht und zerzaust, aber sein Gesicht, obgleich aufgedunsen und gelb, drückte physisches Vergnügen aus.

»Tüchtig! Tüchtig!« sagte er zu dem Kammerdiener.

Ein Adjutant trat ein, um dem Kaiser zu melden, wieviel Gefangene im gestrigen Gefecht gemacht wurden. Er blieb bei der Tür stehen und wartete auf die Erlaubnis, einzutreten. Napoleon sah ihn finster von der Seite an.

»Keine Gefangenen«, wiederholte er die Worte des Adjutanten. »Sie wollen also ausgerottet sein? Um so schlimmer für die russische Armee!« sagte er. »Tüchtig! Tüchtig!« wiederholte er. »Gut lassen Sie de Beausset und Fabvier auch eintreten!« sagte er mit einem Kopfnicken zu dem Adjutanten.

»Zu Befehl, Majestät!« Der Adjutant verschwand.

Rasch legten die Diener dem Kaiser die blaue Gardeuniform an, und der Kaiser trat mit festen, raschen Schritten in das Empfangszimmer. Beausset war beschäftigt, das von ihm überbrachte Geschenk der Kaiserin auf zwei Stühlen aufzustellen, aber der Kaiser trat unerwartet ein, bevor er mit seinen Vorbereitungen fertig war.

»Was ist das?« fragte Napoleon, als er bemerkte, daß alle nach einem Gegenstand blickten, der mit einem Tuch bedeckt war. Mit höfischer Gewandtheit, ohne seinen Rücken zu zeigen, machte Beausset eine halbe Wendung, trat zwei Schritte zurück und zog sogleich das Tuch weg.

»Ein Geschenk für Eure Majestät von der Kaiserin!« sagte er. Es war das Bild eines Knaben, das in hellen Farben von Gerard gemalt war. Es war ein sehr hübscher, blondlockiger Knabe mit dem Blick des Christuskindes auf dem Bilde der Sixtinischen Madonna, welcher mit einer Kugel und einem Stäbchen spielte. Die Kugel bedeutete die Erdkugel und das Stäbchen in der anderen Hand das Zepter.

»Der König von Rom!« sagte der Kaiser, indem er mit einer graziösen Gebärde nach dem Bilde deutete. Mit der dem Italiener eigenen Fähigkeit, den Gesichtsausdruck nach Belieben zu wechseln, trat er auf das Bild zu mit der Miene gedankenvoller Zärtlichkeit. Er fühlte, daß das, was er jetzt tat und sagte, Geschichte war, und hielt es für das beste, im Gegensatz zu seiner Machtfülle, welche dem Sohn erlaubte, mit der Erdkugel Ball zu spielen, die einfachste, väterliche Zärtlichkeit zu zeigen. Er trat näher, blickte sich nach einem Stuhl um, der ihm sofort zugeschoben wurde, und setzte sich dem Bilde gegenüber. Eine Handbewegung, und alle verließen auf Zehenspitzen das Zimmer.

Nachdem er einige Zeit mit seinen Gefühlen allein gewesen, stand er auf und berief wieder Beausset und den Adjutanten zu sich. Er befahl, das Bild vor dem Zelt aufzustellen, damit seine alte Garde des Glückes teilhaftig werde, den König von Rom zu sehen, den Sohn und Nachfolger ihres angebeteten Herrn. Wie er erwartet hatte, drängten sich sogleich die Offiziere und Soldaten seiner alten Garde vor dem Zelt um das Bild. »Vive l'empereur! Es lebe der König von Rom!« riefen begeisterte Stimmen. Nach dem Frühstück diktierte Napoleon einen Armeebefehl. »Kurz und energisch!« sagte Napoleon, als er selbst die in einem Guß, ohne Änderung niedergeschriebene Proklamation las:

Soldaten! Die Schlacht ist da, die ihr so lange herbeigewünscht habt! Der Sieg hängt von euch ab, er ist uns notwendig, und wird euch alles Nötige liefern, bequeme Quartiere und baldige Rückkehr ins Vaterland. Benehmt euch so wie bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk! Die spätere Nachkommenschaft wird sich eurer Taten an diesem Tag mit Stolz erinnern! Von jedem von euch wird man sagen: ›Auch er war dabei in der großen Schlacht vor Moskau.«

»Nehmt das Bild fort!« sagte er mit majestätischer Würde. »Es ist noch zu früh für ihn, ein Schlachtfeld zu sehen.«

Diesen ganzen Tag war Napoleon zu Pferd, besichtigte die Gegend, überlegte Pläne, welche ihm seine Marschälle vorlegten, und erteilte persönlich seinen Generalen Befehle. Zurückgekehrt von einem zweiten Ritt, sagte Napoleon: »Das Schachspiel ist aufgestellt, morgen beginnt die Partie.« Dann ließ er sich Punsch bringen, rief Beausset zu sich und sprach mit ihm über Paris und über den Hofstaat der Kaiserin. Der Hofmarschall war erstaunt über die Genauigkeit, mit der sich Napoleon der geringsten Einzelheiten des Hoflebens erinnerte. Nachdem er sein zweites Glas Punsch geleert hatte, ließ er sich nieder, um vor der ersten Aufgabe des kommenden Tages zu schlafen. Doch der Gedanke daran erregte ihn so sehr, daß er nicht einschlafen konnte und schon um drei Uhr morgens in den großen Mittelraum des Zeltes trat. Er fragte, ob die Russen nicht abgezogen seien, und erfuhr, daß die Lagerfeuer noch immer auf denselben Stellen brannten. Aufblickend nickte er mit dem Kopf. Der Adjutant trat in das Zelt.

»Nun, Rapp, wie denken Sie? Wie werden heute unsere Sachen stehen?«

»Vortrefflich, ohne jeden Zweifel, Majestät«, erwiderte Rapp.

»Arme Armee!« sagte Napoleon plötzlich, »sie hat sich seit Smolensk sehr vermindert! Fortuna ist ein feiles Weib, Rapp, das habe ich immer gesagt. Aber die Garde, Rapp? Ist die Garde in gutem Stand?« fragte er. »Ja, Majestät«, erwiderte Rapp.

Napoleon nahm eine Pastille, steckte sie in den Mund und blickte auf die Uhr. Schlafen wollte er nicht, aber bis zum Morgen war es noch lange.

»Haben Sie der Garde Zwieback und Reis gegeben?« fragte er streng.

»Ja, Sire.«

»Auch Reis?«

Rapp erwiderte, daß er den Befehl des Kaisers in betreff des Reises befördert habe, aber Napoleon schüttelte unzufrieden den Kopf, als ob er nicht daran glaube, daß sein Befehl erfüllt worden sei. Ein Diener trat ein mit einem Glas Punsch. Napoleon befahl, Rapp auch ein Glas zu bringen und trank schweigsam aus dem seinigen.

»Ich habe keinen Geruch, keinen Geschmack«, sagte er, an dem Glas riechend, »dieser Schnupfen ist unerträglich! Man spricht von Medizin,

aber was hilft Medizin, wenn sie keinen Schnupfen heilen kann. Corvisard hat mir diese Pastillen gegeben, aber sie helfen nichts! Was können sie eigentlich heilen? Nichts. Unser Körper ist eine Maschine für das Leben, dafür ist er eingerichtet. Man muß das Leben in Ruhe lassen und es wird sich selbst verteidigen, besser, als wenn man es mit Arzneimitteln stört.« Plötzlich verfiel er auf einen anderen Gedanken. »Wissen Sie, Rapp, was die Kriegskunst ist?« fragte er. »Die Kunst, in einem gegebenen Augenblick stärker zu sein als der Feind! Das ist alles!«

Rapp gab keine Antwort.

»Morgen haben wir mit Kutusow zu tun. Wir wollen sehen! Erinnern Sie sich, bei Braunau kommandierte er die Armee und in drei Wochen hat er sich nicht ein einziges Mal zu Pferde gesetzt, um die Befestigungen zu besichtigen. Nun, wir werden sehen!«

Er blickte auf die Uhr. Es war erst vier Uhr. Er wollte nicht schlafen, der Punsch war ausgetrunken und doch war nichts zu tun. Er stand auf, ging hin und her, legte einen warmen Mantel um und verließ das Zelt. Die Nacht war dunkel und feucht. In der Nähe brannten die Wachtfeuer mit kleinen Flammen. Überall war es still, und deutlich hörte man die Schritte französischer Truppen, welche sich schon in Bewegung setzten, um ihre Stellungen einzunehmen. Vor der Schildwache, welche wie eine schwarze Säule vor dem Zelt stand, hielt der Kaiser an.

»Seit wann im Dienst?« fragte er mit dem gewohnten, freundlich barschen, kriegerischen Ton, mit dem er zuweilen seine Soldaten anredete.

Der Soldat antwortete ihm.

»Ah, einer von den Alten! Habt ihr Reis erhalten im Regiment?«

»Ja, Majestät.«

Napoleon nickte mit dem Kopf und ging weiter.

Um halb sechs Uhr stieg Napoleon beim Dorf Schewardino zu Pferde. Es begann zu tagen, nur eine Wolke lag im Osten. Die Lagerfeuer erbleichten im schwachen Morgenlicht. Rechts ertönte ein einzelner Kanonenschuß und erstarb in der allgemeinen Stille. Einige Minuten vergingen, ein zweiter, ein dritter Schuß donnerte, dann ein vierter und fünfter ganz in der Nähe. Noch waren die ersten Schüsse nicht verhallt, als noch andere ertönten und immer mehr und mehr in rascher Folge. Napoleon ritt mit seiner Suite nach Schewardino und stieg bei der Redoute vom Pferde. Das Spiel hatte begonnen.

Als Peter nach Gorky zurückgekommen war, befahl er seinem Reitknecht, die Pferde frühmorgens bereitzuhalten und ihn zu wecken. Dann schlief er sogleich ein in einer Ecke des Verschlags. Als Peter am anderen Morgen erwachte, war niemand mehr in der Hütte. Die Fenster zitterten, der Stallmeister stand am Bett und schüttelte ihn.

»Erlaucht! Erlaucht! Erlaucht!« wiederholte er hartnäckig, ohne Peter anzublicken und schien schon alle Hoffnung zu verlieren, ihn erwecken zu können.

»Was? Hat es schon angefangen?« fragte Peter erwachend.

»Belieben Sie das Schießen zu hören«, sagte der Stallmeister, ein verabschiedeter Soldat. »Alle Herren sind schon hinausgegangen, selbst Seine Durchlaucht ist schon lange abgefahren.«

Peter kleidete sich hastig an und lief auf die Treppe hinaus. Draußen war es hell, frisch und taug, die Sonne brach eben aus einer Wolke hervor. Deutlicher hörte man den Kanonendonner. Ein Adjutant trabte mit Kosaken vorüber.

»Es ist Zeit, Graf! Es ist Zeit!« rief der Adjutant.

Peter ließ sein Pferd vorführen und ritt hinaus auf der Straße nach dem Hügel, von dem aus er gestern das Schlachtfeld überblickt hatte. Auf diesem Hügel stand eine Gruppe Offiziere, man hörte ihr französisches Gespräch und sah den weißen Kopf Kutusows mit seiner weißen Mütze mit rotem Rand. Kutusow blickte mit einem Fernrohr die große Straße entlang. Peter war entzückt über das prachtvolle Schauspiel. Es war dasselbe Panorama, das er gestern von diesem Hügel aus bewundert hatte, jetzt aber war die ganze Gegend mit Truppen bedeckt, und die schiefen Strahlen der Morgensonne trafen die zahlreichen Rauchwolken der Schüsse. Ferne Wälder faßten das Panorama ein, und bis hinter Walujew konnte man die große Straße nach Smolensk verfolgen, die ganz von Truppen bedeckt war. In der Nähe glänzten die Felder und Waldlichtungen in goldenem Schein, überall, vorwärts, rechts und links, bewegten sich Truppen, alles war belebt, majestätisch, aber am meisten war Peter ergriffen vom Anblick des Schlachtfeldes selbst, des Dorfes Borodino und der Brücke über die Kolotscha. Über Borodino und der Kolotscha, besonders dort, wo das

Flüßchen Woina mit seinen sumpfigen Ufern in die Kolotscha mündet, lag dichter Nebel, der unter den Strahlen der Sonne nach und nach zerfloß und durchsichtig wurde. Durch den Nebel und den Pulverdampf sah man Bajonette im Morgenlicht blinken. Dort drüben wurde die weiße Kirche von Borodino sichtbar und dann starke Truppenmassen, grüne Pulverwagen und Kanonen. Alles das bewegte sich oder schien sich zu bewegen, weil der Nebel und der Rauch sich über die ganze Gegend hinzogen. Zur Linken, längs der ganzen Linie, erhoben sich beständig aus nichts kleine Rauchwolken, die sich rasch aufblähten und ausbreiteten.

Diese Rauchwolken waren Schüsse, deren Donner dem ganzen Schauspiel eine feierliche Schönheit verlieh. Fortwährend bildeten sich diese großen Rauchwolken, und dann noch näher erhob sich der schwächere Rauch von Gewehrfeuer, dessen Krachen im Vergleich mit dem Kanonendonner schwach erklang. Peter wollte dort sein, wo diese Rauchwolken sich erhoben, wo die Bajonette glänzten. Er blickte sich nach Kutusow und seiner Suite um, um seine Eindrücke mit denen der anderen zu vergleichen. Alle überblickten mit derselben Spannung das Schlachtfeld.

»Reite dorthin, mein Lieber, Christus sei mit dir!« sagte Kutusow zu einem General, der neben ihm stand.

Der General ging an Peter vorüber. »Nach der Brücke«, erwiderte er kalt als Antwort auf die Frage eines der Stabsoffiziere, wohin er gehe.

»Ich auch! Ich auch!« sagte Peter und folgte dem General nach. Dieser setzte sich auf ein Pferd, das ihm ein Kosak vorführte, während Peter zu seinem Stallmeister ging, der die Pferde hielt. Er wählte das ruhigste, stieg auf und drückte dem Pferde die Absätze seiner nach auswärts gerichteten Füße in die Seite. Dann galoppierte er dem General nach, während er fühlte, daß seine Brille herabfallen wollte, daß er aber nicht imstande war, den Sattelknopf loszulassen, während die Offiziere ihm lächelnd nachsahen.

Als der General, dem Peter nachsetzte, von der Höhe herabgekommen war, wandte er sich scharf nach links. Peter verlor ihn aus dem Gesicht und ritt in die Reihen von Infanteriemassen hinein, die vor ihm gingen. Er bemühte sich, bald links, bald rechts herauszukommen, aber überall waren Soldaten, die den dicken Menschen mit dem weißen Hut fragend und mit bösen Blicken ansahen. »Was hat er mitten im Bataillon zu schaffen?« sagte einer, ein anderer stieß sein Pferd mit dem Kolben, und Peter galoppierte den Soldaten voraus, wobei er sich kaum auf dem Pferde halten konnte.

Vor ihm lag die Brücke, wo andere Soldaten standen und schossen. Bald kam Peter zur Brücke über die Kolotscha, zwischen Gorky und Borodino, die während der ersten Entwicklung der Schlacht von den Franzosen angegriffen wurde. Peter sah, daß vor ihm die Brücke lag, und daß auf beiden Seiten der Brücke und auf den Wiesen Soldaten in Rauch gehüllt sich bewegten, aber trotz des unaufhörlichen Gewehrfeuers hatte er keine Ahnung davon, daß hier das Schlachtfeld war. Er hörte nicht das Pfeifen der Kugeln und der schweren Geschosse, die über ihn hinwegflogen, er sah nicht den Feind am jenseitigen Ufer des Flusses, und lange bemerkte er auch keine Toten und Verwundeten, obgleich viele in seiner Nähe fielen.

»Was reitet dieser da vor der Linie umher?« rief wieder jemand.

»Nach links! – Nach rechts!« rief man ihm zu.

Peter wandte sich nach rechts. Er traf unerwartet einen Adjutanten des Generals Rajewsky. Dieser wollte Peter eben mit zornigem Blick anrufen, als er ihn erkannte und ihm mit dem Kopfe zunicke.

»Was machen Sie hier?« fragte er und ritt weiter.

Peter fühlte, daß er nicht an seiner Stelle war, und da er befürchtete, wieder jemand zu stören, ritt er dem Adjutanten nach.

»Was geht hier vor? Kann ich mit Ihnen kommen?« fragte er.

»Gleich! Gleich!« erwiderte der Adjutant und galoppierte auf einen dicken Oberst zu, der auf der Wiese stand, meldete ihm etwas und wandte sich dann nach Peter um.

»Wie sind Sie hierhergekommen, Graf?« sagte er lachend. »Sind Sie immer noch so neugierig?«

»Ja, ja«, sagte Peter, aber der Adjutant wandte sein Pferd und ritt weiter.

»Hier geht's noch an«, sagte der Adjutant, »aber auf dem linken Flügel bei Bagration ist ein entsetzliches Blutbad.«

»Wirklich?« fragte Peter. »Wo ist das?«

»Nun, kommen Sie mit mir nach dem Hügel, dort bei uns auf der Batterie ist's noch erträglich«, sagte der Adjutant. »Kommen Sie mit?«

»Ja, ich komme«, sagte Peter und suchte mit den Augen seinen Reitknecht.

Hier sah Peter zum erstenmal Verwundete, welche sich zu Fuß wegschleppten, oder auf Tragen fortgebracht wurden. Auf der Wiese lag unbeweglich ein Soldat, dessen Tschako neben ihm lag.

»Warum hat man diesen nicht fortgebracht?« fragte Peter, aber als er das ernste Gesicht des Adjutanten sah, schwieg er.

Peter konnte seinen Stallmeister nicht finden und ritt mit dem Adjutanten durch die Niederung nach dem Rajewskyhügel zu. Peters Pferd fing an zu hinken.

»Sie sind wohl nicht gewohnt zu reiten, Graf?« fragte der Adjutant.

»Nein, es geht, aber das Pferd stößt sehr«, sagte Peter verwundert.

»Eh... es ist verwundet«, sagte der Adjutant. »Am rechten Vorderfuß unter dem Knie! Ich gratuliere zur Feuertaufe.«

Nachdem sie im Rauch am sechsten Korps vorbeigeritten waren, hinter der Artillerie, welche dort aufgestellt war und unter betäubendem Kanonendonner feuerte, kamen sie zu einem kleinen Wald. Im Walde war es kühl und ruhig. Peter und der Adjutant stiegen von den Pferden und gingen zu Fuß auf die Anhöhe zu.

»Ist hier der General?« fragte der Adjutant die Soldaten.

»Er war eben hier und ist dort nach rechts hingeritten«, antwortete man ihm. Der Adjutant blickte sich nach Peter um, da er nicht wußte, was er mit ihm machen sollte. »Beunruhigen Sie sich nicht«, sagte Peter. »Ich gehe auf den Hügel! Kann ich?«

»Ja, gehen Sie nur dahin, von dort aus können Sie alles sehen, und es ist auch nicht so gefährlich dort. Ich werde Sie später abholen.«

Peter ging zu der Batterie, während der Adjutant weiterritt. Sie sahen sich nicht wieder, und erst viel später erfuhr Peter, daß dem Adjutanten an diesem Tag ein Arm abgerissen worden war.

Der Hügel, auf welchen Peter zuging, war jene berühmte Stelle, welche später bei den Russen als Hügelbatterie, oder Batterie Rajewsky berühmt

wurde, und welche die Franzosen die große Redoute nannten und für den wichtigsten Punkt der Stellung ansahen.

Die Redoute war auf drei Seiten von Gräben umgeben und enthielt zehn Kanonen. In derselben Linie mit der Batterie standen zu beiden Seiten Kanonen, welche gleichfalls beständig feuerten. Etwas hinter den Kanonen stand Infanterie. Als Peter sich dieser Batterie näherte, ahnte er nicht, daß dieselbe der wichtigste Punkt des Schlachtfeldes war, im Gegenteil, er war der Meinung, daß sie von ganz geringer Bedeutung wäre.

Als er die Höhe des Hügels erreichte, setzte sich Peter am Ende des Grabens nieder, welcher die Batterie umgab, und mit einem freudig erregten Lächeln beobachtete er, was um ihn her vorging. Zuweilen stand er auf und ging in der Batterie umher. Er bemühte sich, den Soldaten nicht hinderlich zu sein, welche die Kanonen luden und nach vorn schoben oder mit Patronen und Kugeln beständig an ihm vorüberliefen. Die Kanonen dieser Batterie feuerten stets eine nach der anderen unter betäubendem Kanonendonner und hüllten die ganze Umgebung in Pulverdampf. Die Erscheinung der unkriegerischen Gestalt Peters mit dem weißen Hut schien anfangs unangenehmes Erstaunen zu erregen. Ein älterer Artillerieoffizier mit langen Beinen blickte ihn neugierig an. Ein kleines Offizierchen mit rundem Gesicht, fast noch ein Knabe, der eben erst aus dem Kadettenkorps gekommen sein mußte, redete Peter streng an.

»Mein Herr, gehen Sie aus dem Wege! Hier können Sie nicht bleiben!«

Auch die Soldaten blickten Peter anfangs mißfällig an, aber als sie sahen, daß dieser Mensch mit dem weißen Hut nichts Böses tat, sondern friedlich an einer Ecke des Walles saß oder mit schüchternem Lächeln jedem aus dem Wege ging und in der Batterie so ruhig umherspazierte wie auf der Promenade, ging ihre mißfällige Verwunderung in eine humoristische Freundlichkeit über, ähnlich derjenigen, welche die Soldaten für Hunde, Hähne, Ziegen und andere Tiere zeigen, die sich ihnen anschließen. Sie nahmen Peter in ihre Familie auf, gaben ihm den Zunamen »unser Barin«, unser Herr, und lachten über ihn. Zwei Schritte von Peter riß eine Kanonenkugel die Erde auf, er schüttelte die Erdschollen von sich und blickte sich lächelnd um.

»Und Sie fürchten sich nicht, Herr?« fragte ein breitschulteriger Soldat mit rotem Gesicht, seine weißen Zähne zeigend.

»Fürchtest du dich denn?« fragte Peter.

»Nun, natürlich«, erwiderte der Soldat. »So ein Ding verschont nichts! Wenn es in den Leib fährt, wirft es die Eingeweide heraus. Wie sollte man sich nicht fürchten?« sagte er lachend.

Einige Soldaten sahen ihn vergnügt an. Sie schienen nicht erwartet zu haben, daß er ebenso spreche wie alle, eine Entdeckung, über die sie erfreut waren.

»Wir sind Soldaten, aber so ein Herr – das ist doch merkwürdig!«

»An die Geschütze!« schrie der kleine Offizier den Soldaten zu, die sich um Peter sammelten. Er schien zum erstenmal zu kommandieren und beobachtete daher eine ganz besondere Pünktlichkeit.

Das Geschütz- und Gewehrfeuer verstärkte sich auf dem ganzen Feld, besonders links hin bei den Verschanzungen Bagrations. Peter stand am Rande des Grabens und beobachtete das Treiben in der Batterie. Um zehn Uhr waren schon zwanzig Mann fortgetragen worden, zwei Geschütze waren außer Gefecht gesetzt und immer häufiger fielen Geschosse in die Batterie. Aber die Soldaten schienen es nicht zu bemerken und unterhielten sich mit heiteren Scherzreden.

»Du da«, rief ein Soldat, »nicht hierher! Geh dort zur Infanterie!«

»Ist es eine Bekannte?« fragte lachend ein anderer Soldat seinen Kameraden, der sich vor einer vorüberfliegenden Granate tief verneigt hatte.

Einige Soldaten blickten über den Wall hinüber.

»Die Kette ist zurückgezogen, siehst du!« sagte der eine.

»Kümmert euch um euch!« rief ihm ein alter Unteroffizier zu. »Wenn sie zurückgegangen sind, so haben sie wahrscheinlich hinten etwas zu tun.«

»Ach, unserem Barin hätte es beinahe den Hut abgerissen!« sagte lachend ein Spaßvogel.

»Ach, wie ungeschickt!« rief ein anderer vorwurfsvoll einer Kanonenkugel zu, welche ein Rad zerschlagen und einem Kanonier ein Bein abgerissen hatte. »Nun, ihr Füchse«, rief ein anderer den LandsturMLEuten zu, welche den Verwundeten abzuholen kamen, »das ist wohl nicht nach eurem Geschmack?« – Um zehn Uhr zog sich die Infanterie zurück, welche vor der Batterie im Gebüsch und an dem Fließchen Kamenka gelegen hatte. Von der Batterie aus konnte man sehen, wie sie nach rückwärts vorüberliefen und auf den Gewehren die Verwundeten trugen. Ein General kam mit seiner Suite in die Batterie, sprach mit dem Obersten und blickte Peter zornig an. Dann ging er wieder

den Hügel hinab, nachdem er der Bedeckung befohlen hatte, sich niederzulegen, um sich den Schüssen weniger auszusetzen. Dann hörte man Trommelschläge und Kommandorufe bei der Infanterie, rechts von der Batterie, und man sah, wie die Infanterie sich wieder vorwärts bewegte. Peter blickte über den Wall. Die Reihen der Infanterie verschwanden im Rauch. Man hörte ihr gedehntes Geschrei und hastiges Schießen. Nach einigen Minuten kamen Verwundete vorüber und andere wurden auf Tragbahnen getragen. Noch häufiger fielen Geschosse in die Batterie, wo einige Tote lagen. Die Soldaten arbeiteten noch lebhafter an den Geschützen. Niemand achtete mehr auf Peter. Zweimal wurde er heftig angeschrien, weil er jemand im Wege war. Der alte Offizier ging mit finsterem Gesicht und großen Schritten von einem Geschütz zum anderen.

Eine drohende Wolke näherte sich. Peter stand neben dem älteren Offizier, und das junge Offizierchen kam mit der Hand am Tschako auf seinen Vorgesetzten zugelaufen.

»Habe die Ehre, zu melden, Herr Oberst, daß wir nur noch acht Schüsse haben. Befehlen Sie, das Feuer fortzusetzen?« fragte er.

»Kartätschen!« rief der Oberst, ohne zu antworten, nachdem er über den Wall geblickt hatte. Plötzlich ging etwas vor. Der kleine Offizier stöhnte und ließ sich zur Erde nieder, wie ein Vogel, der im Fluge getroffen wurde. In den Augen Peters wurde alles sonderbar unklar. Eine Kugel nach der anderen fuhr pfeifend in die Brustwehr unter die Soldaten und Kanonen, seitwärts von der Batterie liefen Soldaten mit Hurrageschrei nicht vorwärts, sondern rückwärts, wie es Peter schien. Eine Kanonenkugel schlug neben Peter ein und überschüttete ihn mit Erde. Ein schwarzer Ball flog an seinen Augen vorüber und schlug gleich darauf in etwas ein. Die Landsturmlaute, welche in der Batterie waren, liefen davon. »Kartätschen!« schrie der Oberst wieder. Der Unteroffizier kam auf den Oberst zugelaufen und sagte mit ängstlichem Flüstern, wie ein Haushofmeister, der dem Herrn meldet, es sei kein Wein mehr da – es seien keine Geschosse mehr da.

»Halunken! Was habt ihr gemacht?« schrie der Offizier. »Laufe zu den Reserven! Bringe einen Pulverwagen her!« rief er zornig.

»Ich werde gehen«, sagte Peter.

Der Offizier gab keine Antwort und ging mit großen Schritten nach der anderen Seite. »Nicht schießen! Wartet noch!« rief er.

Der Soldat, der den Befehl erhalten hatte, nach Munition zu gehen, stieß mit Peter zusammen.

»Ach, Barin, hier ist kein Platz für dich«, sagte er und lief den Berg hinab. Peter eilte ihm nach. Eine, zwei, drei Kanonenkugeln flogen über ihn weg.

»Wohin gehe ich?« fragte er sich plötzlich, als er schon bei den grünen Pulverwagen ankam. Unschlüssig blieb er stehen. Plötzlich warf ihn ein schrecklicher Stoß zur Erde. In demselben Augenblick erfolgte ein heftiger Schlag mit Krachen und Pfeifen, und ein großes Feuer flammte auf. Als Peter wieder zu sich kam, saß er auf der Erde. Der Pulverwagen, bei dem er gestanden hatte, war verschwunden, nur einige grüne, angesengte Trümmer lagen auf dem verbrannten Gras. Ein Pferd lief über das Feld, und das andere lag auf der Erde und stöhnte kläglich.

Heftig erschrocken sprang Peter auf und lief zur Batterie zurück, als einziger Zufluchtsort gegen alle Schrecken, die ihn umgaben. Als er den Graben erreichte, bemerkte er, daß in der Batterie keine Schüsse mehr hörbar waren. Er erblickte den Oberst am Walle liegend, als ob er hinabblicken wollte. Ein Soldat, den er früher bemerkt hatte, suchte sich von einigen Leuten loszureißen, die ihn hielten, und schrie: »Zu Hilfe!« Dann aber wurde er vor Peters Augen von einem Bajonett durchbohrt. Noch ehe er klar erkennen konnte, daß der Oberst gefallen und dieser Soldat gefangen war, stürzte ein hagerer, gelber Mensch mit schweißbedecktem Gesicht, in blauer Uniform, mit einem Degen in der Hand, auf Peter zu. Dieser schützte sich unwillkürlich gegen den Feind, streckte den Arm aus und ergriff diesen Menschen, einen französischen Offizier, mit einer Hand an der Schulter und mit der anderen an der Kehle. Der Offizier ließ den Degen sinken und faßte Peter am Rock an. Einige Sekunden sahen sich beide mit erschrockenen Augen an und schienen nicht zu begreifen, was sie taten oder tun sollten. »Bin ich gefangen? Oder ist er mein Gefangener?« dachte jeder von ihnen. Peter drückte dem Franzosen in unwillkürlichem Schrecken immer fester die Kehle zu. Dieser wollte etwas sagen, als plötzlich ganz niedrig über seinem Kopf mit schrecklichem Pfeifen eine Kanonenkugel wegflog. Peter glaubte, der Kopf des französischen Offiziers sei abgerissen, so rasch hatte er ihn herabgebogen.

Auch Peter bückte den Kopf und ließ die Hand los. Sie dachten nicht mehr daran, wer von ihnen gefangen sei. Der Franzose lief in die Batterie zurück und Peter den Berg hinab. Bald aber kamen ihm dichte Massen von russischen Soldaten entgegen, welche feuernd und mit lautem Geschrei stürmisch auf die Batterie zuliefen. Das war jener Angriff, den Jermolow sich zuschrieb, indem er behauptete, nur seiner Tapferkeit und seinem Glück sei es möglich gewesen, diese Tat und diesen Angriff auszuführen, bei welchem er Georgenkreuze auf den Hügel geworfen habe, die er in der Tasche gehabt habe.

Die Franzosen, welche die Batterie weggenommen hatten, flohen, unsere Soldaten verfolgten mit Hurrageschrei die Franzosen so weit, daß es schwer war, sie anzuhalten. Von der Batterie führte man Gefangene fort, darunter

auch einen verwundeten französischen General, den die Offiziere umgaben. Peter ging den Hügel hinauf, wo er mehr als eine Stunde zugebracht hatte. Viele Tote lagen da, die ihm unbekannt waren, einige aber erkannte er. Der kleine Offizier lag noch immer am Rande des Walles in einer Blutlache. Peter lief den Hügel hinab. »Nein, jetzt werden sie sich selbst davor entsetzen, was sie getan haben«, dachte Peter. Doch das Gewehrfeuer und die Kanonade verstärkten sich noch immer, namentlich auf dem linken Flügel.

Die Schlacht bei Borodino entwickelte sich hauptsächlich auf einer Strecke von tausend Faden zwischen Borodino und den Schanzen Bagrations. Auf dem übrigen Schlachtfeld wurden auf dem einen Flügel durch die Russen während der Hälfte des Tages Demonstrationen von der Kavallerie Uwarows gemacht, und auf dem anderen Flügel bei Utiza fand der Zusammenstoß Poniatowskys mit Tutschkow statt. Aber das waren zwei getrennte und schwache Vorgänge im Vergleich mit dem, was in der Mitte des Schlachtfeldes vorging. Die Schlacht begann mit Geschützfeuer von beiden Seiten aus einigen hundert Kanonen. Dann, als der Rauch das ganze Feld bedeckte, rückten von französischer Seite zuerst zwei Divisionen, Dessaix und Compans, gegen die Schanzen vor und zur Linken die Regimenter des Vizekönigs Eugen gegen Borodino. Von der Redoute bei Schewardino, auf welcher Napoleon stand, waren die Schanzen nur eine Werst entfernt, Borodino aber mehr als zwei Werst, und deshalb konnte Napoleon nicht sehen, was dort vorging, weil der Rauch alles verhüllte. Die Soldaten der Division Dessaix, welche gegen die Schanzen vorrückten, waren nur so lange sichtbar, bis sie die Schlucht erreichten, die sie von den Schanzen trennte. Sobald sie die Schlucht hinabstiegen, war der Rauch so dicht, daß die andere Seite der Schlucht ganz verhüllt war.

Die Sonne brach hell hervor und traf mit ihren schiefen Strahlen gerade das Gesicht Napoleons, welcher unter der Hand nach den Schanzen blickte. Bald hörte man aus den Rauchwolken vor den Schanzen hervor Zurufe der Leute, aber man konnte nicht wissen, was sie dort taten. Napoleon stand auf dem Hügel und blickte durch ein Fernrohr, ohne etwas deutlich wahrnehmen zu können. Er ging auf und ab, horchte zuweilen auf die Schüsse und blickte wieder nach dem Schlachtfeld.

Beständig kamen zu Napoleon Adjutanten und Ordonnanzen seiner Marschälle mit Meldungen über den Verlauf der Schlacht. Aber alle diese Meldungen waren falsch, sowohl deshalb, weil man in der Hitze des Gefechts nicht sagen konnte, was in einem gegebenen Augenblick vorging, als auch deshalb, weil viele Adjutanten nicht bis zum wirklichen Kampfplatz gekommen waren und nur berichteten, was sie von anderen gehört hatten, und endlich auch deshalb, weil in der Zeit, während der

Adjutant zwei bis drei Kilometer weit ritt, die Umstände sich veränderten und die Nachrichten, die er brachte, schon wieder unrichtig waren. So brachte ein Adjutant vom Vizekönig Eugen die Nachricht, Borodino und die Brücke über die Kolotscha seien genommen und in den Händen der Franzosen. Der Adjutant fragte, ob Napoleon befehle, den Fluß zu überschreiten. Napoleon befahl, an dem eroberten Ufer sich festzusetzen und zu warten. Aber schon als der Adjutant von Borodino wegritt, war die Brücke von den Russen wieder genommen und verbrannt worden bei jenem Angriff, an welchem Peter am Anfang der Schlacht teilgenommen hatte.

Die Generale Napoleons, Davoust, Ney, Murat, welche sich in der Nähe dieser Feuerzone befanden und sogar zuweilen sich in dieselbe begaben, führten mehrmals starke Massen Soldaten hinein. Aber allen Erwartungen zuwider kamen diese Massen von dort in erschütterten und erschreckten Haufen zurück. Sie ordneten sie wieder, aber die Leute verringerten sich mehr und mehr. Gegen Mittag sandte Murat zu Napoleon seinen Adjutanten mit dem Verlangen nach Verstärkung.

Napoleon stand am Abhang des Hügels und trank Punsch, als ein Adjutant von Murat kam, mit der Versicherung, die Russen würden geschlagen werden, wenn Seine Majestät noch eine Division geben wolle.

»Verstärkung?« fragte Napoleon verwundert mit einem ernsten Blick auf den stutzerhaften Adjutanten. »Sagen Sie dem König von Neapel, es sei noch nicht Mittag, und ich könne noch nicht deutlich genug die Sachlage überblicken. Gehen Sie!«

Bald darauf kam ein General auf schweißbedecktem Pferde auf den Hügel zu. Das war Belliard. Er stieg vom Pferde, ging mit raschen Schritten auf den Kaiser zu und begann lebhaft und mit lauter Stimme die Notwendigkeit von Verstärkung zu beweisen. Er schwor, die Russen seien verloren, wenn der Kaiser noch eine Division gebe. Napoleon zuckte mit den Achseln und ging auf und ab.

»Sie sind sehr stürmisch, Belliard«, sagte Napoleon. »Es ist leicht, sich im Pulverdampf zu irren. Reiten Sie hin und sehen Sie sich alles an, dann kommen Sie wieder zu mir!«

Kaum war Belliard verschwunden, als von der anderen Seite wieder ein Adjutant kam.

»Was gibt es wieder?« fragte Napoleon.

»Sire, der Herzog von ...« begann der Adjutant.

»Verlangt Verstärkung!« ergänzte Napoleon mit einer zornigen Bewegung, wandte sich ab und rief Berthier.

»Man muß die Reserven vorführen«, sagte er. »Was soll man dorthin senden? Wie denken Sie?« fragte er Berthier, »diesen Gänserich, den ich zum Adler gemacht habe«, wie er ihn später nannte.

»Sire, man muß die Division Claparèdes senden«, erwiderte Berthier, der alle Divisionen und Regimenter auswendig wußte.

Napoleon nickte bestätigend mit dem Kopfe. Ein Adjutant wurde an Claparèdes gesandt, und nach einigen Augenblicken setzte sich die junge Garde in Bewegung. Napoleon blickte schweigend nach ihnen hin.

»Nein«, sagte er plötzlich zu Berthier, »ich kann nicht Claparèdes senden, senden Sie die Division Friand.«

Der Befehl wurde sogleich ausgeführt, und die Division Friand war bald im Pulverrauch verschwunden. Von verschiedenen Seiten kamen immer wieder Adjutanten, und alle sagten dasselbe, als ob sie sich verabredet hätten. Alle baten um Verstärkung und erklärten: die Russen behaupten sich auf ihren Stellungen und unterhalten ein Höllenfeuer, vor welchem die französischen Truppen schmelzen.

Napoleon saß nachdenklich auf einem Feldstuhl. De Beausset, welcher hungrig geworden war, näherte sich dem Kaiser und lud ihn zum Frühstück ein. »Ich hoffe, daß ich Eurer Majestät schon jetzt zum Siege gratulieren kann?« sagte er.

»Gehen Sie zum ...« sagte Napoleon finster und wandte sich ab, während ein wonniges Lächeln des Bedauerns, der Reue und des Entzückens das Gesicht des Herrn de Beausset erleuchtete.

Alle jene früheren Kunstgriffe, welche immer Erfolg hatten, die Konzentrierung der Batterien auf einen Punkt, der Angriff der Reserven zur Durchbrechung der feindlichen Linie und ein plötzlicher Angriff der Kavallerie, alle diese Kunstgriffe waren schon angewendet worden, und doch war der Sieg noch nicht errungen, sondern von allen Seiten kamen dieselben Nachrichten von gefallenem und verwundeten Generalen und von der Notwendigkeit von Verstärkungen und der Unmöglichkeit, die Russen zu werfen. Napoleon wußte nach seiner langen Kriegserfahrung sehr wohl, was es bedeutete, wenn eine Angriffsschlacht nach achtstündiger Anstrengung noch nicht gewonnen war. Er wußte, daß das eine verlorene Schlacht war, und daß der geringste Zwischenfall jetzt in dieser gespannten Situation ihm und seinen Truppen den Untergang bringen konnte. Die Russen konnten sich auf seinen linken Flügel stürzen, sein Zentrum durchbrechen, eine verlorene Kugel konnte ihn selber treffen. Alles das war möglich. Bei der Nachricht, daß die Russen den linken Flügel der Franzosen angreifen, saß Napoleon in stummem Schrecken auf seinem

Feldstuhl. Berthier trat auf ihn zu und schlug ihm vor, die Linie entlang zu reiten, um sich vom Stande der Schlacht zu überzeugen.

»Wie? Was sagen Sie?« fragte Napoleon. »Ja, lassen Sie mir ein Pferd bringen.«

Er stieg zu Pferde und ritt nach Semenowskoje zu. Auf dem ganzen Wege erblickte Napoleon Pferde und Menschen haufenweise in Blutlachen liegend. Etwas so Entsetzliches, eine solche Menge von Toten auf einer so kleinen Strecke hatte weder Napoleon noch einer seiner Generale jemals gesehen. Napoleon ritt auf die Höhe von Semenowskoje und erblickte durch den Pulverrauch Reihen von Soldaten in ihm fremden Uniformen. Das waren Russen. Die Russen standen in festen Reihen bei Semenowskoje, und ihre Geschütze donnerten unaufhörlich. Es war keine Schlacht mehr, es war ein unaufhörliches Morden, welches weder für Russen noch für Franzosen ein Resultat bringen konnte. Einer der Generale erlaubte sich, dem Kaiser vorzuschlagen, die alte Garde ins Feuer zu führen. Ney und Berthier, welche neben Napoleon standen, sahen sich an und lächelten verächtlich über diesen unsinnigen Vorschlag.

»Dreitausend Kilometer von Frankreich entfernt, kann ich meine Garde nicht zertrümmern lassen«, sagte er, wandte das Pferd und ritt zurück nach Schewardino.

Kutusow saß auf einer mit einem Teppich bedeckten Bank, an derselben Stelle, an der am Morgen Peter gesessen hatte. Er traf keine Anordnungen und äußerte nur Zustimmung oder Ablehnung auf die Vorschläge, die man ihm machte. Er hörte die Meldungen an, gab Befehle, wenn dies seine Untergebenen verlangten, schien sich aber nicht für den Sinn der Worte, die man ihm meldete, zu interessieren, sondern eher für die Miene und den Ton, in dem man ihm die Meldungen überbrachte. Durch langjährige, kriegerische Erfahrung wußte er, daß ein einzelner Mensch nicht imstande ist, Hunderttausenden zu befehlen, welche mit dem Tode kämpften; er wußte, daß die Schlachten nicht durch die Zahl der Geschütze und der Toten entschieden wurden, sondern durch jene unfaßbare Macht, welche man den Geist der Truppen nennt, und diese Macht suchte er zu beobachten und zu lenken, solange er konnte. Sein Gesicht drückte ruhige, gespannte Aufmerksamkeit aus. Um elf Uhr morgens wurde ihm die Nachricht überbracht, die Schanzen, welche die Franzosen genommen hatten, seien wieder erobert worden, aber Fürst Bagration sei verwundet. Bedauernd wiegte Kutusow den Kopf.

»Ist es Eurer Hoheit gefällig, das Kommando der ersten Armee zu übernehmen?« wandte er sich an den Prinzen von Württemberg, der nahe stand. Bald nachdem der Prinz weggeritten war, kam der Adjutant des Prinzen und meldete, der Prinz lasse um Verstärkung bitten. Kutusows Miene verfinsterte sich. Er sandte Dochturow den Befehl, das Kommando der ersten Armee zu übernehmen, und bat den Prinzen, zu ihm zurückzukehren, da er in diesem wichtigen Augenblick nicht ohne ihn auskommen könne. Als die Nachricht von der Gefangennahme Murats überbracht wurde, und die Offiziere Kutusow beglückwünschten, lächelte er.

»Warten Sie nur, meine Herren«, sagte er. »Die Schlacht ist gewonnen, und es ist kein Wunder, daß Murat gefangen wurde, aber besser, wir warten noch ein bißchen, ehe wir uns freuen.« Doch sandte er einen Adjutanten ab, um den Truppen diese Nachricht mitzuteilen. Als Schtscherbinin vom linken Flügel mit der Meldung kam, die Franzosen hätten die Schanze bei Semenowskoje genommen, erriet Kutusow an Schtscherbinins Miene, daß

seine Nachrichten nicht gut seien, stand auf und führte ihn beiseite. »Reite hin, mein Lieber«, sagte er zu Jermolow, »sieh nach, ob man nicht etwas tun kann!«

Kutusow war in Gorky im Zentrum der russischen Stellung. Die Angriffe Napoleons auf unseren linken Flügel wurden mehrmals abgeschlagen; im Zentrum kamen die Franzosen nicht weiter als bis Borodino, auf dem linken Flügel schlug die Kavallerie Uwarows die Franzosen in die Flucht. Um drei Uhr hörten die Angriffe der Franzosen auf. Auf allen Gesichtern las Kutusow den Ausdruck der höchsten Spannung. Er war über Erwarten befriedigt vom Erfolg des Tages, aber die physischen Kräfte verließen den Greis, mehrmals sank sein Kopf herab, und er schlummerte ein. Man brachte ihm das Mittagessen.

Während Kutusow speiste, kam der Flügeladjutant Wolzogen mit Meldungen von Barclay auf dem linken Flügel. Der kluge Barclay de Tolly, welcher Gruppen von fliehenden Verwundeten sah, kam nach Erwägung aller Umstände zu dem Schluß, die Schlacht sei verloren, und sandte seinen Günstling mit dieser Nachricht an den Oberkommandierenden. Kutusow kaute mühsam an einem gebratenen Huhn und blickte Wolzogen vergnügt an, welcher mit halb verächtlichem Lächeln auf Kutusow zutrat und nachlässig den Mützenschirm berührte.

»Der alte Herr«, wie die Deutschen unter sich Kutusow nannten, »hat sich ruhig niedergelassen«, dachte Wolzogen und begann mit einem strengen Blick auf die Teller, welche vor Kutusow standen, dem alten Herrn die Sachlage zu erklären, wie ihm Barclay aufgetragen und wie er sie selbst aufgefaßt hatte.

»Alle Punkte unserer Stellung sind in den Händen des Feindes! Unsere Truppen fliehen, und es ist nicht möglich, sie anzuhalten«, meldete er. Kutusow blickte Wolzogen erstaunt an.

»Haben Sie das gesehen?« schrie er mit finsterer Miene und schritt auf Wolzogen zu. »Wie können Sie es wagen ...« schrie er mit drohender Gebärde, »mir das zu sagen! Sie wissen nichts! Sagen Sie dem General Barclay, seine Nachrichten seien falsch, und der wirkliche Gang der Schlacht sei mir, dem Oberkommandierenden, besser bekannt als ihm! Der Feind ist auf dem linken Flügel zurückgeschlagen, und auf seinem rechten erschüttert! Teilen Sie dem General Barclay meinen unerschütterlichen Entschluß mit, morgen den Feind anzugreifen. Morgen werden wir ihn von dem geheiligten Boden Rußlands vertreiben!« Kutusow bekreuzigte sich

und schluchzte plötzlich. Wolzogen zuckte die Achsel und trat schweigend zur Seite, verwundert über »die Verrücktheit des alten Herrn«.

»Da ist er, mein Held!« rief Kutusow einem stark beleibten, schönen, schwarzhaarigen General entgegen. Das war Rajewsky, welcher den ganzen Tag auf dem wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes gestanden hatte. Rajewsky meldete, die Truppen stehen fest, und die Franzosen wagen nicht mehr, anzugreifen.

»Sie sind nicht der Meinung wie die anderen, daß wir uns zurückziehen sollten?« sagte Kutusow französisch.

»Im Gegenteil, Erlaucht, in unentschiedenen Schlachten bleibt derjenige Sieger, der hartnäckiger ist«, erwiderte Rajewsky, »und meine Meinung ...«

»Kaissarow!« rief Kutusow nach seinem Adjutanten. »Setze dich und schreibe einen Tagesbefehl für morgen. Morgen greifen wir an.«

Als die Truppen erfuhren, daß wir morgen den Feind angreifen, und aus den höchsten Sphären des Heeres die Bestätigung dessen vernahmen, was sie so gern glaubten, faßten die erschöpften, schwankenden Regimente neuen Mut.

Das Regiment des Fürsten Andree stand in Reserve bei Semenowskoje untätig in starkem Artilleriesfeuer. Um zwei Uhr hatte das Regiment schon mehr als zweihundert Mann verloren und wurde auf ein zertretenes Haferfeld vorwärts geführt, in jenen Abschnitt zwischen dem Dorf und der Hügelbatterie, auf welchem an diesem Tage Tausende verwundet wurden, und auf welchem um zwei Uhr das Feuer von einigen hundert Geschützen gerichtet war. Ohne einen Schuß zu tun, verlor das Regiment hier den dritten Teil seiner Leute. Von vorn und besonders von der rechten Seite her donnerten aus dem undurchdringlichen Rauch die Geschütze hervor. Mit jedem neuen Treffer verminderte sich für diejenigen, welche noch nicht getroffen waren, die Wahrscheinlichkeit, am Leben zu bleiben. Das Regiment stand in Bataillonskolonnen mit Abständen von dreihundert Schritten, aber dennoch befanden sich alle Leute des Regiments unter dem Einfluß derselben Stimmung. Alle beobachteten ein düsteres Schweigen, zuweilen hörte man einige kurze Worte und dann wieder den Ruf: »Tragbahnen!« Die Leute saßen meist auf der Erde, nahmen die Tschakos ab oder gruben etwas trockenen Ton aus, ballten ihn in den Händen und reinigten die Bajonette damit. Andere zogen ihre Gürtel fester, einige bauten kleine Häuser aus Erde, oder flochten Kleinigkeiten aus Strohhalmen. Alle schienen ganz versunken in ihre verschiedenen Beschäftigungen zu sein. Wenn Leute verwundet wurden, Tragbahnen aus der vorderen Linie zurückkamen, oder wenn durch den dichten Rauch große feindliche Massen sichtbar wurden, achtete niemand darauf, nur wenn Artillerie oder Kavallerie vorrückte, oder Bewegungen unserer Infanterie zu bemerken waren, hörte man beifällige Bemerkungen von allen Seiten. Aber am meisten fanden Nebendinge Beachtung, welche mit der Schlacht gar nichts zu tun hatten. Ein kleines, braunes Hündchen mit hoch erhobenem Schweif erschien und lief geschäftig die Reihen entlang. Wenn plötzlich eine Granate einschlug, eilte es winselnd beiseite. Überall wurde es mit Gelächter begrüßt. Aber dergleichen Zerstreungen dauerten nicht lange. Die Leute standen schon acht Stunden untätig vor den Schrecken des Todes, und die erschöpften Gesichter wurden immer bleicher.

Ebenso bleich und erschöpft ging Fürst Andree auf der Wiese auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt. Er hatte nichts zu tun oder zu befehlen, alles ging wie von selbst. Tote wurden hinter die Front gebracht, Verwundete fortgetragen, und die Reihen schlossen sich wieder. Anfangs hielt er es für seine Pflicht, den Mut der Soldaten durch sein Beispiel aufrechtzuerhalten, und ging deshalb vor den Reihen auf und ab, bald aber überzeugte er sich, daß das überflüssig war. Alle seine Seelenkräfte waren ebenso wie die jedes einzelnen Soldaten unbewußt darauf gerichtet, sich selbst unter den Schrecken der gegenwärtigen Lage aufrechtzuerhalten. Er ging auf die Wiese, betrachtete seine staubigen Stiefel oder zählte seine Schritte und berechnete, wie oft er hin und her gehen müsse, um eine Werst zurückzulegen. Von all seiner Gedankenarbeit war nichts übriggeblieben, er dachte an gar nichts. Er horchte mit ermüdetem Gehör immer auf dieselben Laute, unterschied das Pfeifen der Geschosse vom Donner der Schüsse und wartete. »Da kommt wieder eine zu uns!« dachte er, auf das näherkommende Pfeifen horchend. »Noch eine, da ist sie niedergefallen!« Er blieb stehen und blickte nach den Reihen der Soldaten.

»Nein, nichts getroffen!«

Ein Pfeifen und ein Schlag! Fünf Schritte von ihm wurde die trockene Erde aufgerissen und eine Kanonenkugel verschwand darin. Unwillkürlich lief ein Schauer über seinen Rücken. Wieder betrachtete er die Glieder des Bataillons. Wahrscheinlich waren viele getroffen. Eine große Gruppe sammelte sich beim zweiten Bataillon.

»Herr Adjutant«, rief er, »befehlen Sie den Leuten, sich zusammenzudrängen!«

Der Adjutant führte den Befehl aus und kehrte zum Fürsten Andree zurück. Von der anderen Seite her kam zu Pferde der Kommandeur des Bataillons.

»Achtung!« ertönte der erschreckte Ruf eines Soldaten, und wie ein Vögelchen, das sich zur Erde niederläßt, schlug zwei Schritte vom Fürsten Andree neben dem Pferde des Majors eine Granate ein. Das Pferd sprang schnaubend zur Seite und warf beinahe den Major ab.

»Niederlegen!« schrie die Stimme des Adjutanten, der sich selbst auf die Erde legte. Fürst Andree stand unentschlossen dabei. Die Granate drehte sich rauchend wie ein Kreisel zwischen ihm und dem auf der Erde liegenden Adjutanten.

»Ist das etwa der Tod?« dachte Fürst Andree. »Ich will nicht sterben! Ich liebe das Leben, die Erde, die Luft!« Dabei dachte er daran, daß man ihn beobachtete.

»Schämen Sie sich, Herr Offizier!« sagte er zu dem Adjutanten. »Ein solches ...« Er konnte nicht zu Ende sprechen, in demselben Augenblick ertönte ein Schlag, Fürst Andree taumelte zur Seite, erhob den rechten Arm und fiel auf die Brust. Einige Offiziere liefen auf ihn zu. Auf der rechten Seite sammelte sich ein großer Blutfleck auf dem Rasen, die Landsturmeute mit der Tragbahre blieben hinter den Offizieren. Fürst Andree lag auf der Brust und atmete schwer röchelnd.

»Was steht ihr da? Vorwärts!«

Die Bauern ergriffen ihn an Schultern und Füßen, aber er stöhnte kläglich, worauf sie sich ansahen und ihn wieder niederlegten.

»Faßt an! Auf die Trage!« schrie eine Stimme. Wieder ergriffen sie ihn an den Schultern und legten ihn auf die Trage.

»Ach, mein Gott! Was ist das! Es ist aus mit mir!« rief eine Stimme unter den Offizieren. »Sie ist mir am Ohr vorübergeflogen!« sagte der Adjutant. Die Bauern hoben die Trage auf die Schultern und gingen hastig nach dem Verbandplatz.

»Geht doch im Schritt! ... Heda, ihr Bauernvolk!« schrie ein Offizier und hielt die Bauern an, da durch ihre unregelmäßigen Schritte die Tragbahre erschüttert wurde.

»Erlaucht! Ach, Fürst!« sagte der herbeigeeilte Timochin mit zitternder Stimme. Fürst Andree öffnete die Augen und suchte den, der sprach, dann schloß er wieder die Augenlider.

Die Landsturmeute brachten den Fürsten in den Wald, wo der Verbandplatz lag. Dieser bestand aus drei Zelten am Rande eines Birkenwäldchens, in welchem Wagen und Pferde standen. Die Pferde fraßen Hafer, und Sperlinge flogen um sie her, um zerstreute Körner aufzupicken, Raben, welche Blut witterten, krächzten auf den Birkenbäumen. Um die Zelte herum auf einem Räume von zehn Morgen lagen, saßen und standen mehr als zweitausend blutende Leute. Um die Verwundeten mit ihren kläglichen und ängstlichen Mienen standen Gruppen von Trägern, welche von den an diesem Ort diensttuenden Offizieren weggejagt wurden. Aber die Soldaten hörten nicht auf die Offiziere und blickten gespannt nach dem, was vor ihren Augen vorging. Aus den Zelten hörte man bald lautes, böses Zanken, bald klägliche Töne. Zuweilen kam

ein Feldscher nach Wasser herausgelaufen und deutete auf diejenigen, welche hineingetragen werden sollten. Die Verwundeten, welche vor den Zelten warteten, bis sie an die Reihe kamen, stöhnten, weinten, schrien, zankten, baten um Wasser, einige fieberten. Die Träger trugen ihren Regimentskommandeur an anderen, unverbundenen Verwundeten vorüber, näher an eines der Zelte, und blieben stehen, auf Befehl wartend.

Fürst Andree öffnete die Augen und konnte lange nicht begreifen, was um ihn her vorging. Er erinnerte sich nach und nach an die Wiese, das Ackerfeld, den schwarzen, kreisenden Ball, an seinen leidenschaftlichen Ausbruch von Lebenslust. Zwei Schritte vor ihm stand, auf einen Ast gestützt, mit verbundenem Kopf ein hochgewachsener, hübscher, schwarzhaariger Unteroffizier, welcher laut sprach. Er war am Kopf und am Fuß durch Kugeln verwundet. Eine Gruppe von Verwundeten und Trägern hatte sich um ihn gesammelt, welche aufmerksam zuhörten. »Dort haben wir den König selber gefangen!« erzählte er mit glänzenden Augen. »Wenn nur diesmal Reserve dagewesen wäre! ... Ich sage dir, Brüderchen ...«

Fürst Andree blickte wie alle anderen mit leuchtenden Augen nach dem Unteroffizier und empfand ein tröstliches Gefühl.

»Aber ist denn jetzt nicht alles gleichgültig?« dachte er. »Was wird dort geschehen? Und was war hier? Warum wollte ich mich nicht vom Leben trennen? Es lag etwas in diesem Leben, was ich nicht begriff und nicht begreife.«

Einer der Ärzte mit einer blutigen Schürze und blutigen, kleinen Händen kam aus dem Zelt heraus und hielt eine Zigarre vorsichtig in den Fingern, um sie nicht zu beflecken. Er blickte sich ringsum, aber über die Verwundeten weg, augenscheinlich wollte er sich ein wenig erholen.

»Gleich«, erwiderte er einem Feldscher, der auf den Fürsten Andree deutete. Darauf befahl er, ihn in das Zelt zu tragen. Unter den übrigen Verwundeten erhob sich ein Flüstern. Fürst Andree wurde auf einen flüchtig gereinigten Tisch gelegt. Er vermochte nicht zu unterscheiden, was im Zelt war und vernahm klägliches Stöhnen von allen Seiten. Dabei empfand er einen heftigen Schmerz in der Hüfte und im Rücken. Alles, was er um sich sah, floß zu einem einzigen blutigen Bild zusammen. Einige Zeit blieb er allein und sah unwillkürlich, was an den anderen Tischen vorging. Auf dem nächsten Tisch saß ein Tatar, wahrscheinlich ein Kosak, nach der Uniform zu schließen, die neben ihm lag. Vier Soldaten hielten ihn, ein Arzt mit einer Brille schnitt etwas in seinem braunen, muskulösen Rücken.

»Ach! Ach! Ach!« brüllte der Tatar. Plötzlich erhob er sein schwarzes, stumpfnasiges Gesicht, zeigte seine weißen Zähne und begann sich lange zu recken unter durchdringendem Kreischen.

Auf dem anderen Tisch, um den sich viele gesammelt hatten, lag ein großer, dicker Mensch auf dem Rücken, mit zurückgeworfenem Kopf. Die Farbe seiner verwirrten Haare und die Stellung des Kopfes erschienen Fürst Andree bekannt. Einige Feldschere drehten den Menschen auf den Rücken und hielten ihn fest, ein großes, weißes Bein zuckte unaufhörlich, während der Mensch krampfhaft schluchzte. Zwei Ärzte, von denen der eine bleich war und zitterte, arbeiteten schweigend an dem anderen roten Bein dieses Menschen. Der Arzt mit der Brille, welcher mit dem Tatar fertig geworden war, wischte sich die Hände ab und ging auf Fürst Andree zu. Er blickte in sein Gesicht und wandte sich hastig ab.

»Entkleiden! Was steht ihr da?« rief er zornig den Feldscherern zu.

Die Erinnerungen seiner frühesten Jugend erwachten in Fürst Andree, während der Feldscher mit hastigen Händen den Rock aufknöpfte und abnahm. Der Arzt bückte sich tief auf den Verwundeten herab, befühlte ihn und seufzte schwer. Dann machte er jemand ein Zeichen. Fürst Andree

verlor unter dem heftigen Schmerz das Bewußtsein. Als er wieder erwachte, waren die zersplitterten Knochen der Hüfte ausgeschnitten und die Wunde verbunden. Man spritzte ihm Wasser ins Gesicht, und wie Fürst Andree die Augen öffnete, bückte sich der Doktor auf ihn herab, küßte schweigend seine Lippen und wandte sich hastig um.

Fürst Andree empfand nach den durchgemachten Leiden ein wonniges Gefühl, wie er es lange nicht gekannt hatte. Alle die besten, glücklichsten Augenblicke seines Lebens, besonders seiner frühesten Kindheit lebten wieder auf in ihm, nicht als Vergangenheit, sondern als wirkliche Gegenwart.

Jetzt waren die Ärzte bei jenem Verwundeten beschäftigt, welcher Fürst Andree vorhin aufgefallen war. Man hob ihn auf und suchte ihn zu beruhigen.

»Zeigen Sie mir ... Oh! Oh! Oh!« rief er unter Weinen und Stöhnen.

Auch Fürst Andree war dem Weinen nahe. Man zeigte dem Verwundeten das abgenommene Bein im Stiefel mit angetrocknetem Blut.

»Oh! Oh!« weinte er wie ein Weib. Der Arzt, der bei dem Verwundeten stand, wandte sein Gesicht ab und ging hinaus.

»Mein Gott! Wer ist das? Warum ist er hier?« fragte sich Fürst Andree. Er hatte in dem unglücklichen, weinenden, hilflosen Menschen, dem man das Bein abgenommen hatte, Anatol Kuragin erkannt.

»Ja, das ist er!« dachte Fürst Andree, und plötzlich erinnerte er sich wieder an Natalie, wie er sie zum erstenmal auf dem Ball vor zwei Jahren gesehen hatte, mit dem feinen Hals und den dünnen Händen, mit lebenslustigem, glücklichem Gesicht, und in seiner Seele erwachte wieder mit neuer Gewalt die Zärtlichkeit und Liebe zu ihr. Er vermochte sich nicht mehr zu halten und vergoß Tränen der Liebe und Rührung über die Menschen, über sich selbst, über ihre und seine Verirrungen.

ALS die russischen Truppen sich von Borodino zurückzogen, nachdem sie in einer blutigen Schlacht die Hälfte ihrer Truppen verloren hatten, nahmen sie bei Fili Stellung. Jermolow, der die Stellung besichtigt hatte, kam zum Feldmarschall. »Es ist unmöglich, sich in dieser Stellung zu schlagen«, sagte er.

Kutusow blickte ihn verwundert an und streckte seine Hand aus. »Gib deine Hand her«, sagte er und suchte seinen Puls. »Du bist nicht gesund, mein Täubchen, bedenke, was du sprichst!« Sechs Werst von Moskau stieg er aus dem Wagen und setzte sich auf eine Bank am Wege. Eine große Menge von Generalen sammelte sich um ihn, darunter auch Graf Rostoptschin, der aus Moskau gekommen war. Diese ganze glänzende Gesellschaft, die sich in einzelne Kreise teilte, sprach über die Vorteile und Nachteile der Stellung, über die Lage des Heeres, über fernere Pläne und den Zustand Moskaus. Alle fühlten, daß das ein Kriegsrat war, wenn er auch nicht so genannt wurde, und alle bestrebten sich, so zu sprechen, daß der Kommandierende sie hören konnte.

Kutusow hörte zu, wandte sich aber immer wieder enttäuscht ab. Die einen sprachen von der neuen Stellung, andere behaupteten, man hätte die Schlacht schon vor drei Tagen annehmen müssen, wieder andere sprachen von der Schlacht bei Salamanka und der Belagerung von Saragossa. Graf Rostoptschin sprach davon, er sei bereit, mit den Moskauer Landsturmluten unter den Mauern der Residenz zu sterben, aber er müsse doch bedauern, daß man ihn in Unwissenheit gelassen habe; wenn er das früher gewußt hätte, wäre es anders. Noch andere bewiesen die Tiefe ihres strategischen Scharfsinnes, indem sie von der Richtung des ferneren Rückzuges sprachen, und manche schwatzten offenbaren Unsinn. Wenn Bennigsen auf der Verteidigung dieser Stellung bestand, und andere sie wieder kritisierten, so handelte es sich dabei nicht mehr um die Sache selbst, sondern es war nur Vorwand zu Streit und Intrige. Das begriff Kutusow. Er durchschaute Bennigsens Absicht. Wenn die Verteidigung erfolglos war, so wollte er die Schuld auf Kutusow wälzen, wenn sie Erfolg hatte, so wollte er diesen sich selbst zuschreiben. Wenn sich Kutusow weigerte, so war Bennigsen gerechtfertigt und hatte keinen Teil an dem

Verbrechen, Moskau aufzugeben; Doch diese Frage beschäftigte jetzt den alten Mann nicht, sondern eine andere Frage, auf die er keine Antwort finden konnte. Es war die Frage: »Habe ich wirklich Napoleon bis Moskau kommen lassen? Und wann habe ich das getan? Wann war der Wendepunkt? Vielleicht gestern, als ich Platow befahl, sich zurückzuziehen? Oder vorgestern, als ich einschlummerte und Bennigsen das Kommando übergab? Oder noch früher? Aber wann, wann war dieser Wendepunkt? Jetzt muß Moskau aufgegeben werden, und die Truppen müssen sich zurückziehen! Und diesen Befehl muß ich erlassen!« Er war überzeugt gewesen, daß er zur Befreiung Rußlands bestimmt und nur deshalb gegen den Willen des Kaisers auf den Wunsch des Volkes zum Oberkommandierenden erwählt worden sei, und nun entsetzte er sich vor dem Gedanken, daß er jetzt diesen Befehl geben sollte. Aber ein Beschluß mußte gefaßt werden, diesen Gesprächen um ihn her mußte ein Ende gemacht werden, die bereits anfangen, einen allzu freien Charakter anzunehmen. Er berief die alten Generale zu sich.

In einer geräumigen Bauernhütte versammelte sich um zwei Uhr der Kriegsrat. Die kleine Enkelin des Bauern, Malascha, ein sechsjähriges Mädchen, dem Kutusow ein Stück Zucker gab, blieb in der großen Hütte auf dem Ofen und blickte schüchtern herab auf die glänzende Uniform des Großväterchens, wie Malascha Kutusow nannte. Dieser saß besonders in einer dunklen Ecke hinter dem Ofen auf einem Feldstuhl und zog beständig an dem Kragen seines Mantels, der ihn zu drücken schien. Einigen der eintretenden Generale drückte er die Hand, anderen nickte er mit dem Kopf zu. Kaissarow wollte den Vorhang vom Fenster zurückziehen, aber Kutusow winkte ihm ärgerlich mit der Hand, und Kaissarow begriff, daß er sein Gesicht nicht sehen lassen wollte. Man erwartete noch Bennigsen, der sein Mittagmahl beendigte unter dem Vorwand, die Stellung noch einmal zu besichtigen. Man wartete von vier bis sechs Uhr, ohne in die Beratung einzutreten, und sprach nur leise. Erst als Bennigsen ins Zimmer trat, rückte Kutusow aus seiner Ecke an den Tisch, der mit Karten, Plänen und Bleistiften bedeckt war. Bennigsen eröffnete die Beratung durch die Frage: »Sollen wir ohne Kampf die geheiligte Residenz Rußlands aufgeben oder sie verteidigen?« Ein langes Schweigen folgte, alle blickten nach Kutusow. Auch Malascha sah nach Großväterchen, sie war ihm am nächsten und sah, wie sein Gesicht sich verzog, als ob er weinen wollte. Aber das dauerte nicht lange.

»Die geheiligte, alte Residenz Rußlands«, wiederholte er plötzlich mit zorniger Stimme die Worte Bennigsens und zeigte dadurch die falsche Note darin. »Erlauben Sie mir zu bemerken, Erlaucht, daß diese Frage für einen Russen keinen Sinn hat! Eine solche Frage kann man nicht stellen, aber die Frage, wegen der ich diese Herren berufen habe, ist eine militärische Frage und lautet: ›Da die Rettung Rußlands in der Armee liegt – ist es vorteilhaft, den Verlust der Armee und Moskaus zu riskieren, indem man eine Schlacht annimmt, oder Moskau ohne Schlacht aufzugeben?‹ Das ist die Frage, über die ich Ihre Meinung zu hören wünsche.«

Die Beratung begann. Bennigsen gab sein Spiel noch nicht verloren. Indem er die Meinung Barclays und anderer von der Unmöglichkeit, eine Verteidigungsschlacht in der neuen Stellung anzunehmen, anführte, schlug

er vor, in der Nacht die Truppen von dem rechten auf den linken Flügel überzuführen und am anderen Tage den rechten Flügel der Franzosen zu überfallen. Die Meinungen waren geteilt, man sprach für und gegen diesen Plan, aber die meisten begriffen, daß dieser Kriegsrat den unvermeidliche Verlauf der Dinge nicht ändern konnte und daß Moskau bereits aufgegeben war. Malascha, welche mit Spannung verfolgte, was vorging, faßte die Bedeutung dieser Beratung anders auf, ihr schien es, daß es sich nur um einen persönlichen Kampf zwischen dem Großväterchen und dem Langschößigen handelte, wie sie Bennigsen nannte. Sie sah, daß sie sich erbosten, wenn sie miteinander sprachen, und innerlich trat sie dem Großväterchen zur Seite. Während des Gesprächs bemerkte sie einen raschen, listigen Blick des Großväterchens nach Bennigsen und darauf sah sie zu ihrer Freude, daß Großväterchen dem Langschößigen etwas sagte, was diesen ärgerte.

»Ich kann dem Plan des Grafen nicht beistimmen«, sagte Kutusow. »Eine Bewegung der Truppen in solcher Nähe des Feindes ist immer gefährlich.« Die Beratung wurde erneuert, aber es traten häufige Pausen ein und es war ersichtlich, daß weiter nichts mehr zu sprechen war.

»Ich sehe, meine Herren, ich muß für die zerschlagenen Töpfe bezahlen«, sagte Kutusow und trat zum Tisch. »Meine Herren, ich habe Ihre Meinung gehört, von welchen einige nicht mit mir übereinstimmen. Ich aber« – er hielt an –, »kraft der Gewalt, die mir von Kaiser und Vaterland anvertraut wurde, befehle ich den Rückzug!«

Darauf trennten sich die Generale feierlich und schweigend, wie nach einem Begräbnis. Einige derselben machten dem Oberkommandierenden Meldungen in ganz anderem Tone als während des Kriegsrats.

Als Kutusow allein geblieben war, dachte er lange über die schreckliche Frage nach: »Wann? Wann fiel die Entscheidung, daß Moskau aufgegeben werden muß, und wer ist schuld daran?«

»Das habe ich nicht erwartet«, sagte er zu dem Adjutanten Schneider, welcher mitten in der Nacht eintrat.

»Sie müssen ausruhen, Durchlaucht«, sagte Schneider.

»Nein«, schrie Kutusow und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Sie müssen auch Pferdefleisch fressen wie die Türken! Wartet nur!«

Helene, welche mit dem Hof zugleich aus Wilna nach Petersburg gekommen war, befand sich in schwieriger Lage. In Petersburg erfreute sie sich des besonderen Schutzes eines hohen Herrn, der eine der höchsten Stellen im Kaiserreich einnahm, in Wilna aber war sie mit einem jungen, ausländischen Prinzen näher bekannt geworden. Als sie nach Petersburg zurückkehrte, waren der Prinz und der Minister beide dort, machten ihre Rechte geltend, und Helene stand jetzt vor der ihr noch neuen Aufgabe, ihre Intimität mit beiden beizubehalten, ohne einen von ihnen zu verletzen.

Was für eine andere Frau schwer, sogar unmöglich gewesen wäre, das machte die Gräfin Besuchow keinen Augenblick nachdenklich. Hätte sie ihre Lebensweise geheim gehalten und sich durch List aus der unangenehmen Lage befreien wollen, so hätte sie damit alles verdorben, weil sie sich dadurch schuldig bekannt hätte. Helene aber, als wirklich großer Geist, der alles kann, was er will, stellte sich in das Licht der Gerechtigkeit und alle anderen in das Licht der Schuld.

Das erstemal, als der junge Prinz ihr Vorwürfe machte, warf sie stolz ihren schönen Kopf auf, wandte sich halb ihm zu und sagte mit Entschiedenheit: »Das ist der Egoismus und die Grausamkeit der Männer! Ich habe nichts anderes erwartet! Das ist der Dank für eine Frau, die sich für Sie zum Opfer brachte und für Sie leidet! Welches Recht haben Sie, Hoheit, von mir Rechenschaft über meine freundschaftlichen Gefühle zu verlangen? Das ist ein Mann, der für mich mehr als Vater war.«

Der Prinz wollte etwas erwidern, aber Helene unterbrach ihn. »Nun ja«, sagte sie, »vielleicht sind die Gefühle, die er für mich hegt, nicht ganz väterlich, aber daraus folgt noch nicht, daß ich ihm mein Haus verbieten muß. Ich bin kein Mann, um mit Undank zu bezahlen! Sie müssen wissen, Hoheit, daß ich über meine Gefühle nur Gott und meinem Gewissen Rechenschaft gebe«, schloß sie. Dabei legte sie die Hand auf ihren wogenden, schönen Busen und blickte zum Himmel auf.

»Aber hören Sie mich, ich bitte Sie!«

»Heiraten Sie mich, dann bin ich Ihre Sklavin.«

»Aber das ist nicht möglich.«

»Sie wollen sich nicht zu einer Heirat mit mir herablassen, Sie ...«, sagte Helene weinend.

Der Prinz versuchte sie zu trösten.

Helene sagte unter Tränen, nichts könne sie abhalten, zu heiraten, dafür gebe es Beispiele – sie dachte an Napoleon und andere hohe Persönlichkeiten –, sie sei niemals die Frau ihres Mannes gewesen und nur aufgeopfert worden.

»Aber die Gesetze, die Religion«, sagte der Prinz schon einlenkend.

»Die Gesetze, die Religion! Wozu hat man diese denn erdacht, wenn Sie das nicht möglich machen können?« sagte Helene.

Der vornehme Herr war verwundert darüber, daß eine so einfache Idee ihm nicht in den Kopf kommen konnte, und wandte sich um Rat an die heiligen Brüder der Gesellschaft Jesu, mit denen er nahe bekannt war.

Einige Tage später gab Helene ein entzückendes Fest auf ihrer Villa bei Petersburg. Ein nicht mehr junger, entzückender Herr, Jobert, ein Jesuit im kurzen Gewände mit schneeweißem Haar und schwarzen, glänzenden Augen, wurde ihr vorgestellt. Er sprach im Garten beim Licht der Illumination und den Klängen der Musik lange mit Helene von der Liebe zu Gott, zu Christus, zum Herzen der Gottesmutter, sowie über die Tröstungen, welche die alleinseligmachende, katholische Religion für dieses und jenes Leben biete. Helene war gerührt, und Monsieur Jobert stand Tränen in den Augen. Am anderen Tag kam er abends allein zu Helene und seit dieser Zeit wiederholten sich seine Besuche sehr oft.

Eines Tages führte er die Gräfin in die katholische Kirche, wo sie vor dem Altar niederkniete, zu dem sie geführt wurde. Ein junger, entzückender Franzose legte ihr die Hände auf den Kopf, und wie sie selbst später erzählte, empfand sie dabei etwas wie einen frischen Luftzug, der in ihre Seele drang. Man sagte ihr, das sei die »Gnade«. Dann wurde ihr ein Abt in langem Kleide vorgestellt. Er hörte ihre Beichte und vergab ihr ihre Sünden. Am anderen Tage wurde ihr ein Kästchen gebracht, in dem sich das heilige Abendmahl befand, das nun in ihrem Hause blieb. Nach einigen Tagen erfuhr Helene zu ihrem Vergnügen, daß sie jetzt zu der alleinseligmachenden Kirche übergetreten sei, und daß in einigen Tagen der Papst selbst von ihr hören und ihr ein Papier zusenden werde.

Alles, was um diese Zeit bei ihr und mit ihr geschah, diese Aufmerksamkeit, welche von so vielen großen Leuten ihr gewidmet wurde und welche sich in so angenehmen, verfeinerten Formen äußerte, und die

Taubenreinheit, in der sie sich jetzt befand (während dieser ganzen Zeit trug sie weiße Gewänder mit weißen Bändern) – alles das machte ihr großes Vergnügen. Aber sie verlor darüber keinen Augenblick ihr Ziel aus den Augen. Es ist oft zu beobachten, daß in bezug auf Schlauheit ein dummer Mensch klügere leitet. So hatte sie auch begriffen, daß der Zweck aller dieser Worte und Bemühungen hauptsächlich darin bestand, sie zur katholischen Religion zu bekehren und ihr Geld abzunehmen zum Besten jesuitischer Zwecke. Es hatte nie an Anspielungen dazu gefehlt, aber Helene bestand darauf, ehe sie Geld gab, daß die verschiedenen Operationen mit ihr vorgenommen werden, welche sie von ihrem Mann befreien sollten. Nach ihren Begriffen bestand die Bedeutung jeder Religion nur darin, daß bei der Befriedigung menschlicher Wünsche ein gewisser Anstand beobachtet werden sollte. Deshalb verlangte sie in einer ihrer Unterhaltungen mit dem Geistlichen mit großer Entschiedenheit eine Antwort von ihm auf die Frage, wie weit sie durch ihre Heirat gebunden sei. Sie saßen im Salon beim Fenster. Es dämmerte, durch das Fenster kam Blumenduft herein. Helene trug ein weißes Kleid, das auf der Brust und an den Schultern durchsichtig war. Der wohlgenährte Abt mit glattrasierten Wangen und weißen Händen saß nahe bei Helene. Mit einem feinen Lächeln auf den Lippen und weltlichem Entzücken blickte er zuweilen ihr Gesicht an und sprach seine Ansicht über die sie beschäftigende Frage aus.

Der Gedankengang des Gewissensrats war folgender: »In Unwissenheit über die Bedeutung dessen, was Sie taten, haben Sie das Versprechen ehelicher Treue einem Menschen gegeben, welcher seinerseits in die Ehe trat, ohne an die religiöse Bedeutung der Ehe zu glauben und dadurch eine Gotteslästerung beging. Diese Ehe hatte nicht die doppelte Bedeutung, welche sie haben sollte, aber dennoch waren Sie durch Ihr Versprechen gebunden. Sie haben ihn verlassen. Was haben Sie damit getan? Eine verzeihliche Sünde oder eine Todsünde? Eine verzeihliche Sünde, weil Sie sie ohne böse Absicht begangen haben. Wenn Sie jetzt in eine neue Ehe treten, so kann Ihre Sünde vergeben werden, aber die Frage teilt sich wieder in zwei Abteilungen. Die erste ...«

»Aber ich denke«, sagte Helene plötzlich aufspringend mit ihrem bezaubernden Lächeln, »nachdem ich zu der wahren Religion übergetreten bin, kann ich nicht gebunden sein durch das, was mir eine falsche Religion auflegte?«

Der Gewissensrat war erstaunt über dieses Kolumbusei, das mit solcher naiven Einfachheit vor ihm aufgestellt wurde. Er war entzückt über die unerwartet schnellen Erfolge seiner Schülerin.

»Wir wollen die Sache überlegen, Gräfin«, sagte er lachend und begann ihre Ansicht zu widerlegen.

Helene begriff, daß die Sache vom geistlichen Standpunkt aus sehr einfach war, aber daß ihre Führer ihr Schwierigkeiten nur deshalb machten, weil sie im Zweifel waren, wie die weltliche Gewalt die Sache ansehen werde. Demzufolge kam Helene zu dem Schluß, daß die Sache in der Gesellschaft vorbereitet werden müsse. Sie rief die Eifersucht des alten Ministers hervor und sagte ihm dasselbe wie ihrem ersten Verehrer, nämlich, daß es das einzige Mittel zur Erlangung von Rechten auf sie sei, sie zu heiraten. Im ersten Augenblick war der alte Herr verduzt über diesen Vorschlag, bei Lebzeiten ihres Mannes einen anderen zu heiraten. Aber die unerschütterliche Überzeugung Helenes, daß das alles so einfach und natürlich sei wie die Heirat eines Mädchens, wirkte auch auf ihn. Hätte sie nur die geringsten Anzeichen von Zwang, von Scham oder Hintergedanken merken lassen, so wäre ihr Spiel unzweifelhaft verloren gewesen, aber es war kein Zwang und keine Beschämung an ihr zu bemerken. Sie erzählte vielmehr mit gutmütiger Naivität ihren nächsten Bekannten – und das war ganz Petersburg –, der Prinz und der Minister haben ihr Heiratsanträge gemacht, sie liebe beide und möchte keinen verletzen.

In Petersburg verbreitete sich sogleich das Gerücht, nicht, daß Helene sich von ihrem Mann scheiden lassen wolle, sondern das Gerücht, daß die unglückliche, interessante Helene sich in Verlegenheit und Unschlüssigkeit befinde, weil sie nicht wisse, welchen von beiden sie heiraten solle. Es kam schon nicht mehr in Frage, wieweit das möglich sei, sondern nur, welche Partie vorteilhafter sei und wie der Hof das ansehen werde. Es gab wirklich einige Menschen, welche sich nicht auf die Höhe der Fragen erheben konnten und von Entweihung des Sakraments der Ehe sprachen, aber solche gab es wenige. Darüber, ob es gut oder böse sei, bei Lebzeiten des Mannes einen anderen zu heiraten, sprach niemand, weil diese Frage für klügere Leute bereits gelöst war und man durch Zweifel an der Richtigkeit der Lösung dieser Frage riskierte, für einen beschränkten Menschen ohne Lebensart angesehen zu werden.

Der Fürst Wassil, welcher in letzter Zeit besonders oft vergaß, was er gesagt hatte und hundertmal dasselbe wiederholte, sagte jedesmal, wenn er seine Tochter sah: »Helene, ich muß dir etwas sagen.« Er führte sie beiseite

und zog sie an der Hand auf einen Stuhl nieder. »Ich habe einige Bemerkungen gehört in betreff ... nun, du weißt! Nun, mein liebes Kind, du weißt, daß das Herz deines Vaters sich darüber freut, daß du ... du hast so viel durchgemacht! ... Aber liebes Kind ... handle so, wie dir dein Herz gebietet, das ist alles, was ich dir raten kann!« Dabei suchte er immer dieselbe Aufregung zu verbergen, drückte seine Wange an die seiner Tochter und ging.

Zu den Leuten, welche sich erlaubten, Zweifel an der Gesetzlichkeit der beabsichtigten Heirat auszusprechen, gehörte auch die Mutter Helenes, die Fürstin Kuragin. Sie wurde beständig von Neid auf ihre Tochter gequält und beriet sich mit einem russischen Geistlichen darüber, wieweit die Scheidung und eine neue Heirat bei Lebzeiten des Mannes möglich sei. Der Geistliche hatte ihr gesagt, das sei unmöglich, und verwies sie auf den Text in einem Evangelium, in welchem, wie dem Popen schien, die Möglichkeit einer zweiten Ehe bei Lebzeiten des Mannes direkt verneint wurde. Bewaffnet mit diesen Argumenten, welche ihr unwiderleglich erschienen, kam die Fürstin frühmorgens zu ihrer Tochter, um sie sicher anzutreffen. Helene hörte die Ermahnungen ihrer Mutter mit mildem, spöttischem Lächeln an.

»Siehst du, es heißt gerade da, wer eine geschiedene Frau heiratet ...« sagte die alte Fürstin.

»Ach, Mama, reden Sie keinen Unsinn! Davon verstehen Sie nichts!«

»Aber meine Liebe ...«

»Aber, Mama, wie ist's möglich, daß Sie das nicht begreifen, daß der Heilige Vater, der die Gewalt hat, zu vergeben ...«

In diesem Augenblick wurde Helene durch eine Gesellschafterin gemeldet, Seine Hoheit sei im Saal und wünsche sie zu sehen.

»Nein, sagen Sie ihm, ich wolle ihn nicht sehen, ich sei ihm böse, weil er mir nicht Wort gehalten hat.«

»Gräfin, für jede Sünde gibt es Gnade«, sagte der junge Mann mit langem Gesicht und langer Nase, indem er eintrat.

Die alte Frau stand ehrerbietig auf und setzte sich wieder. Der Prinz achtete nicht im geringsten auf sie.

Die Fürstin nickte ihrer Tochter zu und schwebte zur Tür.

»Nein, sie hat recht«, dachte die alte Fürstin, deren Überzeugungen vor dem Erscheinen Seiner Hoheit zusammenfielen, »sie hat recht. Aber wie kam es, daß wir in unserer ehrbaren Jugend das nicht gekannt haben? Und

das ist doch so einfach«, dachte die alte Fürstin, indem sie in den Wagen stieg.

Anfangs August war die Angelegenheit Helenes vollkommen entschieden, und sie schrieb ihrem Mann, der sie sehr liebte, wie sie glaubte, einen Brief, in welchem sie ihm von ihrer Absicht, Herrn N. N. zu heiraten, sowie von ihrem Übertritt zur alleinseligmachenden Religion Mitteilung machte und ihn bat, alle die Scheidung unumgänglichen Förmlichkeiten zu erfüllen, über welche ihm der Überbringer dieses Briefes berichten werde.

»Zugleich bitte ich Gott, Sie, mein Freund, unter seinen heiligen, starken Schutz zu nehmen.

Ihre Freundin Helene.«

Dieser Brief wurde in das Haus Peters gebracht, während er sich auf dem Schlachtfelde von Borodino befand.

Zum zweitenmal schon am Ende der Schlacht floh Peter mit einem Haufen Soldaten aus der Batterie Rajewsky die Anhöhe nach Knjaskowo hinab, an dem Verbandplatz vorüber, wo er Blut sah, Geschrei, und Stöhnen hörte, und rasch vorüberschreitend, sich einer Gruppe Soldaten anschloß. Er wünschte nur, möglichst schnell den entsetzlichen Eindrücken dieses Tages zu entfliehen und ruhig in seinem Zimmer in seinem Bett einzuschlafen. Nachdem Peter drei Kilometer auf der großen Straße nach Moschaisk weitergegangen war, setzte er sich am Rande derselben nieder und betrachtete, auf den Ellbogen gestützt, die in der Dämmerung an ihm vorüberziehenden Schatten. Er erinnerte sich nicht, wie lange Zeit er dort zubrachte. Mitten in der Nacht ließen sich drei Soldaten bei ihm nieder, sammelten Zweige und zündeten ein Feuer an. Dann hängten sie einen kleinen Kessel darüber und warfen Brotstücke und Salz hinein. Peter erhob sich beim Geruch der Suppe und seufzte. Die drei Soldaten aßen, ohne auf ihn zu achten, und sprachen untereinander.

»Zu welchen gehörst du?« fragte plötzlich Peter einer der Soldaten.

»Ich?« fragte Peter. »Ich bin Offizier vom Landsturm, aber mein Bataillon ist nicht hier, es ist nach dem Schlachtfeld gegangen, und ich habe meine Leute verloren.«

»Nun, iß doch, wenn du willst, ein Süppchen«, sagte der Soldat und reichte Peter seinen hölzernen Löffel, nachdem er ihn sorgfältig abgeleckt hatte. Peter setzte sich ans Feuer und begann die Suppe zu essen, die in dem Kessel gekocht worden war und die ihm schmackhafter erschien als alles, was er jemals gegessen hatte. Während er gierig aß, betrachteten ihn die Soldaten schweigend.

»Wohin gehst du, sag einmal?« fragte wieder einer der Soldaten.

»Ich gehe nach Moschaisk.«

»Du bist wahrscheinlich ein Herr?«

»Ja.«

»Und der Name?«

»Peter Kirilowitsch.«

»Nun, Peter Kirilowitsch, komm mit, wir werden dich führen!«

In vollständiger Dunkelheit gingen die Soldaten mit Peter nach Moschaisk zu. Schon krächte der Hahn, als sie Moschaisk erreichten und einen steilen Berg vor der Stadt hinanstiegen. Peter hatte ganz vergessen, daß sein Gasthof unten am Berg lag und daß er schon daran vorübergegangen war. Er würde es nicht bemerkt haben in seinem verwirrten Zustand, wenn er nicht auf der halben Höhe des Berges auf seinen Stallmeister gestoßen wäre, der ihn in der Stadt gesucht hatte und jetzt in seinen Gasthof zurückkehrte. Er hatte Peter in der Dunkelheit an seinem weißen Hut erkannt.

»Erlaucht, wohin wollen Sie?« sagte er, »wir waren schon in Verzweiflung. Und Sie kommen zu Fuß?«

»Ach ja«, sagte Peter.

»Nun, hast du die Deinigen gefunden?« fragte einer von Peters Begleitern.

»Nun, lebe wohl, Peter Kirilowitsch!« sagten die anderen Stimmen.

»Lebt wohl!« erwiderte Peter und ging mit seinem Stallmeister nach dem Gasthaus.

»Ich sollte ihnen etwas geben«, dachte Peter, in die Tasche greifend, »doch nein, es ist nicht nötig«, sagte ihm eine andere Stimme.

In den Zimmern des Gasthauses war kein Raum, alle waren besetzt. Peter ging in den Hof, legte sich in seine Kutsche und schlief sogleich ein.

AM 30. August kehrte Peter nach Moskau zurück; Schon an der äußersten Vorstadt begegnete ihm ein Adjutant des Grafen Rostoptschin.

»Wir suchen Sie überall!« sagte der Adjutant. »Der Graf muß Sie durchaus sprechen und bittet Sie, sogleich zu ihm zu fahren, wegen einer wichtigen Angelegenheit.«

Ohne nach Hause zu fahren, nahm Peter eine Droschke und fuhr zum Oberkommandierenden.

Graf Rostoptschin war an diesem Morgen eben in der Stadt angekommen aus seiner Villa vor der Stadt auf den Sperlingsbergen. Das Wohnzimmer des Grafen war voll von Beamten, welche auf sein Verlangen erschienen waren oder Befehle erwarteten. Die Reitergenerale Wassiltschikow und Platow hatten den Grafen schon gesprochen und ihm erklärt, es sei unmöglich, Moskau zu verteidigen, und es werde geräumt werden. Diese Nachricht wurde zwar den Einwohnern verheimlicht, aber die Beamten wußten, daß Moskau in die Hände des Feindes fallen werde, und alle kamen zum Gouverneur, um zu fragen, wie sie sich verhalten sollten. Während Peter in das Empfangszimmer eintrat, kam ein Kurier, der von der Armee gekommen war, vom Grafen heraus und antwortete auf die Fragen, die von allen Seiten an ihn gerichtet wurden, nur mit einem hoffnungslosen Achselzucken.

Peter betrachtete mit müden Augen die verschiedenen alten und jungen, vornehmen und niedrigen Beamten im Vorzimmer. Alle schienen unzufrieden und unruhig zu sein. Sie begrüßten sich mit Peter und sprachen dann weiter unter sich.

»Hier, das schreibt er!« sagte ein Beamter, auf ein bedrucktes Papier deutend, das er in den Händen hielt.

»Das ist etwas anderes, für das Volk ist das notwendig!« erwiderte ein anderer.

»Was ist das?« fragte Peter.

»Eine neue Bekanntmachung!«

Peter nahm sie und las:

»Der Durchlauchtigste Fürst hat Moschaisk passiert, um sich schneller mit den Truppen zu vereinigen, die zu ihm stoßen. Er hat eine starke

Stellung, welche der Feind nicht sogleich anzugreifen wagt. Von hier sind ihm achtundvierzig Kanonen mit Munition zugesandt worden, und der Durchlauchtigste sagt, er werde Moskau bis zum letzten Blutstropfen verteidigen und sich noch in den Straßen schlagen. Kümmert euch nicht darum, daß die Behörden ihre Tätigkeit eingestellt haben, wir werden mit den Bösewichtern allein fertig werden. Wenn es dazu kommt, so brauche ich tüchtige, junge Leute. Ich bin jetzt gesund, mir hat ein Auge geschmerzt, aber jetzt sehe ich auf beiden. Es ist gut mit dem Beil, nicht übel ist auch der Spieß, aber das beste ist die dreizinkige Gabel. Ein Franzose ist nicht schwerer als eine Getreidegarbe! Morgen nach der Messe ...«

»Aber mir hat ein Offizier gesagt«, bemerkte Peter, »daß es ganz unmöglich sei, sich in der Stadt zu schlagen, und daß die Stellung ...«

»Nun ja, davon sprechen wir eben!« sagte der eine Beamte.

»Aber was bedeutet das: ›Mir hat ein Auge geschmerzt, jetzt aber sehe ich auf beiden?‹«

»Der Graf hatte ein Gerstenkorn am Auge!« erwiderte der Adjutant lachend, »und er wurde sehr unruhig, als man ihm sagte, das Volk sei gekommen, um zu fragen, was mit ihm sei. Nun, wie ist's mit Ihnen, Graf?« fragte plötzlich der Adjutant Peter lächelnd, »wir haben gehört, Sie haben häusliche Sorgen ... Die Gräfin ... Ihre Frau Gemahlin ...«

»Ich habe nichts davon gehört«, bemerkte Peter gleichmütig. »Was haben Sie gehört?«

»Nein, wissen Sie, es wird so viel gelogen! Ich kann nur sagen, was ich gehört habe ...«

»Nun, was haben Sie denn gehört?«

»Man sagt, die Gräfin habe die Absicht, ins Ausland zu reisen, das ist wahrscheinlich erlogen ...«

»Vielleicht!« sagte Peter und blickte sich zerstreut um. »Aber wer ist das?« fragte er, auf einen kleinen, alten Mann mit einem großen, schneeweißen Bart deutend.

»Das? Das ist ein Kaufmann, das heißt, er ist der Gastwirt Wereschtschagin. Sie haben vielleicht diese Geschichten von der Proklamation gehört?«

»Ach, das ist also Wereschtschagin?« sagte Peter. Er blickte das feste, ruhige Gesicht des alten Kaufmanns an und suchte darin den Ausdruck des Verräters.

»Das ist er nicht selbst, das ist der Vater dessen, der die Proklamation geschrieben hat!« sagte der Adjutant. »Jener junge Mensch sitzt im Gefängnis und es wird ihm wahrscheinlich schlimm gehen.«

Ein Greis mit einem Stern und ein anderer Beamter, ein Deutscher, mit einem Kreuz um den Hals, näherten sich der Gruppe.

»Sehen Sie«, erzählte der Adjutant, »das ist eine verwirrte Geschichte. Damals erschien diese Proklamation, es sind zwei Monate her. Das wurde dem Grafen gemeldet; er befahl, eine Untersuchung anzustellen. Man entdeckte, daß die Proklamation sich in den Händen von dreiundsechzig Personen befand. Man kam zu dem einen und fragte: ›Von wem haben Sie sie?‹ – ›Von dem und dem.‹ Dann kam man zu dem anderen und fragte: ›Von wem haben Sie sie?‹ und so weiter. So kamen sie bis auf Wereschtschagin, einen ungebildeten Kaufmann. Auch diesen fragten sie: ›Von wem hast du das?‹

»Da wurde er verlegen und sagte: ›Von niemand, ich habe es selbst geschrieben.‹ Man drohte, man bat, aber er blieb dabei, er habe sie selbst geschrieben. Das wurde dem Grafen gemeldet. Der Graf befahl, ihn vorzuführen. ›Von wem hast du die Proklamation?‹ fragte er. – ›Ich habe sie selbst geschrieben!‹ Nun, Sie kennen den Grafen«, sagte der Adjutant lachend, »er fuhr schrecklich auf. Aber bedenken Sie auch solch eine Frechheit, Lüge und Hartnäckigkeit!«

»Ah, der Graf wollte, daß er auf Klutscharew hinweisen sollte, ich verstehe!« sagte Peter.

»Durchaus nicht!« erwiderte der Adjutant erschrocken. »Klutscharew hatte schon genug auf dem Kerbholz und dafür ist er auch nach Sibirien geschickt worden. Aber die Sache war die: der Graf war sehr aufgeregt. ›Wie konntest du das verfassen?‹ sagte der Graf und nahm vom Tisch eine Hamburger Zeitung. ›Da ist's! Du hast sie nicht verfaßt, sondern übersetzt, und schlecht übersetzt, weil du Dummkopf nicht Französisch verstehst!‹ Nun, was denken Sie? – ›Nein‹, sagte er, ›ich habe keine Zeitung gelesen, ich habe es verfaßt!‹ – ›Nun, wenn es so ist, so bist du ein Verräter, und ich werde dich dem Gericht übergeben, man wird dich aufhängen. Sprich, von wem hast du es erhalten?‹

»Ich habe keine Zeitung gelesen, ich habe es selbst verfaßt.‹ Dabei blieb er. Der Graf hat auch den Vater vorgefordert, aber er blieb dabei. Man stellte ihn vor Gericht und hat ihn verurteilt, ich glaube, zur Zwangsarbeit. Jetzt ist der Vater gekommen, um für ihn zu bitten. Aber der nichtsnutzige

Junge! Wissen Sie, so ein Kaufmannssöhnchen, ein Stutzerchen und Taugenichts, glaubt, der Teufel werde ihn nicht holen. Draußen bei der steinernen Brücke ist die Kneipe seines Vaters, und in der Schenkstube, wissen Sie, hing ein großes Bild von Gott dem Allgewaltigen, in einer Hand hielt er ein Zepter und in der anderen den Reichsapfel. Dieses Bild nahm er auf einige Tage nach Hause, und was hat er gemacht? Er fand so einen schuftigen Maler ...«

Die Erzählung wurde unterbrochen, weil Peter zum Gouverneur gerufen wurde.

Peter trat in das Kabinett des Grafen Rostoptschin, der mit finsterner Miene sich die Stirn rieb, während Peter eintrat.

»Ach, guten Tag, großer Krieger!« sagte Rostoptschin. »Wir haben von Ihren ruhmwürdigen Taten gehört, aber darum handelt es sich jetzt nicht. Unter uns gesagt, mein Lieber, Sie sind Freimaurer?« fragte Graf Rostoptschin in strengem Tone.

Peter schwieg.

»Mir ist alles sehr wohl bekannt, mein Lieber, aber ich weiß, es gibt Freimaurer und Freimaurer! Ich hoffe, daß Sie nicht zu denen gehören, die unter dem Vorwand, das Menschengeschlecht zu retten, Rußland zugrunde richten wollen?«

»Ja, ich bin Freimaurer«, erwiderte Peter.

»Nun, sehen Sie, mein Lieber, es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Herren Speransky und Magnitzky verschickt worden sind, wohin sie gehören. Dasselbe geschah auch mit dem Herrn Klutscharew und anderen, die unter dem Vorwand der Errichtung des Tempels Salomonis den Tempel ihres Vaterlands zu zerstören suchten. Sie werden begreifen, daß ich dafür Gründe hatte, und daß ich den hiesigen Postdirektor nicht hätte nach Sibirien verschicken können, wenn er nicht ein gefährlicher Mensch wäre. Jetzt habe ich erfahren, daß Sie ihm Ihre Equipage gesandt hatten, um ihn aus der Stadt zu bringen, und daß Sie einmal von ihm Bücher zur Aufbewahrung angenommen haben. Ich liebe Sie und wünsche Ihnen nichts Böses, und da Sie halb so alt sind als ich, so rate ich Ihnen als Vater, jede Beziehung zu Leuten dieser Art abubrechen und so schnell als möglich von hier abzureisen.«

»Aber wessen ist denn Klutscharew schuldig?« fragte Peter.

»Es ist meine Sache, das zu wissen, und nicht Ihre Sache, mich danach zu fragen!« rief Rostoptschin.

»Wenn man ihn beschuldigen will, eine Proklamation Napoleons verbreitet zu haben, so ist das nicht erwiesen«, sagte Peter, ohne Rostoptschin anzusehen, »und diesen Wereschtschagin ...«

»Nun ist's richtig!« rief Rostoptschin. »Wereschtschagin ist ein Verräter, der die verdiente Strafe erhalten wird«, sagte Rostoptschin, heftig

auffahrend. »Aber ich habe Sie nicht gerufen, meine Sachen zu besprechen, sondern um Ihnen einen Rat zu erteilen, oder einen Befehl, wenn Sie wollen. Ich bitte Sie, jede Beziehung mit Herren wie Klutscharew abubrechen und abzureisen! Ich strafe das Böse, wo ich es finde!« Wahrscheinlich bedachte er, daß er Besuchow anschrie, dem noch nichts vorzuwerfen war, und fügte in freundlichem Tone hinzu: »Wir sind am Vorabend allgemeinen Unglücks, und es ist mir unmöglich, gegen alle liebenswürdig zu sein, mit denen ich zu tun habe. Oft geht mir der Kopf in die Runde! Also, mein Bester, was werden Sie vornehmen? Sie persönlich?«

»Nichts«, erwiderte Peter, der den Ausdruck seines gedankenvollen Gesichts nicht änderte.

Des Grafen Züge verfinsterten sich. »Mein freundschaftlicher Rat ist: machen Sie, daß Sie schnell fortkommen! Wohl dem, der zu gehorchen versteht. Leben Sie wohl, mein Bester! Ach ja«, schrie er ihm durch die Tür nach, »ist es wahr, daß die Gräfin in die Klauen der Väter von der Gesellschaft Jesu gefallen ist?«

Peter gab keine Antwort und verließ das Haus zornig, wie man ihn noch nie gesehen hatte.

Als er nach Hause kam, dämmerte es bereits. Etwa acht verschiedene Leute erwarteten ihn, ein Sekretär eines Komitees, der Oberst seines Bataillons, der Haushofmeister und verschiedene Bittsteller, alle wollten von Peter Befehle haben. Peter begriff nichts davon, interessierte sich nicht für diese Sachen und gab auf alle Fragen nur Antworten, die ihn von diesen Leuten befreien sollten. Endlich allein geblieben, öffnete er den Brief seiner Frau. Als er am anderen Morgen erwachte, kam der Haushofmeister, um ihm zu melden, daß ein Polizeibeamter im Auftrage des Grafen Rostoptschin gekommen sei, um sich zu erkundigen, ob der Graf abgereist sei oder bald abreisen werde. Etwa zehn verschiedene Leute, welche mit Peter irgend etwas zu verhandeln hatten, erwarteten ihn im Salon. Peter kleidete sich hastig an, aber anstatt zu denjenigen zu gehen, die ihn erwarteten, ging er durch die Hintertür auf die Straße hinaus.

Von dieser Zeit an bis zum Ende der Zerstörung Moskaus hat niemand von der Dienerschaft Peter wiedergesehen, ungeachtet aller Nachforschungen, und niemand wußte, wo er sich befand.

Graf Rostow blieb mit seiner Familie bis zum 1. September in Moskau, bis zum Tag vor dem Einmarsch des Feindes.

Nach dem Eintritt Petjas in das Kosakenregiment Obolensky und bis zu seiner Abreise nach Bjelaja Zerkow, wo dieses Regiment gebildet wurde, befiel die Gräfin eine heftige Angst. Jetzt erst kam ihr der Gedanke mit schrecklicher Klarheit, daß ihre beiden Söhne sich im Krieg befinden, daß sie ihre Fittiche verlassen hatten und jeder oder beide getötet werden konnten, wie die drei Söhne einer ihrer Bekannten. Sie wollte Nikolai zu sich rufen und selbst zu Petja reisen, um ihn irgendwo in Petersburg unterzubringen, aber beides erwies sich als unmöglich. Die Gräfin konnte nachts nicht mehr schlafen, und wenn sie einschlummerte, sah sie im Traum ihre Söhne getötet. Nach vielen Beratungen verfiel endlich der Graf auf ein Mittel zur Beruhigung der Gräfin. Er ließ Petja aus dem Regiment Obolensky in das Regiment Besuchow versetzen, welches in der Nähe von Moskau gebildet wurde. Dadurch hatte die Gräfin den Trost, wenigstens einen Sohn bei sich in Sicherheit unter ihren Fittichen zu sehen, und sie hoffte, ihn immer in solchen Stellen unterbringen zu können, wo er nicht in die Schlacht kommen konnte. Solange Nikolai in Gefahr war, glaubte die Gräfin zu bemerken, daß sie den Ältesten mehr als die übrigen Kinder liebte. Aber als der Jüngere, dieser Müßiggänger, der schlecht lernte und alle im Hause belästigte und alles im Hause zerbrach, dieser stumpfnasige Petja mit seinen vergnügten, schwarzen Äuglein zu diesen großen, schrecklichen Männern kam, welche dort Schlachten schlugen und daran Freude fanden, da erschien es der Mutter, daß sie ihn noch viel mehr liebe als alle übrigen Kinder. Je näher die Zeit kam, wo Petja nach Moskau zurückkommen sollte, um so mehr nahm ihre Unruhe zu. Sie dachte schon, sie werde dieses Glück nie erleben können.

Gegen Ende August kam ein zweiter Brief von Nikolai. Er schrieb aus Woronesch, wohin er zum Einkauf von Pferden gesandt worden war. Dieser Brief beruhigte die Gräfin nicht; da sie einen Sohn für jetzt außer Gefahr wußte, war sie noch mehr in Angst um Petja.

Obgleich schon seit dem 20. August fast alle Bekannten Rostows Moskau verlassen hatten, und obgleich alle der Gräfin dringend rieten, so

schnell wie möglich abzureisen, wollte sie doch damals nichts von Abreise wissen, bevor ihr teurer Petja zurückgekehrt sei. Dieser kam am 28. August, aber die leidenschaftliche Zärtlichkeit, mit der er empfangen wurde, gefiel dem sechzehnjährigen Offizierchen schlecht. Er erriet das Vorhaben seiner Mutter, ihn nicht mehr aus ihren Fittichen zu entlassen, und in der Befürchtung, durch ihre Zärtlichkeit weibisch zu werden, benahm er sich kühl gegen sie, vermied sie und hielt sich ausschließlich zu Natalie.

Bei der gewohnten Sorglosigkeit des Grafen war am 28. August noch nichts zur Abreise bereit, und die Fuhrn, die er von den Gütern im Räsanschen und Moskauschen Gouvernement erwartete, um alle Habseligkeiten aus dem Hause fortzubringen, kamen erst am 30. an.

Vom 28. bis zum 31. August befand sich ganz Moskau in Aufregung und Bewegung. Jeden Tag wurden Tausende von Verwundeten durch Moskau geführt und Tausende von Fuhrn und Habseligkeiten verließen durch alle Tore die Stadt. Trotz der Proklamation Rostoptschins, vielleicht sogar infolge derselben, liefen die widersprechendsten Gerüchte durch die Stadt. Man sagte, es sei verboten, jemand hinauszulassen, andere dagegen erzählten, man habe alle Heiligenbilder aus den Kirchen fortgebracht und die Leute werden gewaltsam fortgebracht werden. Dann hieß es, nach der Schlacht bei Borodino habe noch eine andere stattgefunden, in welcher die Franzosen geschlagen worden seien, wogegen andere behaupteten, die ganze russische Armee sei vernichtet; es hieß, man habe Verräter gefangen, die Bauern seien aufständisch geworden und plünderten diejenigen, welche abfuhrn, und so weiter. Aber alle fühlten, ohne es auszusprechen, daß Moskau jedenfalls dem Feinde überlassen werde und daß man so schnell wie möglich sich selbst und alle Habseligkeiten in Sicherheit bringen müsse. Bis zum 1. September trat keine Veränderung ein; obgleich man wußte, daß der Untergang nahe war, nahm doch das gewohnte Leben in Moskau noch immer seinen Fortgang.

Während dieser drei Tage vor der Einnahme Moskaus war die ganze Familie des Grafen Rostow mit verschiedenen Alltagsorgen beschäftigt. Das Haupt der Familie fuhr beständig in der Stadt umher, sammelte die umlaufenden Gerüchte ein und traf zu Hause oberflächliche, hastige Anordnungen für die Abreise. Die Gräfin beaufsichtigte die Aufräumung der Sachen, war mit allem unzufrieden und eifersüchtig auf Natalie, bei der Petja die ganze Zeit verbrachte. Nur Sonja widmete sich einer praktischen Tätigkeit, dem Einpacken der Sachen, war aber in der letzten Zeit

schweigsam und kummervoll. Der Brief Nikolais, in dem er seine Begegnung mit der Fürstin Marie erwähnte, hatte hoffnungsvolle Äußerungen der Gräfin hervorgerufen, welche in dieser Beziehung eine Fügung Gottes sah. »Ich war niemals froh«, sagte die Gräfin, »über die Brautschaft Natalies mit Bolkonsky, aber ich habe ein Vorgefühl und habe es immer gewünscht, daß Nikolai die Fürstin heiraten werde. Und wie schön wäre das!«

Sonja wußte, daß die einzige Möglichkeit, die Umstände der Familie zu verbessern, in einer reichen Heirat Nikolais lag, und daß die Fürstin eine gute Partie war. Aber das war ihr ein sehr bitteres Gefühl. Ungeachtet ihres Kummers, oder vielleicht gerade infolgedessen, nahm sie alle Mühe und Sorge für die Einpackung der Sachen auf sich und war ganze Tage lang eifrig beschäftigt. Der Graf und die Gräfin wandten sich immer an sie, wenn sie etwas zu befehlen hatten. Petja und Natalie dagegen leisteten den Eltern nicht nur keine Hilfe, sondern waren allen im Hause lästig und störend. Fast den ganzen Tag hörte man im Hause ihr geräuschvolles Wesen, Schreien und Lachen. Petja freute sich, daß er, nachdem er das Haus als Knabe verlassen hatte, jetzt, wie dies alle sagten, als junger Mann zurückgekehrt war, und hauptsächlich deshalb, weil Natalie so froh und heiter war, deren Stimmung er stets geteilt hatte, Natalie aber befand sich deshalb in lustiger Stimmung, weil jemand zugegen war, der über sie entzückt war, und dieses Entzücken anderer war die Wagenschmiere, welche immer notwendig war, um ihre Maschine in Bewegung zu setzen. Sie waren überhaupt vergnügt darüber, daß man sich bei Moskau schlagen werde, daß alle flohen, daß überhaupt etwas Ungewöhnliches vorging, was immer den Menschen, besonders den jungen Menschen erheitert.

Am Sonnabend, den 31. August, ging im Hause Rostow alles drunter und drüber. Alle Türen waren weit offen, alle Möbel wurden umgestellt oder fortgetragen, die Spiegel und Bilder abgenommen. In den Zimmern standen Koffer und Kisten, Heu und Packpapier lag umher. Die Dienerschaft und Bauern trugen Sachen hinaus und gingen mit schweren Schritten über das Parkett. Draußen drängten sich die Bauernwagen, einige waren schon beladen und festgebunden, andere noch leer. Der Graf war seit dem Morgen ausgefahren, niemand wußte, wohin; die Gräfin hatte Kopfschmerzen von all dem Lärm bekommen und lag in einem Salon mit einem Essigumschlag um die Stirne. Petja war nicht zu Hause, Sonja beaufsichtigte im Salon das Einpacken von Kristall und Geschirr. Natalie saß auf der Diele in ihrem Zimmer zwischen umherliegenden Kleidern, Bändern und Schärpen. Sie war beschämt darüber, daß sie nichts tat, während alle so eifrig arbeiteten, und seit dem Morgen versuchte sie es mehrmals, mitzuhelfen. Aber sie vermochte es nicht, ließ immer wieder alles liegen und ging in ihr Zimmer, um ihre Sachen einzupacken. Anfangs belustigte sie sich damit, ihre alten Kleider an die Zofen zu verteilen, dann aber, als die übrigen eingepackt werden sollten, erschien ihr das langweilig.

»Dunjascha«, sagte sie, »du wirst das alles zurechtlegen, mein Täubchen, nicht wahr?«

Dunjascha versprach, alles zu machen, und Natalie setzte sich mit einem alten Ballkleid auf die Diele und dachte nicht mehr an das, was jetzt geschehen sollte. Sie stand auf und betrachtete sich im Spiegel.

Auf der Straße hielt ein ungeheurer Wagenzug mit Verwundeten. Die Mädchen und Diener, die Köche, Kutscher und Stallknechte eilten zum Tore, um die Verwundeten zu sehen. Natalie band ein weißes Taschentuch um die Haare, hielt es mit beiden Händen an den Enden fest und ging auf die Straße hinaus. Die alte Haushälterin Mawra ging an einen Wagen und sprach mit einem darinliegenden, bleichen Offizier. Natalie näherte sich und hörte schüchtern zu, während sie immer noch die Zipfel ihres Tuches mit beiden Händen festhielt.

»Sie haben niemand In Moskau?« fragte Mawra. »Sie könnten ruhiger sein irgendwo in einer Wohnung, vielleicht gleich hier bei uns. Die

Herrschaft reist ab.«

»Ich weiß nicht, ob die Herrschaft das erlauben wird«, sagte der Offizier mit schwacher Stimme. »Fragen Sie den Kommandierenden!« Dabei deutete er auf einen dicken Major, welcher längs der Wagenreihe näherkam. Natalie blickte angstvoll den Verwundeten an. »Können die Verwundeten bei uns im Hause bleiben?« fragte sie den Major.

Der Major legte lächelnd die Hand an den Schirm. »Was ist Ihnen gefällig, Mamsell?« fragte er lachend.

Natalie wiederholte ihre Frage mit ernster Miene.

»O ja, warum nicht?« erwiderte der Major. Der Wagen des Offiziers und noch zehn andere mit Verwundeten fuhren in den Hof ein. Natalie war sichtlich erfreut über dieses ungewöhnliche Ereignis und die Begegnung mit fremden Menschen und bemühte sich, mit Mawra soviel als möglich Verwundete in den Hof hineinzuführen.

»Aber man muß es doch erst dem Herrn Papa sagen«, meinte Mawra.

»Ach, das ist doch ganz gleichgültig, wir richten uns auf einen Tag im Salon ein und können ihnen unsere ganze Wohnung überlassen. »Aber bedenken Sie, Fräulein, man könnte doch erst fragen.« Natalie eilte ins Haus und ging auf den Zehenspitzen nach der halb offenen Tür des kleinen Salons, aus welchem ein Geruch von Essig und Hoffmannstropfen herauskam.

»Mama«, sagte Natalie und ließ sich auf die Knie vor ihrer Mutter nieder, »verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe! Mawra schickt mich, unten sind verwundete Offiziere, welche kein Unterkommen haben; ich weiß, Sie erlauben es!« sagte sie hastig.

»Was für Offiziere? Ich begreife nichts!« sagte die Gräfin.

Natalie lächelte und auch die Gräfin lächelte schwach.

»Ich wußte, daß sie es erlauben werden!« Und Natalie küßte ihre Mutter, stand auf und ging zur Tür.

Im Saal begegnete sie ihrem Vater, der mit schlechten Nachrichten nach Hause zurückkehrte.

»Wir sind zwar lange sitzengeblieben«, sagte der Graf verdrießlich. »Jetzt ist der Klub geschlossen, und die Polizei zieht ab.«

»Papa, es ist doch recht, daß ich die Verwundeten ins Haus einlud? sagte Natalie.

»Versteht sich«, erwiderte der Graf zerstreut, »aber jetzt halte dich nicht mit Spielereien auf und hilf einpacken! Wir müssen morgen fort!« Und der

Graf erteilte dem Hausmeister und den Dienern denselben Befehl. Petja kehrte zu Tisch zurück und erzählte seine Neuigkeiten. Er erzählte, daß das Volk im Kreml sich bewaffnet habe, und obgleich Rostoptschin in seiner Proklamation gesagt habe, er werde das Volk aufrufen, habe man doch schon wirklich Anordnungen getroffen, daß morgen das ganze Volk nach den drei Bergen bewaffnet hinausziehen werde, und daß dort eine große Schlacht stattfinden werde.

Die Gräfin beobachtete mit Entsetzen das erregte, gerötete Gesicht ihres Sohns, während er erzählte. Sie wußte, wenn sie ihn zurückhalten wollte, werde er etwas von Männlichkeit, von Ehre und Vaterland sprechen und andere Unsinnigkeiten, auf die sie nichts erwidern konnte, und deshalb hoffte sie, es möglich zu machen, daß sie noch früher abreisen und Petja als Beschützer mitnehmen konnte. Nach Tisch rief sie den Grafen zu sich und flehte ihn mit Tränen an, sie sogleich fortzuführen, noch in dieser Nacht, wenn es möglich sei. Mit unwillkürlicher weiblicher Schlaueit sagte sie, sie sterbe vor Schrecken, wenn man nicht noch heute nacht abfare.

Madame Chausse vermehrte noch die Angst der Gräfin, indem sie erzählte, was sie auf der Mjäsnickajastraße gesehen hatte, als sie zu ihrer Tochter gehen wollte. Als sie zurückkehrte, lärmten betrunkene Volkshaufen auf der Straße. Sie fuhr mit einer Droschke auf Umwegen nach Hause, und der Kutscher erzählte ihr, daß das Volk die Fässer in einem großen Branntweinlager eingeschlagen habe.

Nach Tisch machte sich die ganze Dienerschaft mit neuer Hast an die Arbeit. Der Graf ging im Hofe umher, schrie die Leute an und brachte sie noch mehr in Verwirrung. Petja kommandierte auf dem Hof. Sonja wußte nicht, was sie bei den widersprechenden Befehlen des Grafen machen sollte und wurde ganz ratlos. Die Leute liefen schreiend, zankend und lärmend durch die Zimmer, und Natalie beteiligte sich jetzt plötzlich auch mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit an den Arbeiten. Anfangs wurde ihr Eifer ungläubig aufgenommen, man glaubte, sie scherze und wollte ihr nicht gehorchen. Aber sie verlangte hartnäckig Gehorsam und weinte beinahe vor Zorn, und endlich glaubte man an ihren Eifer. Ihre erste Tat war die Einpackung der Teppiche. Es waren teure Gobelins und persische Teppiche vorhanden. Im Saal standen zwei offene Kisten, die eine war fast bis oben mit Porzellan gefüllt, die andere mit Teppichen. Auf den Tischen stand noch viel Porzellan und man brachte immer noch mehr aus der Vorratskammer. Man mußte eine zweite und dritte Kiste anfangen, welche die Leute holen gingen.

»Es geht nicht, Fräulein, wir haben es schon versucht«, sagte der Tafeldecker.

»Nein, warte doch!« Und Natalie nahm eine Schüssel und Teller heraus. »Die Schüssel hierher zu den Teppichen!« sagte sie.

»Gott gebe, daß wir die Teppiche in drei Kisten hineinbringen!«

»Warte nur!« sagte Natalie und begann rasch einzuteilen. »Die Kiewschen Teller sind nicht nötig, und dies kommt in die Teppiche«, sagte sie, auf eine Meißner Vase deutend.

»Ach, Fräulein«, sagte der Haushofmeister. Aber Natalie warf rasch alles heraus und begann neu einzupacken und entschied, daß die schlechten Hausteppiche und geringes Geschirr nicht mitgenommen werden solle. Als

alles andere herausgenommen war, begann man wieder einzupacken, und wirklich, nachdem alle geringen Sachen, welche mitzunehmen nicht wert waren, beiseite geschafft waren, wurden alle kostbaren in zwei Kisten untergebracht.

Sie machte verzweifelte Anstrengungen und wies den Tafeldecker und Petja, den sie zu sich berufen hatte, an. »Jetzt binde fest, Petja! Wassil, drücke den Deckel zu!« Die Koffer wurden zusammengedrückt und die Deckel geschlossen. Natalie schlug erfreut die Hände zusammen und Tränen standen in ihren Augen. Aber sogleich begann sie eine andere Arbeit. Der Graf wurde nicht ärgerlich, wenn man ihm sagte, Natalie habe seine Befehle umgeändert, und die Diener kamen zu Natalie nach Befehlen. Sie ließ immer überflüssige Sachen zurück, und so gelang es ihr, die teuersten sicher unterzubringen. Aber so sehr auch die Leute sich bemühten, war in später Nacht noch nicht alles eingepackt. Die Gräfin schlief ein und der Graf schob die Abfahrt auf den Morgen auf und ging schlafen. Sonja und Natalie schliefen, ohne sich auszukleiden, im kleinen Salon.

In der Nacht fuhr noch ein Verwundeter durch die Straßen vorüber, und Mawra, welche an der Pforte stand, ließ den Wagen in den Hof einbiegen. Dieser Verwundete war nach Mawras Meinung eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Er fuhr in einer Kutsche, auf dem Bock saß ein alter, würdiger Kammerdiener neben dem Kutscher, hinter dem Wagen ritt ein Arzt und zwei Soldaten.

»Bitte, kommen Sie zu uns! Die Herrschaft fährt fort, das ganze Haus ist leer!« sagte die Alte zu dem alten Diener.

»Nun ja«, erwiderte der Kammerdiener, »wir haben ein eigenes Haus in Moskau, aber es ist weit und dort wohnt niemand.«

»Bitte, kommen Sie zu uns! Unsere Herrschaft hat an allem Überfluß, bitte!« sagte Mawra. »Ist der Herr sehr krank?« fragte sie.

Der Kammerdiener machte eine Handbewegung.

»Wir wagen nicht, ihn weiter zu bringen, ich muß den Arzt fragen«, sagte der Kammerdiener und stieg vom Bock.

»Gut«, sagte der Arzt.

Der Kammerdiener ging wieder zur Kalesche, blickte hinein, wiegte den Kopf und befahl dem Kutscher, hineinzufahren. Mawra schlug vor, den Verwundeten ins Haus zu tragen.

»Die Herrschaft hat nichts dagegen«, sagte sie. Aber um die Haupttreppe zu vermeiden, wurde der Verwundete in das Seitengebäude getragen und in das frühere Zimmer von Madame Chausse gebracht. Dieser Verwundete war Fürst Andree Bolkonsky.

Der letzte Tag Moskaus brach an. Es war ein helles, heiteres Herbstwetter und ein Sonntag. Wie an gewöhnlichen Sonntagen wurde auf allen Kirchen zur Messe geläutet, niemand schien begreifen zu können, was Moskau erwartete. Nur an zwei Merkmalen zeigte sich die Lage, in der sich Moskau befand: das Benehmen des niederen Volkes und die Preise der Gegenstände. Fabrikarbeiter, Dienstleute, Bauern zogen in großen Massen, unter die sich auch Beamte, Seminaristen, Adlige mischten, frühmorgens nach den drei Bergen hinaus. Nachdem sie dort einige Zeit gestanden und vergebens Rostoptschin erwartet hatten, überzeugten sie sich, daß Moskau übergeben werde, und die ganze Menge zerstreute sich in Moskau in den Branntweinschenken. Die Preise für Waffen, für Gold, Wagen und Pferde stiegen ungeheuer, aber die Preise für Luxuswaren verminderten sich rasch, so daß es gegen Mittag vorkam, daß teure Waren, wie Tuch, Möbel, Spiegel, umsonst weggegeben wurden, während man für ein Bauernpferd fünfhundert Rubel zahlte. In dem würdigen, alten Rostowschen Hause zeigten sich diese Anzeichen noch sehr schwach. In bezug auf die Leute ereignete sich nur, daß in der Nacht drei Männer von der großen Dienerschaft verschwanden, aber nichts wurde gestohlen, und in bezug auf die Preise der Sachen erwiesen sich die dreißig Fuhren, welche von den Gütern gekommen waren, als ein ungeheurer Reichtum, welchen viele mit Neid ansahen und wofür Rostow große Summen geboten wurden. Dabei aber kamen schon früh am Morgen die Burschen von verwundeten Offizieren und selbst Verwundete, welche sich herbeigeschleppt hatten aus dem Rostowschen und benachbarten Häusern und flehten die Familie an, ihnen die Fuhren zu überlassen, um aus Moskau fortzukommen. Der Haushofmeister, an welchen diese Bitten gerichtet wurden, weigerte sich entschieden, obgleich er die Verwundeten bedauerte, und sagte, er wage es nicht, dem Grafen dies zu melden. So traurig auch die Lage der zurückbleibenden Verwundeten sein mochte, so war es doch augenscheinlich, daß, wenn man nur eine Fuhre weggab, keine Möglichkeit war, die anderen zu behalten, man mußte sie alle und sogar die Equipagen weggeben. Aber die dreißig Fuhren konnten dennoch nicht alle Verwundeten retten, und in dem allgemeinen Unglück konnte man nicht

anders, als an sich und seine Familie denken. Das war die Ansicht des Haushofmeisters.

Als der Graf am Morgen des 1. September erwachte, ging er auf Zehenspitzen in seinem seidenen Schlafrock hinaus auf die Vortreppe. Die beladenen Fuhren standen im Hof und die Equipagen vor der Tür. Der Haushofmeister sprach mit einem bleichen, jungen Offizier mit verbundenem Arm. Als er den Grafen erblickte, gab er dem Offizier einen strengen Wink, sich zu entfernen.

»Ist alles fertig, Wassilitsch?« fragte der Graf und nickte dem Offizier zu.

»Wir können sogleich anspannen, Erlaucht.«

»Vortrefflich! Gleich wird die Gräfin erwachen, und dann fort mit Gott! – Wer sind Sie, mein Herr?« wandte er sich an den Offizier. »Sind Sie bei mir im Hause?«

Der Offizier trat näher und sein bleiches Gesicht rötete sich lebhaft. »Graf, ich bitte Sie, erlauben Sie mir ... um Gottes willen ... irgendwo auf Ihren Fuhren ein Plätzchen! Ich habe nichts bei mir...«

Noch ehe der Offizier ausgesprochen hatte, kam ein Offiziersbursche mit derselben Bitte für seinen Herrn.

»Ach, ja, ja«, sagte der Graf, »ich freue mich sehr! Wassilitsch, Sorge dafür! Man muß einen oder zwei Wagen abladen, nun dort ... was nötig ist ...« sagte der Graf mit unbestimmten Ausdrücken. In demselben Augenblick wurde durch den Ausruf heißer Dankbarkeit auf dem Gesicht des Offiziers dieser Befehl schon bekräftigt. Als der Graf sich umblickte, erschienen im Hof, an den Pforten und an den Fenstern überall Verwundete und Offiziersburschen, welche alle nach dem Grafen sahen.

»Erlauben Sie, Erlaucht, was soll mit den Bildern in der Galerie geschehen?« fragte der Haushofmeister. Der Graf ging mit ihm ins Haus, nachdem er seinen Befehl wiederholt hatte, die Verwundeten nicht zurückzuweisen, welche mitfahren wollten. »Nun, man kann etwas zusammenrücken«, fügte er mit leiser, geheimnisvoller Stimme hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn jemand hören könnte.

Um neun Uhr erwachte die Gräfin, und Matrena, ihre frühere Zofe, meldete, Madame Chausse sei sehr erbost, und man könne doch die Sommerkleider der Fräulein nicht zurücklassen. Durch weitere Fragen, warum Madame Chausse entrüstet sei, erwies es sich, daß ihr Koffer von der Fuhre herabgenommen worden war, daß alle Fuhren aufgebunden und

die Sachen abgeladen wurden und daß man die Verwundeten mitnehmen wolle. Die Gräfin ließ ihren Mann zu sich rufen.

»Was ist das, mein Lieber, wie ich höre, nimmt man die Sachen wieder ab?«

»Weißt du, meine Freundin, ich wollte dir sagen ... Gräfin ... ein Offizier hat mich gebeten, einige Fuhren für die Verwundeten abzugeben. Bedenke, wie sollen sie hier zurückbleiben? ... Sie sind nun einmal auf dem Hof, wir haben sie selbst hereingerufen ... Weißt du, ich glaube wirklich, meine Freundin, wir ... man muß sie fortführen lassen ...« Das sprach der Graf schüchtern, wie immer, wenn es sich um Geld handelte. Die Gräfin aber war an diesen Ton schon gewöhnt, der immer einer Sache vorherging, welche für die Kinder nachteilig war, wie der Bau irgendeiner Galerie oder Orangerie, oder die Errichtung eines Haustheaters, und darum hielt sie es immer für ihre Pflicht, sich dem zu widersetzen, was in diesem schüchternen Ton gesprochen wurde.

»Höre, Graf«, sagte sie in ihrem gehorsam weinerlichen Ton, »du hast es so weit gebracht, daß wir für das Haus nichts mehr erhalten, und jetzt willst du noch alles untergehen lassen, was den Kindern geblieben ist! Du hast selbst gesagt, im Hause seien Sachen im Wert von hunderttausend. Nein, mein Freund, ich kann nicht beistimmen, mache, wie du willst! Für die Verwundeten muß die Regierung sorgen, das wissen sie. Bei Lopuchins ist schon vorgestern alles fortgeführt worden. So handeln vernünftige Leute, nur wir sind Dummköpfe! Erbarme dich wenigstens der Kinder, wenn auch nicht meiner!« Der Graf verließ achselzuckend das Zimmer.

»Papa, was ist das?« sagte Natalie, welche nach ihm ins Zimmer der Mutter trat.

»Was willst du?« fragte der Graf ärgerlich.

»Ich habe alles gehört«, sagte Natalie. »Warum will Mama nicht?«

»Was geht es dich an?« schrie der Graf.

Natalie trat ins Zimmer und dachte nach.

»Papa, Berg ist gekommen«, sagte sie, durchs Fenster blickend.

Berg, der Schwiegersohn Rostows, war schon Oberst und bekleidete die ruhige, angenehme Stellung eines Gehilfen des Generalstabes des zweiten Armeekorps. Er war am 1. September von der Armee nach Moskau gekommen. Obgleich er dort nichts zu tun hatte, hielt er es doch für nötig, sich einen Urlaub zu erbitten, wie alle übrigen taten. Er umarmte den Grafen, küßte Natalie und Sonja die Hand und fragte hastig nach der Gesundheit der Gräfin.

»Wie geht's?« fragte der Graf. »Was macht die Armee? Zieht sie sich zurück, oder wird eine Schlacht stattfinden?«

»Nur der ewige Gott kann das Schicksal des Vaterlandes entscheiden. Man weiß nicht, was nun werden wird, aber einen solchen Heldenmut, wie ihn die russische Armee zeigte, kann man sich nicht vorstellen und nicht genug rühmen.« In diesem Augenblick erschien die Gräfin mit ermüdeten und unzufriedener Miene. Berg sprang hastig auf, küßte ihr die Hand und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

»Ja, es sind schwere Zeiten für jeden Russen«, sagte Berg. »Aber warum beunruhigen Sie sich? Sie haben noch Zeit, abzureisen.«

»Ich begreife nicht, was die Leute tun«, sagte die Gräfin zu ihrem Mann. »Man hat mir eben gesagt, es sei noch nichts bereit, man muß doch Anordnungen treffen.«

Der Graf stand auf und ging zur Tür.

»Ich kam mit einer großen Bitte zu Ihnen, Papa«, sagte Berg.

»Nun?« fragte der Graf stehenbleibend.

»Ich kam eben bei Jusupows Haus vorüber, der Verwalter kam heraus und fragte, ob ich nicht etwas kaufen wollte. Ich habe dort so eine Chiffonniere und Toilette gefunden, Sie wissen, wie sie Wera immer gewünscht hat, entzückend. Ich möchte sie gern damit überraschen. Ich sehe, Sie haben so viele Bauern im Hof, geben Sie mir wenigstens einen, ich werde gut bezahlen.«

»Gehen Sie zur Gräfin, ich habe nichts zu sagen«, erwiderte der Graf.

»Wenn es Schwierigkeiten macht«, sagte Berg, »dann lassen wir es! Ich wünschte es nur zu sehr für Wera.«

»Ach, macht, daß ihr alle zum Teufel kommt! Zum Teufel! Zum Teufel! Zum Teufel!« schrie der alte Graf. »Mir geht der Kopf in die Runde.« Damit lief er aus dem Zimmer. Die Gräfin brach in Tränen aus.

»Ja, ja, Mamachen, sehr schwere Zeiten!« sagte Berg.

Natalie ging mit ihrem Vater hinaus. Im Hof standen noch immer die beladenen Fuhren; zwei derselben waren abgeladen worden, und auf eine derselben stieg ein Offizier, unterstützt von seinem Burschen.

»Weißt du, warum Papa und Mama stritten?« fragte Petja. Natalie gab keine Antwort.

»Weil Papachen alle Fuhren den Verwundeten geben wollte«, sagte Petja. »Nach meiner Ansicht ...«

»Nach meiner Ansicht«, schrie Natalie auf, »ist das eine solche Abscheulichkeit, eine solche Niedrigkeit ... Ich weiß nicht ... sind wir etwa solche Deutschen? ...« Ihre Kehle zuckte vor verhaltenem Weinen, und in der Befürchtung, daß sich die Ladung ihres Zornes umsonst entladen würde, wandte sie sich um und stürmte die Treppe hinauf. Berg saß neben der Gräfin, und der Graf ging mit der Pfeife in der Hand im Zimmer auf und ab, als Natalie mit vor Zorn verzerrter Miene wie ein Sturmwind ins Zimmer stürzte und auf ihre Mutter zuging.

»Das ist abscheulich! Das ist nichtswürdig!« schrie sie. »Das kann nicht sein, daß Sie das befohlen haben.«

Berg und die Gräfin sahen sie verwundert an.

»Mamachen, es kann nicht sein. Sehen Sie, was auf dem Hof vorgeht! Sie bleiben zurück.«

»Was ist dir? Von wem sprichst du?«

»Von den Verwundeten! Es kann nicht sein, Mamachen, es wäre unerhört! Nein, Mamachen, das darf nicht sein! Ich bitte, verzeihen Sie mir. Mamachen! Was hilft uns das, was wir fortbringen? Sehen Sie nur, was auf dem Hof vorgeht!... Mamachen ... das kann nicht sein!«

Der Graf stand am Fenster und hörte zu. Die Gräfin sah ihre Tochter an und blickte sich dann ratlos um.

»Macht, was ihr wollt, ich störe ja niemand«, sagte sie. Dann ging sie auf den Grafen zu. »Mein Freund, du hast getan, was recht ist, ich verstehe das nicht«, sagte sie mit gesenkten Augen.

»Die Eier... die Eier wollen klüger sein als die Hühner«, sagte der Graf unter Tränen und umarmte gerührt seine Frau, welche beschämt ihr Gesicht an seiner Brust verbarg.

»Papachen, Mamachen, kann ich den Befehl geben?« fragte Natalie.
»Wir können immer noch alles Nötige mitnehmen.«

Der Graf nickte mit dem Kopf, und Natalie eilte durch den Saal und die Treppe hinab in den Hof.

Die Leute sammelten sich um Natalie und konnten nicht sogleich an den seltsamen Befehl glauben, den sie ihnen überbrachte, bis der Graf selbst im Namen seiner Frau den Befehl bestätigte, man solle alle Fuhren den Verwundeten übergeben und die Kisten in die Speicher stellen. Als die Leute dies begriffen, machten sie sich mit freudiger Dienstwilligkeit an die Arbeit. Der Dienerschaft erschien dies keineswegs sonderbar, sondern, im Gegenteil, sie dachten, es könne nicht anders sein, ebenso wie eine Viertelstunde vorher sich niemand darüber gewundert hatte, daß die Verwundeten zurückbleiben und die Sachen mitgenommen werden sollten.

Die Verwundeten kamen aus ihren Zimmern hervor und umgaben mit freudigen, bleichen Gesichtern die Fuhren. Auch in den benachbarten Häusern verbreitete sich das Gerücht, es seien Fuhren da, und auch aus den anderen Häusern kamen Verwundete in den Rostowschen Hof. Viele derselben baten, die Sachen nicht abzunehmen, sondern sie nur darauf Platz nehmen zu lassen, aber nachdem man einmal begonnen hatte, die Sachen abzuladen, war kein Halt mehr möglich. Es war ja ganz gleichgültig, ob man alles oder nur die Hälfte zurückließ. Auf dem Hof lagen die Kisten mit Geschirr, mit Bronzen, Bildern, Spiegeln, welche in der vergangenen Nacht so sorgfältig eingepackt worden waren.

»Vier kann man noch aufnehmen«, sagte der Verwalter. »Ich gebe meine Fuhren auch ab, aber wohin mit den anderen?«

»Dann lassen Sie meine Garderobe zurück«, sagte die Gräfin.
»Dunjascha kann bei mir in dem Wagen sitzen.« Die ganze Dienerschaft war in fröhlicher Aufregung, und Natalie befand sich in einer glücklichen, entzückten Stimmung, wie sie sie lange nicht mehr empfunden hatte.

»Wohin soll das kommen?« fragten die Leute, indem sie eine Kiste herabschleppten. »Man muß wenigstens eine Fuhre behalten.«

»Was ist denn darin?« fragte Natalie.

»Die Bücher des Grafen.«

»Laßt sie zurück! Wassilitsch wird sie aufbewahren.«

Der kleine Jagdwagen war ganz voll Menschen, und man wußte nicht, wo Petja Platz finden sollte.

»Auf dem Bock! Du kannst ja auf dem Bock sitzen«, rief Natalie. Sonja war unaufhörlich beschäftigt, aber in anderer Art als Natalie. Sie schrieb auf den Wunsch der Gräfin alle Sachen auf, welche zurückbleiben sollten, und bemühte sich dabei aber, so viel als möglich zum Mitnehmen zu erhaschen.

Um zwei Uhr standen die vier Equipagen Rostows vor der Unterfahrt, während die Bauernwagen mit den Verwundeten nacheinander zum Hof hinausfuhren. Als die Kalesche des Fürsten Andree an der Haupttreppe vorüberfuhr, erregte sie die Aufmerksamkeit Sonjas, welche mit einer Zofe bemüht war, die ungeheuer hohe Kutsche für die Aufnahme der Gräfin bereitzumachen.

»Wem gehört diese Kalesche?« fragte Sonja.

»Wissen Sie das nicht, Fräulein?« erwiderte die Zofe. »Es ist der verwundete Fürst, der bei uns übernachtete und mit uns weiterfährt.«

»Wer ist es denn? Wie heißt er?«

»Unser gewesener Bräutigam, Fürst Bolkonsky«, erwiderte die Zofe seufzend. »Man sagt, er sei dem Tode nahe!«

Sonja sprang aus dem Wagen und lief zur Gräfin. Diese war schon in Reisekleidung mit Schal und Hut. Sie ging erschöpft im Salon umher und erwartete die Dienerschaft, um vor der Abreise zu beten. Natalie war nicht im Zimmer.

»Mamachen«, sagte Sonja, »Fürst Andree ist hier! Er ist tödlich verwundet und fährt mit uns weiter.«

Die Gräfin erschrak. »Und Natalie?« fragte sie.

Sonja und die Gräfin kannten Natalie, und die Angst vor den Folgen, welche diese Nachricht bei Natalie hervorrufen würde, erstickte in ihnen das Mitgefühl für den Menschen, den sie beide liebten. »Natalie weiß es noch nicht, aber er fährt mit uns«, erwiderte Sonja.

»Du sagst, er sei schwer verwundet?«

Sonja nickte. Die Gräfin umarmte sie und weinte. »Die Wege Gottes sind wunderbar!« dachte sie.

»Nun, Mama, alles ist fertig, wo bleiben Sie?« fragte Natalie, welche mit gerötetem Gesicht auf der Schwelle stand.

»Gut, gehen wir!« sagte die Gräfin und beugte sich auf ihre Handtasche herab, um ihr ihre ängstliche Miene zu verbergen. Sonja umarmte Natalie und küßte sie. Natalie blickte sie fragend an.

»Was ist dir? Was ist geschehen?« fragte sie.

»Nichts! ... Nichts! ...«

»Etwas Schlimmes für mich? Was ist es?« fragte Natalie.

Sonja seufzte und gab keine Antwort. Der Graf, Petja, Madame Chausse, Mawra und Wassilitsch traten in den Saal. Die Türen wurden verschlossen, alle setzten sich und saßen schweigend einige Augenblicke da.

Der Graf erhob sich zuerst mit einem schweren Seufzer und bekreuzigte sich vor dem Heiligenbild. Alle folgten seinem Beispiel. Dann umarmte der Graf Mawra und Wassilitsch, welche in Moskau zurückblieben, und während sie seine Hand küßten, klopfte er sie auf den Rücken und sprach einige unklare, freundliche, tröstende Worte. Die Gräfin ging in die Hauskapelle, und Sonja fand sie dort auf den Knien vor den zurückgelassenen Heiligenbildern. Diejenigen, welche nach den Familienüberlieferungen die kostbarsten waren, wurden mitgenommen. An der Haupttreppe und auf dem Hof verabschiedeten sich von den Zurückbleibenden die Leute, welche Petja mit Dolchen und Säbeln bewaffnet hatte und die mit in die Stiefel gesteckten Beinkleidern und mit Riemen umgürteten Kitteln hinauszogen.

Wie immer bei einer Abreise wurde viel vergessen und vieles mußte anders gelegt werden. Ziemlich lange standen zwei Heiducken zu beiden Seiten der geöffneten Wagentüren, um der Gräfin in den Wagen zu helfen, während Mädchen mit Kissen und Bündeln aus dem Hause nach dem Wagen, der Kalesche und dem Jagdwagen zuliefen, und dann wieder ins Haus zurückeilten.

»Ewig haben sie etwas vergessen«, sagte die Gräfin. »Du weißt doch, daß ich nicht so sitzen kann!« Und Dunjascha stieg mit zusammengebissenen Zähnen in den Wagen, um den Sitz besser zu arrangieren.

»Ach, dieses Volk!« sagte der Graf, den Kopf wiegend.

Der alte Kutscher Jefim, mit dem allein die Gräfin fahren wollte, saß hoch auf seinem Bock und blickte sich nicht um nach dem, was hinten geschah. Aus dreißigjähriger Erfahrung wußte er, daß man ihm noch nicht so bald zurufen werde: »Mit Gott!« und daß er dann, wenn das auch gesagt sei, noch zweimal anhalten müsse, damit man nach vergessenen Sachen senden könne, und daß er darauf noch einmal anhalten müsse, worauf die Gräfin den Kopf zum Fenster hinausstrecken und ihn im Namen Christi bitten werde, vorsichtig zu fahren, wenn es bergab gehe. Das wußte er und erwartete daher geduldiger als seine Pferde, was kommen werde. Endlich hatten alle Platz genommen, die Stufen an der Kutsche wurden hinaufgeschlagen, die Türen zugeschlagen, dann sandte man noch nach

einer Schatulle, die Gräfin steckte den Kopf durchs Fenster und sprach, was sich gehörte. Dann nahm Jefim langsam die Mütze vom Kopf und bekreuzigte sich. Der Vorreiter und alle Leute folgten seinem Beispiel.

»Mit Gott!« sagte Jefim und setzte die Mütze auf. Der Vorreiter trabte voran, das Handpferd stemmte sich gegen das Kummet, die hohen Wagenfedern ächzten und die Kutschen bewegten sich. Ein Lakai sprang auf den Bock, die schwere Equipage fuhr schwankend aus dem Hof hinaus auf das holperige Pflaster, und der Wagenzug fuhr die Straße entlang. In den Wagen bekreuzigten sich alle vor der gegenüberliegenden Kirche. Die Dienstleute, welche in Moskau zurückblieben, gingen zu beiden Seiten der Equipage her, um sie zu begleiten.

Selten hatte Natalie eine so freudige Erregung empfunden wie jetzt, als sie langsam durch die Straßen des verlassenen Moskau fuhren. Sie blickte oft zurück und dann vorwärts nach dem langen Wagenzug der Verwundeten, der ihnen voranfuhr. Fast allen voran, erblickte sie die geschlossene Kalesche des Fürsten Andree. Sie wußte nicht, wer darin war, suchte sie aber immer mit den Augen.

Aus verschiedenen Straßen kamen noch ähnliche Wagenzüge heraus, und auf der Sadowajastraße fuhren Equipagen und Wagen in zwei Reihen nebeneinander. Als Natalie beim Sucharewturm (Zwiebacksturm) neugierig auf die Volksmenge hinausblickte, rief sie plötzlich laut und verwundert aus: »Papachen! Mamachen! Sonja! Seht doch, da ist er!«

»Wer? Wer?«

»Seht doch, wirklich, es ist Besuchow!« rief Natalie. Sie beugte sich zum Wagenfenster hinaus und sah nach einem hochgewachsenen, dicken Mann mit einem Kutscherkaftan, der nach Gang und Haltung augenscheinlich ein verkleideter Herr war, und neben einem gelben, bartlosen Greis in einem Friesmantel unter den Bogen des Sucharewturms hindurchging.

»Wirklich, es ist Besuchow!« rief Natalie. »Halt! Halt!« schrie sie dem Kutscher zu. Aber der Kutscher konnte nicht anhalten, weil noch mehr Wagen und Equipagen aus einer Seitenstraße hervorkamen und man ihm zurief, er solle sich beeilen und nicht andere aufhalten.

Wirklich sahen alle, obgleich schon entfernter als zuvor, Peter oder einen ihm ungewöhnlich ähnlichen Menschen in einem Kutscherkaftan, der mit gesenktem Kopf und ernster Miene die Straße entlang ging, neben einem kleinen, bartlosen Greis, der wie ein Diener aussah. Als dieser Greis das Gesicht, das aus dem Wagenschlag herausah, bemerkte, berührte er

ehrerbietig den Arm Peters und sagte ihm etwas, indem er nach der Kutsche deutete. Peter vermochte lange nicht zu begreifen, was er sagte, so sehr war er in seine Gedanken versunken. Endlich blickte er nach der bezeichneten Richtung, und als er Natalie erkannte, folgte er sogleich dem ersten Antrieb und ging rasch auf den Wagen zu, aber nach zehn Schritten blieb er stehen.

Das Gesicht Natalies, die sich aus dem Wagen herausbog, strahlte. »Peter Kirilitsch, so kommen Sie doch! Wir haben Sie erkannt! Das ist merkwürdig!« rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. »Warum sind Sie in diesem Aufzug?«

Peter ergriff die Hand und küßte sie.

»Was ist Ihnen, Graf?« fragte die Gräfin verwundert und teilnehmend.

»Was? Warum? Fragen Sie mich nicht!« erwiderte Peter.

»Bleiben Sie denn in Moskau?«

Peter schwieg. »In Moskau?« wiederholte er dann fragend, »ja in Moskau. Leben Sie wohl!«

»Ach, wenn ich ein Mann wäre, ich würde jedenfalls mit Ihnen zurückbleiben«, sagte Natalie. »Ach, wie wäre das schön! Mama, erlauben Sie, ich bleibe zurück.«

Peter blickte sie zerstreut an und wollte etwas sagen, aber die Gräfin unterbrach ihn.

»Sie waren in der Schlacht, wie wir hörten?«

»Ja«, erwiderte Peter. »Morgen wird hier eine Schlacht sein.«

»Aber was ist Ihnen, Graf, Sie sind nicht wie gewöhnlich?«

»Ach, fragen Sie mich nicht, ich weiß selbst nicht ... morgen ... nein ... leben Sie wohl! Leben Sie wohl!« sagte er. »Eine schreckliche Zeit!« Er trat vom Wagen zurück und ging nach der Häuserreihe.

Natalie bog sich noch lange zum Wagenfenster hinaus und blickte mit strahlendem Lächeln zurück.

Seit Peter aus seinem Hause verschwand, wohnte er schon den zweiten Tag in der leeren Wohnung des verstorbenen Basdejew. Das war so gekommen: Als Peter am zweiten Tag nach seiner Rückkehr nach Moskau und der Unterredung mit dem Grafen Rostoptschin erwachte, konnte er lange nicht begreifen, wo er sich befand und was man von ihm wollte. Als man ihm unter anderen Namen von Personen, welche in seinem Vorzimmer warteten, auch den eines Franzosen nannte, der einen Brief von der Gräfin Helene brachte, befiel ihn plötzlich jenes Gefühl der Hoffnungslosigkeit, dem er sich oft hingab. Es war ihm, als ob jetzt alles zu Ende, alles verwirrt und zerstört sei, daß es keine Gerechte und keine Schuldige gäbe, daß nichts mehr vor ihm liege und daß kein Ausweg aus dieser Lage zu finden sei. Mit einem unnatürlichen Lächeln setzte er sich bald hilflos auf einen Diwan, bald stand er auf, ging zur Tür und blickte durch einen Spalt in das Empfangszimmer, bald kehrte er wieder um und ergriff ein Buch. Der Haushofmeister meldete schon zum zweiten Mal, der Franzose, der den Brief von der Gräfin überbringe, wünsche sehr, ihn zu sprechen, und die Witwe J. A. Basdejews lasse bitten, die Bücher zu übernehmen, da sie selbst die Stadt verlasse.

»Ach, ja gleich! Warte einmal ... oder nein, gehe und sage ihm, ich werde gleich kommen«, erwiderte Peter dem Haushofmeister, aber sobald dieser gegangen war, nahm Peter den Hut, der auf dem Tische lag und verließ das Kabinett durch eine Hintertür. In dem langen Gang war niemand zu sehen. Peter ging bis zur Treppe, wischte die Stirn mit beiden Händen ab und ging bis zum ersten Treppenabsatz hinab. Der Portier stand am Haupteingang. Von dem Treppenabsatz führte eine andere Treppe nach einem Nebengang. Diesen ging Peter entlang und auf den Hof hinaus, niemand sah ihn, aber sobald er durch die Pforte hinausging auf die Straße, erkannten ihn die Kutscher und der Portier und nahmen die Mützen ab. Als er die auf sich gerichteten Blicke fühlte, handelte er wie der Vogel Strauß, welcher den Kopf in das Gebüsch steckt, um nicht gesehen zu werden. Er senkte den Kopf, beschleunigte die Schritte und ging auf die Straße hinaus. Von allem, was Peter an diesem Morgen bevorstand, erschien ihm das Wichtigste die Übernahme der Bücher und Papiere von Joseph Basdejew. Er nahm die

erste Droschke und befahl, nach dem Patriarchenteich zu fahren, wo die Witwe Basdejews wohnte. Er blickte sich beständig um. Von allen Seiten bewegten sich Wagenzüge nach den Toren Moskaus. Peter empfand ein freudiges Gefühl, wie ein Schulknabe, der der Schule entronnen ist, und sprach mit dem Kutscher. Dieser erzählte ihm, daß das Volk heute im Kreml Waffen erhalte, und daß es morgen nach den drei Bergen hinausziehen werde, wo eine große Schlacht stattfinden solle. Am Patriarchenteich klopfte Peter an die Pforte des Hauses, das er suchte, worauf Gerasim erschien, derselbe gelbe, bartlose Greis, welchen Peter vor fünf Jahren in Torshok bei Basdejew gesehen hatte.

»Zu Hause?« fragte Peter.

»Die gnädige Frau ist mit den Kindern auf das Gut bei Torshok gefahren, Erlaucht.«

»Aber ich werde doch eintreten, ich muß die Bücher abholen«, sagte Peter.

»Belieben Sie einzutreten! Der Bruder des Verstorbenen – ihm sei das Himmelreich! – Makar, ist dageblieben.«

Makar war, wie Peter wußte, ein halbverrückter Bruder Basdejews, welcher dem Trunk ergeben war.

»Ja, ja, ich weiß! Komm!« sagte Peter und trat ins Haus. Ein hochgewachsener, kahlköpfiger, alter Mann in einem Schlafrock, mit roter Nase und Galoschen an den bloßen Füßen stand im Vorzimmer. Als er Peter erblickte, murmelte er zornig etwas vor sich hin und ging auf den Flur hinaus.

»Es war ein großer Geist, aber jetzt, wie Sie sehen, schwach geworden«, sagte der Diener. »Belieben Sie ins Kabinett einzutreten.«

Peter nickte und trat in das düstere Kabinett ein, das er bei Lebzeiten des Verstorbenen mit solcher Ehrfurcht betreten hatte. Jetzt sah es düster und staubig aus.

Gerasim öffnete einen Fensterladen und verließ das Zimmer, das sich noch ganz in dem Zustand befand, wie es nach dem Tode des Besitzers versiegelt worden war. Im Schrank lagen Handschriften. Er setzte sich an den staubigen Schreibtisch und legte dieselben vor sich, öffnete sie, schloß sie wieder, schob sie von sich, stützte den Kopf auf die Hand und verfiel in Nachdenken.

Mehr als zwei Stunden waren vergangen, Gerasim erlaubte sich, an der Tür ein Geräusch zu machen, aber Peter hörte ihn nicht.

»Befehlen Sie, die Droschke zu entlassen?«

»Ach ja«, sagte Peter erwachend und aufstehend. »Höre«, sagte er und ergriff Gerasim an einem Knopfloch, während er ihn mit glänzenden, feuchten, entzückten Augen ansah, »höre! Du weißt, daß morgen eine Schlacht sein wird.«

»Man spricht davon!« erwiderte Gerasim.

»Sage niemand wer ich bin, und tue, was ich dir sage.«

»Zu Befehl!« erwiderte Gerasim. »Sie wünschen zu speisen?«

»Nein, aber ich brauche etwas anderes. Ich muß einen Bauernrock und eine Pistole haben!« sagte Peter plötzlich erregt.

»Sehr wohl!« erwiderte Gerasim.

Den ganzen Rest des Tages verbrachte Peter allein in diesem Kabinett und sprach mit sich selbst, wie Gerasim hörte. Dann übernachtete er in einem für ihn aufgestellten Bett. Gerasim, als erfahrener Diener, äußerte keine Verwunderung über die Übersiedlung Peters. An demselben Abend brachte er Peter einen Kaftan und eine Mütze und versprach, am anderen Tag die Pistole zu besorgen. Makar erschien an diesem Abend zweimal an der Tür und blickte gespannt nach Peter, aber sobald dieser sich umwandte, nahm Makar seinen Schlafrock zusammen und verschwand hastig. Während Peter in dem Bauernrock mit Gerasim ausgegangen war, um eine Pistole zu kaufen, fand die Begegnung mit Rostows statt.

Am 1. September in der Nacht erschien der Befehl Kutusows für den Rückzug der russischen Armee durch Moskau auf der Straße nach Rasan. Die ersten Truppen marschierten schon in der Nacht langsam und in Ordnung vorüber, bei Tagesanbruch aber erblickten die Truppen, die sich der Brücke von Dorogomilowsk näherten, vor sich unendliche Truppenmassen, welche sich von der Seite her nach der Brücke drängten. Es entstand eine grundlose Panik. Alle stürzten vorwärts nach der Brücke, nach der Furt und in die Boote. Kutusow ließ sich auf Nebenwegen nach dem anderen Ufer der Moskwa führen. Um zehn Uhr am 2. September blieb nur noch die Nachhut in der Vorstadt Moskaus zurück. Die Armee war schon jenseits der Moskwa.

Um dieselbe Zeit, um zehn Uhr des Morgens am 2. September, stand Napoleon mit seinen Truppen auf einer Anhöhe vor Moskau und blickte hinab auf das Panorama vor ihm. Seit der Schlacht bei Borodino, am 28. August, herrschte ein prachtvolles Herbstwetter, wo die niedrige Sonne stärker brennt als im Frühjahr, wo alles glänzt in der scharfen, reinen Luft, wo die Brust mit Entzücken die duftige Herbstluft einatmet, wo selbst die Nächte warm sind und durch prächtiges Sternenlicht erleuchtet werden.

Auch am 2. September herrschte ein solches wundervolles Wetter. Moskau dehnte sich weit aus vom Poklonnoiberg an, mit seinem Fluß, mit seinen Gärten und Kirchen und in der glänzenden Sonne strahlenden, vergoldeten Kuppeln der Kirchtürme.

»Das ist endlich diese berühmte, asiatische Stadt, ihr heiliges Moskau! Es ist Zeit!« sagte Napoleon. Dann stieg er vom Pferde, ließ vor sich einen Plan von Moskau ausbreiten und berief den Dolmetscher Lagorin Dideville zu sich.

»Eine Stadt, die vom Feind eingenommen wird, ist wie ein Mädchen, das seine Unschuld verloren hat!« dachte er, und von diesem Standpunkt aus betrachtete er die vor ihm liegende orientalische Schönheit.

»Aber konnte es anders sein?« dachte er. »Da liegt sie, diese Residenz, zu meinen Füßen und erwartet ihr Schicksal.« Er sah diesen Krieg wie einen persönlichen Kampf zwischen sich und Alexander an. »Von der Höhe des Kreml werde ich Gesetze diktieren und jenem Volk die Bedeutung der

wahren Zivilisation zeigen. Ich werde der Deputation sagen, daß ich nicht den Krieg wollte, daß ich Alexander liebe und verehere, und solche Friedensbedingungen in Moskau annehme, welche meiner und meines Volkes würdig sind. Den Bojaren werde ich sagen, daß ich nicht den Krieg will, sondern den Frieden und das Wohl aller meiner Untertanen. Ich werde mit ihnen sprechen wie immer, klar, feierlich und großmütig. Ist es aber auch wahr, daß ich in Moskau bin? Doch ja, da ist es!«

»Man führe die Bojaren herein!« sagte er zu seiner Suite.

Ein General ritt sogleich mit einer glänzenden Suite ab, um die Bojaren zu holen.

Zwei Stunden vergingen. Napoleon frühstückte und stand wieder auf derselben Stelle auf dem Poklonnoiberg und erwartete die Deputation. Er hatte schon die Anrede an die Bojaren bereit, voll Würde und Majestät. Inzwischen entstand im Hintergrunde in der Suite Napoleons ein aufgeregtes Flüstern. Der General, welcher die Bojaren holen sollte, war zurückgekehrt mit der Nachricht, Moskau sei leer, alles sei geflohen! Die Gesichter wurden bleich und aufgeregte; daß Moskau von seinen Einwohnern verlassen war, erschreckte sie nicht, aber sie waren ratlos darüber, wie sie dem Kaiser das mitteilen sollten, was seine Majestät in die schreckliche Lage brachte, die die Franzosen »le ridicule« (das Lächerliche) nennen, wie sie ihm mitteilen sollten, daß er vergeblich so lange auf die Bojaren gewartet habe, während dort nur noch eine betrunkene Volksmenge zu finden sei. Die einen meinten, man müsse doch um jeden Preis irgendeine Deputation zusammenbringen, andere widersprachen und hielten es für passender, dem Kaiser nach einer vorsichtigen Vorbereitung die Wahrheit zu sagen, aber sie konnten doch zu keinem Entschluß kommen. Inzwischen wurde der Kaiser müde der vergeblichen Erwartung und fühlte, daß der majestätische Augenblick durch die lange Erwartung seinen Glanz verliere. Er gab ein Zeichen mit der Hand, ein entfernter Kanonenschuß ertönte, und die Truppen rückten von verschiedenen Seiten auf Moskau zu. Schneller und schneller bewegten sich die Truppen vorwärts und verschwanden in dichten Staubwolken.

Napoleon ritt mit den Truppen bis zum Schlagbaum von Dorogomilowsk, dort aber hielt er wieder an, stieg vom Pferde und ging lange auf und ab in Erwartung einer Deputation.

Währenddessen war Moskau verödet. Es war vielleicht noch der fünfzigste Teil der früheren Einwohnerschaft anwesend, aber es war verödet, um dieselbe Zeit, als Napoleon ermüdet und unruhig mit finsterner Miene vor Moskau auf und ab ging und die nach seiner Meinung für den äußeren Anstand erforderliche Deputation erwartete. Als Napoleon mit der nötigen Vorsicht mitgeteilt wurde, daß Moskau menschenleer sei, blickte er zornig den meldenden Adjutanten an und ging schweigend wieder auf und ab. »Eine Equipage!« rief er, und er setzte sich mit einem Adjutanten in den Wagen und fuhr nach der Vorstadt.

»Moskau verödet! Welch unglaubliches Ereignis!« sagte er zu sich selbst und fuhr nicht in die Stadt ein, sondern blieb in einem Gasthof in der Dorogomilowskschen Vorstadt.

Seit zwei Uhr in der Nacht waren die russischen Truppen durch Moskau gezogen und um zwei Uhr mittags zogen sie auch die letzten Flüchtlinge und Verwundeten nach sich. Das größte Gedränge während des Abzuges hatte an der Steinernen Brücke, an der Moskwarezkibrücke und an der Jausschen Brücke stattgefunden. Während desselben hatte eine große Anzahl Soldaten den Aufenthalt und das Gedränge benutzt, um von den Brücken nach der Stadt zurückzukehren und zu plündern. Schweigend zogen sie an der Kathedrale von Wassili Blaschennoi vorüber nach dem Roten Platz, wo sie die meiste Beute zu finden hofften. Eine andere Menschenmenge war in alle Gänge des Großen Kaufhofs eingedrungen, aber sie fanden nicht die höflich zum Kaufen einladenden Verkäufer, noch die bunte weibliche Menge von Käufern, sondern nur Soldaten ohne Gewehre, welche mit leeren Händen in die Gänge eilten und mit Beute beladen herauskamen. Die wenigen übriggebliebenen Krämer verschlossen ihre Buden und trugen mit ihren jungen Burschen ihre Waren fort. Draußen auf dem Platz schlugen die Trommelschläger zum Sammeln, aber die Soldaten kümmerten sich nicht darum. Unter die Soldaten mischten sich auch andere Gestalten, graue Sträflinge mit rasierten Köpfen. Zwei Offiziere standen an der Iljinkastraße und sprachen miteinander, während ein dritter Offizier auf sie zugaloppierte.

»Der General hat befohlen, auf jeden Fall alle sogleich hinauszujagen! Das ist ja unerhört, die Hälfte der Leute ist davongelaufen! Wohin gehst du? Wohin geht ihr?« schrie er einigen Soldaten zu, welche ohne Gewehre an ihm vorüberschlichen. »Wartet, Canaillen!«

»Ja, versuchen Sie einmal, sie zu fangen, da müssen Sie schneller laufen«, rief der ältere Offizier.

Der Offizier mit der Schärpe stieg vom Pferd, rief den Trommler zu sich und ging mit ihm zusammen in die Gänge des Großen Kaufhofs hinein. Einige Soldaten kamen herausgelaufen, ein wohlgenährter Kaufmann kam dem Offizier entgegen.

»Euer Wohlgeboren«, sagte er, »ich bitte um Schutz! Wir sind nicht knickerig! Wenn es gefällig ist, es macht mir Vergnügen, Ihnen zwei Stück Tuch herauszubringen! Aber das ist ja der reine Mord! Wenn Sie eine Wache aufstellen möchten, damit wir wenigstens schließen können!«

Noch einige Kaufleute drängten sich um den Offizier.

»Ach, was liegt daran«, sagte einer derselben. »Wenn der Kopf abgenommen ist, braucht man um die Haare nicht zu weinen, mag jeder nehmen, was er will.«

»Du hast gut reden«, erwiderte der erste Kaufmann zornig.

»Ich?« rief der Hagere. »Ich habe dort in drei Läden Ware für hunderttausend Rubel! Kann man diese hüten, wenn die Truppen abgezogen sind?«

»Ich bitte, Euer Wohlgeboren«, begann der erste Kaufmann, sich verneigend. Der Offizier stand ratlos da.

»Was geht mich das alles an?« rief er plötzlich und ging mit raschen Schritten durch die Gänge. In einem aufgebrochenen Laden hörte man Schlagen und Schimpfworte, und als der Offizier nähertrat, flog ein hinausgestoßener Mensch heraus, in einem grauen Kittel und mit rasiertem Kopf. Dieser Mensch duckte sich zusammen und sprang an den Kaufleuten und dem Offizier vorüber. In diesem Augenblick hörte man entsetzliches Geschrei aus einer ungeheuren Menge an der Moskwabrücke, und der Offizier eilte auf den Platz hinaus.

»Was ist das?« fragte er, aber sein Kamerad galoppierte schon in der Richtung, woher das Geschrei kam. Der Offizier stieg auch zu Pferde und ritt dem ersten nach. Als er die Brücke erreichte, sah er zwei Kanonen, welche vor derselben aufgefahren waren, während Infanterie die Brücke überschritt. Vor derselben lagen einige umgeworfene Wagen. Er sah einige

angstvolle Gesichter und lachende Soldaten. Neben den Kanonen stand eine zweispännige Fuhre, die mit einem Berg von Sachen beladen war. Ganz oben auf der Spitze saß neben einem umgekehrten Kinderstühlchen ein altes Weib, welches ein durchdringendes, verzweifeltes Geschrei ausstieß. Die Kameraden erzählten dem Offizier, das Geschrei der Menge und das Kreischen des alten Weibes komme daher, daß der General Jermolow, als er erfahren habe, daß die Soldaten sich plündernd in der Stadt zerstreuten und Volksmassen die Brücke versperrten, nun befohlen hatte, zwei Kanonen aufzupflanzen und Anstalten zu treffen, um die Brücke zu beschießen. Unter entsetzlichem Gedränge, wobei mehrere Wagen umgeworfen wurden, und unter verzweifelterm Geschrei wurde die Brücke frei und die Truppen gingen hinüber.

Das Innere der Stadt war ganz still und öde. Auf den Straßen war fast niemand zu sehen, die Pforten der Häuser und die Läden waren alle geschlossen. Zuweilen hörte man von ferne einsames Schreien oder Singen eines Betrunknen aus einer Schenke.

In der Powarstraße, wo das Rostowsche Haus lag, war es ganz still und leer. In dem großen, mit allen seinen Reichtümern gefüllten Hause befanden sich zwei Menschen in dem großen Saal. Das war der Pförtner Ignat und der Diener Mischka, der Enkel von Wassilitsch, welcher bei seinem Großvater in Moskau zurückgeblieben war. Mischka öffnete das Klavier und spielte darauf mit einem Finger. Der Pförtner stand lachend vor einem großen Spiegel.

»Eh! Fein! Nicht wahr, Onkelchen Ignat?« sagte der Knabe und schlug plötzlich mit beiden Händen auf die Tasten.

»Gewissenlos! Wirklich gewissenlos!« sagte hinter ihm die Stimme Mawras, welche eintrat. »Dieser da mit der dicken Fratze, der die Zähne fletscht!«

Ignat zog den Gürtel zurecht, hörte auf zu lachen, schlug demütig die Augen nieder und verließ das Zimmer.

»Tantchen!« sagte der Knabe.

»Warte, ich werde dir geben, du Strolch!« schrie Mawra, ihm mit der Hand drohend. »Geh und stelle den Samowar auf!« Mawra wischte den Staub ab, schloß das Klavier und ging mit einem schweren Seufzer aus dem Saal hinaus, dessen Tür sie verschloß. Als sie auf den Hof trat, überlegte sie, wohin sie zuerst gehen sollte, Tee trinken mit Wassilitsch, oder in die Vorratskammer, um aufzuräumen.

In der stillen Straße hörte man schnelle Schritte, welche bei der Pforte anhielten, jemand klopfte an.

Wawra ging an die Pforte. »Wer ist da?« fragte sie.

»Ist der Graf Rostow da?«

»Wer seid Ihr denn?«

»Ich bin ein Offizier, ich muß ihn sprechen!« sagte eine angenehme, russische Stimme.

Mawra öffnete das Pförtchen. Ein etwa achtzehnjähriger Offizier mit einem runden Gesicht von Rostows Familientypus trat in den Hof. »Alles fort, Väterchen! Gestern abend geruhten sie abzufahren!« Der junge Offizier blieb unschlüssig am Pförtchen stehen.

»Ach, wie schade!« sagte er. »Gestern hätte ich sollen ... ach, wie schade!« Mawra hatte inzwischen gespannt die ihr bekannten Züge der Rostowschen Rasse betrachtet, sowie den zerrissenen Mantel und die abgenutzten Stiefel, die der Offizier trug.

»Was wollten Sie vom Grafen?« fragte sie.

»Nun ja ... was ist zu machen? ...« sagte der Offizier und wandte sich zum Gehen. Dann blieb er wieder unschlüssig stehen.

»Sehen Sie«, sagte er, »ich bin ein Neffe des Grafen, und er war immer sehr gut gegen mich. Nun, sehen Sie«, fuhr er mit einem gutmütigen Lächeln fort, »meine Kleider sind abgerissen, und ich habe kein Geld, deswegen wollte ich den Grafen bitten ...« Mawra ließ ihn nicht ausreden.

»Warten Sie doch ein Minütchen, Väterchen«, sagte sie, und sowie der Offizier die Hand von der Pforte nahm, wandte sich Mawra um und ging mit raschen Schritten durch die Hintertür nach ihrer Wohnung.

»Wie schade, daß ich Onkelchen nicht getroffen habe!« sagte der Offizier mit einem Blick auf seine zerrissenen Stiefel. »Aber eine prächtige Alte! Wo ist sie nur hingelaufen? Sie schien mich beinahe zu erkennen! Und wie soll ich nun erfahren, auf welchem Wege ich am schnellsten das Regiment einholen kann, welches sich jetzt schon Rogoschsk nähert?«

Mawra erschien wieder an der Ecke und hielt in der Hand ein eingewickeltes, kariertes Tuch. Als sie näherkam, öffnete sie das Tuch, nahm einen neuen Schein von fünfundzwanzig Rubeln heraus und reichte ihn hastig dem Offizier.

»Wäre Seine Erlaucht zu Hause gewesen, so hätte er ... würde er ...« Mawra wurde verlegen und verwirrt.

Aber der Offizier wies das Geld nicht zurück, nahm gemütlich das Papier und dankte Mawra.

»Wenn nur der Graf zu Hause wäre ...« sagte Mawra entschuldigend. »Christus sei mit Ihnen, Väterchen! Gott schütze Sie!« fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu. Der Offizier lachte, nickte mit dem Kopf und lief fast im Trab auf die leere Straße hinaus, um sein Regiment an der Jausschen Pforte einzuholen. Mawra stand noch lange Zeit mit feuchten Augen an dem verschlossenen Pförtchen, wiegte nachdenklich den Kopf und empfand

einen plötzlichen Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit für den ihr unbekanntem Offizier.

In einem unfertigen Hause an der Warwarkastraße, in dessen Erdgeschoß sich eine Schnapskneipe befand, hörte man betrunkenes Geschrei. Auf den Bänken vor den Tischen in dem kleinen, schmutzigen Zimmer saßen etwa zehn Fabrikarbeiter. Sie waren alle betrunken, mit Schweiß bedeckt, mit trüben Augen und sangen mit weit aufgerissenem Mund irgendein Lied. Sie sangen einzeln, mit Mühe, mit Anstrengung, augenscheinlich nicht deshalb, weil sie Lust zum Singen hatten, sondern um zu zeigen, daß sie betrunken seien und schwärmten. Einer von ihnen, ein hochgewachsener, blondlockiger Bursche in einem reinen blauen Rock stand vor ihnen. Sein Gesicht mit einer feinen, geraden Nase wäre hübsch gewesen ohne die beständig beweglichen Lippen und die trüben, finsternen, starren Augen. Während des Gesanges hörte man draußen auf der Vortreppe Geschrei und Schlagen.

»Hört auf« rief er befehlend und ging hinaus. Die anderen folgten ihm. Die Fabrikarbeiter, die in der Schenke sangen, hatten an diesem Morgen unter Anführung des hochgewachsenen Burschen dem Schenkwirt Leder aus der Fabrik gebracht und dafür Branntwein erhalten. Als die Schmiedeknechte aus einer benachbarten Schmiede davon hörten, vermuteten sie, die Schenke sei geplündert worden, und wollten hineindringen. Auf der Vortreppe entstand ein Streit.

Der Schenkwirt schlug sich mit einem Schmied, und in dem Augenblick, als die Fabrikarbeiter hinausgingen, riß sich der Schmied von dem Schenkwirt los und fiel mit dem Gesicht zur Erde. Ein anderer Schmied stürzte auf die Tür zu und fiel über den Schenkwirt her. Ein kleiner Mensch mit aufgeschlagenen Ärmeln schlug dem durch die Tür eindringenden Schmied ins Gesicht und rief mit wildem Geschrei: »Kameraden, zu Hilfe!«

Der erste Schmied erhob sich von der Erde mit blutendem Gesicht und schrie mit weinerlicher Stimme: »Hilfe! Mord! Man schlägt uns tot, Brüder!«

Eine Gruppe sammelte sich um den blutenden Schmied.

»Hast du noch nicht genug das Volk ausgeplündert?« schrie einer den Wirt an. »Warum schlägst du den Menschen?«

Der hochgewachsene Bursche, welcher auf der Vortreppe stand, blickte mit trüben Augen bald den Wirt, bald den Schmied an.

»Schurke!« schrie er plötzlich den Wirt an. »Bindet ihn, Kinder!«

»Wozu einen einzelnen binden?« schrie der Schenkwirt. Er riß sich los von den Leuten, die auf ihn zustürzten, riß die Mütze vom Kopf und warf sie auf die Erde. Als ob diese Bewegung eine geheimnisvolle, drohende Bedeutung hätte, traten die Leute unschlüssig zurück.

»Ich weiß, was sich gehört, ich gehe zur Polizei! Es ist niemand erlaubt, zu plündern!« schrie der Schenkwirt und hob die Mütze auf.

»Wir gehen auch! Wir gehen auch!« wiederholte der hochgewachsene Bursche und ging auf die Tür zu. Der blutende Schmied ging mit ihm, und die Fabrikarbeiter und anderes Volk folgten ihnen schreiend nach. Als das Gedränge sich immer mehr vergrößerte, schlich sich der Schenkwirt beiseite und kehrte nach Hause zurück. Der Anführer, welcher das Verschwinden seines Feindes, des Schenkwirts, nicht bemerkt hatte, sprach fortwährend.

An den Mauern des Kreml hatte sich eine andere kleine Gruppe um einen Menschen in einem Friesmantel gesammelt, der in den Händen ein Papier hielt.

»Ein Ukas! Ein Ukas wird vorgelesen!« schrie die Menge und drängte sich um den Vorleser. Er blickte erschreckt die Menge an und las auf allgemeines Verlangen mit zitternder Stimme die Ankündigung von Anfang an.

»Morgen früh gehe ich zum Durchlauchtigsten Fürsten, um mich mit ihm zu beraten und zu handeln und den Truppen zu helfen, die Bösewichte auszurotten! Wir werden ihnen den Atem ausblasen und diese Gäste zum Teufel schicken! Zum Mittag komme ich zurück und dann werden wir handeln und die Bösewichte vertreiben.«

Alles schwieg. Niemand schien die letzten Worte verstanden zu haben. Das war alles viel zu einfach. Das war so, wie jeder von ihnen hätte sprechen können. Alle standen in weinerlichem Schweigen umher. Plötzlich lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Droschke des Polizeimeisters, der über den Platz fuhr, begleitet von zwei Dragonern. Der Polizeimeister hatte an diesem Morgen vom Gouverneur den Befehl erhalten, die Barken anzuzünden, und bei dieser Gelegenheit eine große Geldsumme erhalten, die er in der Tasche trug. Als er die Menschenmenge erblickte, ließ er halten.

»Was will das Volk?« schrie er die Leute an, welche sich schüchtern der Droschke näherten. »Was ist das für Volk?« fragte er sie.

»Sie wollten nur die Ankündigung hören, Graf«, sagte der Mann im Friesmantel. »Es sind keine Aufrührer!«

»Der Graf ist noch hier und wird Anordnungen in bezug auf euch treffen!« sagte der Polizeimeister. »Vorwärts!« rief er dem Kutscher zu. Die Leute blieben stehen, drängten sich um diejenigen, welche gehört hatten, was der Beamte gesprochen hatte, und blickten der Droschke nach. Der Polizeimeister aber blickte sich ängstlich um, rief dem Kutscher etwas zu, worauf die Pferde rascher davonrannten.

»Das ist Betrug, Kinder!« schrie die Stimme des hochgewachsenen Burschen. »Laßt ihn nicht fort, Kinder! Er soll Rechenschaft geben! Haltet ihn! Haltet!« schrien verschiedene Stimmen, und das Volk lief der Droschke nach. Die Menge bewegte sich lärmend nach der Lubjankastraße zu.

»Was soll das heißen? Die Herren und die Kaufleute sind davongefahren, und wir gehen hier zugrunde! Sind wir etwa Hunde?« schrien verschiedene Stimmen aus der Menge.

Am Abend des 1. September kehrte Graf Rostoptschin, nach seiner Begrüßung mit Kutusow, erzürnt und beleidigt darüber, daß man ihn nicht zum Kriegsrat eingeladen hatte, nach Moskau zurück. Nachdem er zu Abend gespeist hatte, legte er sich angekleidet auf einen Diwan, und um ein Uhr nachts wurde er von einem Kurier geweckt, der ihm einen Brief von Kutusow brachte. Der Brief enthielt eine Aufforderung, einige Polizisten zu senden, um die durchmarschierenden Truppen zu führen, die sich nach Räsan zurückziehen werden. Diese Nachricht war Rostoptschin nicht neu. Alle Generale, welche er auf der Durchreise gesehen hatte, hatten erklärt, es sei unmöglich, noch eine Schlacht zu schlagen. Dennoch erschütterte ihn diese Nachricht, die er plötzlich um Mitternacht in Form eines einfachen Befehls von Kutusow erhielt, aufs tiefste.

In der Folge äußerte Rostoptschin in seinen Memoiren mehrmals, er habe damals zwei wichtige Zwecke verfolgt, die Ruhe Moskaus zu sichern und die Einwohner hinauszuführen.

Wenn man diese beiden Zwecke anerkennen will, so erscheint Rostoptschin vorwurfsfrei. Warum wurden aus Moskau die Heiligtümer, Waffen, Patronen, Pulver, Getreidevorräte nicht fortgeführt? Warum wurden Tausende von Einwohnern getäuscht mit der Behauptung, Moskau werde nicht übergeben werden? – »Deshalb, um die Ruhe der Residenz zu sichern!« lautete die Erklärung, die Rostoptschin gab. Man braucht nur zuzugeben, daß die öffentliche Ruhe bedroht sei, und jede Maßregel erscheint gerechtfertigt. Aber warum fürchtete Rostoptschin für die öffentliche Ruhe im Jahre 1812? Welchen Anlaß hatte er, an eine Neigung zum Aufstand zu glauben? Die Einwohner waren geflohen, die abziehenden Truppen erfüllten Moskau. Warum sollte infolgedessen das Volk Austände anregen? Weder in Moskau noch im übrigen Rußland ereignete sich beim Einmarsch des Feindes irgend etwas wie ein Aufstand. Am 1. und 2. September waren noch mehr als zehntausend Menschen in Moskau geblieben und es war nichts vorgekommen außer der Ansammlung einer Menschenmenge im Hof des Gouverneurs, welche er selbst veranlaßt hatte. Es wäre also jedenfalls noch weniger ein Volksaufstand zu erwarten gewesen, wenn Rostoptschin nach der Schlacht bei Borodino, wo die

Räumung der Stadt schon vorauszusehen war, Anstalten getroffen hätte, um alle Heiligtümer, Kriegsvorräte und Kassen fortzuschaffen, und dem Volk offen angekündigt hätte, daß die Stadt geräumt werde.

Rostoptschin, ein hitziger, sanguinischer Mensch, hatte nicht den geringsten Begriff von dem Volk, das er zu regieren meinte, und glaubte es mit seinen Ankündigungen zu lenken. Die schöne Rolle eines Lenkers der Volksgefühle gefiel Rostoptschin so sehr, daß die Notwendigkeit, sie aufzugeben und Moskau ohne jeden heroischen Effekt zu verlassen, ihn ganz aus der Fassung brachte. Obgleich er wußte, daß Moskau aufgegeben werden mußte, so tat er doch nichts in bezug darauf. Die Einwohner zogen gegen seinen Wunsch davon, er war nur mit der Rolle beschäftigt, welche er sich vorbehalten hatte.

Aber als die Ereignisse ihren wirklichen, historischen Umfang annahmen, als die Worte sich ungenügend erwiesen, als die Bevölkerung ihre Habe verließ und aus Moskau hinausströmte, verlor seine Rolle allen Sinn, er fühlte sich allein, schwach und verwirrt, ohne Boden unter den Füßen.

Diese ganze Nacht erteilte Rostoptschin Befehle, welche von allen Seiten von ihm verlangt wurden. Seine Umgebung hatte ihn nie so finster und reizbar gesehen.

»Nun, sage diesem Dummkopf«, antwortete er auf eine Frage aus dem Domänenhof, »er soll hierbleiben und seine Papiere bewachen!«

»Was fragst du für Unsinn über die Feuerwehr? Sie hat doch Pferde, also kann sie nach Wladimir fahren, damit sie nicht den Franzosen in die Hände fällt.«

»Erlaucht«, kam der Aufseher vom Irrenhaus, »was befehlen Sie wegen der Irren?«

»Was ich befehle? Lasse sie alle laufen, wohin sie wollen! Wenn bei uns die Verrückten die Armee kommandieren, so ist es so der Wille Gottes.« Auf die Frage nach den Verbrechern im Gefängnis schrie der Graf zornig den Direktor an: »Was, soll ich dir zwei Bataillone zur Bedeckung geben! Die sind nicht da! Lasse sie alle laufen!«

»Erlaucht, es sind auch politische darunter, Mjeschkow Wereschtschagin.« »Wereschtschagin? Ist er noch nicht gehängt?« rief Rostoptschin. »Führe ihn her!«

Um neun Uhr morgens, als die Truppen schon durch Moskau zogen, kam niemand mehr, um Befehle vom Grafen zu verlangen. Alles, was flüchten konnte, floh von selbst, diejenigen, welche zurückblieben, entschieden selbst, was sie zu tun hatten. Der Graf hatte Pferde verlangt, um nach Sokolniki zu fahren, und saß gelb und schweigend in seinem Kabinett.

Der Polizeimeister, welcher der Menge entgangen war, und der Adjutant, der melden kam, daß die Pferde bereit seien, traten zu gleicher Zeit ein. Beide waren bleich, und der Polizeimeister meldete, daß draußen eine große Menschenmenge versammelt sei, die ihn sehen wolle.

Rostoptschin gab keine Antwort, stand auf, begab sich mit schnellen Schritten in seinen prachtvollen, hellen Salon und ging auf die Balkontür zu, trat dann aber an ein Fenster, aus welchem er die Menge übersehen konnte. Der große Bursche stand in der vordersten Reihe und sprach mit strenger Miene und lebhaften Gebärden. Der blutende Schmied mit dem finsternen Aussehen stand neben ihm. Durch die verschlossenen Fenster vernahm man ein wildes Stimmengewirr.

»Ist die Equipage bereit?« fragte Rostoptschin.

»Zu Befehl, Erlaucht«, sagte der Adjutant.

»Was wollen die Leute?« fragte er den Polizeimeister.

»Erlaucht, sie sagen, sie wollen den Franzosen entgegengehen auf Ihren Befehl, und schreien auch etwas von Verrat. Es ist eine wilde Menge, Erlaucht! Ich bin ihnen kaum entgangen! Ich wage Ihnen vorzuschlagen ...«

»Gehen Sie! Ich weiß selbst, was ich zu tun habe!« schrie Rostoptschin zornig.

»Dahin haben sie Rußland und mich gebracht«, dachte er. Wie es bei hitzigen Leuten oft geschieht, beherrschte ihn schon die Wut, während er noch einen Gegenstand dafür suchte. »Dieser Plebs da, dieser Abschaum der Bevölkerung«, dachte er, »will ein Opfer haben!« Dieser Gedanke kam ihm in den Sinn, weil er selber ein Opfer haben wollte für seine Wut.

»Ist die Equipage bereit?« fragte er nochmals.

»Zu Befehl, Erlaucht. Was soll mit Wereschtschagin geschehen? Er wartet an der Vortreppe«, erwiderte der Adjutant.

»Ah«, rief Rostoptschin, als ob er sich plötzlich erinnerte. Rasch öffnete er die Tür und trat auf den Balkon. Der Lärm verstummte, die Mützen wurden abgenommen und alle Augen richteten sich auf Rostoptschin.

»Guten Tag, Kinder!« sagte der Graf rasch und laut. »Ich danke euch, daß ihr gekommen seid! Ich komme sogleich zu euch hinaus! Aber vor allem müssen wir einen Bösewicht abfertigen, wir müssen den Bösewicht bestrafen, welcher am Untergang Moskaus schuld ist! Erwartet mich!« Der Graf kehrte rasch ins Zimmer zurück und schlug die Tür zu. Die Menge durchlief ein zufriedenes Gemurmel.

»Er wird die Bösewichte alle abfertigen, und du sagst, er sei ein Franzose!« riefen verschiedene Stimmen.

Nach einigen Minuten kam durch die Haustür rasch ein Offizier heraus, gab einen Befehl, und die Dragoner machten Front. Die Menge bewegte sich vom Balkon gierig nach der Vortreppe. Mit raschen, zornigen Schritten erschien Rostoptschin an der Vortreppe und blickte sich hastig um, als ob er etwas suche.

»Wo ist er?« rief er, und in demselben Augenblick sah man einen jungen Menschen mit langem, dünnen Hals und halbrasiertem Kopf, welcher aus einer Ecke des Hauses zwischen zwei Dragonern hervorkam. Dieser junge Mensch trug einen eleganten, mit einst blauem Tuch besetzten, abgetragenen Fuchspelz und schmutzige Arrestantenbeinkleider, welche in schmutzige, herabgetretene, feine Stiefel gesteckt waren. An den dünnen, schwachen Beinen hingen schwerfällig Fesseln, die den schüchternen Gang des jungen Menschen hinderten.

»Nun«, sagte Rostoptschin, »stellt ihn da hin!« Er deutete auf die unterste Stufe der Treppe.

Der junge Mensch schritt schwerfällig auf die bezeichnete Stufe herab, wandte zweimal seinen langen Hals um, seufzte und kreuzte seine feinen, wohlgepflegten Hände. Einige Augenblicke schwieg die Menge, nur in den vordersten Reihen hörte man Keuchen, Stöhnen und schwere Schritte.

»Kinder!« sagte Rostoptschin mit metallischer Stimme, »dieser Mensch da, Weretschagin, ist derselbe Schurke, der an Moskaus Untergang schuld ist.«

Der junge Mensch in dem Fuchspelz, stand demütig und gebückt da, sein durch den halbrasierten Kopf entstelltes, junges Gesicht war mit hoffnungslosem Ausdruck zu Boden gerichtet. Bei den ersten Worten des Grafen hob er langsam den Kopf auf, blickte nach dem Grafen hinauf, als

ob er ihm etwas sagen wollte, aber Rostoptschin sah ihn nicht an. Alle Augen waren auf Wereschtschagin gerichtet.

»Er hat seinen Kaiser und sein Vaterland verraten, hat sich Bonaparte verkauft! Er allein von allen Russen hat den russischen Namen beschimpft, und seinetwegen geht Moskau zugrunde!« sagte Rostoptschin mit scharfer Stimme. Aber plötzlich blickte er auf Wereschtschagin herab, der diese Stellung beibehielt, hob die Hand auf und schrie dem Volk zu: »Richtet ihn, wie er es verdient hat, ich übergebe ihn euch!«

Das Volk schwieg. Die Leute in den vordersten Reihen mit erschreckten, weit aufgerissenen Augen, stemmten sich aus aller Kraft gegen den Druck der Hintenstehenden.

»Schlagt ihn nieder! Der Verräter muß untergehen und nicht mehr den russischen Namen beschimpfen!« schrie Rostoptschin. »Schlagt ihn nieder! Ich befehle es!« Beim Anblick der zornigen Gebärden Rostoptschins, dessen Worte sie kaum vernehmen konnten, geriet die Menge in Bewegung, blieb aber wieder stehen.

»Graf«, sagte die schüchterne und zugleich theatralische Stimme Wereschtschagins, als auf einen Augenblick Stille eingetreten war. »Graf, Gott allein ist über uns!...« Sein Gesicht rötete sich, aber er konnte nicht aussprechen, was er sagen wollte.

»Schlagt ihn nieder! Ich befehle es!« wiederholte Rostoptschin, der plötzlich ebenso bleich wurde wie Wereschtschagin.

»Die Säbel heraus!« schrie der Offizier den Dragonern zu und zog selbst den Säbel.

Eine andere, noch stärkere Welle wogte durch das Volk bis in die vordersten Reihen. Ein großer Bursche mit steinernem Gesichtsausdruck stand neben Wereschtschagin.

»Schlagt ihn nieder!« sagte der Offizier fast flüsternd zu den Dragonern. Einer der Soldaten schlug mit plötzlicher Wut Wereschtschagin mit dem stumpfen Säbel über den Kopf.

»Ah!« schrie Wereschtschagin kurz und verwundert auf und blickte sich erschrocken um, als ob er nicht begriff, was mit ihm vorging. Ein ebensolcher Schrei der Verwunderung und des Entsetzens durchlief die Menge. »O Himmel!« rief jemand mit erschrockenem Ton. Aber nach dem ersten Ausruf der Verwunderung schrie Wereschtschagin vor Schmerz laut auf, und dieser Aufschrei war sein Untergang. Die aufs äußerste angespannte Grenze des menschlichen Gefühls, das die Menge noch

zurückhielt, zerriß im Augenblick. Das Verbrechen war angefangen und mußte vollendet werden. Das klägliche, vorwurfsvolle Stöhnen wurde erstickt durch das wilde, wütende Gebrüll der Menge. Der Dragoner wollte noch einen Streich führen. Wereschtschagin stürzte mit einem Schrei des Entsetzens auf das Volk zu. Der große Bursche, an den er stieß, ergriff mit seinen Händen den dünnen Hals Wereschtschagins und fiel mit ihm zugleich nieder unter die Füße der herbeistürzenden wütenden Volksmenge. Die einen schlugen und rissen Wereschtschagin, die anderen den großen Burschen, und das Geschrei halberdrückter Leute und derjenigen, welche sich bemühten, den großen Burschen zu retten, erregte nur noch mehr die tolle Wut der Menge. Lange vermochten die Dragoner nicht, den blutenden halbtotgeschlagenen Fabrikarbeiter zu befreien, und ungeachtet der wütenden Hast, mit der die Menge das einmal begonnene Verbrechen auszuführen sich beeilte, waren die Leute, welche Wereschtschagin schlugen, drängten und rissen, nicht imstande, ihn totzuschlagen. Die Menge drängte von allen Seiten, schwankte mit ihnen nach der Mitte von einer Seite zur anderen und ließ ihnen keine Möglichkeit, ihn totzuschlagen oder niederzuwerfen.

»Mit dem Beil! Mit dem Beil! Der Verräter hat Christus verkauft und muß seinen Lohn haben! Mit dem Beil, aber rasch!«

Erst als der Unglückliche aufhörte, sich zu verteidigen, und sein Geschrei in ein gleichmäßiges, gedehntes Stöhnen übergegangen war, trat die Menge von der auf dem Boden liegenden blutigen Gestalt zurück. Jeder trat näher, betrachtete, was geschehen war, und drängte sich mit vorwurfsvoller Verwunderung und Entsetzen zurück.

»O Gott, was ist das Volk für ein wildes Tier!« hörte man in der Menge. »Und so ein junger Mensch! Wahrscheinlich ein Kaufmann! O Himmel, und der andere ist auch beinahe totgeschlagen! Ach, was für ein Volk! ... Fürchtet keine Sünde!« sagten jetzt dieselben Leute, indem sie mit entrüsteten Mienen auf den Toten hinabsahen.

Auf den Befehl eines diensteifrigen Polizeibeamten, welcher die Anwesenheit eines Leichnams auf dem Hof seiner Erlaucht nicht schicklich fand, zogen die Dragoner den entsetzlich entstellten Leichnam auf die Straße hinaus. Der blutige, mit Staub bedeckte, halbrasierte Kopf auf dem langen Hals schlug auf dem unebenen Fußboden auf. Das Volk zog sich scheu zurück von der Leiche.

Als Wereschtschagin niederstürzte, und die Menge mit wildem Geheul über ihn herfiel, sich drängte und schwankte, erbleichte Rostoptschin plötzlich, und anstatt zur Hintertür zu gehen, wo ihn sein Wagen erwartete, ging er, ohne zu wissen warum und wohin, mit gesenktem Kopf und raschen Schritten über den Korridor, der in die Zimmer der unteren Etage führte. Das Gesicht des Grafen war bleich, und seine Kinnlade zitterte wie im Fieber.

»Ihre Erlaucht, hierher! Wohin gehen Sie?« sagte hinter ihm eine zitternde Stimme. Rostoptschin war nicht imstande, eine Antwort zu geben, wandte sich gehorsam um und ging nach der Richtung, die man ihm andeutete. An der Hintertreppe stand der Wagen. Das ferne Geheul der Menge hörte man auch hier noch. Graf Rostoptschin setzte sich eilig in die Kutsche und befahl, nach seinem Landhaus vor der Stadt in Sokolniki zu fahren. Als er durch die Mjäsničajastraße fuhr und das Geschrei nicht mehr hörte, befahl ihn Reue.

»Eine Volksmenge ist schrecklich und widerlich!« dachte er. »Wie die Wölfe kann man sie mit nichts befriedigen, außer mit Fleisch!« – »Graf, nur Gott ist über uns!« fielen ihm plötzlich die Worte Wereschtschagins ein und ein unangenehmer Frost überfiel seinen Rücken. Aber das war vorübergehend, und Graf Rostoptschin lächelte verächtlich über sich selbst. »Ich habe andere Pflichten«, dachte er, »noch viel größere Opfer müßten dem allgemeinen Wohl gebracht werden! Wereschtschagin war ein Verräter und durfte nicht ungestraft bleiben, und so habe ich mit einem Schlag zwei Fliegen getroffen, ich habe dem Volk ein Opfer zur Beruhigung gegeben und einen Bösewicht bestraft.«

Als er in seinem Hause angekommen war und verschiedene häusliche Anordnungen traf, hatte er sich vollkommen beruhigt. Nach einer halben Stunde fuhr er in raschem Lauf über das Feld von Sokolniki und erinnerte sich nicht mehr an das Geschehene, sondern dachte nur an das, was kommen werde. Jetzt fuhr er an die Jaussche Brücke, wo, wie man ihm sagte, Kutusow war. Er bereitete diejenigen zornigen und scharfen Vorwürfe vor, welche er Kutusow für seine Enttäuschung sagen wollte. Das Feld von Sokolniki war ganz verödet und am Ende desselben, wo »das gelbe Haus« stand, wie das Irrenhaus vom Volk genannt wurde, sah man verschiedene Gestalten in weißen Hemden und einige solche Leute, welche allein, schreiend und mit wilden Gebärden über das Feld liefen. Einer derselben kam auf die Kutsche des Grafen Rostoptschin zu. Der Graf, der

Kutscher und die Dragoner blickten mit Entsetzen und Neugierde nach diesen freigelassenen Wahnsinnigen und besonders nach dem, der ihnen entgegengelaufen kam. Auf seinen dünnen, hageren Beinen schwankend, in einem weißen, flatternden Schlafrock lief der Wahnsinnige Rostoptschin entgegen und schrie ihm mit heiserer Stimme zu, er solle halten.

»Halt! sage ich!« schrie er mit heftigen Gebärden. Als er den Wagen erreicht hatte, lief er neben ihm her. »Dreimal hat man mich totgeschlagen und dreimal bin ich von den Toten auferstanden, sie haben mich mit Steinen erschlagen, ich aber stehe immer wieder auf«, schrie er.

Der Graf erbleichte, wie in dem Augenblick, als die Menge sich auf Wereschtschagin stürzte, und wandte sich ab.

»Fort! Fort!« schrie er dem Kutscher mit zitternder Stimme zu. Er fühlte, daß diese Erinnerung sich tief in sein Herz eingegraben hatte und daß ihre blutige Spur niemals verschwinden, daß im Gegenteil diese entsetzliche Erinnerung bis zu seinem Ende in seinem Herzen leben werde. Jetzt glaubte er seine eigenen Worte zu hören: »Schlagt ihn nieder!« – »Warum habe ich das gesagt? Das habe ich ohne meinen Willen ausgesprochen, ich konnte nicht anders.« Er sah das erschrockene und gleich darauf wuterfüllte Gesicht des Dragoners und den Blick schweigenden Vorwurfs, welchen dieser junge Bursche in dem Fuchspelz ihm zugeworfen hatte.

»Aber ich habe es nicht für mich getan, ich mußte so handeln. Die Menge ... der Bösewicht... das allgemeine Wohl...« dachte er.

An der Jausschen Brücke drängten sich noch immer die Truppen. Es war heiß. Kutusow saß erschöpft auf einer Bank bei der Brücke und spielte mit der Peitsche im Sand, als der Wagen geräuschvoll vor ihm anhielt. Ein Mann in Generalsuniform trat mit halb erschrockenen, halb wütenden, unstillen Blicken auf Kutusow zu und redete ihn französisch an. Das war der Graf Rostoptschin. Er sagte Kutusow, er sei hierhergekommen, weil Moskau und die Residenz nicht mehr seien, sondern nur noch die Armee. »Es wäre alles anders gekommen, wenn Euer Durchlaucht mir nicht gesagt hätten, Sie werden Moskau nicht übergeben, ohne zuvor noch eine Schlacht zu schlagen«, sagte er.

Kutusow blickte ihn verstört an, als ob er ihn nicht verstanden habe. Rostoptschin schwieg, Kutusow wiegte den Kopf und ohne seine forschenden Blicke von Rostoptschin abzuwenden, erwiderte er leise: »Ja, ich werde Moskau nicht übergeben, ohne eine Schlacht zu schlagen.« Graf Rostoptschin gab keine Antwort und entfernte sich rasch von Kutusow, und

seltsam! Der Oberkommandierende von Moskau, der stolze Graf Rostoptschin, nahm die Peitsche in die Hand, trat an die Brücke und begann mit lautem Geschrei die zusammengedrängten Banden auseinanderzujagen.

Um vier Uhr nachmittags rückten die Truppen Murats in Moskau ein. Hinter einer Abteilung Husaren ritt der König von Neapel mit großer Suite. Am Eingang der Stadt hielt der König, um Nachricht von der Vorhut zu erhalten, in welchem Zustand sich die im Zentrum Moskaus gelegene Burg, der Kreml, befinde. Einige in Moskau zurückgebliebene Einwohner sammelten sich um Murat und starrten mit schüchterner Neugierde die seltsame Erscheinung des langhaarigen, mit Federn und Gold geschmückten Königs an.

»Ist er das selbst, ihr Kaiser?« fragten einige.

»Die Mützen ab!« sprachen die Leute unter sich.

Murat ließ durch einen Dolmetscher fragen, wo die russischen Truppen seien, und ob es weit bis zum Kreml sei. Mit Mühe verstanden einige Leute diese Fragen und beantworteten sie. Ein Offizier kam von der Vorhut und meldete Murat, die Türen des Kreml seien geschlossen.

»Gut«, sagte Murat und beauftragte einen der Herren seiner Suite, vier leichte Geschütze aufstellen und das Tor beschießen zu lassen.

Die Artilleristen fuhren im Trabe aus der Kolonne hervor, welche Murat folgte, und stellten sich auf dem Platz vor dem Kreml auf. Einige Offiziere beobachteten den Kreml mit Fernrohren. Im Kreml wurde zur Abendmesse geläutet, und dies hielten die Franzosen für ein Alarmzeichen. Einige Infanteristen liefen zur Kutafjewschen Pforte. Der Torweg war verrammelt. Zwei Flintenschüsse krachten aus dem Torweg heraus, sobald ein Offizier mit einigen Soldaten sich näherte. Der General, der bei den Kanonen stand, rief dem Offizier noch ein Kommando zu, und dieser kam mit den Soldaten im Lauf zurück.

Dann hörte man noch drei Schüsse vom Kreml her, ein Schuß traf einen französischen Soldaten am Bein, und man hörte hinter der Barrikade hervor ein seltsames Geschrei verschiedener Stimmen. Auf den Gesichtern des französischen Generals, der Offiziere und der Soldaten verschwand gleichzeitig wie auf Kommando der frühere Ausdruck ruhiger Heiterkeit und wurde durch den Ausdruck hartnäckiger Kampfbereitschaft ersetzt. Inzwischen waren die Rufe von der Pforte her verstummt, die Kanonen wurden vorgeschoben, die Artilleristen bliesen die Luntten an, ein Offizier

kommandierte Feuer und zwei Schüsse donnerten nacheinander. Die Kartätschenkugeln prasselten auf den Steinen, Mauern, Balken, und zwei Rauchwolken verbreiteten sich über den Platz. Eine einzelne Menschenstimme antwortete von der Pforte her, und in den Rauchwolken erschien die Gestalt eines Mannes in einem Kaftan, ohne Mütze. Er hielt ein Gewehr und zielte auf die Franzosen.

»Feuer!« kommandierte der Artillerieoffizier, und zu gleicher Zeit ertönten zwei Kanonenschüsse und ein Flintenschuß. Wieder hüllte der Rauch die Mauern ein.

Im Kreml rührte sich jetzt nichts mehr, und französische Soldaten mit Offizieren näherten sich der Pforte. Im Torweg lagen drei Verwundete und vier Tote, zwei Männer in Kaftanen liefen längs der Mauern nach der Snamenkastraße hinab.

»Nehmt das weg!« sagte der Offizier und deutete auf die Balken und Leichen. Wer diese Leute waren, hat niemand erfahren, es hieß nur: »Nehmt das weg!« Nur Thiers hat ihnen einige hochtrabende Zeilen gewidmet.

Murat wurde gemeldet, daß der Weg frei sei. Die Franzosen marschierten ein und errichteten ein Lager auf dem Senatsplatz. Die Soldaten warfen Stühle zu den Fenstern des Senatsgebäudes auf den Platz hinaus und machten Feuer an. Andere Abteilungen marschierten am Kreml vorüber und verbreiteten sich in die Stadt. Überall richteten sich die Franzosen, da sie keine Einwohner vorfanden, nicht wie in einem städtischen Quartier ein, sondern wie in einem Lager, das sich in einer Stadt befindet. Obgleich abgerissen, hungrig und erschöpft und bis zu einem Drittel ihrer früheren Zahl reduziert, marschierte die Armee in Moskau noch in guter Ordnung ein, sie war noch eine kriegerische, drohende Macht. Aber es waren nur so lange Soldaten, bis sie sich in ihre Quartiere zerstreuten. Als diese Leute nach fünf Wochen Moskau verließen, waren sie schon keine Armee mehr, sondern ein Haufen Marodeure, von denen jeder eine Menge Sachen mit sich schleppte, die er für wertvoll hielt, ähnlich jenem Affen, welcher die Hand in einen engen Korb gesteckt hatte und eine Handvoll Nüsse erfaßte, die Hand aber nicht loslassen wollte, um nicht die Nüsse zu verlieren, und daran zugrunde ging. So mußten auch die Franzosen beim Abmarsch von Moskau zugrunde gehen, weil sie Beute mit sich schleppten. Zehn Minuten, nachdem ein Regiment in einem Stadtviertel einmarschiert war, blieb nicht ein Soldat oder Offizier mehr übrig, man sah nur Leute in Mänteln, die

durch die Zimmer gingen, in den Küchen kochten und brieten. Solche Leute gab es überall viele, aber Soldaten waren sie nicht mehr.

Die Offiziere wollten die Soldaten aufhalten, wurden aber unwillkürlich mitgerissen. In der Stellmacherstraße waren Läden mit Equipagen zurückgeblieben, und dort drängten sich jetzt Generale, um sich Kutschen und Kaleschen auszuwählen. Reichtümer gab es in großer Menge, überall gab es noch undurchsuchte Stellen, in welchen die Franzosen noch große Reichtümer vermuteten. Ganz ebenso, wie das Wasser im trockenen Boden verschwindet, so verbreiteten sich die hungrigen Soldaten in der weiten, öden Stadt, und so verschwand die Armee und verschwand die Stadt, und nichts blieb übrig als Schmutz, Feuersbrünste, Trümmer und Marodeure.

Erst am 2. September abends wurde auch der Stadtteil besetzt, in welchem jetzt Peter lebte. Nach den beiden letzten, in der Einsamkeit und unter ungewohnten Umständen verlebten Tagen befand er sich in einem Zustand, der dem Wahnsinn nahe war. Sein ganzes Wesen beherrschte nur ein Gedanke.

Er verließ das Haus nur der täglichen Lebensbedürfnisse wegen. In die Wohnung von Basdejew war er nur unter dem Vorwand gefahren, die Bücher und Papiere des Verstorbenen durchzusehen, weil er Erholung von den Aufregungen des Alltagslebens suchte. Und diese fand er wirklich, als er in der tiefen Stille des Kabinetts mit aufgestützten Ellenbogen an dem staubigen Schreibtisch des Verstorbenen saß.

Als er ausgegangen war, um einen Kaftan zu kaufen, und dabei Rostows begegnete, kam ihm der Gedanke, sich nicht zu schonen und vor dem Feinde nicht zurückzuweichen. Am anderen Tag zog er mit nach den drei Bergen. Als er nach Hause zurückkehrte und einsah, daß Moskau nicht verteidigt werde, hatte er die Empfindung, daß das, was vorher nur eine entfernte Möglichkeit gewesen, jetzt unumgänglich und unvermeidlich geworden sei. Er mußte in Moskau bleiben, seine Habe verbergen, ein Zusammentreffen mit Napoleon suchen und ihn töten, um entweder unterzugehen oder dem Unglück ganz Europas ein Ende zu machen, das nach Peters Meinung nur von Napoleon herrührte.

Der physische Zustand Peters stimmte, wie das immer der Fall ist, mit dem moralischen überein. Die ungewohnte grobe Nahrung, der Branntwein, den er in diesen Tagen trank, die Entbehrungen von Wein und Zigarren, die schmutzige Wäsche, die er nicht wechselte, die beiden Nächte, die er fast schlaflos auf einem kurzen Diwan zugebracht hatte, alles das versetzte Peter in einen Zustand von aufgeregter Reizbarkeit, der sich dem Wahnsinn näherte.

Es war schon zwei Uhr nachmittags, und die Franzosen zogen in Moskau ein. Peter wußte das, und anstatt zu handeln, dachte er nur an sein Vorhaben und überlegte alle Einzelheiten desselben. »Ja, einer für alle! Ich muß es vollbringen oder untergehen«, dachte er. »Mit der Pistole oder dem Dolch?« fragte er sich. »Nun, das ist ganz gleichgültig. ›Nicht ich, sondern die Hand

der Vorsehung straft dich«, werde ich ihm sagen. »Nun, und jetzt führt mich zum Tode!« So sprach er vor sich hin mit düsterer, entschlossener Miene.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle erschien die ganz veränderte Gestalt Makars, der sonst immer ein schüchternes Benehmen beobachtet hatte. Sein Gesicht war gerötet und entstellt, er war augenscheinlich betrunken. Als er Peter sah, zögerte er, faßte sich aber sogleich und ging mit schwankenden Schritten bis in die Mitte des Zimmers.

»Sie haben Angst bekommen«, sagte er mit heiserer, zuversichtlicher Stimme. »Ich sage, ich ergebe mich nicht, ich sage ... nicht wahr, Herr?«

Als er die Pistole auf dem Tisch erblickte, stürzte er darauf zu und lief damit auf den Hausflur hinaus. Gerasim und der Pförtner eilten ihm nach und wollten ihm die Pistole entreißen. Peter ging hinaus und sah mitleidig diesen halbwahnsinnigen Greis an.

»Zu den Waffen!« rief Makar. »Du wirst sie mir nicht entreißen.«

»Aber, ich bitte Sie, lassen Sie los! Ich bitte, Herr ...« sagte Gerasim und wollte den Alten vorsichtig zur Tür zurückführen.

»Wer bist du? Bonaparte?« schrie Makar.

»Das ist nicht schön, Herr, bitte, treten Sie doch ins Zimmer ein und ruhen Sie sich aus!«

»Rühre mich nicht an!« schrie Makar und schwang die Pistole in die Höhe. »Zu den Waffen!«

»Faß an!« flüsterte Gerasim dem Dwornik an. Sie faßten den Alten am Arm und zogen ihn zur Zimmertür. Man hörte auf dem Flur Geräusch, Lärm und trunkenes, heiseres Geschrei. Plötzlich vernahm man eine durchdringende weibliche Stimme von der Vortreppe her, und die Köchin kam auf den Flur herausgelaufen.

»Sie sind da, Väterchen! Wirklich, sie sind da! Vier Reiter!« schrie sie. Gerasim und der Dwornik ließen Makar los, während an die Eingangstür geklopft wurde.

Peter beschloß, bis zur Ausführung seines Vorhabens seinen Namen und Stand sowie seine Kenntnis des Französischen nicht zu verraten. Er stand an der Tür und wollte sich sogleich verbergen, sobald die Franzosen eingedrungen wären, aber eine unüberwindliche Neugierde hielt ihn fest.

Es waren zwei Franzosen. Der eine war ein Offizier, ein hochgewachsener, schöner Mann, der andere schien sein Bursche zu sein, ein kleiner, hagerer, von der Sonne verbrannter Mensch mit stumpfem

Gesichtsausdruck. Der Offizier ging voran, auf einen Stock gestützt. Nach einigen Schritten schien er zu dem Entschluß gekommen zu sein, das Quartier sei gut, er rief dem an der Tür stehenden Soldaten mit lauter Stimme zu, die Pferde hereinzuführen. Dann strich er mit martialischer Gebärde und hochaufgehobenen Ellenbogen seinen Schnurrbart und berührte seinen Hut mit der Hand.

»Meinen Gruß der Gesellschaft!« sagte er vergnügt und blickte sich lächelnd um.

Niemand antwortete.

»Sind Sie der Herr des Hauses?« fragte er Gerasim, welcher erschreckt und fragend den Offizier ansah.

»Quartier! Quartier!« sagte der Offizier und blickte den kleinen Mann herablassend und mit gutmütigem Lächeln an. »Die Franzosen sind gute Kinder. Zum Teufel! Wir werden nicht zanken, Großväterchen, aber spricht hier niemand Französisch?« Er sah sich um und erblickte Peter bei der Tür.

Wieder wandte er sich an Gerasim und verlangte, er solle ihm die Zimmer des Hauses zeigen.

»Herr nicht da ... ich nicht verstehen ... das meinige Ihnen ...« sagte Gerasim, der sein Russisch dadurch verständlicher zu machen suchte, daß er es wie ein sprachunkundiger Fremder aussprach. Der Franzose lächelte und ging hinkend bis zur Tür, bei welcher Peter stand. Peter wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblick sah er, wie sich die Tür der Küche öffnete und Makar mit der Pistole in der Hand herausschlich. Mit der Schlaueit eines Wahnsinnigen betrachtete er den Franzosen, hob die Pistole in die Höhe und zielte.

»Zu den Waffen!« schrie der Betrunkene und suchte mit dem Finger den Drücker der Pistole. Der Franzose wandte sich hastig um, und in demselben Augenblick warf sich Peter auf Makar und schlug die Pistole in die Höhe. Makar hatte endlich den Drücker gefunden, ein betäubender Knall ertönte und alles war in dichten Rauch eingehüllt. Der Franzose erbleichte und stürzte zurück zur Tür.

Peter vergaß seinen Vorsatz, nicht zu verraten, daß er Französisch spreche, und nachdem er Makar die Pistole entrissen hatte, eilte er auf den Offizier zu.

»Sind Sie nicht verwundet?« fragte er französisch.

»Ich glaube nicht«, erwiderte der Offizier und betastete sich, »aber diesmal war es nahe daran. – Wer ist dieser Mensch?«

»Ach, ich bin wirklich trostlos über das, was vorgefallen ist«, erwiderte Peter hastig. »Dies ist ein unglücklicher Wahnsinniger, der nicht wußte, was er tat.«

Der Offizier ergriff Makar am Kragen, welcher sich schweigend an die Wand lehnte.

»Räuber, das wirst du büßen!« sagte der Franzose. »Wir sind großmütig gegen Feinde, aber Verrat vergeben wir nicht«, rief er mit düsterer Feierlichkeit.

Peter bemühte sich, den Offizier zur Milde gegen den betrunkenen, tollen Menschen zu stimmen.

»Sie haben mir das Leben gerettet!« rief der Franzose, die Hand ausstreckend, »Sie müssen ein Franzose sein!«

Für einen Franzosen war diese Schlußfolgerung unzweifelhaft. Wer etwas Großes vollbrachte, konnte nur ein Franzose sein, und die Rettung des Kapitäns Ramballes vom dreizehnten leichten Regiment war ohne allen Zweifel eine große Tat. Aber Peter hielt es für notwendig, ihn zu enttäuschen.

»Ich bin ein Russe«, erwiderte er hastig.

»Tatata, erzählen Sie das einem anderen«, erwiderte der Kapitän lächelnd. »Nun, Sie werden mir das alles erzählen! Sehr angenehm, einen Landsmann zu treffen! Aber was machen wir mit diesem Menschen?« wandte er sich an Peter wie an einen Genossen. Peter erklärte nochmals, wer Makar war, erzählte, daß man ihm soeben vergebens die Pistole entreißen wollte, und bat schließlich, sein Verbrechen unbestraft zu lassen. »Sie haben mir das Leben gerettet, Sie sind ein Franzose«, sagte der Kapitän mit einer gebieterischen Gebärde. »Sie wollen, daß ich ihm verzeihe? Gut, ich verzeihe ihm! Führt diesen Menschen fort!« rief er energisch den Leuten zu, nahm den für die Rettung seines Lebens zum Franzosen beförderten Peter unter den Arm und trat mit ihm ins Zimmer.

Der Bursche, welcher während dieser Zeit sich in der Küche umgesehen hatte, trat auf den Offizier zu.

»Kapitän, in der Küche gibt es Suppe und Hammelbraten«, sagte er, »befehlen Sie, davon etwas zu bringen?«

»Ja, und auch Wein«, sagte der Kapitän.

Der Franzose war so höflich und liebenswürdig und wirklich dankbar für die Rettung seines Lebens, daß Peter seine Absicht, sich zu entfernen, auf das dringende Verlangen des Franzosen aufgab. Er wollte nichts davon wissen, daß Peter kein Franzose sei, und konnte nicht begreifen, wie man ein so schmeichelhaftes Prädikat ablehnen konnte. Achselzuckend meinte er, wenn Peter durchaus für einen Russen gelten wolle, so möge es so sein, aber er sei ihm für seine Lebensrettung dennoch sehr dankbar. Wenn dieser Mensch auch nur im geringsten Grad die Fähigkeit besessen hätte, die Gefühle anderer zu begreifen, die Empfindungen Peters zu erraten, so hätte dieser ihn wahrscheinlich verlassen, aber die Naivität und Verständnislosigkeit dieses Menschen in allem, was nicht er selbst war, besiegte Peter.

»Franzose oder russischer Fürst inkognito«, sagte der Kapitän, indem er die schmutzige, aber feine Wäsche Peters und den Ring an seiner Hand bemerkte, »ich bin Ihnen Dank schuldig und biete Ihnen meine Freundschaft an. Mehr sage ich nicht! Ein Franzose vergißt niemals, weder eine Beleidigung noch einen Dienst!« In dem Ton und in der Miene des Franzosen lag so viel Gutmütigkeit, daß Peter lachend die ihm entgegengestreckte Hand drückte.

»Kapitän Ramballes vom dreizehnten leichten Regiment, Ritter der Ehrenlegion«, stellte er sich mit selbstzufriedenem Lächeln vor. »Haben Sie die Güte, mir jetzt zu sagen, mit wem ich die Ehre habe, mich so angenehm zu unterhalten.«

Peter erwiderte verlegen, er könne seinen Namen nicht nennen.

»Gut, gut«, erwiderte der Kapitän, »ich verstehe, Sie sind Offizier, vielleicht Stabsoffizier, Sie haben gegen uns gekämpft! Das geht mich nichts an. Ich bin Ihnen Dank schuldig, das genügt mir. Nennen Sie mir nur einen Namen. Monsieur Pierre, sagen Sie? Gut, das genügt!«

Sie speisten und tranken Wein aus einem russischen Keller, den der Franzose mitgebracht hatte. Peter war hungrig und nahm mit Vergnügen Anteil an dem Mittagmahl. Der Bursche stellte eine Flasche Rotwein in warmes Wasser und brachte auch eine Flasche Quas mit, die er in der Küche gefunden hatte. Dieses Getränk war den Franzosen schon bekannt,

sie nannten es »Limonade de ochon« (Schweinelimonade). Der Kapitän überließ sie dem Burschen und goß für sich und Peter zwei Gläser Wein ein. Bald wurde der Kapitän lebhaft und sprach unaufhörlich. »Ja, mein liebenswürdiger Monsieur Pierre, ich werde Ihnen eine Kerze in der Kirche weihen, weil Sie mich vor diesem Tobsüchtigen gerettet haben. Sehen Sie, ich habe ja schon genug Kugeln im Leibe. Diese da erhielt ich bei Wagram, die andere bei Smolensk.« Er deutete auf eine Narbe an der Wange. »Und diese da, hier im Bein, erhielt ich in der großen Schlacht am siebenten an der Moskwa. Oh, das war wunderbar! Sie können sich rühmen, uns schwer zu schaffen gemacht zu haben, ich bedauere die, die nicht dabei waren.«

»Ich war dabei«, bemerkte Peter.

»O, wirklich?« fuhr der Franzose fort. »Um so besser! Die große Redoute hat sich gut gehalten, beim Teufel! Ich war dreimal darin, wie Sie mich hier sehen, und dreimal wurden wir hinausgeworfen wie Papiersoldaten. Ihre Grenadiere waren wundervoll, wie auf der Parade! Hahaha! Sie sind also auch ein Soldat! Umso besser, um so besser, Monsieur Pierre! Schrecklich in der Schlacht, liebenswürdig gegen schöne Damen, so sind die Franzosen, Monsieur Pierre! Nicht wahr? Aber sagen Sie, ist es wahr, daß alle Frauen aus Moskau davongelaufen sind? Sonderbare Idee! Was befürchten sie denn?«

»Wären die französischen Damen etwa nicht aus Paris fortgefahren, wenn die Russen dort einmarschiert wären?« fragte Peter.

»Hahaha!« lachte der Franzose und klopfte Peter auf die Schulter. »Wunderbarer Witz! Paris!... Nun, Paris ... Paris ...«

»Paris ist die Hauptstadt der Welt«, ergänzte Peter. Der Kapitän sah Peter an, er hatte die Gewohnheit, mitten im Gespräch zu verstummen und den anderen mit lachenden, freundlichen Augen starr anzublicken.

Unter dem Einfluß des Weines und nach den letzten, einsam mit seinen düsteren Gedanken verlebten Tagen empfand Peter unwillkürlich Vergnügen an dem Gespräch mit diesem heiteren Menschen.

»Aber kehren wir zu Ihren Damen zurück, man sagt, sie seien sehr hübsch. Was für ein unsinniger Gedanke, davonzufahren und sich in die Steppen zu vergraben, während die französische Armee in Moskau ist! Sie haben eine wundervolle Gelegenheit versäumt. Ihre gebildeten Leute sollten uns besser kennen. Wir haben Wien, Berlin, Madrid, Neapel, Rom, Warschau, alle Residenzen der Welt eingenommen. Man fürchtet uns, aber

man liebt uns auch. Es schadet nichts, wenn man uns näher kennenlernt. Und dann der Kaiser!...«

»Der Kaiser«, unterbrach ihn Peter, und sein Gesicht nahm plötzlich einen düsteren, verwirrten Ausdruck an. »Ist der Kaiser in Moskau?« Er blickte den Franzosen mit schuldbewußter Miene an.

»Nein, er hält morgen seinen Einzug!« erwiderte Ramballes, und dann rühmte er den Kaiser in lebhaften, begeisterten Worten.

Der Kapitän ging hinaus, um seinen Leuten einige Befehle zu geben. Als Peter allein geblieben war, versank er in schwermütige Gedanken. Es war nicht die Trauer über die Einnahme Moskaus, die ihn quälte, sondern die Erkenntnis seiner eigenen Schwachheit. Einige Gläser Wein, das Gespräch mit diesem gutmütigen Menschen hatten seine düstere, gespannte Stimmung der letzten Tage vernichtet, die zur Ausführung seines Vorhabens unumgänglich notwendig war. Die Pistole, der Dolch und sein Bauernkittel waren bereit, Napoleon sollte morgen einziehen, und Peter war noch ebenso überzeugt von der Notwendigkeit, den Bösewicht zu töten, aber er fühlte, daß er das jetzt nicht vollbringen könne, und kämpfte vergebens gegen das Bewußtsein seiner Schwäche.

Der Kapitän ging pfeifend im Zimmer auf und ab. Alles an ihm, sein Pfeifen, sein hinkender Gang, seine Gebärden und die Art, wie er den Schnurrbart in die Höhe drehte, alles erschien jetzt Peter widerlich.

»Warum sind Sie so traurig?« fragte der Kapitän.

Peter gab keine Antwort. Die Teilnahme des Kapitäns war ihm unangenehm.

»Parole d'honneur! Auch abgesehen davon, was ich Ihnen verdanke, fühle ich lebhaft Freundschaft für Sie! Kann ich nicht etwas für Sie tun? Verfügen Sie ganz über mich, auf Leben und Tod!«

»Ich danke«, sagte Peter.

Dann erzählte der Franzose Peter die Geschichte seiner Vorfahren und seiner Kindheit, wobei »ma pauvre mère« natürlich eine große Rolle spielte.

»Und das alles ist nur der Eintritt ins Leben, das wirkliche Leben ist nur die Liebe, nicht wahr, Monsieur Pierre? Noch ein Gläschen!« Peter trank und goß sich ein drittes Glas ein.

»O, die Frauen! Die Frauen!« Der Kapitän blickte mit feuchten Augen Peter an und erzählte von seinen zahlreichen Liebesabenteuern. Sie waren sehr zahlreich, was man leicht glauben konnte, wenn man das

selbstzufriedene, hübsche Gesicht des Offiziers ansah, und den Enthusiasmus, mit dem er von den Damen sprach. Obgleich alle Liebesgeschichten des Kapitäns denselben Charakter der Schmutzigkeit hatten, in welcher die Franzosen ausschließlich das Entzücken und die Poesie der Liebe erblicken, hörte Peter ihm doch neugierig zu, weil der Kapitän seine Geschichte mit einer so festen, aufrichtigen Überzeugung erzählte, daß er allein, das ganze Entzücken der Liebe empfunden und erkannt habe und so verführerisch die Damen beschrieb. Es war augenscheinlich, daß l'amour, welche der Franzose so liebte, nicht jene niedrige, einfache Art von Liebe war, welche Peter einst für seine Frau empfunden hatte, noch jene romantische Liebe, welche er für Natalie hegte. Kapitän Ramballes verachtete die eine Art von Liebe ebenso wie die andere, die eine war die Liebe der Kutscher, »l'amour des cochers«, die andere die Liebe der Dummköpfe, »l'amour des imbéciles«. Die Liebe, welcher der Franzose zuneigte, bestand hauptsächlich in der Unnatürlichkeit der Beziehungen zu den Damen und in den Kombinationen von Abscheulichkeiten, welche dem Gefühl hauptsächlich seine Wonne verleihen.

So erzählte der Kapitän die rührende Geschichte seiner Liebe zu einer bezaubernden, fünfunddreißigjährigen Marquise und zugleich zu einem entzückenden, unschuldigen, siebzehnjährigen Kind, der Tochter der bezaubernden Marquise. Der Kampf des Edelmut zwischen Mutter und Tochter endigte damit, daß die Mutter sich opferte und ihre Tochter ihrem Liebhaber zur Frau anbot. Noch jetzt geriet der Kapitän in Aufregung bei dieser Erinnerung. Dann erzählte er eine Episode, in welcher ein Ehemann die Rolle des Liebhabers spielte, und er, der Liebhaber, die Rolle des Mannes, und einige komische Episoden aus Deutschland, »wo die Männer Sauerkohl essen«.

Die letzte Episode aus Polen, welche noch frisch in seinem Gedächtnis war, erzählte er mit vielen Gesten und erglühendem Gesicht. Er hatte einem Polen das Leben gerettet. – In den Erzählungen des Kapitäns handelte es sich beständig um eine Episode der Lebensrettung. Zum Dank vertraute dieser Pole ihm seine bezaubernde Frau an und trat sogleich selbst in den französischen Kriegsdienst. Der Kapitän war glücklich; die bezaubernde Polin wollte mit ihm fliehen, aber von Edelmut geleitet, gab der Kapitän dem Mann seine Frau zurück mit den Worten: »Ich habe Ihr Leben gerettet und rette jetzt Ihre Ehre!« Dabei riß der Kapitän die Augen auf und

schüttelte sich, als ob er die Schwachheit, die ihn bei diesen rührenden Erinnerungen befiel, abschütteln wollte.

Erst spät in der Nacht traten sie beide auf die Straße hinaus. Zur Linken leuchtete die Glut der ersten Feuersbrunst, welche auf der Petrowkastraße anfang, zur Rechten stand die Mondsichel und dem Monde gegenüber der Komet. An der Pforte standen Gerasim, die Köchin und zwei Franzosen. Man hörte ihr Lachen und Schwatzen in ihren einander unverständlichen Sprachen. Sie blickten nach dem Feuerschein über der Stadt.

In der kleinen, fernen Feuersbrunst lag nichts Bedrohliches für die ungeheuere Stadt. Der Anblick des Sternenhimmels versetzte Peter in freudige Rührung. Plötzlich aber erinnerte er sich seines Vorhabens, sein Kopf schwindelte und ihm wurde so übel, daß er sich an den Zaun lehnen mußte, um nicht zu fallen.

Ohne von seinem neuen Freund Abschied zu nehmen, trat Peter mit unsicheren Schritten von der Pforte zurück, kehrte in sein Zimmer zurück, legte sich auf den Diwan und schlief sogleich ein.

Nach dem Feuerschein dieser ersten Feuersbrunst, die am 2. September begann, blickten Flüchtlinge und Reisende sowie die einziehenden Truppen mit verschiedenartigen Gefühlen. Der Wagenzug Rostows stand in dieser Nacht bei Mitischtschi, etwa zwanzig Werst von Moskau entfernt. Sie waren am 1. September so spät ausgefahren, und auf den Straßen drängten sich so viele Fuhrwerke, so viele Leute waren nach vergessenen Sachen zurückgeschickt worden, daß in dieser Nacht beschlossen wurde, fünf Werst von Moskau zu übernachten. Am anderen Morgen erwachte man spät, und wieder gab es so viel Aufenthalt, daß sie nur bis Mitischtschi kamen. Gegen zehn Uhr war die Familie sowie die Verwundeten, welche mit ihnen reisten, alle in den Höfen und Hütten eines großen Dorfes untergebracht. Die Diener, die Kutscher Rostows, die Offiziersburschen der Verwundeten aßen zu Abend, fütterten die Pferde und setzten sich auf die Vortreppe hinaus.

In einer benachbarten Hütte lag ein verwundeter Adjutant von Rajewsky und stöhnte kläglich unter heftigen Schmerzen. Die erste Nacht verbrachte der Adjutant in demselben Hof wie Rostows. Die Gräfin sagte, sie könne kein Auge schließen, und in Mitischtschi nahmen sie eine sehr schlechte Hütte ein, nur um diesem Verwundeten fernzubleiben. Einer der Leute bemerkte in der Dunkelheit der Nacht einen anderen kleinen Feuerschein. Der eine Feuerschein war schon lange sichtbar gewesen, und alle wußten, daß Klein-Mitischtschi brannte, das die Mamonowschen Kosaken angezündet hatten.

»Sieh her, da ist noch ein Feuerschein«, sagte der eine Offiziersbursche.

»O, daran ist »er« schuld, denn das ist nicht Mitischtschi, das ist weiter.«

Lange blickten die Leute schweigend nach den Flammen der neuen Feuersbrunst. Der alte Kammerdiener des Grafen, Terentitsch, trat zu der Gruppe und schrie Mischka an: »Warum hast du nichts gesehen, Maulaffe? Der Graf fragt, und niemand weiß etwas!«

»Ich bin nur nach Wasser gegangen«, erwiderte Mischka.

»Was denken Sie, Terentitsch, ist das Feuer in Moskau?« fragte einer der Diener.

Terentitsch gab keine Antwort, und alles schwieg. Der Feuerschein breitete sich schwankend weiter aus.

»Gott erbarme sich! ... Der Wind! ... Alles ist trocken«, sagte wieder eine Stimme.

»Man wird es auslöschen, habe keine Sorge.«

»Wer soll es auslöschen?« fragte Terentitsch, der bisher geschwiegen hatte. Seine Stimme war ruhig und langsam, dann plötzlich schluchzte er, und alle schienen nur darauf gewartet zu haben, um die Bedeutung des Feuerscheins zu begreifen. Man hörte Seufzer, Gebetsworte und das Schluchzen des alten Kammerdieners.

Der Kammerdiener entfernte sich, um dem Grafen zu melden, daß Moskau brenne. Der Graf legte den Schlafrock an und kam heraus, um nach der Feuersbrunst zu sehen, und mit ihm kamen auch Sonja und Madame Chausse, die sich noch nicht entkleidet hatten. Natalie und die Gräfin blieben allein im Zimmer. Petja war nicht mehr bei der Familie, sondern mit seinem Regiment nach Troizy abmarschiert. Die Gräfin brach in Tränen aus bei der Nachricht, daß Moskau brenne; Natalie saß bleich und mit starren Augen vor dem Heiligenbild und achtete nicht auf die Worte ihres Vaters, sondern horchte nur auf das unaufhörliche Stöhnen des Adjutanten, das drei Häuser weit gehört wurde.

»Ach, wie entsetzlich!« rief Sonja. »Ich glaube, ganz Moskau brennt! Sieh doch, Natalie, diese Glut!«

»Was brennt?« fragte Natalie. »Ach ja, Moskau!«

An dem teilnahmslosen Wesen Natalies bemerkten die Gräfin und Sonja, daß der Brand Moskaus für Natalie gar kein Interesse hatte. Seit Natalie erfahren hatte, daß Fürst Andree schwer verwundet sei und mit ihnen reise, hatte sie nur im ersten Augenblick gefragt, ob er gefährlich verwundet sei und ob man ihn sehen könne. Als sie aber dann hörte, daß man ihn nicht sehen könne, daß sein Leben in Gefahr sei, glaubte sie augenscheinlich nicht daran, fragte aber nicht weiter, da sie voraussah, sie werde keine andere Antwort erhalten. Den ganzen Weg über hatte sie unbeweglich in einer Ecke des Wagens gesessen, und so saß sie auch jetzt auf der Bank, von ihrer Mutter mit Besorgnis beobachtet.

»Natalie, kleide dich aus und lege dich in mein Bett!«

Nur die Gräfin hatte ein Bett, Madame Chausse und die beiden jungen Mädchen mußten auf dem Fußboden schlafen.

»Nein, Mama, ich bleibe hier«, erwiderte sie kurz, ging zum Fenster und öffnete es. Sie blickte in die feuchte Nachtluft hinaus, und die Gräfin sah, daß sie heftig weinte.

»Lege dich schlafen, mein Juwel. Nun – komm!« Dabei berührte sie leicht die Schulter Natalies.

»Ach ja, ich komme gleich«, sagte Natalie und begann sich hastig zu entkleiden. Als ihr Nachtkostüm fertig war, legte sie sich leise auf das Lager nieder, das auf dem Fußboden bereitet war. Auch die Gräfin, Madame Chausse und Sonja legten sich schlafen. Bald vernahm Natalie das gleichmäßige Atmen ihrer Mutter und rührte sich nicht, obgleich Sonja sie anrief. Endlich krächte in der Ferne der Hahn, der Lärm in der Schenke und die geheimnisvollen Laute der Nacht waren schon verstummt. Man hörte nur das Stöhnen des Adjutanten. Natalie erhob sich.

»Sonja, schläfst du? Mama!« flüsterte sie, aber niemand antwortete. Sie erhob sich langsam und vorsichtig, bekreuzigte sich und schlich nach der Tür. Sie glaubte schwere, gleichmäßige Schläge an allen Wänden der Hütte zu vernehmen, aber das war nur ihr Herz, das, von Schrecken und Liebe aufgeregt, so heftig schlug. Sie öffnete die Tür, die kühle Nachtluft umfing sie, barfuß stieg sie über einen schlafenden Diener weg und öffnete die Tür zu der Hütte, in der Fürst Andree lag.

In der Hütte war es dunkel. In der hintersten Ecke beim Bett, auf welchem eine Gestalt lag, stand auf einer Bank eine trüb brennende Kerze.

Natalie hatte schon am Morgen, als sie die Anwesenheit des Fürsten Andree erfuhr, sich vorgenommen, ihn jedenfalls zu sehen. Sie wußte nicht warum, sie wußte nur, daß dieses Wiedersehen peinlich sein werde, und um so mehr war sie überzeugt, daß es unumgänglich nötig sei. Den ganzen Tag hatte sie nur in der Hoffnung gelebt, ihn am Abend zu sehen, jetzt aber, wo der Augenblick gekommen war, dachte sie mit Bangen an das, was sie sehen werde, und blieb angstvoll stehen. Aber eine unwiderstehliche Gewalt trieb sie weiter. Vorsichtig machte sie einen Schritt und dann noch einen. Unter dem Heiligenbild lag auf einer Bank noch ein Mensch, das war Timochin, und auf dem Fußboden noch zwei Leute, der Arzt und der Kammerdiener.

Der Kammerdiener erhob sich und flüsterte etwas. Timochin, welchen der Schmerz an seinem verwundeten Bein nicht schlafen ließ, blickte erstaunt nach der Erscheinung eines Mädchens im weißen Hemd, Jacke und Nachthäubchen. Die Frage des verschlafenen Kammerdieners: »Was wollen Sie?« veranlaßte Natalie nur, rasch an ihm vorüberzugehen, und bald erblickte sie deutlich die Gestalt des Fürsten Andree, dessen Hände auf der Decke lagen.

Er sah aus wie immer, aber die glänzenden Augen, welche entzückt nach ihr blickten, und besonders der zarte, weibliche Hals, der aus dem zurückgeschlagenen Hemdkragen hervorsah, gaben ihm ein kindliches Aussehen, das sie noch nie an ihm gesehen hatte. Sie ging zu ihm und ließ sich hastig auf die Knie nieder. Dann lächelte sie und streckte ihm eine Hand entgegen.

Sieben Tage waren vergangen, seit Fürst Andree auf dem Verbandplatz bei Borodino erwacht war. Fast die ganze Zeit über hatte er sich im Zustand der Bewußtlosigkeit befunden. Aber am siebenten Tag aß er mit Vergnügen ein Stück Brot mit Tee, und der Arzt bemerkte, daß die Fieberhitze sich vermindert hatte. Am Morgen war der Verwundete zur Besinnung gekommen. Die erste Nacht nach der Abfahrt von Moskau war ziemlich warm, und Fürst Andree hatte sie in der Kutsche zugebracht, aber in Mitschitschi verlangte der Verwundete selbst, daß man ihn in ein Haus lege und ihm Tee bringe. Als er in die Hütte getragen wurde stöhnte er vor Schmerz, verlor wieder das Bewußtsein und lag darauf längere Zeit mit geschlossenen Augen regungslos auf dem Feldbett. Dann öffnete er die Augen und verlangte nach Tee. Der Arzt befühlte den Puls und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß er stärker schlug. Er bemerkte das mit Bedauern, da er durch die Erfahrung überzeugt war, daß Fürst Andree nicht am Leben bleiben könne, und entweder jetzt oder nur nach großen Leiden einige Zeit später sterben werde. Mit Fürst Andree wurde auch der Major Timochin von seinem Regiment, welcher am Fuß verwundet war, weiter transportiert. Mit ihnen fuhren der Arzt, der Kammerdiener des Fürsten, sein Kutscher und zwei Offiziersburschen. Fürst Andree fragte nach einem Neuen Testament, das ihm der Arzt zu verschaffen versprach.

Jetzt erst begriff Fürst Andree, wo er war, und was mit ihm vorgegangen war. Er befand sich nicht in normalem Geisteszustand. Ein gesunder Mensch denkt gewöhnlich gleichzeitig an zahlreiche Gegenstände, hat aber die Kraft, eine Gedankenreihe heraus zu wählen und auf diese seine Aufmerksamkeit ausschließlich zu richten. Bei Fürst Andree aber waren alle Geisteskräfte tätiger und klarer als sonst, wirkten aber unabhängig von seinem Willen. Die verschiedenartigsten Gedanken und Vorstellungen bestürmten ihn gleichzeitig. Er hörte lärmende Musik, dann erschien ihm wieder das Bild seines Sohnes, und darauf wieder nahm eine zudringliche Fliege seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dann wieder hatte er das Gefühl, als ob auf seinem Gesicht ein sonderbares, luftiges Gebäude aus feinen Nadeln aufgeführt werde, er fühlte, daß er das Gleichgewicht bewahren mußte, damit das Gebäude nicht einfalle, aber es fiel dennoch

zusammen und wurde bei den Klängen einer fernen Musik aufs neue aufgeführt. Dann erblickte er etwas Weißes bei der Tür, das war die Statue einer Sphinx, deren Anblick ihm drohend erschien.

»Vielleicht ist das mein Hemd auf dem Tisch«, dachte er, »und das sind meine Füße, und das ist die Tür! Aber warum bewegt sich denn das alles fortwährend?« Und plötzlich überfiel ihn wieder ein Gedanke, ein Gefühl mit ungewöhnlicher Klarheit und Kraft.

»Ja, die Liebe!« dachte er. »Man kann den Nächsten und auch seine Feinde lieben, man kann aber auch Gott lieben! Einen Menschen kann man nur mit menschlicher Liebe lieben, nur seinen Feind kann man mit göttlicher Liebe lieben! Darum empfand ich eine solche Freudigkeit, als ich fühlte, daß ich jenen Menschen liebe! Was ist aus ihm geworden? Ist er noch am Leben? Die menschliche Liebe kann sich in Abscheu verwandeln, die göttliche Liebe aber kann sich nicht verändern! Nichts, auch der Tod kann sie nicht zerstören! Und wie viele Menschen habe ich in meinem Leben verabscheut, und keinen von ihnen habe ich so geliebt und so verabscheut wie sie!« Und lebhaft erschien vor ihm das Bild Natalies, und er begriff ihre Gefühle, Leiden, Beschämung und Reue. Zum erstenmal begriff er jetzt die ganze Grausamkeit ihres Bruches mit ihr. »Wenn es mir nur möglich wäre, sie noch einmal zu sehen, noch einmal in diese Augen zu blicken! ...« Wieder versank er in einen wirren Halbschlummer, durch den er bemerkte, daß diese Sphinx das bleiche Gesicht und die glänzenden Augen jener Natalie angenommen hatte, an die er soeben gedacht hatte.

»O, wie schwer ist diese beständige Fieberhitze!« dachte Fürst Andree und bemühte sich, dieses Gesicht aus seiner Phantasie zu entfernen. Aber das Gesicht stand mit der Kraft der Wirklichkeit vor ihm und näherte sich. Er bemühte sich, zu klarem Bewußtsein zu kommen und rührte sich, aber plötzlich vernahm er ein Rauschen in seinem Ohr, die Augen schlossen sich und er verlor das Bewußtsein. Als er die Augen wieder öffnete, lag Natalie vor ihm auf den Knien, dieselbe lebendige Natalie, welcher er vor allen anderen Menschen der Welt jene neue, reine, göttliche Liebe weihen wollte, welche ihm jetzt geoffenbart worden war. Er sah, daß das die wirkliche, lebendige Natalie war, und wunderte sich nicht, sondern freute sich im stillen. Natalie blickte ihn starr an und hielt ihr Weinen zurück. Ihr Gesicht war bleich und unbeweglich.

Ein Seufzer gewährte Fürst Andree Erleichterung. Er lächelte und streckte ihr die Hand entgegen.

»Sie!« sagte er. »Welches Glück!«

Natalie näherte sich ihm mit einer raschen, aber vorsichtigen Bewegung auf den Knien, ergriff scheu seine Hand, neigte ihr Gesicht darauf herab und küßte sie.

»Vergeben Sie!« flüsterte sie. »Vergeben Sie mir!«

»Ich liebe Sie!« sagte Fürst Andree.

»Vergeben Sie!«

»Was soll ich vergeben?« fragte Fürst Andree.

»Verzeihen Sie mir, was ich getan habe«, flüsterte Natalie kaum hörbar und küßte wieder und wieder seine Hand.

»Ich liebe dich mehr als früher«, erwiderte Fürst Andree und blickte ihr in die Augen. Ihre mit Tränen des Glückes erfüllten Augen blickten ihn schüchtern, mitleidig und freudig an. Das hagere und bleiche Gesicht Natalies mit den offen stehenden Lippen war mehr als unschön – es war schrecklich, aber Fürst Andree sah dieses Gesicht nicht, er sah nur die strahlenden Augen, welche so schön waren. Hinter ihnen hörte er Stimmen.

Der Kammerdiener, welcher jetzt ganz erwacht war, weckte den Arzt. Timochin, der vor Schmerz nicht schlafen konnte, hatte schon lange alles gesehen, was vorging.

»Was ist das?« sagte der Arzt. »Bitte, gehen Sie, Fräulein!«

In demselben Augenblick klopfte es an der Tür. Ein Mädchen war von der Gräfin abgesandt worden, um ihre Tochter zu suchen.

Wie eine Nachtwandlerin, welche plötzlich aufgeweckt worden war, verließ Natalie das Zimmer und fiel in ihrer Hütte weinend auf ihr Lager nieder. Von dieser Zeit an während der ganzen ferneren Fahrt eilte Natalie auf allen Halteplätzen an das Lager Bolkonskys, und der Doktor mußte gestehen, daß er von einem Mädchen weder so viel Festigkeit noch solche Geschicklichkeit in der Behandlung eines Verwundeten erwartet hätte.

Wie schrecklich auch der Gräfin der Gedanke war, daß Fürst Andree, wie der Doktor für wahrscheinlich hielt, noch unterwegs unter den Händen ihrer Tochter sterben könne, so vermochte sie es doch nicht, Natalie darin zu stören. Obgleich während der jetzt eingetretenen Annäherung zwischen dem Verwundeten und Natalie der Gedanke nahe lag, daß im Fall der Genesung die früheren Beziehungen von Braut und Bräutigam sich erneuern konnten, sprach doch niemand davon, und am wenigsten Natalie oder Fürst Andree. Die noch ungelöste Frage nach Leben oder Tod, nicht

nur für Fürst Andree, sondern für ganz Rußland, schob alle anderen beiseite.

Peter erwachte am 5. September spät am Morgen. Sein Kopf schmerzte, die Kleider, in denen er geschlafen hatte, waren ihm unbequem, und innerlich fühlte er ein unbestimmtes Bewußtsein von etwas Beschämendem, was er am Tage vorher begangen hatte. Dieses Beschämende war das gestrige Gespräch mit dem Kapitän Ramballes. Die Uhr zeigte elf, und draußen war es besonders trübe. Peter stand auf, und als er die Pistole erblickte, welche Gerasim wieder auf den Schreibtisch gelegt hatte, erinnerte er sich, wo er sich befand und was ihm am heutigen Tage bevorstand.

»Habe ich mich nicht etwa verspätet?« dachte Peter.

»Nein, wahrscheinlich wird er seinen Einzug in Moskau nicht früher als um zwölf Uhr halten.« Er erlaubte sich nicht mehr, über sein Vorhaben nachzudenken, und beeilte sich, nur möglichst rasch zu handeln.

Nachdem er seinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, nahm er die Pistole in die Hand und wandte sich zum Gehen. Jetzt kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß er die Pistole doch nicht in der Hand über die Straße tragen könne, selbst unter seinem weiten Kaftan war die große Pistole schwer zu verbergen, auch im Gürtel und unter dem Arme konnte man sie nicht unbemerkt unterbringen. Außerdem war die Pistole abgeschossen, und Peter verstand nicht, sie zu laden.

»Nun, gleichviel, dann also den Dolch!« sagte Peter, obgleich er früher der Meinung gewesen, daß es ein großer Mißgriff des Studenten war, der im Jahre 1809 Napoleon töten wollte, hierfür den Dolch gewählt zu haben. Er nahm hastig den stumpfen Dolch und verbarg ihn unter der Weste, dann umgürtete er den Kaftan, setzte die Mütze auf und ging geräuschlos, um den Kapitän nicht zu stören, auf die Straße hinaus.

Während der Nacht hatte sich die Feuersbrunst, die er am Abend zuvor so gleichgültig angesehen hatte, bedeutend vergrößert. Moskau brannte schon an verschiedenen Stellen. An den meisten Häusern waren die Türen verschlossen, die Straßen und Gäßchen waren verödet und die Luft mit Brandgeruch erfüllt. Die wenigen ihm begegnenden Russen und Franzosen blickten Peter verwundert an. Die große, dicke Gestalt mit dem seltsamen, finsternen und leidenden Gesichtsausdruck fiel auf, selbst die Russen

vermochten nicht zu erkennen, zu welchem Stande dieser Mensch gehörte. Die Franzosen sahen ihm verwundert nach, weil Peter nicht, wie andere Russen, die Franzosen ängstlich und neugierig ansah, sondern gar nicht auf sie achtete. An der Tür eines Hauses wurde Peter von drei Franzosen angehalten, welche ihn fragten, ob er nicht Französisch verstehe. Peter schüttelte verneinend mit dem Kopf und ging weiter. Er hörte und sah nichts, was um ihn vorging. Indessen auch, wenn er durch nichts unterwegs aufgehalten worden wäre, hätte er doch seinen Plan nicht ausführen können, weil Napoleon schon vor mehr als vier Stunden in den Kreml eingezogen war und dort in der düstersten Stimmung in den kaiserlichen Gemächern saß und ausführliche Befehle gab zur Unterdrückung der Feuersbrunst und zur Beruhigung der Einwohner. Aber Peter wußte nichts davon und war ganz versunken in die Gedanken an das Bevorstehende. Er quälte sich, wie jemand, der etwas Ungewöhnliches unternimmt, mit der Furcht, daß er im entscheidenden Augenblick den Mut und damit auch die Achtung vor sich selbst verlieren würde. Er hörte und sah nichts und verfolgte nur fast unbewußt den Weg, ohne sich in den Straßen und Gäßchen zu irren, die ihn nach der Powarstraße führten. Je mehr er sich der Powarstraße näherte, desto stärker wurde der Rauch, und er fühlte schon die Hitze des Feuers. Zuweilen stiegen Feuerzungen hinter den Dächern der Häuser auf, er fand immer mehr ängstliches Volk in den Straßen und bemerkte nicht, daß er sich dem Feuer näherte. Als er durch ein Gäßchen kam, hörte er plötzlich neben sich das verzweifelte Weinen eines Weibes. Er blieb stehen, wie aus einem Traum erwachend, und blickte sich um.

Seitwärts von dem Gäßchen auf einem mit Staub bedeckten Rasen lagen Hausgeräte und Habseligkeiten umher, Samoware, Heiligenbilder, Koffer. Auf der Erde saß neben den Koffern ein hageres Weib mit einer Haube auf dem Kopf, welches verzweifelt weinte. Zwei Mädchen von zehn oder zwölf Jahren in schmutzigen, kurzen Röcken sahen erschreckt nach der Mutter. Ein kleiner Knabe von sieben Jahren mit einer großen Mütze auf dem Kopf weinte in den Armen einer alten Wärterin. Ein barfüßiges, schmutziges Mädchen saß auf einem Koffer, und ein kleiner, dicker Mann in einer alten Uniform, mit radförmigem Backenbart, schob den Koffer zur Seite.

Als die Frau Peter erblickte, stürzte sie ihm beinahe zu Füßen.

»Väterchen! Christen! Rechtgläubige! Helft! Helft!« rief sie weinend. »Mein Mädchen ... meine kleine Tochter ist zurückgeblieben ... sie wird verbrennen! Oh! Oh! Oh!«

»Höre auf, Maria Nikolajewna«, sagte der Mann mit leiser Stimme zu der Frau. »Deine Schwester wird sie mitgenommen haben, es kann nicht anders sein.«

»Ungeheuer! Bösewicht!« schrie die Frau, indem sie plötzlich zu weinen aufhörte. »Du hast kein Herz für deine Kinder! Ein anderer würde das Kind aus dem Feuer geholt haben, aber du bist kein Mensch, kein Vater! Sie sind ein edler Mensch!« fuhr sie hastig zu Peter fort. »Es brannte im Nebenhaus, und dann kam es zu uns, ein Mädchen schrie: »Es brennt!« Wir stürzten hinaus, so wie wir standen, nur wenig haben wir noch retten können. Als wir die Kinder hinausführten, fehlte die kleine Katetschka! Oh! O Himmel!« Und wieder weinte sie laut.

»Was denn, wo ist sie geblieben?« fragte Peter.

»O Väterchen! Väterchen!« rief sie und umfaßte seine Knie. »Aniska, du Nichtswürdige, geh, begleite den Herrn!« schrie sie zornig mit weitgeöffnetem Mund das Mädchen an.

»Zeige mir den Ort!« sagte Peter hastig.

Das schmutzige Mädchen erhob sich und ging barfuß den Fußweg entlang. Peter war wie aus einem schweren Traum plötzlich erwacht. Seine Augen glänzten und er folgte mit raschen Schritten dem Mädchen. Als er in die Powarstraße kam, war die ganze Straße mit schwarzen Rauchwolken erfüllt, aus welchen sich immer wieder feurige Zungen erhoben. Eine große Menschenmasse drängte sich vor die Brandstätte. Inmitten der Straße stand ein französischer General. Peter wollte mit dem Mädchen nach der Stelle gehen, wo der General stand, aber französische Soldaten wiesen ihn zurück.

»Hierher, Onkelchen!« schrie das Mädchen. »Wir können durch dieses Gäßchen gehen.« Das Mädchen wandte sich zur Linken in ein Gäßchen. »Hier war's«, sagte die Kleine, öffnete eine Hofpforte in einem Zaun und deutete auf ein kleines, hölzernes Haus, das hell brannte. Die eine Seite war eingestürzt, die andere brannte und die Flamme schlug aus den Fenstern und zum Dach heraus. Als Peter durch die Pforte in den Hof trat, empfand er eine erstickende Hitze.

»Welches ist euer Haus?«

»Oh! Oh! Oh!« weinte das Mädchen, indem es auf das kleine Haus deutete. »Das ist es! Ach, bist du verbrannt, unser Schatzkästchen, Katetschka? Oh!« heulte Aniska beim Anblick des Feuers.

Peter näherte sich dem Hause, aber die Hitze war so stark, daß er unwillkürlich einen Bogen um dasselbe beschrieb, so daß er sich vor einem

neuen, großen Hause befand, welches noch erst auf einer Seite brannte und um welches sich eine Gruppe Franzosen drängte. Anfangs begriff Peter nicht, was diese Franzosen machten, welche etwas herauszogen, aber als er vor sich einen Franzosen bemerkte, der auf einen Bauern losschlug und ihm einen Fuchspelz abnahm, bemerkte Peter, daß hier geplündert wurde. Doch er konnte dies nicht aufhalten. Das Krachen der einstürzenden Wände und Decken, das Prasseln und Zischen der Flammen, das Schreien der Volksmenge, der Anblick der aufsteigenden Rauchwolken, der umherfliegenden Funken und der an den Wänden emporleckenden Flammen, die Hitze und der Rauch – das alles brachte auf Peter die gewöhnliche, aufregende Wirkung einer Feuersbrunst hervor. Jetzt fühlte er sich frei von dem Druck seiner Gedanken, er war heiter und entschlossen und wollte schon in den Teil des Hauses eindringen, der noch stand, als er gerade über seinem Kopf mehrere Stimmen vernahm, worauf etwas Schweres mit lautem Krachen neben ihm niederfiel.

Peter blickte in die Höhe und sah in den Fenstern des Hauses Franzosen, welche eine Kommode, in der sich metallische Gegenstände befanden, herausgeworfen hatten. Andere französische Soldaten, die unten standen, stürzten auf die Kommode zu.

»Was will dieser da?« schrie einer der Franzosen.

»Ein Kind ist in diesem Hause! Haben Sie nicht ein Kind gesehen?« fragte Peter.

»Was schwatzt er da? Geh zum Teufel!« schrie die Stimme, und einer der Soldaten, welcher befürchten mochte, daß Peter ihnen das Silberzeug wegnehmen werde, das sich in der Kommode befand, trat mit drohender Gebärde auf ihn zu.

»Ein Kind?« schrie von oben ein Franzose. »Ich habe im Garten etwas schreien gehört, vielleicht ist das ein Kind! Nun, man muß doch menschlich sein!«

»Wo ist es? Wo ist es?« fragte Peter.

»Hierher!« rief ihm der Franzose vom Fenster aus zu und deutete auf den Garten hinter dem Hause. »Warten Sie, ich werde sogleich herabkommen!« Und wirklich sprang ein kleiner, schwarzhaariger Franzose, mit einem Flecken auf der Wange, durchs Fenster des unteren Stockes, klopfte Peter auf die Schulter und lief mit ihm in den Garten.

»Heda! Rasch!« rief er seinen Kameraden zu. Hinter dem Hause, auf einem mit Sand bestreuten Gartenweg, zog der Franzose Peter am Arm und

deutete nach einer Bank, unter welcher ein dreijähriges Mädchen in einem rosafarbenen Kleidchen lag. »Sehen Sie, da ist Ihr Kind! Ach, ein Mädchen! Um so besser!« sagte der Franzose. »Auf Wiedersehen, dicker Freund!« Damit lief er zu seinen Kameraden zurück. Freudig lief Peter auf das Mädchen zu und wollte es auf den Arm nehmen, aber das Mädchen schrie und wollte davonlaufen. Peter erfaßte es jedoch und hob es auf den Arm, während es verzweifelt und boshaft schrie und sich von Peter loszureißen und ihn zu beißen suchte. Ein Gefühl des Mitleids und des Widerwillens ergriff Peter. Er überwand es und beeilte sich, den Rückweg aufzusuchen. Aber es war nicht mehr möglich, auf demselben Wege zurückzukehren. Aniska war verschwunden, und Peter lief durch den Garten, um einen anderen Ausweg zu suchen.

Als Peter wieder in die Powarstraße kam, erkannte er die Stelle nicht mehr, von welcher er ausgegangen war, um das Kind zu retten, so sehr war alles von Volksmassen und Habseligkeiten überfüllt. Peter suchte eilig die Familie des Beamten, um der Mutter ihr Kind wiederzugeben, und dann vielleicht noch jemand zu retten. Es war ihm zumute, als ob er noch viel Eiligeres zu tun hätte. Die Kleine war verstummt und blickte sich mit wilden Blicken um. An der Stelle fand Peter weder den Beamten noch seine Frau vor. Mit raschen Schritten drängte sich Peter durch das Volk und betrachtete die Gesichter. Bald sammelten sich einige Leute um die auffallende Gestalt Peters.

»Hast du etwas verloren? Wem gehört das Kind?« wurde er gefragt.

Peter antwortete, das Kind gehöre einer Frau mit einem schwarzen Mantel, welche an dieser Steile mit Kindern gesessen habe.

»Ach, das muß Anferow gewesen sein«, sagte ein alter Kirchensänger.

»Wieso Anferow?« fragte ein altes Weib. »Anferows sind schon am Morgen davongefahren. Das war entweder Maria Nikolajewna oder Iwanows.«

»Er sagte, es sei ein Weib gewesen, aber Maria Nikolajewna ist eine Dame«, bemerkte ein Leibeigener.

»Nun, ihr werdet sie kennen, sie hat solche langen Zähne und ist hager«, bemerkte Peter.

»Das ist Maria Nikolajewna! Sie ist in den Garten gegangen, als diese Wölfe da gekommen sind«, sagte das Weib, auf die französischen Soldaten deutend. »Gehen Sie nur da hindurch, dort sind sie!«

Aber Peter hörte nicht auf das Weib. Schon seit einigen Augenblicken beobachtete er, was einige Schritte von ihm entfernt vorging. Dort saß eine grusinische oder armenische Familie, welche aus einem alten Mann, einem Typus orientalischer Schönheit, mit einem neuen Kaftan und neuen Stiefeln, sowie aus einer alten Frau desselben Typus und einer jungen Frau bestand. Letztere war sehr jung und erschien Peter als ein Muster orientalischer Schönheit mit ihren schwarzen, hochgewölbten Augenbrauen und einem langen, ungewöhnlich zartgeröteten Gesicht. Sie saß in ihrem reichen

Atlaskleide inmitten der auf dem Platz umherliegenden Habseligkeiten. Den Kopf hatte sie mit einem dunkelblauen Tuch bedeckt.

Sie saß auf den Bündeln etwas hinter der Alten und blickte starr zur Erde, augenscheinlich kannte sie ihre Schönheit und fürchtete für sie. Jetzt sah Peter, wie zwei französische Soldaten auf diese Gruppe zugingen. Einer derselben, ein kleiner beweglicher Mensch, trug einen blauen Mantel, der mit einem Strick zusammengebunden war. Der andere, der Peter besonders auffiel, war ein langer, hagerer Mensch mit langsamen Bewegungen und idiotischer Miene. Dieser trug einen Friesmantel, blaue Beinkleider und große, zerrissene Reiterstiefel. Der kleine, barfüßige Franzose trat auf den Armenier zu, sprach einige Wort und griff nach den Füßen des Alten. Dieser zog hastig seine Stiefel ab. Der andere blieb mit den Händen in der Tasche vor der schönen Armenierin stehen und starrte sie schweigend an.

»Da! Da, nimm das Kind!« sagte Peter und reichte das Mädchen hastig und mit befehlender Gebärde der Alten. »Bringe es zu seinen Eltern!« rief er ihr zu, setzte das schreiende Mädchen auf die Erde und blickte sich nach den Franzosen und der armenischen Familie um. Der Alte saß schon barfüßig da, der kleine Franzose hatte ihm eben den letzten Stiefel abgenommen. Aber Peter blickte gespannt nach dem Franzosen im Friesmantel, welcher in diesem Augenblick sich langsam der jungen Frau näherte, die Hand aus der Tasche nahm und ihren Hals ergriff.

Die schöne Armenierin saß noch immer ebenso unbeweglich und schien nicht zu bemerken, was der Franzose tat. Als Peter die wenigen Schritte, die ihn von dem Franzosen trennten, zurückgelegt hatte, war es dem langen Marodeur im Friesmantel schon gelungen, ihr den Halsschmuck abzureißen. Die junge Frau griff mit den Händen nach ihrem Hals und schrie mit durchdringender Stimme auf.

»Lassen Sie diese Frau!« schrie Peter mit zorniger Stimme, ergriff den Soldaten an der Schulter und stieß ihn zur Seite. Der Soldat fiel nieder, erhob sich wieder und lief davon, aber sein Kamerad warf die Stiefel weg, griff nach seinem Säbel und ging drohend auf Peter zu.

»Nun, nun, mach keine Dummheiten!« schrie er. Peter befand sich jedoch in einer solchen Wut, daß er nichts begriff und seine Kräfte sich verzehnfachten. Er stürzte auf den barfüßigen Franzosen zu, und ehe dieser seinen Säbel herausnehmen konnte, hatte er ihn bereits niedergeworfen und bearbeitete ihn mit den Fäusten unter dem beifälligen Geschrei der Menge.

In diesem Augenblick erschien eine französische Ulanenpatrouille. Die Franzosen umringten Peter und den Soldaten. Peter wußte nicht mehr, was vorging, er konnte sich später nur erinnern, daß er jemand schlug, daß er geschlagen wurde und daß schließlich seine Hände gebunden wurden und einige französische Soldaten ihn umringten und seine Taschen durchsuchten.

»Herr Leutnant, er hat einen Dolch!« waren die ersten Worte, welche Peter verstand.

»Ah, eine Waffe!« sagte der Offizier und wandte sich an den barfüßigen Soldaten, der mit Peter ergriffen worden war.

»Gut, gut, vor Gericht kannst du alles sagen«, bemerkte der Offizier und wandte sich an Peter.

»Verstehst du Französisch?«

Peter wandte sich mit wütenden Blicken um und gab keine Antwort. Wahrscheinlich sah sein Gesicht schrecklich aus. Der Offizier flüsterte etwas, und vier Ulanen stellten sich zu beiden Seiten Peters auf.

»Sprichst du Französisch?« wiederholte der Offizier, der sich etwas entfernt von ihm hielt. »Ruft den Dolmetscher!«

Ein kleiner Mensch in russischer Kleidung erschien. An seinem Äußern und seiner Aussprache erkannte Peter sogleich einen Franzosen aus einem moskauischen Kaufladen.

»Er sieht nicht aus wie ein gewöhnlicher Mensch«, sagte der Dolmetscher.

»O, er gleicht sehr einem Brandstifter«, bemerkte der Offizier. »Fragen Sie ihn, wer er sei!«

»Wer bist du?« fragte der Dolmetscher. »Du mußt der Obrigkeit antworten.«

»Ich werde Ihnen nicht sagen, wer ich bin. Ich bin Ihr Gefangener, führen Sie mich fort!« sagte Peter plötzlich französisch.

»Ah! Ah!« rief der Offizier mit finsterner Miene. »Nun marsch!«

Um die Ulanen hatte sich eine Menschenmenge gesammelt. Ganz nahe bei Peter stand die Frau mit dem kleinen Mädchen. Als die Patrouille sich in Bewegung setzte, lief sie auf Peter zu.

»Wohin führen sie dich, mein Täubchen?« sagte sie. »Und wo soll ich das Mädchen lassen?«

»Was will sie?« fragte der Offizier.

Peter war wie betrunken. Beim Anblick des Mädchens, das er gerettet hatte, stieg seine Aufregung noch.

»Was sie will?« fragte er. »Sie bringt meine Tochter fort, die ich aus dem Feuer gerettet habe! Lebe wohl!« Und ohne zu wissen, wie er zu dieser zwecklosen Lüge gekommen war, schritt er mit entschlossenen, feierlichen Schritten inmitten der Franzosen weiter.

Die Patrouille war ausgesandt worden, um die Marodeure in den Straßen Moskaus und besonders die Brandstifter einzufangen, welche nach der bei den Franzosen herrschenden Ansicht das Feuer angesteckt haben mußten. Die Patrouille setzte ihren Weg noch durch einige Straßen fort und fing noch etwa fünf verdächtige Russen, einen Kaufmannsdiener, zwei Seminaristen und zwei Bauern, sowie verschiedene Marodeure. Von allen Verdächtigen aber war Peter der Verdächtigste. Als man sie alle in ein großes Haus am Subowschen Wall geführt hatte, in welchem die Hauptwache errichtet worden war, wurde Peter unter strenger Wache ein besonderes Zimmer angewiesen.

In Petersburg wurde in den höchsten Kreisen mit größerer Heftigkeit als jemals ein Kampf der Parteien Rumjazows, der Franzosen, Maria Petrownas, des Thronfolgers, ausgefochten. Äußerlich aber ging alles nach alter Weise, und es wäre schwer gewesen, ein Anzeichen der Gefahr zu entdecken, in der sich das russische Volk befand. Man besuchte dieselben Gesellschaften, Bälle, dasselbe französische Theater. Man war mit denselben Hofgeschichten, mit denselben Interessen des Dienstes und der Intrige beschäftigt.

Bei Anna Pawlowna, der Hofdame, war am 26. August, dem Tage der Schlacht von Borodino, eine Abendgesellschaft versammelt, bei welcher einige vornehme Personen zugegen sein wollten, die man beschämen mußte, weil sie das französische Theater besucht hatten. Schon ziemlich lange hatten sich die Gäste versammelt, aber immer noch fehlten einige derselben, die Anna Pawlowna erwartete.

Die Neuigkeit des Tages war die Krankheit der Gräfin Besuchow. Vor einigen Tagen war die Gräfin plötzlich erkrankt, hatte einige Gesellschaften, deren Zierde sie sonst war, versäumt, und man sagte, sie empfangen niemand, und anstatt der berühmten Petersburger Ärzte, die sie gewöhnlich behandelten, habe sie sich einem italienischen Arzte anvertraut, der eine ganz neue, ungewöhnliche Kur anwende.

Alle wußten sehr gut, daß die Krankheit der entzückenden Gräfin von der Unmöglichkeit herrührte, zwei Männer auf einmal zu heiraten, und daß die Heilmethode des Italieners darin bestand, diese Unmöglichkeit zu beseitigen. Aber in Gegenwart von Anna Pawlowna wagte niemand dies zu denken oder auch nur zu wissen.

»Man sagt, es stehe sehr schlecht mit der armen Gräfin. Der Arzt sagt, es sei Halsbräune.«

»Wie ich hörte, haben sich die Rivalen ausgesöhnt.«

»Man sagt, der alte Graf sei sehr gerührt. Er weinte wie ein Kind, als der Arzt sagte, der Fall sei gefährlich.«

»O, das wäre ein großer Verlust, solch eine entzückende Dame!«

»Ich habe mich nach ihrer Gesundheit erkundigen lassen«, sagte Anna Pawlowna, »es soll ihr etwas besser gehen. Ach, sie ist die entzückendste

Dame der Welt! Wir gehören verschiedenen Lagern an, aber das hält mich nicht ab, sie nach ihrem Verdienst zu verehren. Sie ist so unglücklich!«

Bald berührte das Gespräch in flüchtiger Weise die Tagesneuigkeiten. »Sie werden sehen«, sagte Anna Pawlowna, »morgen am Geburtstag des Kaisers erhalten wir neue Nachrichten, ich habe ein Vorgefühl.«

Dieses Vorgefühl Anna Pawlownas trog nicht. Am andern Tag wurde während des Dankgebets zum Geburtstag des Kaisers Fürst Wolkonsky aus der Kirche herausgerufen, da ein Brief vom Fürsten Kutusow an ihn eingetroffen war. Das war die Meldung Kutusows, die er am Tage der Schlacht geschrieben hatte, die Russen seien keinen Schritt zurückgewichen, die Verluste der Franzosen seien viel größer als die unsrigen, und er habe noch keine näheren Nachrichten einziehen können.

Das war wahrscheinlich ein Sieg, und sogleich wurde in der Kirche ein Dankgebet gelesen. Am ganzen Morgen herrschte in der Stadt eine freudige Stimmung, alle hielten den Sieg für vollständig, und einige sprachen schon von der Gefangennahme Napoleons und seiner Absetzung. Als aber am andern Tage keine Nachrichten vom Heer kamen, entstanden Besorgnisse, und am Abend verbreitete sich noch eine schreckliche Neuigkeit, die Gräfin Helene Besuchow war unerwartet schnell gestorben. In der großen Gesellschaft hieß es allgemein, die Gräfin sei an einem schrecklichen Anfall von Brustkrampf gestorben, aber in intimeren Zirkeln erzählte man Einzelheiten davon, wie der Leibarzt der Königin von Spanien Helene eine kleine Dosis eines Mittels verschrieben habe, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, und wie dann Helene bei dem Gedanken, daß der alte Graf sie beargwöhnte, und daß ihr Mann, dem sie geschrieben hatte, ihr nicht geantwortet habe, plötzlich eine sehr große Dosis des Mittels eingenommen habe und unter großen Schmerzen gestorben sei, ehe man Hilfe leisten konnte. Man erzählte auch, der Fürst Wassil und der alte Graf hätten den Italiener zur Verantwortung gezogen, aber dieser habe solche Briefe von der unglücklichen Verstorbenen vorgezeigt, daß man ihn sofort freigelassen habe.

Am dritten Tage nach der Meldung Kutusows kam in Petersburg ein Gutsbesitzer aus Moskau an, und in der ganzen Stadt verbreitete sich die Nachricht von der Übergabe Moskaus an die Franzosen. Das war entsetzlich! Wie war jetzt die Lage des Kaisers! Kutusow war ein Verräter, und Fürst Wassil sagte während der Beileidsvisiten, die er abhielt, über den einst von ihm verehrten Kutusow, man habe nichts anderes erwarten können von einem blinden, halbverrückten Greis.

»Ich wundere mich nur, wie man einem solchen Menschen das Schicksal Rußlands anvertrauen konnte!«

Am andern Tag kam auch von Rostoptschin folgende Meldung:

»Ein Adjutant des Fürsten Kutusow brachte mir einen Brief, in dem er von mir Polizeioffiziere verlangt, um die Armee durch die Stadt bis zur Straße nach Räsan zu führen. Er sagt, er gebe mit Bedauern Moskau auf. Majestät, die Tat Kutusows entscheidet das Geschick der Residenz und Ihres Kaiserreichs. Rußland wird mit Schaudern hören, daß die Stadt aufgegeben wurde, in der sich die Größe Rußlands konzentriert, wo der Staub Ihrer Vorfahren sich befindet. Ich folge der Armee nach. Ich habe sie hinausführen lassen, es bleibt mir nur noch übrig, das Schicksal meines Vaterlandes zu beweinen.«

Nach Empfang dieser Meldung sandte der Kaiser durch den Fürsten Wolkonsky folgendes Schreiben an Kutusow:

»Seit dem 20. August habe ich keine Meldung mehr von Ihnen erhalten. Inzwischen habe ich über Jaroslaw von dem Oberkommandierenden in Moskau die traurige Nachricht empfangen, daß Sie beschlossen haben, mit der Armee Moskau zu verlassen. Sie können sich selbst vorstellen, welche Wirkung diese Nachricht auf mich machte, und ich bin erstaunt über Ihr Schweigen. Ich sende mit diesem Schreiben den Generaladjutanten Wolkonsky an Sie ab, um sich bei Ihnen nach der Lage des Heeres und nach der Veranlassung dieses bedauernswerten Entschlusses zu erkundigen.«

Neun Tage nach der Räumung Moskaus kam in Petersburg ein Abgesandter Kutusows mit offiziellen Nachrichten an. Dieser Abgesandte war der Franzose Michaud, der nicht Russisch verstand, aber »ein Russe in der Tiefe seiner Seele« war, wie er selbst sagte. Der Kaiser empfing ihn sogleich in seinem Kabinett.

»Was für Nachrichten bringen Sie?« fragte der Kaiser. »Wahrscheinlich schlechte, Oberst.«

»Sehr schlechte, Majestät«, erwiderte Michaud.

»Hat man wirklich meine alte Stadt ohne Kampf aufgegeben?« fuhr der Kaiser plötzlich auf.

Michaud meldete ehrerbietig, wie ihm Kutusow aufgetragen hatte, daß keine andere Wahl mehr geblieben sei, als die Armee und Moskau zu verlieren oder Moskau allein, und daß er daher das letztere wählen mußte. Der Kaiser hörte schweigend zu, ohne Michaud anzusehen. »Ist der Kaiser in die Stadt einmarschiert?« fragte er.

»Ja, Majestät, und in diesem Augenblick ist Moskau in Asche verwandelt, ich verließ es in Flammen gehüllt«, entgegnete Michaud entschlossen, aber selbst entsetzt über das, was er sagte.

Der Kaiser atmete schwer und hastig, seine Unterlippe zuckte und seine schönen, blauen Augen füllten sich für einen Augenblick mit Tränen.

Doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Kaiser richtete sich plötzlich mit finsterner Miene auf, als ob er sich selbst seine Schwachheit zum Vorwurf machen wollte.

»Ich sehe, Oberst«, sagte er mit fester Stimme, »daß die Vorsehung von uns große Opfer verlangt. Wie haben Sie die Armee verlassen? Haben Sie keine Niedergeschlagenheit bemerkt?«

Michaud fand nicht sogleich eine Antwort.

»Majestät, erlauben Sie mir, aufrichtig zu sprechen, wie ein ehrlicher Krieger?« fragte er, um Zeit zu gewinnen.

»Ich erwarte das! Verbergen Sie mir nichts, ich will durchaus die Wahrheit wissen.«

»Majestät«, erwiderte Michaud mit feinem Lächeln, »ich habe die ganze Armee ohne Ausnahme in verzweifelter Angst verlassen.«

»Wie das?« fragte der Kaiser mit strenger Miene. »Können meine Russen den Mut verlieren? Niemals!«

Das hatte Michaud nur erwartet, um sein Wortspiel anzubringen.

»Majestät«, sagte er, »sie fürchten nur eins – daß Eure Majestät in Ihrer Güte sich entschließen könnten, Frieden zu machen. Sie brennen vor Ungeduld, sich wieder zu schlagen und Eurer Majestät ihre Ergebenheit zu beweisen.«

»Ah, Sie haben mich beruhigt, Oberst«, sagte der Kaiser, Michaud freundlich auf die Schulter klopfend. »Nun kehren Sie zur Armee zurück und sagen Sie meinen Tapferen und allen, die Sie sehen, wenn ich keinen Soldaten mehr habe, werde ich mich selbst an die Spitze meiner geliebten Adligen und guten Bauern stellen und kämpfen bis zur Erschöpfung der letzten Mittel meines Reiches. Aber wenn es von der göttlichen Vorsehung bestimmt sein sollte, daß unsere Dynastie zu herrschen aufhören sollte, so werde ich meinen Bart wachsen lassen und lieber eine Kartoffel mit dem letzten meiner Bauern essen, als einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen.«

Der Kaiser wandte sich ab, um Michaud seine Tränen zu verbergen, denn nach einigen Augenblicken kam er mit großen Schritten wieder auf Michaud zu und drückte ihm den Arm unter dem Ellbogen. Seine Augen leuchteten in Entschlossenheit und Zorn.

»Oberst Michaud, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe! Napoleon oder ich! Wir beide können nicht mehr nebeneinander regieren. Das habe ich schon früher erkannt.«

Michaud war in diesem feierlichen Augenblick entzückt von dem, was er hörte, wie er später sagte, und fühlte sich gedrungen, als Bevollmächtigter des russischen Volkes seine Gefühle in folgenden Ausdrücken auszusprechen: »Majestät unterschreiben in diesem Augenblick das Wohl Ihres Volkes und die Rettung Europas!«

Der Kaiser neigte den Kopf und entließ Michaud.

In Petersburg und in entfernteren Gouvernements beweinten Damen und Männer in Landsturmuniformen Rußland und die Residenz und sprachen von Selbstaufopferung und so weiter. Aber in der Armee, welche sich hinter Moskau zurückzog, dachte man fast nicht an Moskau und niemand schwur, seine Verbrennung an den Franzosen zu rächen. Man dachte nur an die Gagen, an Rasttage und Marketenderinnen.

Auch Nikolai Rostow beobachtete ohne Verzweiflung die Vorgänge. Wenn man ihn gefragt hätte, was er über die jetzige Lage Rußlands denke, so würde er gesagt haben, darüber habe er nichts zu denken, dafür sei Kutusow und die anderen da, und man werde sich wahrscheinlich noch lange schlagen, und unter den jetzigen Umständen werde er wohl in zwei Jahren ein Regiment erhalten. Darum empfand er keine Betrübniß darüber, daß er zur Remonte nach Woronesch kommandiert worden war. Einige Tage vor der Schlacht bei Borodino hatte er Geld und Papiere erhalten und war mit Postpferden nach Woronesch gefahren. Er war freudig erregt, besonders beim Anblick von jungen Damen, die nicht von Dutzenden von Offizieren umschwärmt waren und sich geschmeichelt fühlten, wenn der durchreisende Offizier mit ihnen scherzte. In heiterster Stimmung kam Rostow in Woronesch im Gasthof an und fuhr am folgenden Morgen rein gekleidet und rasiert, in der besten Uniform, die er lange nicht mehr angelegt hatte, aus, um sich den Vorgesetzten vorzustellen.

Der Vorsteher des Militärbezirks war ein alter Beamter, dem sein jetziger kriegerischer Beruf und Rang augenscheinlich großes Vergnügen gewährte. Von diesem fuhr Nikolai zum Gouverneur, einem kleinen, lebhaften, sehr freundlichen Herrn. Dieser gab Nikolai Andeutungen, wo er Pferde erhalten könne, empfahl ihm Pferdehändler und Gutsbesitzer auf zwanzig Werst im Umkreis und versprach seine freundliche Mitwirkung.

»Sie sind ein Sohn vom Grafen Ilin Andrejewitsch? Meine Frau war sehr befreundet mit Ihrer Frau Mutter. Donnerstag ist bei uns Gesellschaft, heute ist gerade Donnerstag, und ich hoffe, Sie bei uns zu sehen.«

Sogleich darauf nahm Nikolai ein Fahrzeug und fuhr mit seinem Wachtmeister in der Umgegend umher. Nachdem er einige Einkäufe gemacht hatte, kehrte er sehr vergnügt zur Stadt zurück, trieb beständig den

Kutscher an, um die Abendgesellschaft beim Gouverneur nicht zu versäumen. Es war nicht gesagt worden, daß getanzt werden solle, aber jedermann wußte, daß Katharina Petrowna Walzer und Ecossaise spielen werde, und deshalb rechneten alle darauf, daß getanzt werde, und kamen in Balltoilette. Die Stadt war belebter als sonst, infolge der Ankunft vieler reicher Familien aus Moskau, und die beste Gesellschaft der Stadt versammelte sich beim Gouverneur. Es waren viele Damen zugegen, Nikolai traf auch einige Bekannte aus Moskau, aber es fehlte an Herren, und es war niemand da, der als Rivale des wohlgezogenen Grafen Rostow, des Georgenritters, gelten konnte. Unter den Herren war auch ein gefangener Italiener, ein französischer Offizier, und Rostow fühlte, daß die Anwesenheit dieses Gefangenen seinen Glanz als russischer Held noch erhöhte, und deshalb benahm er sich gegen diesen Offizier mit besonderer Würde.

Sobald Nikolai in seiner Husarenuniform, welche Wohlgerüche verbreitete, in den Saal trat, richteten sich alle Blicke auf ihn, und er bemerkte sofort, daß er die angenehme, jetzt aber nach langen Entbehrungen berauschte Stellung eines allgemeinen Lieblings einnahm. Damen und Fräulein kokettierten mit ihm, und ältere Persönlichkeiten dachten schon vom ersten Tag daran, wie man diesen flatterhaften Husaren verheiraten und zu einem gesetzten Leben bekehren könne. Zu diesen letzteren Persönlichkeiten gehörte auch die Gouverneurin selbst, welche Rostow als Neffen aufnahm und einfach mit Nikolai und »du« anredete.

Katharina Petrowna spielte wirklich Tänze, und der Tanz begann, bei welchem Nikolai durch sein gewandtes Benehmen die ganze Gesellschaft noch mehr einnahm. Alle waren erstaunt über sein ungezwungenes Wesen beim Tanze. Nie zuvor hatte er in Moskau so getanzt und würde das sogar für schlechten Ton gehalten haben, hier aber fühlte er die Notwendigkeit, alle durch etwas Ungewöhnliches in Verwunderung zu setzen.

Während des ganzen Abends widmete er seine Aufmerksamkeit am meisten einer taubenäugigen, vollen, hübsch aussehenden Blondine, der Frau eines Beamten, mit jener naiven Überzeugung junger Leute, daß fremde Frauen für sie geschaffen seien. Ihr Mann schien aber diese Überzeugung nicht zu teilen und zeigte Rostow eine finstere Miene. Nikolais gutmütige Naivität war jedoch so grenzenlos, daß auch der Mann zuweilen sich der heiteren Stimmung Nikolais hingab.

Nikolai saß neben der Blondine und sagte ihr mythologische Komplimente. Er erzählte ihr, er beabsichtige hier in Woronesch eine Dame zu entführen.

»Was für eine Dame?«

»Eine entzückende, göttliche! Ihre Augen sind« – Nikolai betrachtete die Dame – »blau, ihr Mund wie Korallen, ihre Hautfarbe –« er blickte nach ihren Schultern – »und ihre Gestalt sind die der Diana.«

Der Mann näherte sich und fragte die Frau mürrisch, wovon sie sprechen.

»Ach, Nikita Iwanitsch!« rief Nikolai, indem er höflich aufstand, und erzählte auch dem Manne von seiner Absicht, eine blonde Dame zu entführen. Ihr Mann lächelte finster, die Frau aber heiter. Die gutmütige Gouverneurin näherte sich der Gruppe.

»Anna Ignatjewna will dich sehen, Nikolai.«

»Wer ist das, Tantchen?«

»Anna Malwinzew, sie hat durch ihre Nichte von dir gehört, die du gerettet hast. Errätst du nun?«

»Wer weiß, wen ich gerettet habe«, erwiderte Nikolai.

»Ihre Nichte, die Fürstin Bolkonsky! Sie ist hier in Woronesch bei ihrer Tante. Oho, wie er errötet!«

Die Gouverneurin führte ihn zu einer hochgewachsenen, sehr dicken, alten Dame, welche eben ihre Kartenpartie mit den Größen der Stadt beendet hatte. Das war eine Tante der Fürstin Marie mütterlicherseits, eine reiche, kinderlose Witwe, die beständig in Woronesch wohnte. Als Nikolai nahetrat, betrachtete sie ihn ziemlich hochmütig.

»Sehr erfreut, mein Lieber«, sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen. Die Dame sprach von der Fürstin Marie, von ihrem verstorbenen Vater, dem sie wenig gewogen schien, und fragte nach dem Fürsten Andree, welcher augenscheinlich auch nicht ihre Gunst besaß. Dann entließ sie ihn mit der Einladung, sie zu besuchen.

Nikolai versprach das errötend. Bei dem Gedanken an die Fürstin Marie empfand Rostow ein ihm unerklärliches Gefühl der Befangenheit. Rostow wollte in den Tanzsaal zurückkehren, aber die kleine Gouverneurin führte

ihn in ein Nebenzimmer, welches die darin anwesenden Personen sogleich verließen, um die Exzellenz nicht zu stören.

»Weißt du, mein Lieber«, begann sie im ernstesten Ton, »das wäre eine Partie für dich! Wenn du willst, so werde ich sie zustande bringen.«
»Welche Partie, Tantchen?« fragte Nikolai.

»Mit der Fürstin. Willst du? Ich bin überzeugt, daß deine Mutter mir dafür dankbar sein wird. Und sie ist durchaus nicht so häßlich.«

»Durchaus nicht«, wiederholte Nikolai.

»Nun also, besinne dich! Das ist kein Spaß. Und noch etwas, mein Lieber, du machst der Blondine zu viel den Hof. Der Mann nimmt das übel.«

»Ach nein, wir sind ja Freunde«, sagte Nikolai. Er hatte keine Idee davon, daß dieser Zeitvertreib den Mann wenig belustigen könne.

»Nun, überlege dir die Sache«, sagte sie.

»Ich muß Ihnen sagen, Tantchen«, begann er, indem er sie zur Seite führte.

»Was gibt es, mein Lieber? Wir wollen uns hier setzen.«

Nikolai empfand plötzlich den Wunsch, alle seine verborgensten Gedanken, die er selbst seiner Mutter und Schwester verschwiegen, dieser beinahe fremden Dame mitzuteilen. Als Nikolai sich später an diesen durch nichts hervorgerufenen Ausbruch von unerklärlicher Aufrichtigkeit erinnerte, schien es ihm, wie es den Leuten immer erscheint, daß das nur eine einfältige Anwandlung gewesen sei. Aber diese Aufrichtigkeit hatte mit anderen kleinen Ereignissen zusammen für ihn und seine ganze Familie wichtige Folgen.

»Nun sehen Sie, Tantchen, Mama will schon lange, ich soll eine reiche Partie machen, aber der Gedanke, nach Geld zu heiraten, ist mir widerlich.«

»O ja, ich verstehe«, sagte die Gouverneurin.

»Aber die Fürstin Bolkonsky, das ist etwas anderes! Ich gestehe Ihnen, daß sie mir sehr gefällt, und oft kommt mir der Gedanke in den Kopf, es sei eine Fügung des Schicksals gewesen, daß ich sie in dieser gefährlichen Lage treffen mußte. Bedenken Sie doch – Mama hat lange daran gedacht, aber wir haben uns nie getroffen, wie das so geht. Nun, zu derselben Zeit, als meine Schwester Natalie mit ihrem Bruder verlobt war, konnte ich nicht daran denken, sie zu heiraten, und nun mußte ich sie gerade damals treffen, als die Verlobung mit meiner Schwester aufgehoben war! Nun, und dann ... Das war's. Ich habe mit niemand darüber gesprochen, nur mit Ihnen.«

Die Gouverneurin drückte ihm dankbar den Arm.

»Sie kennen Sonja, meine Cousine? Ich liebe sie und habe versprochen, sie zu heiraten ... Deshalb sehen Sie, daß davon nicht die Rede sein kann«, schloß Nikolai verlegen und errötend.

»Aber was redest du da? Sonja hat nichts, und du hast selbst gesagt, die Umstände deines Vaters seien sehr schlecht, und deine Mutter! Das würde sie ins Grab bringen! Und wenn Sonja ein Mädchen mit Herz ist, welches Leben wird das für sie sein? Die Mutter in Verzweiflung, die Umstände zerrüttet. – Nein, mein Lieber, du und Sonja – ihr müßt das begreifen.« Nikolai schwieg. Es war ihm angenehm, diese Beweisführung anzuhören. »Aber dennoch, Tantchen, kann es nicht sein«, sagte er seufzend. »Und wird mich die Fürstin auch heiraten? Jetzt ist sie in Trauer, kann man jetzt daran denken?«

»Glaubst du denn, daß ich dich sofort verheiraten wolle? Alles muß seine Art haben«, sagte die Gouverneurin.

Nikolai küßte ihr dickes Händchen.

In Moskau traf die Fürstin Marie ihren Neffen mit einem Hauslehrer und einem Brief vom Fürsten Andree mit dem Auftrag, nach Woronesch zur Tante Malwinzew zu reisen. Die Reisevorbereitungen, die Sorge um den Bruder, die Einrichtung in einem neuen Hause, die neue Umgebung und die Erziehung des Neffen – das alles übertäubte im Herzen der Fürstin Marie das Gefühl, das während der Krankheit und nach dem Tode ihres Vaters und besonders nach der Begegnung mit Rostow sie beständig gequält hatte wie eine Versuchung. Sie fand sich in sehr gedrückter und sorgenvoller Stimmung. Als am Tage nach der Abendgesellschaft die Gouverneurin zu Maries Tante Malwinzew kam, und ihre Pläne bei dieser Dame günstige Aufnahme gefunden hatten, sprach sie mit der Fürstin Marie über Rostow, den sie sehr rühmte, und erzählte, wie er bei Erwähnung ihres Namens errötet sei. Marie empfand dabei aber kein freudiges Gefühl. Ihr innerer Gleichmut verschwand und wieder erhoben sich Wünsche, Zweifel, Vorwürfe und Hoffnungen.

Aber als am Sonntagvormittag der Diener im Salon den Grafen Rostow meldete, zeigte die Fürstin keine Verlegenheit, nur eine leichte Röte erschien auf ihren Wangen und ihre Augen strahlten in einem neuen Licht. Als Rostow ins Zimmer trat, senkte die Fürstin den Kopf, um dem Gast Zeit zu lassen, ihre Tante zu begrüßen, und als darauf Nikolai sich an sie wandte, begegneten ihre strahlenden Augen seinen Blicken. Mit einer Bewegung von Würde und Grazie streckte sie ihm ihre zarte Hand entgegen und begann mit ihm ein Gespräch mit einer Stimme, in welcher zum erstenmal neue weibliche Brusttöne erklangen. Mademoiselle Bourienne blickte Marie erstaunt an. Sie hätte als erfahrene Kokette selbst nicht besser manövrieren können beim Empfang eines Mannes, dem sie gefallen wollte. »Entweder steht ihr das Schwarz gut, oder sie ist wirklich hübsch geworden, ohne daß ich es bemerkte. Und dieser Takt! Diese Grazie!« dachte Mademoiselle Bourienne. Auch Marie würde sich verwundert haben. In dem Augenblick, als sie das geliebte Gesicht erblickte, fühlte sie sich von einer neuen Kraft beherrscht, welche ihre Reden und Handlungen bestimmte.

Auch Rostow sah dies alles deutlich und fühlte, daß das Wesen, das er erblickte, ein ganz anderes, besseres war als alle diejenigen, mit denen er bisher in Berührung gekommen war, und – was das Wichtigste war – ein besseres als er selbst. Das Gespräch war sehr einfach und unbedeutend. Man sprach vom Krieg, von den Vorfällen auf dem Gut, von der gutmütigen Gouverneurin und von den beiderseitigen Verwandten. Während des kurzen Besuchs von Nikolai wurden die Pausen des Gesprächs, wie immer, wo Kinder sind, von dem kleinen Sohne des Fürsten Andree ausgefüllt. Nikolai fragte ihn, ob er Husar werden wolle, nahm den Knaben scherzend auf den Arm und bemerkte die gerührten, glücklichen Blicke der Fürstin, mit denen sie den Knaben auf dem Arm des geliebten Mannes betrachtete.

Fürstin Marie ging wegen der Trauer nicht in Gesellschaft, Nikolai aber hielt es nicht für passend, öfter zu erscheinen. Aber die Gouverneurin setzte ihre Heiratsvermittlung fort und berichtete Nikolai, was Fürstin Marie Schmeichelhaftes über ihn gesagt hatte, und umgekehrt, und bestand darauf, daß Rostow sich mit der Fürstin Marie aussprechen sollte. Rostow aber war überzeugt, daß es eine Niedrigkeit gewesen wäre, nachdem er sich mit Sonja verlobt hatte, der Fürstin Marie seine Gefühle auszusprechen, er wußte auch, daß er niemals eine Niedrigkeit begehen werde, er wußte aber auch, daß er nicht nur nichts Böses tun würde, wenn er sich dem Einfluß der Umstände und der Menschen hingeben würde, sondern daß er damit etwas sehr Wichtiges tun würde, wie niemals in seinem Leben.

Die schreckliche Nachricht von der Schlacht bei Borodino, von unseren Verlusten und die noch schrecklichere Nachricht vom Verluste Moskaus trafen in Woronesch in der Mitte des September ein. Marie hatte nur aus den Zeitungen von der Verwundung ihres Bruders erfahren und beschloß, ihn aufzusuchen, da sie keine weiteren Nachrichten von ihm erhalten hatte. Rostow ließ es keine Ruhe mehr in Woronesch, er beeilte sich, seinen Pferdeeinkauf zu beendigen, und geriet oft ungerechterweise in Hitze über seinen Diener und den Wachtmeister. Einige Tage vor Rostows Abreise fand in der Kathedrale ein Gebet für den Sieg der russischen Waffen statt, Rostow stand etwas hinter dem Gouverneur und hörte mit würdiger Miene den Gottesdienst an, während er an die verschiedenartigsten Dinge dachte.

»Hast du die Fürstin gesehen?« fragte ihn die Gouverneurin am Schlusse der Feier, indem sie mit dem Kopf nach einer schwarzgekleideten Dame deutete, welche nahe dem Altar stand.

Nikolai erkannte sogleich Marie, weniger an ihrem Profil als an dem Gefühl der Ehrfurcht und des Bedauerns, das ihn sogleich befiel. Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck des Kummers und andächtiger Hoffnung. Unwillkürlich trat Rostow auf sie zu.

»Ich wollte Ihnen sagen, Fürstin«, begann er, »daß, wenn Fürst Andree nicht mehr am Leben wäre, das sogleich in den Zeitungen bekanntgemacht worden wäre, da er Regimentskommandeur ist.«

Die Fürstin sah ihn an, ohne seine Worte zu verstehen, aber erfreut über den Ausdruck von Mitgefühl, den sie auf seinem Gesicht las.

»Ich weiß aus vielen Beispielen, daß eine Verwundung durch Granatsplitter entweder sogleich tödlich oder sehr leicht ist. Man muß das Beste hoffen, und ich bin überzeugt ...«

»O, das wäre schrecklich!« unterbrach ihn Marie. Sie beugte mit einer graziösen Bewegung den Kopf, blickte ihn dankbar an und ging zu ihrer Tante.

Am Abend dieses Tages war Nikolai zu Hause geblieben, um einige Abrechnungen mit Pferdehändlern zu beendigen. Als er damit fertig geworden war, war es schon zu spät geworden, um auszugehen, aber es war

noch zu früh, um sich schlafen zu legen, und Nikolai ging in tiefen Gedanken auf und ab.

Fürstin Marie hatte bei Smolensk einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, welcher sich in Woronesch noch bedeutend verstärkte. »Sie muß ein wunderbares Mädchen sein« sagte er. »Warum bin ich nicht frei, warum habe ich mich mit Sonja übereilt?« Und unwillkürlich begann er, beide miteinander zu vergleichen und versuchte sich vorzustellen, was er tun würde, wenn er frei wäre.

Lawruschka trat ein und brachte ihm zwei Briefe. Der eine war von seiner Mutter, der andere von Sonja, und diesen erbrach er zuerst. Kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als sein Gesicht erbleichte und seine Augen in freudigem Schrecken erglänzten.

»Nein, das kann nicht sein«, sagte er laut, sprang auf und ging im Zimmer umher. Hastig durchlas er den Brief mehrmals und blieb mitten im Zimmer mit offenem Munde stehen. Was er noch soeben so innig herbeigewünscht hatte, war jetzt erfüllt. Der anscheinend unlösbare Knoten, der seine Freiheit gebunden hielt, war durch diesen unerwarteten Brief Sonjas gelöst. Sie schrieb, die letzten, unglücklichen Ereignisse, durch welche fast der ganze Rest des Vermögens Rostows in Moskau verlorengegangen sei, und der oft ausgesprochene Wunsch der Gräfin, daß Nikolai die Fürstin Bolkonsky heiraten möchte, sowie auch sein Schweigen und seine Kälte in letzter Zeit hätten sie zu dem Entschluß gebracht, auf sein Versprechen zu verzichten und ihm volle Freiheit zu geben.

»Der Gedanke wäre mir unerträglich, daß ich die Veranlassung von Kummer und Zwist in der Familie sein könnte, die mir immer so viel Gutes erwiesen hat«, schrieb sie, »und darum bitte ich Sie, Nikolai, sich für frei anzusehen und überzeugt zu sein, daß dennoch niemand Sie stärker liebt als Ihre Sonja.«

Die beiden Briefe waren aus Troiza, der andere Brief war von der Gräfin. Sie beschrieb die letzten Tage ihres Aufenthalts in Moskau, die Abreise, die Feuersbrunst und den Untergang ihres Vermögens. Die Gräfin bemerkte auch, Fürst Andree sei mit ihnen und den Verwundeten von Moskau abgefahren, sein Zustand sei sehr gefährlich, jetzt aber habe der Arzt erklärt, daß mehr Hoffnung vorhanden sei. »Sonja und Natalie pflegen ihn mit großem Eifer.«

Mit diesem Brief begab sich Nikolai am andern Tag zur Fürstin Marie. Weder er noch Marie sprachen davon, was die Worte bedeuteten: »Sonja

und Natalie pflegen ihn«, aber dieser Brief brachte sie plötzlich einander sehr nahe und in beinahe verwandtschaftliche Beziehungen.

Am andern Tag verabschiedete sich Rostow von der Fürstin Marie, welche nach Jaroslaw reiste, und nach einigen Tagen begab er sich zu seinem Regiment.

Der Brief Sonjas an Nikolai war durch die Einwirkung der alten Gräfin hervorgerufen worden, die beständig an eine reiche Heirat für Nikolai dachte. Sie wußte, daß Sonja das hauptsächliche Hindernis dafür war und deshalb versäumte sie keine Gelegenheit, Sonja durch eine grausame Anspielung zu beleidigen. Aber einige Tage vor der Abreise aus Moskau hatte die Gräfin Sonja zu sich gerufen und sie unter Tränen gebeten, sich zu opfern und für alles das, was ihr erwiesen worden sei, sich erkenntlich zu zeigen durch einen Bruch mit Nikolai.

»Ich werde keine Ruhe haben«, sagte sie, »bis du mir dies versprichst.« Sonja beteuerte unter hysterischem Weinen, sie sei zu allem bereit, gab aber noch kein bestimmtes Versprechen und konnte sich zu dem Opfer nicht entschließen. Die Sorge und die wilde Erregung der letzten Tage in Moskau halfen Sonja über die drückenden, düsteren Gedanken fort, und zuweilen erfüllte sie eine freudige, abergläubische Zuversicht, daß Gott sie nicht von Nikolai trennen werde. Sie hoffte, daß Natalie und Fürst Andree, nachdem sie unter so schrecklichen Umständen wieder zusammengeführt worden waren, von neuem einander liebten, und daß Nikolai die Fürstin Marie nicht werde heiraten können wegen der Verwandtschaft, welche eine Ehe zwischen Fürst Andree und Natalie für Nikolai und Marie zur Folge haben würde.

Im Troizkoikloster wurde zum erstenmal Rast gemacht. Die Familie nahm drei große Zimmer im Gasthause des Klosters ein, von denen das eine für Fürst Andree bestimmt wurde. Er befand sich an diesem Tage viel besser, Natalie war bei ihm, und Sonja wurde im Nebenzimmer von Neugierde gequält, was Andree und Natalie sprachen, deren Stimmen sie durch die Tür hörte. Natalie kam mit erregter Miene heraus und führte Sonja in ein leeres Zimmer.

»Sonja, wird es sein? Wird er am Leben bleiben?« fragte sie. »Ach, wie glücklich bin ich und wie unglücklich! Sonja, mein Täubchen – es ist alles wieder wie früher, wenn er nur am Leben bleibt!« Natalie brach in Tränen aus.

»Nun ja, ich wußte es ja, Gott sei Dank!« sagte Sonja. »Er wird am Leben bleiben!« Sonja war nicht weniger erregt als Natalie; küßte sie und

suchte sie zu trösten. »Wenn er nur am Leben bleibt!« dachte sie beständig.

An diesem Tage bot sich eine Gelegenheit, Briefe an die Armee abzuschicken, und die Gräfin schrieb an ihren Sohn.

»Sonja«, sagte sie, als ihre Nichte vorüberging, »Sonja, du schreibst nicht an Nikolai?« Ihre Stimme zitterte und in dem Blick ihrer müden Augen las Sonja Flehen und Furcht vor einer Weigerung, aber auch Beschämung darüber, daß sie bitten mußte, und drohenden, unversöhnlichen Haß im Falle der Weigerung.

Sonja ging auf die Gräfin zu, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und küßte ihr die Hand.

»Ich werde schreiben!« sagte sie.

Sonja war weich gestimmt durch alles, was an diesem Tage vorging, und jetzt, wo sie wußte, daß im Falle einer Erneuerung der Beziehungen Natalies zum Fürsten Andree Nikolai die Fürstin Marie nicht heiraten konnte, empfand sie mit freudigem Gefühl wieder jene Bereitschaft zur Selbstaufopferung, an die sie seit langen Jahren gewöhnt war, und unter strömenden Tränen, im freudigen Bewußtsein, daß sie eine edle Tat vollbrachte, schrieb sie jenen rührenden Brief an Nikolai.

Auf der Hauptwache, wohin Peter geführt wurde, benahmen sich der Offizier und die Soldaten feindlich gegen ihn, zugleich aber auch rücksichtsvoll, solange sie noch im Zweifel waren, ob er nicht vielleicht eine wichtige Persönlichkeit sei.

Aber als am folgenden Morgen die Ablösung kam, wurde Peter eine Veränderung fühlbar. Die Leute sahen in diesem großen, dicken Menschen im Bauernrock nicht mehr jenen energischen Mann, der so verzweifelt mit dem Marodeur und der Patrouille gekämpft und die feierlichen Worte über die Rettung des Kindes gesprochen hatte, sondern sie sahen in ihm nur noch den siebzehnten der auf Befehl verhafteten Russen. Nur durch sein schüchternes, nachdenkliches Wesen und seine Kenntnis der französischen Sprache war er von den anderen verschieden. Aber an demselben Tage wurde er zu den übrigen Gefangenen verwiesen, da das besondere Zimmer, das er einnahm, für den Offizier nötig war.

Alle verhafteten Russen waren Leute der niedrigsten Stände, alle erkannten in Peter einen Barin (Herrn) und hielten sich von ihm fern, um so mehr, weil er Französisch sprach. Am andern Tage erfuhr Peter, daß alle wegen Brandstiftung vor Gericht gestellt werden sollten. Am dritten Tage wurde Peter mit den anderen in ein benachbartes Haus geführt, wo ein französischer General mit weißem Schnurrbart, zwei Obersten und andere Franzosen saßen. Man stellte an ihn in scheinbar herablassendem Tone die gewöhnlichen Fragen, wer er sei, und so weiter, welche nur den Zweck hatten, die Schleuse zu öffnen, durch welche nach dem Willen der Richter die Antworten der Angeklagten herausfließen sollten, um zu dem erwünschten Ziel, das heißt zur Überführung zu führen. Peter empfand dasselbe, was alle Angeklagten vor irgendeinem Gericht empfinden, nämlich Verwunderung darüber, warum man ihm diese Fragen stellte. Er wußte, daß er sich in der Gewalt dieser Leute befand, daß nur die Gewalt ihn hierhergeführt hatte, daß nur die Gewalt ihnen das Recht gab, Antworten auf Fragen zu verlangen, deren einziger Zweck war, ihn zu überführen, und deshalb waren diese Fragen unnötig, da doch nun einmal der Wunsch, zu überführen, und auch die Gewalt dazu vorhanden waren. Auf die Frage, was er gemacht habe, als er ergriffen worden sei, erwiderte

Peter in tragischem Ton, er sei im Begriff gewesen, den Eltern das Kind zu bringen, das er aus den Flammen gerettet habe. Warum er sich mit dem Marodeur geschlagen habe, fragte man, und Peter antwortete, er habe eine Frau verteidigt, und es sei die Verpflichtung jedes Mannes, eine beleidigte Frau zu verteidigen, und ... Er wurde unterbrochen, das gehöre nicht zur Sache. Auf die Frage, warum er in dem Hof des brennenden Hauses gewesen sei, wo ihn Zeugen gesehen hätten, erwiderte er, er wollte nur sehen, was in Moskau vorgehe. – Wer er sei, fragte man wieder, und er antwortete wie zuvor, das könne er nicht sagen.

»Schreiben Sie das nieder! Das ist verdächtig!« sagte der General mit dem weißen Schnurrbart.

Am vierten Tage begann die Feuersbrunst am Subowschen Wall.

Peter wurde mit den dreizehn anderen nach der Krimschen Furt geführt, in die Wagenscheune eines Kaufmannshauses. Auf dem Wege dahin atmete Peter den Rauch ein, der über der ganzen Stadt lag. In verschiedenen Richtungen sah man Feuersbrünste. Peter begriff noch nicht die Bedeutung dieser Feuersbrünste, doch sah er sie mit Entsetzen. In der Wagenscheune des Kaufmannshauses brachte Peter noch vier Tage zu, und durch Gespräche mit französischen Soldaten erfuhr er, daß alle hier bewachten Leute mit jedem Tag die Entscheidung des Marschalls erwarteten, welches Marschalls, das konnte Peter von den Soldaten nicht erfahren, für welche ein Marschall augenscheinlich eine höchste und geheimnisvolle Gewalt bedeutete. Diese ersten Tage bis zum 8. September, an welchem die Gefangenen zu einem neuen Verhör vorgeführt würden, waren die schwersten für Peter.

Am 8. September trat in die Wagenscheune ein hoher Offizier mit einer Papierrolle in der Hand. Es las die Namen aller Gefangenen ab, wobei er Peter »denjenigen, der seinen Namen nicht sagen will«, nannte. Gleichgültig betrachtete er alle Gefangenen und befahl dem wachhabenden Offizier, darauf zu achten, daß sie in reinlichem Aufzug vor dem Marschall erscheinen. Nach einer Stunde kam eine Kompanie Soldaten, und Peter wurde mit den anderen dreizehn abgeführt. Es war ein heller, sonniger Tag und nach dem Regenwetter war die Luft ungewöhnlich rein. Der Rauch lagerte sich nicht mehr über der ganzen Stadt, sondern stieg in die reine Luft empor. Nirgends sah man Flammen, aber von allen Seiten erhoben sich Rauchwolken, und ganz Moskau, soweit es Peter übersehen konnte, war nur eine einzige Brandstätte. Von allen Seiten sah man nur Ruinen und Brandstätten mit Öfen und Schornsteinen. Peter erkannte nicht mehr die ihm bekannten Stadtteile. Einige Kirchen waren noch unversehrt geblieben, und die weißen Mauern des Kreml schimmerten herüber mit seinen Türmen und dem Iwan-Weliki, dem höchsten Kirchturm im Kreml. In der Nähe funkelte und glänzte die Kuppel eines Klosters. Man vernahm Kirchengesang, der Peter daran erinnerte, daß es Sonntag war, und zugleich der Feiertag der Geburt der heiligen Jungfrau. Aber niemand schien daran zu denken, überall zeigten sich nur die Verheerungen der Feuersbrunst. Nur selten sah man abgerissene, scheue Gestalten, die sich beim Anblick der Franzosen verbargen.

Peter wurde mit den anderen in ein großes, weißes Haus mit großem Garten geführt. Das war das Haus des Fürsten Schtscherbatow, in welchem Peter früher oft zu Besuch gewesen war und in dem jetzt der Marschall Davoust, Herzog von Eckmühl, wohnte.

Sie wurden vor der Haustür aufgestellt und einzeln hineingeführt, Peter war der sechste. Durch eine Glastür kamen sie in die Galerie und die Vorräume, welche Peter bekannt waren, und in das lange, niedrige Kabinett, bei dessen Tür ein Adjutant stand.

Davoust saß am Ende des Zimmers an einem Tisch, mit einer Brille auf der Nase. Peter trat nahe auf ihn zu. Der Marschall suchte sich aus einem

Papier zu unterrichten, das vor ihm lag, und ohne die Augen zu erheben, fragte er leise: »Wer sind Sie?«

Peter schwieg, weil er nicht imstande war, ein Wort zu sprechen. Davoust war für Peter nicht einfach ein französischer General, sondern ein Mensch, der durch seine Grausamkeit bekannt war. Während Peter das kalte Gesicht des Marschalls ansah, fühlte er, daß jede Sekunde der Zögerung ihm das Leben kosten konnte, aber er wußte nicht, was er sagen sollte. Noch ehe er einen Entschluß fassen konnte, hob Davoust den Kopf auf, schob die Brille auf die Stirn, kniff die Augen zusammen und blickte Peter durchdringend an.

»Ich kenne diesen Menschen«, sagte er mit kalter, gemessener Stimme, welche augenscheinlich Peter schrecken sollte.

»Das ist nicht möglich, General, ich habe Sie nie gesehen.«

»Das ist ein russischer Spion«, unterbrach ihn Davoust, indem er sich an einen andern General wandte.

»Nein, Hoheit«, sagte Peter, der sich plötzlich erinnerte, daß Davoust Herzog war, »Sie können mich nicht kennen. Ich bin Offizier vom Landsturm und habe Moskau nicht verlassen.«

»Ihr Name?« fragte Davoust.

»Besuchow.«

»Was beweist mir, daß Sie nicht lügen?«

»Hoheit!« rief Peter, nicht mit beleidigter, sondern bittender Stimme. Davoust schaute ihn durchdringend an. Einige Augenblicke blickten sie einander in die Augen, und dies rettete Peter. In diesem einen Augenblick durchlebten sie unzählige, unbestimmte Gedanken und begriffen, daß sie beide Kinder der Menschheit, daß sie Brüder seien.

»Womit beweisen Sie mir die Wahrheit Ihrer Worte?« fragte Davoust kühl.

Peter erinnerte sich an Ramballes und nannte ihm seinen Namen, sowie die Straße, in der er wohnte.

»Sie sind nicht das, was Sie sagen«, wiederholte Davoust.

Peter führte mit zitternder Stimme Beweise für seine Angaben an, aber in diesem Augenblick trat ein Adjutant ein und machte Davoust eine Meldung. Dieser strahlte und begann seine Uniform zuzuknöpfen. Augenscheinlich hatte er Peter ganz vergessen.

Als der Adjutant ihn an den Gefangenen erinnerte, nickte er finster nach der Seite, wo Peter stand, und sagte, man solle ihn abführen, aber wohin,

das wußte Peter nicht, zurück in die Wagenscheune oder auf den Richtplatz?

Als er den Kopf umwandte, sah er, daß der Adjutant etwas fragte.

»Versteht sich«, sagte Davoust, aber Peter wußte nicht, worauf sich das bezog.

Sie gingen lange Zeit, und Peter erkannte nicht, wohin und wie lange sie gingen. Er war im Zustand vollständiger Gedankenlosigkeit und sah nichts um sich her, bewegte nur die Beine, so wie die anderen, so lange, bis alle anhielten. Nur ein Gedanke beschäftigte Peter. Wer hatte ihn verurteilt? Es waren nicht die Leute, die ihn zuerst verhörten, es war auch nicht Davoust, der so menschlich ihn ansah. Noch eine Minute, und Davoust hätte begriffen, daß er einen Mißgriff beging, aber er wurde durch den Adjutanten unterbrochen. Auch der Adjutant wollte augenscheinlich nichts Böses. Wer also ließ Peter hinrichten? Wer tat das? Und Peter fühlte, daß das niemand war.

Es war die Folge der Umstände, die ihn vernichtete.

Vom Hause des Fürsten Schtscherbatow wurden die Gefangenen auf das Jungfernfeld, links vom Jungfernkloster, geführt. Man stellte sie an einem Zaun auf, an welchem eine Säule stand. Hinter der Säule war eine große Grube ausgegraben und rings um dieselbe stand eine dichte Volksmenge, die zum kleineren Teil aus Russen, meist aber aus französischen Soldaten bestand. Rechts und links von der Säule standen französische Soldaten in Reihe und Glied.

Die Verbrecher wurden nach dem Verzeichnis aufgestellt, Peter war der sechste. Plötzlich ertönte Trommelwirbel von beiden Seiten, Peter verlor die Fähigkeit zu denken und konnte nur noch hören und sehen. Er hatte nur einen Wunsch, daß recht bald das Schreckliche geschehe, was kommen mußte. Er betrachtete seine Genossen. Der erste in der Reihe war ein hochgewachsener, hagerer Mensch, der zweite war ein stark behaarter, muskulöser Mensch mit aufgestülpter Nase, der dritte ein wohlgenährter Mensch von etwa fünfundvierzig Jahren mit ergrauenden Haaren. Neben diesem stand ein sehr schöner Bauer mit starkem rötlichen Bart und schwarzen Augen, der fünfte war ein gelber, schwächlicher Fabrikarbeiter von etwa achtzehn Jahren.

Peter hörte, wie die Franzosen sich berieten, ob man sie einzeln oder zu zweien erschießen solle.

»Zu zweien«, entschied der älteste Offizier mit kühler Ruhe. In den Reihen der Soldaten entstand eine Bewegung, ein französischer Beamter mit einer Schärpe trat vor und las auf französisch und auf russisch ein Urteil vor.

Dann gingen zwei Paar Franzosen auf die Verbrecher zu und führten die beiden ersten auf Befehl des Offiziers an den Pfosten. Während man Säcke holte, blickten sie sich schweigend um, wie gejagtes Wild dem Jäger entgegensieht. Der eine bekreuzigte sich fortwährend, der andere kratzte den Rücken und versuchte zu lächeln. Die Soldaten verbanden ihnen hastig die Augen, zogen die Säcke über und banden sie an die Säule. Zwölf Mann traten mit gemessenen, festen Schritten aus den Reihen hervor und blieben acht Schritte vor dem Pfahl entfernt stehen. Peter wandte sich ab, um nicht zu sehen, was kommen sollte. Plötzlich hörte er ein Krachen, das ihm lauter

als der schrecklichste Donner vorkam. Als er sich umblickte, erhob sich eine Rauchwolke, und die Franzosen waren mit bleichen Gesichtern und zitternden Händen an der Grube beschäftigt. Man führte zwei andere herbei, sie blickten ebenso schweigend und hilfeschend um sich und schienen nicht zu begreifen und nicht daran zu glauben, was vorging.

Peter wandte sich ab, aber wieder hörte er ein entsetzliches Krachen. Eine Rauchwolke erhob sich, wieder sah er die bleichen, erschrockenen Gesichter der Franzosen, welche hastig bei der Säule einander drängten. Auf allen Gesichtern der Russen, der französischen Soldaten sowie der Offiziere las er dasselbe Entsetzen, das in seinem Herzen herrschte. »Wer tut das?« fragte er sich. »Alle leiden darunter ebenso wie ich! Wer, wer aber tut das?«

»Die Schützen des sechsundachtzigsten Regiments vor!« wurde gerufen. Man führte den fünften, der neben Peter stand, an die Säule, aber allein. Peter begriff nicht, daß er gerettet sei, daß er und alle übrigen hierhergeführt worden waren, nur um bei der Hinrichtung zugegen zu sein. Er beobachtete immer noch mit Entsetzen, ohne Freude oder Beruhigung zu empfinden, das, was vorging. Der fünfte war der Fabrikarbeiter. Als man auf ihn zukam, sprang er entsetzt zurück und hielt sich an Peter fest. Peter fuhr zusammen und riß sich los von ihm. Der Fabrikarbeiter konnte nicht gehen, sie hielten ihn unter den Armen, und er rief etwas. Aber als er an die Säule geführt wurde, verstummte er, als ob er plötzlich begriffen hätte, daß es vergeblich sei, zu schreien, oder daß es unmöglich sei, daß man ihn töten werde. – Er stand wartend bei dem Pfahl und blickte sich mit funkelnden Augen um.

Peter vermochte nicht, sich umzuwenden und die Augen zu schließen, die Neugierde und Aufregung erreichten bei ihm und allen Zuschauern bei diesem fünften Mord die höchste Stufe. Wie die anderen benahm sich auch dieser fünfte ruhig. Er zog die Schöße seines langen Rocks zusammen und rieb mit dem einen bloßen Fuß den anderen. Als man ihm die Augen verband, zog er selbst den Knoten im Genick zur Seite, der ihn einschnitt. Als man ihn an die blutige Säule stellte, suchte er selbst eine bequeme Stellung und lehnte sich ruhig zurück. Peter konnte keinen Blick von ihm abwenden.

Wahrscheinlich ertönte ein Kommando, wahrscheinlich folgten auf das Kommando die Schüsse aus acht Gewehren, aber Peter vermochte sich nicht mehr daran zu erinnern. Er sah nur, wie der Fabrikarbeiter sich in den

Stricken fing, wie an zwei Stellen Blut hervortrat, wie die Stricke wegen der Schwere seines Körpers nachgaben, und der Fabrikarbeiter mit tief herabhängendem Kopf und untergebogenen Beinen in eine sitzende Stellung hinabglitt. Peter eilte an die Säule, und niemand hielt ihn zurück. Um den Fabrikarbeiter waren Leute mit bleichen, entsetzten Gesichtern beschäftigt. Einem alten, bärtigen Franzosen zitterte die Kinnlade, als er die Stricke losband. Die Leiche fiel nieder, und die Soldaten zogen sie hastig zur Grube. Alle wußten augenscheinlich, daß sie Verbrecher waren und so schnell wie möglich die Spuren ihres Verbrechens beseitigen mußten. Peter blickte in die Grube und sah, daß der Fabrikarbeiter dort mit den Knien nach oben, nahe zum Kopf heraufgezogen lag, die eine Schulter zuckte krampfhaft. Aber schon wurde Erde hineingeschaufelt. Einer der Soldaten schrie Peter zornig an, er solle sich packen, aber Peter verstand ihn nicht und blieb an der Säule stehen, von wo ihn niemand vertrieb.

Als die Grube zugeschaufelt war, hörte er ein Kommando. Peter wurde an seinen Platz geführt, und die französischen Soldaten, die in zwei Reihen zu beiden Seiten der Säule standen, machten eine halbe Wendung und gingen mit gemessenen Schritten an dem Pfahl vorüber. Vierundzwanzig Schützen, welche in der Mitte des Kreises standen, kehrten im Lauf an ihre Stellen zurück, während die Abteilung an ihnen vorüberging.

Nach der Hinrichtung wurde Peter von den anderen Gefangenen getrennt und blieb allein in einer kleinen, zerstörten und halb verbrannten Kirche. Gegen Abend kam ein Unteroffizier mit zwei Soldaten und teilte Peter mit, er sei begnadigt und komme jetzt in die Baracken der Kriegsgefangenen. Ohne zu begreifen, was man ihm sagte, stand Peter auf und ging mit den Soldaten. Man führte ihn in einen Verschlag, der aus halb verbrannten Brettern und Balken aufgeführt war. In der Dunkelheit umgaben Peter etwa zwanzig verschiedene Menschen. Peter sah sie an, ohne zu begreifen, was das für Leute seien und was sie von ihm wollten. Er vernahm die Worte, die sie zu ihm sprachen, ohne sie zu begreifen. In diesem Verschlag, in dem Peter vier Wochen zubrachte, waren dreiundzwanzig gefangene Soldaten, drei Offiziere und zwei Beamte. Alle erschienen in seiner Erinnerung später nur nebelhaft, mit Ausnahme von Platon Karatajew, einem alten Soldaten, der ihm stets eine lebhafte und teure Erinnerung blieb. Als Peter am andern Morgen diesen seinen Nachbarn erblickte, bestärkte sich sein erster Eindruck von etwas Rundem noch mehr, die ganze Gestalt Karatajews mit seinem französischen Mantel und seiner Mütze war rund, der Kopf war vollkommen rund, der Rücken, die Brust, die Schultern, sogar die Hände, welche er immer so hielt, als ob er etwas umarmen wollte, waren ebenfalls rund, auch sein freundliches Lächeln und die großen, schwarzen Augen waren rund. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, kannte aber selber nicht sein Alter. Aber seine Zähne waren schön und vollständig, kein einziges graues Haar war in seinem Bart und sein ganzer Körper hatte ein Ansehen von Gewandtheit, Festigkeit und Ausdauer. Sein Gesicht hatte einen naiven, sogar jugendlichen Ausdruck.

Als Fürstin Marie von Nikolai erfuhr, daß ihr Bruder sich bei Rostows in Jaroslaw befinde, machte sie sich sogleich reisefertig, und nicht allein, sondern mit ihrem Neffen. Sie fragte nicht, ob es möglich sei. Es war ihre Pflicht, bei ihrem sterbenden Bruder zu sein und ihm seinen Sohn zu bringen. Daß Fürst Andree ihr selbst keine Nachricht gab, erklärte sie sich damit, daß er zu schwach sei, um zu schreiben, oder daß er die Reise für sie zu mühsam und gefährlich fand. Nach einigen Tagen machte sich Marie auf den Weg in einem großen fürstlichen Wagen, einem leichten Wagen und einem Lastwagen. Mit ihr fuhren Mademoiselle Bourienne, Nikolai, ihr Neffe mit seinem Lehrer, ihre alte Amme, drei Zofen, ferner Tichon, ein junger Diener und ein Heiduck.

An den geraden Weg über Moskau war nicht zu denken, deshalb mußte die Fürstin Marie einen Umweg über Lipezk, Räsan, Wladimir und Schuja machen. Die letzte Zeit ihres Aufenthalts in Woronesch war die glücklichste Zeit ihres Lebens. Ihre Liebe zu Rostow quälte und erregte sie nicht mehr, sondern erfüllte ihre ganze Seele mit stillem Glück und sie kämpfte nicht mehr dagegen. In der letzten Zeit hatte sie sich überzeugt, daß sie geliebt wurde und liebte, hauptsächlich durch ihr letztes Gespräch mit Nikolai, als er kam, um sie zu benachrichtigen, daß ihr Bruder bei seinen Eltern sei. Nikolai spielte mit keinem Wort darauf an, daß die früheren Beziehungen des Fürsten Andree zu Natalie sich erneuern könnten, wenn er genesen werde, aber Marie sah an seinem Gesicht, daß er daran dachte. Fürstin Marie wußte, daß sie zum ersten- und letztenmal im Leben liebte und daß sie geliebt wurde, und war glücklich und ruhig darüber. Während der Reise dachte sie, wie immer, nur an die Reise selbst, aber als sie sich Jaroslaw näherten, erinnerte sie sich auch an den Zweck der Reise, und an diesem Abend erreichte ihre Aufregung die höchste Stufe. Als der vorausgesandte Heiduck, der sich in Jaroslaw nach Rostows und über den Zustand des Fürsten Andree erkundigen sollte, vor der Stadt den großen Reisewagen traf, erschrak er über das schrecklich bleiche Gesicht der Fürstin, als sie sich aus dem Wagen bog.

»Ich habe alles erfahren, Erlaucht. Graf Rostow wohnt am Marktplatz, nicht weit von der Wolga.«

Marie blickte ihn erschrocken und fragend an, weil er ihre wichtigste Frage nach ihrem Bruder nicht beantwortete.

»Und der Fürst?« fragte Mademoiselle Bourienne.

»Wohnt bei ihnen in demselben Hause.«

»Also lebt er wenigstens«, dachte Marie. »Aber was macht er?«

»Die Leute sagen, es sei noch wie bisher.«

Was das bedeute, »wie bisher«, danach fragte Marie nicht mehr. Bald hielt der Wagen vor dem bezeichneten Hause. Zur Linken lag der Fluß, zur Rechten die Haustür. Verschiedene Dienstleute kamen heraus und dann auch ein rotwangiges Mädchen mit einem großen schwarzen Zopf, das unbefangen lächelte, wie Marie schien. Das war Sonja. Die Fürstin eilte die Treppe hinauf, das lächelnde junge Mädchen sagte: »Hierher!« und Marie befand sich im Vorflur vor einer alten Dame von orientalischem Typus, die mit gerührter Miene ihr schnell entgegenkam. Das war die alte Gräfin. Sie umarmte Marie und küßte sie.

»Mein Kind, ich liebe und kenne Sie schon lange.«

Ungeachtet ihrer Aufregung begriff Marie, daß das die Gräfin war und daß sie ihr etwas sagen mußte. Nach einigen höflichen französischen Worten fragte sie hastig nach ihrem Bruder.

»Der Arzt sagt, es sei keine Gefahr«, erwiderte die Gräfin, aber ihre Miene widersprach ihren Worten.

»Wo ist er? Kann ich ihn sehen?« fragte Marie.

»Sogleich, Fürstin! Sogleich! Ist dies sein Sohn?« fragte sie, als Nikolai mit Desalles eintrat. »Wir können alle unterbringen, das Haus ist groß. Ach, welch ein entzückender Knabe!«

Die Gräfin führte die Fürstin in den Salon. Sonja war im Gespräch mit Mademoiselle Bourienne, und die Gräfin liebte den Knaben. Da trat der alte Graf ins Zimmer, um die Fürstin zu bewillkommen. Er hatte sich sehr verändert, seit die Fürstin ihn zum letztenmal gesehen hatte. Damals war er lebhaft und rüstig gewesen, jetzt aber erschien er als müder Greis. Nach der Zerstörung Moskaus und seines Vermögens aus seinem gewohnten Geleise geworfen, hatte er augenscheinlich das Bewußtsein seiner Bedeutung verloren. Obgleich ungeduldig darüber, daß sie bei ihrem dringenden Verlangen, den Bruder zu sehen, genötigt war, sich mit leeren, höflichen Phrasen aufzuhalten, bemerkte Marie doch alles, was vorging, und fühlte die Notwendigkeit, sich für den Augenblick den Umständen zu fügen.

»Das ist meine Nichte«, sagte der Graf, indem er Sonja vorstellte. »Sie kennen Sie noch nicht, Fürstin.«

Marie wandte sich zu ihr, und indem sie sich bemühte, das in ihrem Innern sich regende feindliche Gefühl gegen dieses Mädchen zu bezähmen, küßte sie Sonja. »Wo ist mein Bruder?« fragte sie wieder.

»Er ist unten, Natalie ist bei ihm«, erwiderte Sonja errötend. »Ich habe jemand abgeschickt, um sich nach ihm zu erkundigen. Sie werden ermüdet sein, Fürstin!«

Mit Tränen des Verdrusses in den Augen wandte sich die Fürstin ab und wollte wieder nach dem Weg zu ihrem Bruder fragen, als leichte, hastige Schritte sich näherten. Die Fürstin erblickte Natalie, welche fast im Lauf in das Zimmer eilte, dieselbe Natalie, die ihr in Moskau so sehr mißfallen hatte. Aber beim ersten Blick auf Natalies Gesicht begriff Marie, daß das ihre aufrichtige Genossin im Kummer und darum ihre Freundin sei. Sie eilte ihr entgegen und umarmte sie weinend. Auf Natalies Miene lag nur der eine Ausdruck grenzenloser Liebe für ihn und für alles, was ihm nahestand.

»Kommen Sie! Kommen Sie zu ihm, Marie«, sagte Natalie und führte sie ins andere Zimmer. Fürstin Marie wischte die Augen und blickte Natalie an, sie war überzeugt, daß sie von ihr alles erfahren werde.

»Wie? ...« begann sie, unterbrach sich aber sogleich wieder, weil sie fühlte, daß man mit Worten weder fragen noch antworten könne. Die Miene und die Augen Natalies mußten ihr alles deutlicher sagen. Natalie zögerte und schien im Zweifel zu sein, ob sie alles sagen sollte, was sie wußte. Ihre Lippen zuckten, eine häßliche Falte bildete sich über ihrem Mund und weinend verbarg sie ihr Gesicht mit den Händen.

Fürstin Marie begriff alles, aber dennoch hoffte sie noch.

»Wie ist seine Wunde?« fragte sie.

»Sie – werden selbst sehen«, konnte Natalie nur sagen. Einige Augenblicke saßen sie unten in einem Zimmer neben dem seinigen, um ihre Tränen zu stillen und mit ruhiger Miene einzutreten. Natalie erzählte ihr den ganzen Verlauf: der Arzt habe Blutvergiftung befürchtet, aber das sei vorübergegangen, dann habe die Wunde begonnen zu eitern, aber der Arzt habe gesagt, das könne zu einem günstigen Verlauf führen, und als Fieber entstand, habe wieder der Arzt dasselbe nicht für gefährlich erklärt. »Aber vor zwei Tagen«, sagte Natalie, »ist plötzlich etwas eingetreten... ich weiß nicht, warum, aber Sie werden selbst sehen, wie er geworden ist.«

»Ist er sehr schwach geworden?« fragte Marie.

»Nein, das nicht, aber – Sie werden selbst sehen! Ach, Marie, er ist so gut und kann nicht leben ... weil...«

Als Natalie die Tür öffnete, um die Fürstin einzulassen, wußte Marie, daß sie nicht imstande sein werde, ihren Bruder ohne Tränen wiederzusehen. Sie begriff, was Natalie damit meinte: vor zwei Tagen sei plötzlich etwas eingetreten; sie verstand, daß das bedeutete, er sei plötzlich weicher geworden und daß diese Milde und Rührung Vorzeichen des Todes seien. Sie wußte, daß er leise, zärtliche Worte zu ihr sprechen werde, wie ihr Vater vor seinem Tode, und daß sie das nicht ertragen werde. Aber es mußte sein und sie trat ins Zimmer. Immer heftiger drängten ihre Tränen hervor, während sie mit ihren kurzsichtigen Augen immer deutlicher seine Gestalt und seine Züge erblickte, und endlich begegnete sie seinen Blicken.

Er lag auf dem Diwan, auf Kissen, in einem Pelzschlafrock, bleich und hager. Die eine weiße, fast durchsichtige Hand hielt ein Taschentuch. Seine Augen waren nach der Eintretenden gerichtet.

»Sei begrüßt, Marie!« sagte er. »Wie hast du es möglich gemacht, hierherzukommen?« Seine Stimme war so gleichmütig und fremd wie sein Blick. »Hast du auch Nikolai mitgebracht?« fragte er ebenso gleichmütig.

»Wie ist jetzt deine Gesundheit?« fragte Marie, selbst erstaunt über ihre Worte.

»Du mußt den Arzt fragen«, erwiderte er. »Ich danke dir, daß du gekommen bist!« Es schien ihn Mühe zu kosten, freundlich zu sein.

Fürstin Marie drückte seine Hand; er schwieg, und sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie sah jetzt deutlich, was mit ihm vor zwei Tagen vorgegangen war. In seinen Worten, in seinem gleichgültigen Ton und besonders in diesem kalten, fast feindlichen Blick erkannte sie die für jeden Lebenden schreckliche Entfremdung von allem Weltlichen.

»Siehst du, wie seltsam uns das Schicksal zusammengeführt hat«, sagte er nach längerem Schweigen, auf Natalie deutend. »Sie läuft mir immer nach.«

Fürstin Marie hörte mit Erstaunen an, was er sagte. Wie konnte er das aussprechen in Gegenwart derjenigen, die er liebte und die ihn liebte! Wenn er geglaubt hätte, noch weiterzuleben, so hätte er dies nicht in solchem kühlen, fast beleidigenden Ton gesprochen. Sie fand nur eine Erklärung dafür, nämlich, daß ihm alles gleichgültig geworden war, weil sich ihm

etwas anderes, viel Wichtigeres offenbart hatte. Das Gespräch war kühl, ohne Zusammenhang und brach jeden Augenblick wieder ab.

»Marie ist durch Räsan gekommen«, sagte Natalie.

Fürst Andree bemerkte nicht, daß sie seine Schwester einfach Marie genannt hatte, aber Natalie bemerkte dies jetzt selbst zum erstenmal, nachdem sie sie ihm gegenüber immer so genannt hatte.

»Nun, was war da?« fragte er.

»Man hat ihr erzählt, Moskau sei ganz abgebrannt –« Natalie unterbrach sich, sie konnte nicht weitersprechen.

Er schien nur mit Anstrengung zuzuhören. »Ja, man sagt, es sei abgebrannt«, sagte er, »das ist sehr traurig.« Er blickte zerstreut vor sich hin und strich mit den Fingern den Schnurrbart. »Und du hast Graf Nikolai getroffen, Marie?« fragte er plötzlich. »Er hat hierhergeschrieben, daß du ihm sehr gefallen habest«, fuhr er mit einfacher, ruhiger Stimme fort. Er schien nicht mehr die ganze Bedeutung erfassen zu können, welche diese Worte für Lebendige haben. »Wenn er dir auch gefällt, so wäre das sehr schön ... wenn ihr euch heiraten würdet«, fügte er etwas schneller hinzu, als ob er darüber erfreut wäre, Worte gefunden zu haben, die er lange suchte. Für Marie hatten diese Worte keine andere Bedeutung, als daß sie bewiesen, wie fern er jetzt schon allem Weltlichen stand.

»Wozu sprechen wir von mir?« sagte sie ruhig, und wieder verstummten alle.

»Andree, willst du Nikolai sehen?« fragte Marie plötzlich mit zitternder Stimme. »Er hat immer von dir gesprochen.«

Zum erstenmal lächelte Fürst Andree kaum merklich, aber Marie, die seine Miene so wohl kannte, begriff mit Entsetzen, daß das kein Lächeln der Freude oder der Zärtlichkeit für seinen Sohn sei, sondern nur ein Lächeln leisen Spottes darüber, daß Marie das letzte Mittel anwandte, um seine Gefühle zu erwecken.

»Ja, ich freue mich sehr darüber«, sagte er. »Ist er gesund?«

Als Nikolai hereingeführt wurde, blickte er erschrocken, aber ohne zu weinen, seinen Vater an. Fürst Andree küßte ihn, schien aber nicht zu wissen, was er mit ihm reden sollte. Als Nikolai hinausgeführt wurde,

näherte sich Marie noch einmal ihrem Bruder, küßte ihn und war nicht mehr imstande, ihre Tränen zurückzuhalten.

Er blickte sie durchdringend an. »Weinst du über Nikolai?« fragte er.

Sie nickte bejahend.

»Marie, du kennst das Evangelium –« Er schwieg plötzlich wieder.

»Was sagst du?«

»Nichts! Du mußt hier nicht weinen«, erwiderte er mit demselben kühlen Blick.

Als Marie zu weinen begann, begriff er, daß sie über Nikolai weinte, der bald ohne Vater zurückbleiben werde. Mit großen Augen bemühte er sich, zum Leben zurückzukehren und den Standpunkt desselben einzunehmen. »Das muß ihnen traurig erscheinen«, dachte er, »aber wie einfach ist das alles. Die Vögel unter dem Himmel säen nicht und ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch«, sagte er zu sich selbst, er wollte das auch seiner Schwester sagen, »doch nein«, dachte er, »sie fassen das auf ihre Weise auf und verstehen mich nicht! Sie können nicht verstehen, daß alle jene Gefühle, die ihnen teuer sind, alle jene Ideen, die ihnen so wichtig erscheinen – überflüssig und nutzlos sind. Wir können einander nicht mehr verstehen.«

Der kleine Nikolai war sieben Jahre alt, verstand kaum zu lesen und wußte nichts. Er hat nach jenem Tag viel erlebt und Kenntnisse, Beobachtungsgabe und Erfahrungen erworben, aber wenn er damals auch alle später erworbenen Fähigkeiten besessen hätte, so hätte er doch nicht deutlicher die ganze Bedeutung jener Szene zwischen dem Vater, der Tante Marie und Natalie begreifen können, deren Zeuge er gewesen war, als er sie damals begriff. Er hatte alles verstanden. Ohne zu weinen, verließ er das Zimmer, schweigend ging er zu Natalie, welche ihm nachfolgte, und blickte sie mit seinen gedankenvollen, schönen Augen an. Seine Oberlippe zuckte, er schmiegte seinen Kopf an sie und weinte.

Von diesem Tag an vermied er Desalles und die Gräfin, die ihn liebte. Entweder saß er allein oder er ging schüchtern zur Tante Marie, oder auch zu Natalie, welche er noch mehr zu lieben schien als seine Tante.

Als Marie ihren Bruder verließ, wußte sie, was ihr Natalies Blick gesagt hatte. Sie sprach nicht mehr mit ihr von der Hoffnung auf Genesung, sie löste sich mit ihr ab an seinem Diwan und weinte nicht mehr, beständig aber betete sie zu jenem Ewigen, dessen Gegenwart über dem Sterbenden jetzt so fühlbar war.

Fürst Andree wußte nicht nur, daß er sterben würde, sondern er fühlte auch schon, daß er sterbe und schon halb gestorben war, er fühlte sich schon allem Irdischen fremd und erwartete ruhig, was ihm bevorstand.

Jenes Drohende, Ewige, Unbekannte und Fernstehende, dessen Gegenwart er während seines ganzen Lebens beständig empfunden hatte, war ihm jetzt so nahe.

Früher hatte er sich vor dem Ende gefürchtet, zweimal hatte er das schreckliche, quälende Gefühl der Todesfurcht empfunden, jetzt aber empfand er dieses nicht mehr.

Das erstemal hatte er jenes Gefühl damals kennengelernt, als die Granate sich wie ein Kreisel vor ihm drehte, während er das Feld, den Himmel, die Gebüsche ansah und wußte, daß vor ihm der Tod lag. Als er nach seiner Verwundung erwachte und in seiner Seele jene Blüte der ewigen, von diesem Leben unabhängigen Liebe erwuchs, fürchtete er nicht mehr den Tod und dachte nicht mehr an ihn. Je mehr er sich in jenen Stunden des einsamen Leidens und des Fieberwahns nach seiner Verwundung in die ihm neu entdeckte Grundlage der ewigen Liebe hineindachte, desto mehr entfernte er sich, ohne es selbst zu fühlen, von dem irdischen Leben. Alles und alle zu lieben, sich immer für die Liebe aufzuopfern, bedeutete jetzt, niemand zu lieben und nicht in diesem irdischen Leben zu existieren, und je mehr er in diesen Anfang der Liebe eindrang, desto mehr entfremdete er sich dem Leben und um so vollständiger vernichtete er jene schreckliche Grenze, welche zwischen Leben und Tod steht, wenn wir keine Liebe haben. In jener ersten Zeit, wenn er daran dachte, daß er sterben müsse, sagte er sich selbst gleichmütig: »Was liegt daran? Um so besser!«

Aber nach jener Nacht in Mitischtschi, als während der Fieberglut sie vor ihm erschien, nach der er sich gesehnt hatte, und als er ihre Hand an seine Lippen drückte und stille Freudentränen weinte, stahl sich die Liebe zu einem weiblichen Wesen unmerklich in sein Herz und verband ihn wieder mit dem Leben, und freudige und sorgenvolle Gedanken suchten ihn wieder

heim. Wenn er sich aber jener Stunde auf dem Verbandsplatz erinnerte, als er Kuragin erblickt hatte, konnte er jetzt nicht mehr zu jenem Gefühl zurückkehren, jetzt quälte ihn die Frage, ob er am Leben geblieben sei, und er wagte nicht danach zu fragen.

Seine Krankheit nahm ihren physischen Verlauf. Es war nicht etwas Besonderes gewesen, was nach Natalies Meinung vor zwei Tagen mit ihm vorgegangen war, es war nur der letzte innere Kampf zwischen dem Leben und dem Tod, in welchem der Tod siegte. Es war die Erkenntnis dessen, daß er noch am Leben hing, das sich ihm in Gestalt der Liebe zu Natalie zeigte, und ein letzter Anfall von Schrecken vor dem Unbekannten.

Es war am Abend. Wie gewöhnlich am Nachmittag befand er sich in einem leichten Fieberzustand und seine Gedanken waren außerordentlich klar. Sonja saß am Tisch. Er schlummerte, plötzlich empfand er ein Gefühl des Glücks.

»Ah, sie ist hereingekommen«, dachte er, und wirklich saß an der Stelle Sonjas Natalie, die soeben mit unhörbaren Schritten eingetreten war. Seit der Zeit, wo sie zu ihm kam, hatte er immer jenes physische Gefühl ihrer Nähe empfunden.

Sie saß in einem Lehnstuhl, die eine Seite ihm zugewendet, um ihm das Kerzenlicht zu verdecken, und strickte einen Strumpf. Sie hatte stricken gelernt, als Andree ihr einmal gesagt hatte, niemand verstehe so die Kranken zu pflegen als die alten Ammen, welche Strümpfe stricken, und in dem Stricken liege etwas Beruhigendes. Als sie eine Bewegung machte, fiel das Knäuel von ihren Knien herab. Erschrocken fuhr sie zusammen, blickte sich um, verdeckte die Kerze mit der Hand, bog sich mit einer vorsichtigen, gewandten Bewegung herab, hob das Knäuel auf und nahm wieder ihren früheren Sitz ein.

Er blickte sie an, ohne sich zu rühren, und bemerkte, daß sie nach dieser Bewegung tief aufatmen mußte, dies aber nicht wagte und vorsichtig den Atem einzog.

»Sie schlafen nicht?« sagte sie, als sie eine leise Bewegung vernahm.

»Nein, ich sehe schon lange nach Ihnen, ich habe es gefühlt, als Sie eintraten. Mit Ihnen kommt immer die Stille ... das Licht.«

Natalie rückte mit freudig strahlendem Gesicht nahe zu ihm.

»Natalie, ich liebe Sie zu sehr, mehr als alles auf der Welt, und ich ...«

Sie wandte sich ab. »Warum zu sehr?« fragte sie.

»Warum? Nun, wie denken Sie, werde ich am Leben bleiben?«

»Ich bin überzeugt davon!« rief Natalie hastig und umfaßte ihn leidenschaftlich.

Er schwieg.

»Wie schön wäre es!« Er küßte ihre Hand.

Natalie befand sich in freudiger Erregung, erinnerte sich aber sogleich, daß er Ruhe nötig habe.

»Aber Sie haben nicht geschlafen, Sie müssen einschlafen. Geben Sie sich Mühe!« sagte sie.

Sie ließ seine Hand mit leichtem Druck los, ging zu der Kerze und setzte sich wieder auf ihren früheren Platz. Zweimal blickte sie sich nach ihm um, seine Augen blickten glänzend nach ihr hinüber. Sie stellte sich selbst eine Aufgabe an ihrem Strumpf und nahm sich vor, sich vor Beendigung derselben nicht umzusehen.

Wirklich schloß er bald darauf die Augen und schlief ein. Aber nach kurzer Zeit erwachte er in kaltem Schweiß. Beim Erwachen dachte er immer an das, was ihn die ganze Zeit über beschäftigte, an Leben und Tod – und am meisten an den Tod, denn er fühlte, daß er diesem am nächsten sei.

»Liebe! Was ist Liebe?« dachte er. »Liebe hindert nur am Sterben. Liebe ist das Leben! Alles, was ich begreife, begreife ich nur deshalb, weil ich liebe, alles existiert nur deshalb, weil ich liebe, alles ist nur durch sie verbunden. Die Liebe ist Gott, und zu sterben bedeutet für mich ein Teilchen von Liebe, die Rückkehr zur gemeinschaftlichen, ewigen Quelle.« Diese Gedanken waren ihm tröstlich, aber es waren nur Gedanken, es fehlte etwas in ihnen, es war etwas Einseitiges – es fehlte die Augenscheinlichkeit, und deshalb herrschte wieder dieselbe Unruhe und Undeutlichkeit. Er erwachte.

Er hatte geträumt, daß er in demselben Zimmer liege, aber nicht verwundet sei, sondern gesund. Viele unbedeutende, gleichgültige Personen erschienen vor ihm, er sprach mit ihnen und stritt über etwas Geringfügiges. Die Leute waren im Begriff, fortzufahren. Fürst Andree hatte eine unklare Vorstellung davon, daß alles das nichtig sei, und daß er wichtigere Aufgaben habe, aber er fuhr fort, zu sprechen und sie durch leere, gesuchte Reden in Verwunderung zu setzen. Nach und nach begannen diese Personen zu verschwinden und alles verwandelte sich in die eine Frage über die geschlossene Tür. Er steht auf und geht an die Tür, um den Riegel vorzuschieben und sie zu verschließen. Ob es ihm gelingt oder nicht, sie zu verschließen, davon hängt alles ab. Er will eilig gehen, aber seine Füße

kommen nicht von der Stelle, und er weiß, daß es ihm nicht gelingen wird, die Tür zu verschließen, aber dennoch macht er krampfhaft Anstrengungen. Schrecken überfällt ihn, und dieser Schrecken ist der Schrecken des Todes. Hinter der Tür steht er. Aber während er verzweifelt der Tür zustrebt, stürzt sich etwas Entsetzliches von der anderen Seite auf sie, etwas Übermenschliches, der Tod, wirft sich gegen die Tür, und man muß sie festhalten. Er stemmt sich gegen die Tür mit äußerster Anstrengung, aber es ist nicht mehr möglich, sie zu verschließen, er will sie nur wenigstens festhalten. Doch seine Kräfte sind zu gering, die Tür öffnet sich und schließt sich wieder.

Nochmals wurde von der anderen Seite auf die Tür gedrückt. Die letzten übermenschlichen Anstrengungen waren vergebens, und beide Flügel öffneten sich geräuschlos, er kam herein, der Tod, und – Fürst Andree starb.

Aber in dem Augenblick, wo er starb, erinnerte sich Fürst Andree, daß er träumte, und nach einer starken Anstrengung erwachte er.

»Ja, das war der Tod, ich war gestorben und jetzt bin ich erwacht.« –

»Ja, der Tod ist ein Erwachen!« rauschte es plötzlich in seiner Seele, und der Vorhang, der bisher das Unbekannte verborgen hatte, erhob sich vor seinem geistigen Blick. Er empfand ein Gefühl der Befreiung der früher in ihm gebundenen Kraft, sowie jene seltsame Leichtigkeit. Als er im kalten Schweiß gebadet auf dem Diwan lag, trat Natalie ihm näher und fragte, wie er sich fühle. Er gab keine Antwort und schien ihre Worte nicht zu verstehen und sah sie mit einem seltsamen Blick an. Das war es eben, was zwei Tage vor Marias Ankunft mit ihm vorgegangen war. Von diesem Tage an, wie der Arzt sagte, nahm sein Fieberzustand einen bösartigen Charakter an, aber Natalie interessierte nicht das, was der Arzt sagte, sie beobachtete diese schrecklichen, für sie überzeugenderen Anzeichen in seinem Charakter.

Von diesem Tage an begann für den Fürsten Andree mit dem Erwachen aus dem Traum zugleich das Erwachen aus dem Leben, und im Verhältnis zur Dauer des Lebens erschien ihm dieses Erwachen nicht langsamer als das Erwachen aus dem Traum im Verhältnis zur Dauer des Traumgesichts.

Nichts Schreckliches lag in diesem vergleichsweise langsamen Erwachen. Seine letzten Tage und Stunden gingen in gewöhnlicher, einfacher Weise vorüber, das fühlten sowohl Marie als Natalie, welche beide nicht von seinem Bett wichen. Sie weinten und schluchzten nicht und die letzte Zeit gingen sie nicht mehr zu ihm, denn er war schon von ihnen

gegangen, sondern zu einer Erinnerung an ihn – zu seiner Leiche. Ihre Gefühle waren so stark, daß die äußerliche schreckliche Seite des Todes nicht auf sie einwirkte und sie nicht für nötig fanden, ihren Kummer zu bekämpfen. Sie weinten nicht und sprachen niemals unter sich von ihm, sie wußten, daß sie mit Worten ihre Gefühle nicht ausdrücken konnten. Sie sahen beide, wie er immer weiter und weiter, langsam und ruhig von ihnen ging in ein fremdes Land, und beide wußten, daß das nicht anders sein konnte.

Er beichtete und nahm das Abendmahl, und alle kamen zu ihm, um Abschied zu nehmen. Als man ihm seinen Sohn brachte, küßte er ihn und wandte sich ab, nicht, weil ihm schwer zumute war, sondern weil er vermutete, daß das alles sei, was man von ihm erwarte. Aber als man ihm sagte, er möge ihn segnen, erfüllte er diesen Wunsch und blickte sich dann um, als wollte er fragen, ob nicht noch etwas getan werden müsse. Als die letzten Zuckungen des Körpers eintraten, als ihn der Geist verließ, waren Marie und Natalie zugegen.

»Ist's vorüber?« fragte Marie, nachdem die Leiche schon einige Minuten unbeweglich vor ihnen gelegen hatte. Natalie trat näher, blickte in die toten Augen und verschloß sie.

»Wohin ist er gegangen? Wo ist er jetzt? ...«

Als die Leiche im Sarge lag, der im Zimmer stand, traten alle näher, um Abschied zu nehmen und weinten. Der kleine Nikolai schluchzte, weil ein ihm noch unerklärlicher Schmerz sein Herz zerriß. Die Gräfin und Sonja weinten aus Mitleid für Natalie und weil er nicht mehr war. Der alte Graf weinte, weil er fühlte, daß auch ihm bald jener schreckliche Schritt bevorstand.

Natalie und Fürstin Marie fanden jetzt auch Tränen, aber sie weinten nicht aus persönlichem Kummer, sondern in einer wohlthuenden Rührung, welche ihre Seelen erfüllte, vor der ruhigen Majestät des Todes.

Das bei Borodino erlegte Tier lag dort, wo es der Jäger auf seiner Flucht zurückgelassen hatte. Ob es lebte, ob es noch stark war, oder ob es sich nur verstellte, das wußte der Jäger nicht. Plötzlich aber wurde ein Stöhnen des Tieres vernehmbar.

Dieses Stöhnen des verwundeten Tieres, der französischen Armee, das seinen Untergang ahnen ließ, war die Absendung des Generals Lauriston mit Friedensvorschlägen in das Lager Kutusows. Napoleon in seiner selbstgefälligen Überzeugung, daß nur das gut sei, was ihm in den Kopf kam, schrieb an Kutusow einen Brief in unbestimmten, sinnlosen Worten, wie sie ihm eingefallen waren.

»Fürst Kutusow, ich sende Ihnen einen meiner Generaladjutanten, um mit Ihnen über viele wichtige Gegenstände zu verhandeln. Ich bitte Eure Erlaucht, an alles das zu glauben, was er Ihnen sagen wird, besonders wenn er Ihnen die Gefühle der Hochachtung und besonderen Verehrung ausdrücken wird, die ich seit langer Zeit für Sie hege. Ich flehe zu Gott, Sie unter seinen heiligen Schutz zu nehmen.
Moskau, 30. Oktober 1812.

Napoleon.«

»Ich würde verflucht werden, wenn ich zuerst die Hand zu irgendeinem Übereinkommen bieten würde. Das ist der Wille unseres Volkes«, erwiderte Kutusow und verwandte, wie zuvor, alle Aufmerksamkeit darauf, um das Heer vom Angriff zurückzuhalten. In dem Monat, während Moskau geplündert wurde, und das russische Heer ruhig bei Tarutino stand, ging eine Veränderung im Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte vor sich, sowohl in bezug auf den Geist als auf die Zahl, und die Übermacht neigte sich auf die Seite der Russen. Obgleich die Lage des französischen Heeres und die Zahlenverhältnisse desselben den Russen unbekannt waren, zeigte sich doch sehr bald die Notwendigkeit des Angriffs in zahlreichen Anzeichen. Diese Anzeichen waren die Absendung Lauristons, der Überfluß an Proviant in Tarutino; dann die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten über die Untätigkeit der Franzosen und die Unordnungen in

ihrem Heer, sowie die Ergänzung unserer Regimenter durch Rekruten, das schöne Wetter und die lange dauernde Ruhe der russischen Soldaten, die wie gewöhnlich bei den Truppen die Ungeduld nach Taten und die Neugierde darauf, was bei den Franzosen vorging, erweckte, welche man so lange aus dem Auge verloren hatte; ferner die Kühnheit, mit der jetzt die russischen Vorposten die bei Tarutino stehenden Franzosen umschwärmten, und die Nachrichten von den letzten Siegen der Bauern und kleiner Abteilungen über die Franzosen, der Neid, der dadurch erregt wurde, und der Rachedurst, der in der Seele jedes Mannes lag, solange die Franzosen in Moskau standen, und endlich das unklare Bewußtsein dessen, daß die Stärkeverhältnisse sich jetzt geändert hatten und die Überzahl auf unserer Seite lag. Dem allen zufolge verlangten jetzt die höchsten Kreise in Petersburg und die Heerführer nach baldigem Angriff, welcher auf den 5. Oktober festgesetzt wurde.

Am Morgen des 4. Oktober unterschrieb Kutusow die Anordnungen zur Schlacht. Toll las sie Jermolow vor und bat ihn, die ferneren Verfügungen zu besorgen.

»Gut, meinetwegen«, sagte Jermolow und verließ die Hütte. Der Befehl zum Angriff war von Toll sehr gut abgefaßt und ausführlich niedergeschrieben worden, wenn auch nicht in deutscher Sprache.

»Die erste Kolonne geht dahin, die zweite Kolonne geht dorthin«, und so weiter. Und alle diese Kolonnen kamen auf dem Papier zur bestimmten Zeit an der richtigen Stelle an und vernichteten den Feind. Alles war wie bei allen Dispositionen vortrefflich ausgedacht, und – wie bei allen Dispositionen kam auch nicht eine Kolonne zur rechten Zeit auf der rechten Stelle an

Als die Disposition fertig geschrieben war in genügender Anzahl von Exemplaren, wurde ein Adjutant zu Jermolow gesandt, um ihm dieses Papier zur Ausführung zu übergeben. Aber der Adjutant fand Jermolow nicht zu Hause und suchte ihn vergebens bei verschiedenen Generalen und an verschiedenen anderen Stellen. Überall war der General nicht zu finden oder vor kurzem fortgeritten. Endlich hörte er aus einem Herrenhause fröhlichen Lärm und die lustigen Klänge eines Tanzliedes. Der Offizier trat ängstlich ein, denn es war schon neun Uhr und er hatte seinen Auftrag noch nicht ausgeführt. Im Vorzimmer und Speisezimmer drängten sich Diener mit Weinflaschen, an den Fenstern standen Sänger. Als er von Offizieren hereingeführt wurde, erblickte er plötzlich die höchsten Generale der

Armee vor sich und darunter auch die große Gestalt Jermolows. Alle Generale standen mit aufgeknöpften Uniformen, mit roten, vergnügten Gesichtern laut lachend in einem Halbkreis, und in der Mitte des Saales tanzte ein kleiner General mit rotem Gesicht flink und gewandt den Trepak.

»Hahaha! Sieh doch, Nikolai Iwanitsch! Famos! Hahaha!«

Der Offizier fühlte, daß er sich jetzt doppelt schuldig machen würde, wenn er in diesem Augenblick mit einem wichtigen Befehl erscheinen würde, und wollte etwas warten. Aber einer der Generale erkannte ihn, und als er erfahren hatte, warum er gekommen war, teilte er es Jermolow mit. Mit finsterer Miene trat Jermolow auf den Offizier zu, hörte ihn an und nahm ihm das Papier ab, ohne ein Wort zu sprechen.

»Du glaubst, er sei zufällig ausgeritten«, sagte an diesem Abend ein Offizier des Stabes zu dem Adjutanten. »Das kennen wir! Das geschieht alles absichtlich! Warte nur, was das morgen für eine Grütze geben wird!«

Am frühen Morgen des folgenden Tages erhob sich der altersschwache Kutusow, betete, kleidete sich an und setzte sich in die Kutsche mit dem unangenehmen Bewußtsein, daß er eine Schlacht lenken solle, die er nicht gutheißen konnte. Verschlafen horchte er darauf, ob er nicht von der rechten Seite Schüsse höre, aber alles war ruhig. In der Nähe von Tarutino bemerkte Kutusow einzelne Kavalleristen, die ihre Pferde zur Tränke führten. Kutusow ließ anhalten und fragte, von welchem Regiment sie seien. Die Kavalleristen gehörten zu einer Kolonne, die schon weit vorn sein sollte.

»Wahrscheinlich ein Irrtum«, dachte der alte Oberkommandierende.

Weiterhin erblickte Kutusow Infanterieregimenter, deren Gewehre noch in Pyramiden standen, während die Soldaten Grütze kochten. Er rief einen Offizier herbei und erfuhr, daß noch gar kein Befehl zum Angriff erfolgt sei.

»Wie? Was?« begann Kutusow, dann hielt er an und befahl, den ältesten Offizier zu rufen. Er stieg aus und ging mit gesenktem Kopf schwer atmend und schweigend auf und ab. Als der verlangte Generalstabsoffizier Eichen erschien, rötete sich Kutusows Gesicht nicht, weil dieser Offizier schuldig, sondern weil er ein passender Gegenstand zur Äußerung seines Zornes war. Zitternd und keuchend vor Wut stürzte der alte Mann auf Eichen zu, drohte ihm mit den Fäusten, schrie und stieß Schimpfworte aus. Ein anderer Kapitän, der ihm in die Nähe kam und auch ganz unschuldig war, erlitt dasselbe Schicksal.

»Was ist das noch für eine Canaille? Ich lasse die Schurken erschießen«, schrie er mit heiserer Stimme, schwankend und mit heftigen Gebärden. Er, der Oberkommandierende, der Durchlauchtigste, welchem eine so hohe Gewalt verliehen war, wie noch niemand zuvor in Rußland – er war in diese lächerliche Lage versetzt worden.

»Umsonst habe ich gebetet, die ganze Nacht nicht geschlafen und alles überlegt«, dachte er. »Als ich noch ein junges Offizierchen war, hätte niemand gewagt, mich so zu verlachen ... Aber jetzt ...« Er empfand physischen Schmerz, den er nur durch wütendes Schreien ausdrücken konnte. Bald aber verließen ihn seine Kräfte, er sah sich um und erinnerte sich, daß er vieles ausgesprochen hatte, was nicht schön war, setzte sich in

die Kutsche und fuhr schweigend zurück. Seine Wut erneuerte sich nicht mehr, und Kutusow hörte müde und mit den Augen blinzelnd die Rechtfertigungen wie die eindringlichen Ratschläge von Bennigsen, Konownizin und Toll an, die mißlungene Bewegung auf den folgenden Tag aufzuschieben. Kutusow war genötigt, dazu seine Einwilligung zu geben.

Am folgenden Tag sammelten sich die Truppen abends an den bestimmten Stellen und in der Nacht rückten sie vor. Es war eine dunkle Herbstnacht, aber ohne Regen. Es war verboten, laut zu sprechen und zu rauchen oder Feuer anzumachen. Die Leute marschierten vergnügt weiter, das Geheimnis des Unternehmens erhöhte seinen Reiz. Einige Kolonnen machten halt, stellten die Gewehre zusammen und legten sich auf die feuchte Erde, als sie glaubten, an der richtigen Stelle angekommen zu sein. Die meisten Kolonnen aber marschierten die ganze Nacht und kamen doch nicht an der bestimmten Stelle an. Nur Graf Orlow Denissow kam zur rechten Zeit auf dem bezeichneten Punkt an mit seinen Kosaken, welche eine der unbedeutendsten aller Abteilungen bildeten. Sie nahmen Stellung am äußersten Waldrand, an einem Fußweg von dem Dorf Stromilowa nach Dmitrowskoi.

Vor Tagesanbruch wurde Graf Orlow geweckt. Man führte ihm einen Überläufer aus dem französischen Lager vor. Das war ein polnischer Unteroffizier vom Korps Poniatowskys. Er sagte, er sei im Dienst zurückgesetzt worden, er müßte schon lange Offizier sein, weil er tapferer als alle anderen sei, und darum habe er die Franzosen verlassen und wolle sich rächen. Er beteuerte, Murats Quartier sei nur eine Werst entfernt, und wenn man ihm hundert Mann geben wolle, so werde er Murat lebend gefangennehmen. Graf Orlow beriet sich mit seinen Genossen. Der Vorschlag war zu verlockend, um zurückgewiesen zu werden; alle rieten zu einem Versuch. Nach langer Besprechung entschloß sich Generalmajor Grekow, mit zwei Kosakenschwadronen und mit dem Unteroffizier das Wagnis zu unternehmen.

»Aber höre«, sagte Graf Orlow zu dem Unteroffizier, »wenn du gelogen hast, lasse ich dich aufhängen wie einen Hund; hast du aber wahr gesprochen, so sollst du hundert Goldstücke haben.«

Bald war die Abteilung im Wald verschwunden. Graf Orlow ging fröstelnd in der Morgenkühle und aufgeregt durch das, was er auf seine Verantwortung unternommen hatte, umher, trat aus dem Wald heraus und betrachtete das feindliche Lager, das jetzt im aufsteigenden Morgenlicht mit seinen herabgebrannten Lagerfeuern in verführerischer Nähe sichtbar

wurde. Rechts vom Grafen Orlow auf dem offenen Abhang sollten unsere Kolonnen erscheinen. Graf Orlow blickte dorthin, aber es war nichts zu sehen. Im französischen Lager wurde es lebendig.

»Ach, es ist zu spät«, sagte Graf Orlow. Wie es oft der Fall ist, wenn ein Mensch, dem wir vertraut haben, nicht mehr vor unseren Augen steht, so wurde ihm plötzlich unzweifelhaft klar, daß der Unteroffizier ein Verräter sei und nur die zwei Kosakenschwadronen in die Irre führen werde, um dadurch den Angriff zu stören. Wie sollte es möglich sein, aus einer solchen Truppenmasse den Oberkommandierenden herauszuholen? »Nein, er hat gelogen! Er ist ein Schurke!« sagte der Graf.

»Man kann sie noch zurückrufen«, sagte ein Adjutant, der ebenso wie Graf Orlow am Erfolg des Unternehmens zweifelhaft wurde.

»Wirklich? Was denken Sie, soll man die Sache aufgeben oder nicht?«

»Befehlen Sie, zurückzurufen?«

»Zurück! Zurück!« sagte Graf Orlow plötzlich entschlossen, nach einem Blick auf die Uhr. »Es ist zu spät, es wird bald ganz hell sein!«

Der Adjutant galoppierte Grekow nach. Als Grekow zurückkehrte, entschloß sich Graf Orlow, aufgeregt durch den aufgegebenen Versuch und durch die vergebliche Erwartung der Infanterie, welche noch immer nicht erschien, und durch die Nähe des Feindes, zum Angriff.

Flüsternd kommandierte er: »Aufsitzen!« Die Leute ordneten und bekreuzigten sich.

»Vorwärts, mit Gott!«

»Hurra!« hallte es durch den Wald, und eine Schwadron nach der anderen, wie aus einem Sack geschüttelt, flog dem feindlichen Lager zu.

Ein erschrockener, verzweifelter Aufschrei des ersten Franzosen, der die Kosaken erblickte, und alles, was im Lager war, verließ die Gewehre, Geschütze und Pferde und floh, halb angekleidet und verschlafen.

Wenn die Kosaken die Franzosen verfolgt hätten, ohne sich umzusehen, so hätten sie auch Murat gefangengenommen. Das wollten auch die Anführer, aber es war nicht möglich, die Kosaken von der Stelle zu bringen, als sie Beute witterten. Niemand hörte auf das Kommando. Fünfzehnhundert Gefangene und achtunddreißig Geschütze wurden genommen und, was für den Kosaken am wichtigsten war, Pferdesättel, Decken und verschiedenes andere. Alles das mußte fortgebracht, die Gefangenen mußten bewacht werden. Bei der Teilung der Beute wurde geschrien und gezankt, und damit hielten sich die Kosaken auf. Als die

Franzosen sahen, daß sie nicht verfolgt wurden, erholten sie sich von ihrem Schrecken, sammelten sich und eröffneten Gewehrfeuer. Graf Orlow erwartete noch immer die Infanterie und wollte früher nichts weiter unternehmen.

Inzwischen rückte die Infanterie unter Bennigsen und Toll ganz nach der Disposition vor, und die verspäteten Kolonnen kamen auch irgendwo an, nur nicht da, wo es bestimmt war. Die Leute wurden unwillig, als sie die Verwirrung bemerkten. Adjutanten und Generale kamen geritten, schrien zornig, zankten über Unordnungen und Verspätung und endlich zuckten sie die Achseln und gingen weiter, nur, um irgendwo hinzukommen. Und sie kamen auch wirklich irgendwo hin, und einige sogar an die rechte Stelle, aber ohne allen Nutzen, weil sie verspätet waren. Toll, der bei dieser Schlacht die Rolle Weyrothers bei Austerlitz spielte, galoppierte beständig von einem Punkt zum andern und fand überall alles verkehrt. So traf er das Korps des Generals Baggowut im Walde, als es schon ganz hell war, während dieses Korps schon lange neben Graf Orlow stehen sollte. Zornig ritt Toll zum General, machte ihm heftige Vorwürfe und sagte, man solle ihn dafür erschießen. Baggowut, ein alter, ruhiger General, war auch erbost über den Aufenthalt, die Verwirrung und die Widersprüche, geriet zur Verwunderung aller auch in Wut und sagte Toll unangenehme Dinge.

»Ich brauche von niemand Belehrung und verstehe mit meinen Soldaten ebensogut zu sterben als ein anderer«, sagte er, und dann rückte er mit seiner Division vor. Als er auf das Feld hinauskam in das französische Feuer, ging er, ohne zu bedenken, ob dieser Angriff jetzt nützlich sei oder nicht, mit der einen Division immer weiter vor. Gefahr, Granaten und Kugeln waren das, was er in seiner zornigen Stimmung jetzt nötig hatte. Eine der ersten Kugeln tötete ihn, mit ihm fiel eine große Anzahl Soldaten, und die Division stand einige Zeit ganz nutzlos im heftigen Feuer.

Inzwischen sollte von der Front eine andere Kolonne die Franzosen angreifen. Bei dieser Kolonne aber war Kutusow. Er wußte wohl, daß die Folge der gegen seinen Willen begonnenen Schlacht nur Verwirrung sein konnte und hielt die Truppen zurück, soviel er konnte. Deshalb rührte er sich jetzt nicht von der Stelle und gab auf den Vorschlag, anzugreifen, nur widerwillige Antworten.

»Ihr sprecht immer von attackieren und seht nicht ein, daß wir keine komplizierten Manöver auszuführen verstehen«, sagte er zu Miloradowitsch, der zum Angriff mahnte. »Heute morgen haben wir nicht verstanden, Murat gefangenzunehmen und zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, jetzt ist nichts zu machen«, erwiderte er einem anderen.

Jermolow näherte sich Kutusow und meldete ehrerbietig: »Die Zeit ist noch nicht verloren, Durchlaucht, der Feind ist noch nicht abgezogen. Befehlen Sie, anzugreifen, sonst bekommt die Garde kein Pulver zu riechen!«

Kutusow gab keine Antwort, aber als man ihm meldete, daß sich die Truppen Murats zurückziehen, gab er Befehl zum Angriff. Nach jedem Hundert Schritte aber machte er wieder drei Viertelstunden lang halt. Die ganze Schlacht bestand nur darin, was die Kosaken Orlovs getan hatten. Alle übrigen Truppen verloren nur ganz unnützerweise einige hundert Mann.

Nach dieser Schlacht erhielt Kutusow einen Brillantorden und Bennigsen gleichfalls Brillanten und hunderttausend Rubel. Auch andere erhielten je nach ihrem Rang viel Angenehmes, und nach dieser Schlacht erfolgten auch neue Beförderungen im Generalstab.

Am 6. Oktober frühmorgens trat Peter aus der Baracke heraus, blieb unter der Tür stehen und spielte mit einem kleinen Hund mit kurzen, krummen Beinen. Dieses Hündchen wohnte bei ihnen, übernachtete bei Karatajew, ging zuweilen in die Stadt, kehrte aber immer wieder zurück. Wahrscheinlich gehörte es niemand. Die Franzosen nannten es Azor, und seine krummen Beine dienten ihm so gut, daß es oft graziös ein Hinterbein aufhob und gewandt auf drei Beinen lief.

Peters Kleidung bestand jetzt aus einem schmutzigen, zerrissenen Hemd, Soldatenhosen, welche der Wärme wegen auf den Rat Karatajews unten zusammengebunden wurden, ferner aus einem Kaftan und einer Bauernmütze. Peter hatte sich sehr verändert und schien nicht mehr dick zu sein. Ein dichter Bart bedeckte den unteren Teil seines Gesichts und struppige, verwirrte Haare, voll von Ungeziefer, den Kopf. Der Ausdruck seiner Augen war ruhig und fest, wie er früher niemals gewesen war, seine frühere Zerfahrenheit, die sich auch in seinem Blick ausgesprochen hatte, war jetzt einem Ausdruck von Tatkraft gewichen. Peter blickte bald auf das Feld hinaus, auf welchem heute Fuhren und Reiter erschienen waren, bald in die Ferne über den Fluß hinüber, bald auf das Hündchen, das ihn zum Scherzen aufforderte, bald auf seine bloßen Füße, deren Anblick ihn an alles erinnerte, was er in dieser Zeit durchgemacht hatte. Diese Erinnerung war ihm angenehm. Das Wetter war still und hell mit leichten Nachtfrösten, ein richtiger Altweibersommer. Im Sonnenschein war es noch warm, auf allen Gegenständen in der Nähe und Ferne lag jener zauberhafte Glanz, der nur in dieser Zeit des Herbstes erscheint. In der Ferne erblickte man die Spirlingsberge mit einer Kirche und einem großen Waisenhaus.

Ein französischer Korporal mit einer Feldmütze und einer kurzen Pfeife im Mund kam aus einer Ecke der Baracke hervor und nickte Peter freundlich zu.

»Was für ein Wetter, Monsieur Kirill, wie im Frühjahr!« Er lehnte sich an die Tür und bot Peter seine Pfeife an, obgleich dieser immer dafür dankte.

Peter fragte ihn, was es Neues gebe, und der Korporal erzählte, daß fast alle Truppen ausmarschieren und daß jetzt auch bald ein Befehl wegen der Gefangenen kommen werde. Einer der Soldaten in der Baracke war

todkrank, und Peter sagte dem Korporal, man müsse für diesen Sterbenden sorgen. Der Korporal erwiderte, Peter könne ruhig sein, dafür habe man mobile Lazarette und Spitäler. »Und dann, Monsieur Kirill, brauchen Sie nur dem Kapitän ein Wort zu sagen, Sie wissen, er vergißt nichts und tut alles für Sie!«

Der Kapitän, von dem der Korporal sprach, hatte oft mit Peter gesprochen und sich immer sehr höflich gegen ihn benommen.

»Siehst du, Thomas«, sagte mir der Kapitän, »Kirill ist ein gebildeter Mensch, spricht Französisch, ein russischer Herr, der Unglück gehabt hat, aber er ist doch ein Mensch. Wenn er etwas nötig hat, so soll es ihm nicht verweigert werden.« Ja, Monsieur Kirill, neulich wäre es schlimm geworden, wenn Sie nicht gewesen wären.«

Es war nämlich Streit zwischen den Gefangenen und Franzosen entstanden, wobei Peter seine Genossen zur Ruhe brachte. – Als der Korporal gegangen war, fragten Peter einige Landsleute, was er gesagt habe. Während ihnen Peter darüber Mitteilung machte, erschien in der Tür ein hagerer, gelber, abgerissener, französischer Soldat und fragte Peter, ob in dieser Baracke ein Soldat Karatajew sei, dem er Leinwand zu einem Hemd übergeben habe.

Vor einer Woche hatten die Franzosen Material zu Stiefel und Leinwand erhalten und ließen sich von Gefangenen Stiefel und Hemden anfertigen.

»Fertig, mein Falke!« rief Karatajew. Der Wärme und der Bequemlichkeit bei der Arbeit wegen trug Karatajew nur Beinkleider und ein kohlschwarzes Hemd. Die Haare hatte er mit einem Bindfaden über der Stirn zusammengebunden, und sein rundes Gesicht erschien noch runder und niedlicher. Lachend hielt er ein fertiges Hemd in die Höhe.

Der Franzose blickte sich unruhig um, dann schien er plötzlich seine Unschlüssigkeit überwunden zu haben, warf hastig die Uniform ab und legte das Hemd an. Unter seiner Uniform hatte der Franzose kein Hemd und trug auf dem bloßen, hageren, gelben Körper eine lange, schmutzige, seidene Weste mit Blumenstickerei. Er fürchtete deshalb ausgelacht zu werden und steckte hastig den Kopf in das Hemd, aber niemand sprach ein Wort.

»Siehst du, das sitzt vortrefflich«, sagte Karatajew, indem er das Hemd betrachtete. »Das ist hier keine Schneiderwerkstatt und richtiges Werkzeug gibt es hier auch nicht. Was sagt das russische Sprichwort? Ohne Gerät kann man keine Laus totschiagen.«

»Gut, gut, danke! Aber wo ist die Leinwand, die übrigblieb?« sagte der Franzose.

»Es wird noch weiter werden, wenn du es auf dem Leibe hast«, sagte Karatajew, indem er noch immer sein Werk bewunderte.

»Ich danke sehr, aber wo sind die Reste?« wiederholte der Franzose lachend, indem er Karatajew ein Stück Papiergeld reichte. »Gib die Reste her!«

Peter sah, daß Karatajew nicht verstehen wollte, was der Franzose sagte, und sah zu, ohne sich einzumischen. Karatajew dankte für das Geld und rühmte noch immer seine Arbeit, aber der Franzose bestand auf den Resten, und bat Peter, zu übersetzen, was er sagte.

»Wozu braucht er die Reste?« sagte Karatajew. »Wir könnten sie gut brauchen zu Fußlappen. Nun, meinewegen!« Und mit betrübter Miene nahm Karatajew ein Knäuel von Abschnitzeln aus der Brusttasche und reichte sie dem Franzosen.

Der Franzose sah die Leinwand an, überlegte und blickte fragend Peter an. »Karatajew!« rief er plötzlich errötend mit kreischender Stimme.

»Nimm das!« sagte er, reichte ihm die Reste, wandte sich um und ging.

»Sieh doch«, sagte Karatajew, den Kopf wiegend, »man sagt, sie seien Heiden, aber sie haben doch eine Seele!«

Vier Wochen waren vergangen, seitdem Peter in der Gefangenschaft war. Man hatte ihm angeboten, ihn in die Offiziersbaracke zu versetzen, aber er wollte bleiben, wo er war.

In dem zerstörten und verbrannten Moskau hatte Peter Entbehrungen fast bis zur äußersten Grenze durchgemacht, aber dank seiner kräftigen Gesundheit, die er bisher nicht zu schätzen wußte, ertrug er alles mit Leichtigkeit, und erst in dieser Zeit gewann er jene Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst, nach der er früher vergebens gestrebt hatte, und die er früher auf den verschiedensten Wegen, in der Philanthropie, in der Freimaurerei, in den Zerstreuung des Weltlebens, im Weine, im Heroismus der Selbstaufopferung, in seiner romantischen Liebe zu Natalie vergebens gesucht hatte. Die schrecklichen Augenblicke, die er bei der Hinrichtung durchlebt hatte, hatten alle ihm früher wichtig erschienenen Gefühle und Erinnerungen abgewaschen. Er dachte nicht mehr an Rußland, an den Krieg, an die Politik, und seine Absicht. Napoleon zu töten, erschien ihm jetzt sogar lächerlich. Auch sein Groll gegen seine Frau und die Sorge, daß sie seinen Namen beschimpfen werde, erschienen ihm jetzt nichtig.

Nun erinnerte er sich oft an sein Gespräch mit Fürst Andree, der behauptete, das Unglück sei nur negativ und das in uns gelegte Streben nach dem Glück sei uns nur deshalb verliehen, um durch seine Nichtbefriedigung uns zu quälen. Ohne Rückhalt erkannte Peter die Richtigkeit dessen an. Die Befreiung von allen Leiden, die Befriedigung der Bedürfnisse, gute Nahrung und Reinlichkeit und demzufolge auch die Freiheit, sich eine Beschäftigung, eine Lebensweise selbst zu wählen, erschienen Peter als das höchste Glück des Menschen, besonders jetzt, wo er das alles entbehrte. Er vergaß, daß der Überfluß der Annehmlichkeiten des Lebens alles Glück, das die Befriedigung der Bedürfnisse gewährt, vernichtet, und daß ebenso die Freiheit, sich seine Beschäftigung selbst zu wählen – dieselbe Freiheit, die ihm die Bildung, der Reichtum, die Stellung in der Welt verliehen –, das Bedürfnis selbst und die Möglichkeit einer Beschäftigung vernichten.

Jetzt richteten sich alle seine Gedanken auf jenen Augenblick, in dem er frei sein werde. Später aber dachte er sein ganzes Leben lang mit Entzücken

an diese Monate der Gefangenschaft zurück, an die vollkommene geistige Ruhe und innere Freiheit, die er in jener Zeit empfand.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober begann die Bewegung der abmarschierenden Franzosen. Küchen und Baracken wurden abgebrochen. Fuhrer wurden beladen, Truppen und Wagen setzten sich in Bewegung. Um sieben Uhr morgens erschien eine Abteilung Infanterie in Feldausrüstung, mit Tschako, Gewehren, Tornistern und großen Brotbeuteln vor der Baracke, und durch die ganze Linie lief ein lebhaftes, geräuschvolles französisches Schwatzen, mit Schimpfworten untermischt.

In der Baracke waren alle bereit und angekleidet und erwarteten nur den Befehl, hinauszugehen. Der kranke Soldat Sokolow, mit bleichem, hagerem Gesicht und blauen Ringen um die Augen, lag allein noch unangekleidet auf seiner Stelle und blickte mit starren Augen fragend nach den Genossen, die sich nicht um ihn kümmerten. Er stöhnte leise, augenscheinlich weniger aus Schmerz – er litt am Blutsturz – als aus Angst, allein zurückzubleiben.

Peter trug Schuhe, die ihm Karatajew verfertigt hatte, und war mit einem Strick umgürtet. Er setzte sich neben den Kranken.

»Nun, Sokolow, sie werden wohl nicht ganz und gar abziehen. Sie haben da ein Hospital, vielleicht ist es noch besser als die unsrigen«, sagte Peter.

»O, das ist mein Tod«, stöhnte der Soldat.

»Ich werde mich erkundigen«, sagte Peter und ging zur Tür. In demselben Augenblick trat der Korporal, der Peter die Pfeife angeboten hatte, mit zwei Soldaten ein; er hatte Befehl, die Tür zu schließen und die Gefangenen abzuzählen.

»Korporal, was wird mit diesem Kranken geschehen?« begann Peter, aber in demselben Augenblick ertönte von zwei Seiten Trommelwirbel. Der Korporal stieß mit finsterner Miene einige Schimpfworte aus und schlug die Tür zu. In der Baracke wurde es halb dunkel.

»Da ist es wieder«, dachte Peter. In dem veränderten Benehmen des Korporals, in dem betäubenden Trommelwirbel hatte Peter jene geheimnisvolle, teilnahmslose Gewalt erkannt, welche die Menschen veranlaßte, gegen ihren Willen ihresgleichen zu töten. Es war jetzt nichts zu machen, als geduldig zu warten. Peter ging nicht mehr zu dem Kranken und blickte ihn auch nicht mehr an, sondern blieb schweigend und mit finsterner Miene an der Tür stehen.

Als die Tür geöffnet wurde, drängte sich Peter durch die Gefangenen hinaus und ging auf den Kapitän zu, der nach der Versicherung des Korporals bereit war, für Peter alles zu tun. Auch der Kapitän trug Feldausrüstung, und aus seinem kalten Gesicht blickte auch jenes »Etwas« hervor, das Peter in den Worten des Korporals und in dem Trommelwirbel erkannt hatte.

»Schert euch hinaus«, sagte der Kapitän, mit finsterner Miene nach den sich herausdrängenden Gefangenen blickend. Peter wußte, daß sein Versuch vergeblich sein werde, aber er trat dennoch auf den Kapitän zu.

»Nun, was gibt's?« fragte der Offizier. Peter sprach von dem Kranken.

»Er geht mit! Zum Teufel!« sagte der Kapitän.

»Aber er ist am Sterben«, begann Peter.

»Marsch! Zum Teufel!« schrie der Kapitän zornig. Tram–da–da–dam–dam! wirbelten die Trommeln, und Peter begriff, daß jene geheimnisvolle Kraft die Menschen vollständig beherrschte und daß jetzt alle Worte nutzlos seien.

Die gefangenen Offiziere wurden von den Soldaten getrennt. Es waren etwa dreißig Offiziere und dreihundert Soldaten.

Die gefangenen Offiziere, die aus anderen Baracken kamen, waren Peter alle fremd und viel besser gekleidet als er, und blickten ihn mißtrauisch und kühl an. Nicht weit von Peter ging ein dicker Major in einem Schlafrock, der mit einem Leintuch festgehalten wurde, mit einem dicken, gelben, bösen Gesicht, der beständig keuchte und zornig brummte. Ein anderer Offizier sprach seine Vermutungen aus, wohin sie jetzt geführt und wie weit sie heute noch kommen werden. Ein Intendanturbeamter lief nach verschiedenen Seiten, betrachtete das abgebrannte Moskau und äußerte laut seine Beobachtungen.

»Nun, ihr wißt, daß es abgebrannt ist, was ist da zu reden?« knurrte der Major.

Als der Zug durch einen der wenigen nicht abgebrannten Stadtteile Moskaus kam, drängte sich die ganze Menge der Gefangenen plötzlich nach einer Seite, und man hörte Ausrufe des Entsetzens. Die Leiche eines Mannes stand aufrecht an einer Kirchenmauer, das Gesicht war mit Kienruß beschmiert.

»Vorwärts, zum Teufel!« schrien die französischen Soldaten und trieben die Gefangenen mit den Säbeln auseinander.

Als der Zug der Gefangenen, welcher bisher allein marschierte, zu den großen Proviantmagazinen kam, geriet er in das Gedränge eines ungeheuren Zuges von Kanonen und Wagen. Nach vorwärts und nach rückwärts erblickte man unendliche Reihen anderer Wagenzüge und rechts auf der Kalugaschen Straße zogen unabsehbare Reihen von Truppen und Wagen hin. Das war das Korps von Beauharnais, das früher als die anderen abmarschiert war. Am Ufer des Flusses und bei der Steinernen Brücke marschierten die Truppen und Wagenzüge des Marschalls Ney. Das Korps von Davoust, wozu die Gefangenen gehörten, hatte schon zum Teil die Kalugasche Straße erreicht. Von allen Seiten hörte man ein Geräusch, wie das unaufhörliche Brausen des Meeres, sowie Hufschläge, das Krachen der Wagen und tausendfaches Stimmengewirr. Beständig wurde der Marsch unterbrochen, und die wenigen Schritte von der Steinernen Brücke bis zur Kalugaschen Straße erforderten mehr als eine Stunde. Bei einem solchen Aufenthalt stiegen die gefangenen Offiziere auf die Mauern eines abgebrannten Hauses, neben dem sie standen.

»Sieh doch, was für ein Volk! Auf den Kanonen haben sie Beute aufgepackt! Sieh doch die Pelze! Ach, die Verfluchten, wie sie geplündert haben! Und was hat der dort auf dem Wagen? Ich glaube, es sind Heiligenbilder. Ach, die Schurken! Und siehst du, dieser hat sich so vollgepackt, daß er kaum gehen kann! Und da kommt ein Wagen mit Koffern vollgepackt! Siehst du, was das für Pferde sind? Mit einer Krone! Und da ist ein Frauenzimmer mit einem Kind. Wie ist diese wohl hierhergeraten? Und immer noch kein Ende! Da sind auch russische Mädchen, wahrhaftige Mädchen! Sitzen dort behaglich auf dem Wagen!«

Wieder schob eine Welle der allgemeinen Neugierde wie an der Kirchenmauer alle Gefangenen auf den Weg, und Peter sah über die anderen weg, was ihre Neugierde so sehr erregt hatte. Zwischen den Pulverwagen fuhren drei Kutschen mit in grellen Farben gekleideten Frauenzimmern, die mit kreischenden Stimmen schrien und durcheinander sprachen. Nach diesen Kutschen kamen wieder Wagen, Soldaten, Bauernwagen und Soldaten, Pulverwagen und Soldaten und darunter im Gedränge zuweilen auch Weiber. Peter sah nicht einzelne Menschen,

sondern nur den Strom des Ganzen, welcher wie von einer geheimnisvollen Kraft fortbewegt wurde und sich beständig durch Zuzüge aus den Nebenstraßen verstärkte. Man marschierte sehr rasch, ohne Aufenthalt, und erst, als die Sonne sich zum Untergang neigte, wurde Rast gemacht. Die Wagen rückten enger auf, und die Leute bereiteten ihr Nachtlager. Alle schienen unzufrieden und zornig zu sein, lange Zeit hörte man von allen Seiten Schimpfworte, Zanken und Geschrei. Die Wachtmannschaft benahm sich gegen die Gefangenen noch schlechter als beim Ausmarsch, und zum erstenmal erhielten die Gefangenen jetzt Pferdefleisch. Das frühere, freundliche Benehmen hatte bei allen, von den Offizieren bis zum letzten Soldaten, sich in Feindseligkeit gegen die Gefangenen verwandelt, und diese Feindseligkeit verstärkte sich noch, als beim Verlies der Gefangenen entdeckt wurde, daß ein russischer Soldat, der sich krank gestellt hatte, im Gedränge entflohen war. Peter sah, wie ein Franzose einen russischen Soldaten schlug, weil er zu weit vom Wege abgewichen war, und hörte, wie der Kapitän, sein Freund, einem Unteroffizier mit dem Kriegsgericht drohte wegen der Flucht des Russen. Der Unteroffizier entschuldigte sich, der Soldat sei krank gewesen und habe nicht gehen können, worauf der Offizier sagte, es sei befohlen, diejenigen zu erschießen, die zurückbleiben. Bald verstummte das Knistern der Lagerfeuer und das unendliche Stimmengewirr, und in dem ungeheuren Biwak wurde es still. Die roten Lagerfeuer brannten herab, doch am hellen Himmel stand der Vollmond und erleuchtete die unabsehbaren Wälder und Felder. Peter blickte zum Himmel auf, zu den funkelnden Sternen.

»Und alles das ist mein, und alles das ist in mir, und alles das bin ich«, dachte Peter, »und alles das haben sie gefangenommen und in der Baracke, die mit Brettern eingezäunt ist, eingeschlossen.« Er lachte und legte sich bei seinen Genossen nieder, um zu schlafen.

In den ersten Tagen des Oktober kam bei Kutusow noch ein Parlamentär an mit einem Brief von Napoleon, welcher Friedensvorschläge enthielt und trügerischerweise aus Moskau datiert war, während Napoleon schon nicht weit von Kutusow auf der alten Kalugaschen Straße war. Kutusow antwortete auf diesen Brief ebenso wie auf den ersten. Er sagte, von Frieden könne keine Rede sein. Bald darauf traf von dem Streifkorps von Dolochow bei Tarutino eine Meldung ein, daß in Fominskoi sich Truppen gezeigt hätten, die aus der Division Broussier bestehen. Diese Division sei vereinzelt und könne leicht vernichtet werden. Die Generale kamen zu Kutusow und sprachen ihre Meinung aus, auf den Vorschlag Dolochows einzugehen, aber Kutusow hielt dies nicht für nötig. Daraus erfolgte ein Mittelding, es wurde nach Fominskoi eine kleine Abteilung unter Dolochow gesandt, welche Broussier angreifen sollte, aber kaum hatte Dolochow die Hälfte des Weges bis Fominskoi zurückgelegt, als die französische Armee sich ganz unerwarteterweise nach links wandte, nach der neuen Kalugaschen Straße und Fominskoi besetzte, wo früher nur Broussier gestanden hatte. Ein gefangener französischer Gardist wurde eingebracht, welcher aussagte, daß die Truppen in Fominskoi die Avantgarde der ganzen großen Armee sei, daß auch Napoleon dort wäre, und daß die Armee schon vor fünf Tagen aus Moskau abmarschiert sei. An demselben Abend berichtete auch ein Bauer, daß er den Einmarsch großer Truppenmassen in die Stadt gesehen habe, und Kosaken von der Abteilung Dolochows meldeten, daß sie die französische Garde im Anmarsch gesehen haben. Aus allen diesen Gerüchten ergab sich klar, daß dort, wo nur eine Division gestanden hatte, jetzt die ganze französische Armee stand, welche in einer ganz unerwarteten Richtung aus Moskau abmarschiert war. Dolochow wollte nichts unternehmen, ohne zuvor Meldung gemacht zu haben, und sandte einen Offizier, Bolchowitinow, um Mitternacht an den Oberkommandierenden ab.

Es war eine dunkle, warme Herbstnacht, es regnete schon den vierten Tag.

»Wo ist der General du jour? Schnell!« sagte Bolchowitinow, als er vor einer Hütte vom Pferde stieg, an welcher angeschrieben stand: »Generalstab.« Wie alle alten Leute schlief Kutusow wenig in der Nacht. Bei Tage schlummerte er oft plötzlich ein, jetzt aber lag er unausgekleidet auf seinem Bett in tiefem Nachdenken.

»Sie müßten doch begreifen, daß wir nur verlieren können, wenn wir angreifend verfahren. Geduld und Zeit, das sind meine Kriegswaffen!« dachte Kutusow. »Immer sprechen sie von klugen Manövern und Angriffen. Wozu das? Nun, sie wollen sich nur auszeichnen, als ob es ein Vergnügen wäre, sich zu schlagen! Sie sind wie die Kinder, von denen man nicht auf vernünftige Weise herausbringen kann, wie die Sache war, weil sie alle nur beweisen wollen, wie sie sich zu schlagen verstehen. Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Und was für künstliche Manöver sie mir immer vorschlagen! Sie glauben, wenn sie zwei oder drei Möglichkeiten überlegt haben, so haben sie alles überlegt, und doch sind die möglichen Zufälle unzählig.«

Er überdachte alle möglichen Bewegungen der französischen Armee. Er dachte an die Möglichkeit, daß Napoleon mit einem Teil seines Heeres sich nach Petersburg wenden werde, oder daß er in Moskau bleiben werde, um ihn, Kutusow, zu erwarten. Aber was er nicht vorhersehen konnte, war eben das, was geschah, jenes unsinnige, krampfhaftes Umherwerfen des französischen Heeres während der ersten elf Tage nach seinem Abmarsch von Moskau, wodurch möglich wurde, an was damals Kutusow noch nicht zu denken wagte: die vollständige Vernichtung der Franzosen. Alle Nachrichten ließen darauf schließen, daß die französische Armee erschüttert war und sich zur Flucht wende, aber das waren nur Vermutungen, und Kutusow wußte aus sechzigjähriger Erfahrung, welches Gewicht man Gerüchten beilegen darf. Er wußte, wie geneigt die Menschen sind, wenn sie etwas wünschen, alle Nachrichten so zu gruppieren, daß sie das Gewünschte bestätigen. In diese Gedanken war er in der Nacht des 11. Oktober versunken, als er im Nebenzimmer Geräusch hörte.

»Wer ist da? Was gibt es Neues?«

Während ein Diener eine Kerze anzündete, traten die Generale Toll und Konownizin mit Bolchowitinow ein. Toll berichtete den Inhalt der überbrachten Nachricht und war erstaunt über den Ausdruck kalter Strenge auf Kutusows Gesicht.

»Sprich! Sprich, Freundchen!« sagte er zu Bolchowitinow. »Komm näher! Was hast du mir für Nachrichten gebracht? Was? Napoleon ist aus Moskau abmarschiert? Ist's wirklich so? Wie?«

Bolchowitinow meldete von Anfang an genau, was ihm aufgetragen war. »Sprich schneller, schneller!« unterbrach ihn Kutusow.

Als Bolchowitinow zu Ende war, wollte Toll sprechen, aber Kutusow unterbrach ihn. Er wollte etwas sagen, plötzlich aber verzog sich sein Gesicht, er winkte Toll mit der Hand zu, wandte sich um und zog sich in eine Ecke der Hütte zurück.

»Herr, mein Schöpfer, du hast unser Gebet erhört«, sagte er mit zitternder Stimme und gefalteten Händen. »Rußland ist gerettet! Ich danke dir, Herr!« Darauf brach er in Tränen aus.

Der sogenannte Partisanenkrieg begann schon mit dem Einmarsch des Feindes in Moskau. Schon ehe derselbe offiziell von unserer Regierung anerkannt wurde, waren schon Tausende von Feinden, Nachzüglern und Marodeuren durch Kosaken und Bauern vernichtet worden. Am 24. August wurde das erste Streifkorps unter Dawidow errichtet, und je weiter der Feldzug sich ausdehnte, um so mehr vergrößerte sich die Zahl dieser Streifkorps. Ihre Zahl betrug schon Hunderte, als die Franzosen nach Smolensk zu flohen. Einige derselben hatten ein militärisches Ansehen mit Infanterie, Artillerie, Stäben und so weiter, andere bestanden nur aus Kosaken, und dann gab es noch kleinere zu Fuß und zu Pferde, welche nur aus Bauern bestanden, unter dem Befehl eines unbekanntes Gutsbesitzers oder Kirchensängers, die einige hundert Gefangene im Monat machten. Ende Oktober stand der Kleinkrieg in voller Blüte. Die erste Periode, wo sie sich selbst wunderten über ihre Kühnheit und beständig fürchteten, von den Franzosen gefangen zu werden, war schon vorüber. Jetzt hielten kleinere Partisangruppen, welche schon lange angefangen hatten und die Franzosen näher kannten, vieles für möglich, was vorsichtigere Anführer mit militärischen Abteilungen nicht wagten, ja, sie hielten schon alles für möglich.

Am 22. Oktober befand sich Denissow mit seinem Streifkorps in heftiger Erregung. Seit dem Morgen waren sie unterwegs und den ganzen Tag folgten sie durch die Wälder längs der großen Straße einem großen, französischen Transport von Kavalleriematerialien und russischen Gefangenen, welcher sich von den übrigen Truppen abgesondert hatte und unter starker Bedeckung, wie die Kundschafter berichteten, sich gegen Smolensk bewegte. Von diesem Transport wußten nicht nur Denissow und Dolochow, der auch ein kleines Streifkorps befehligte und in der Nähe von Denissow sich bewegte, sondern auch die Anführer kleinerer militärischer Abteilungen, und Denissow beschloß daher, diesen zuvorzukommen und mit Dolochow den Transport anzugreifen. Dieser marschierte am 22. Oktober vom Dorfe Mikulino nach dem Dorfe Schamschewo. Zur Linken vom Wege von Mikulino nach Schamschewo erstreckten sich große Wälder, welche sich zuweilen dem Wege näherten oder von ihm entfernten.

Am Morgen nahmen die Kosaken zwei Fuhren weg, die im Schlamm auf dem Wege steckengeblieben waren und Kavalleriesättel enthielten, und führten sie in den Wald. Bis zum Abend folgte das Streifkorps, ohne anzugreifen, den Franzosen. Denissow wollte sie nicht aufschrecken, sondern ruhig bis Schamschewo gelangen lassen, dann aber mit Dolochow vereinigt, gegen Morgen von zwei Seiten her den Feind überfallen. Hinten, zwei Werst von Mikulino, dort wo der Wald die Straße erreicht, wurden sechs Kosaken zurückgelassen, die sogleich die Meldung machen sollten, sobald sich neue französische Kolonnen zeigten. Vorn aber, vor Schamschewo, sollte Dolochow ebenso auf dem Wege folgen, um zu ermitteln, in welcher Entfernung andere französische Truppen seien. Man schätzte die Mannschaft bei dem Transport auf fünfzehnhundert Mann, Denissow hatte zweihundert und Dolochow etwa ebensoviel. Aber die Übermacht konnte Denissow nicht abhalten. Er mußte nur noch wissen, was das für Truppen waren, und zu diesem Zweck mußte Denissow einen der Feinde gefangen nehmen. Der Angriff auf die Fuhre am Morgen war so heftig erfolgt, daß die sie begleitenden Franzosen alle getötet, und nur ein kleiner Knabe, ein Trommler, lebendig gefangen wurde, der nichts Zuverlässiges über die Truppen bei dem Transport aussagen konnte. Einen nochmaligen Angriff hielt Denissow für gefährlich, um nicht die ganze Kolonne wachsam zu machen, und deshalb sandte er nach Schamschewo einen Bauern, Tichon, voraus, um, wenn möglich, wenigstens einen der französischen Quartiermacher, die dort gewesen waren, zu fangen.

Es war eine warme Regennacht. Denissow bückte wie sein Pferd den Kopf herab wegen des Regens und blickte aufmerksam nach vorwärts. Sein hageres, bärtiges Gesicht hatte einen zornigen Ausdruck. Neben ihm ritt ein Esaul, ein Kosakenhauptmann, auf einem wohlgenährten Pferd.

Der Esaul Lowaisky war ein langer, blondlockiger Mann, dünn wie ein Brett, mit kleinen, hellen Äuglein und selbstzufriedener Miene. Etwas vor ihnen ging ein durchnässter Bauer, ein Wegzeiger, im grauen Kaftan mit weißer Mütze. Etwas hinter ihnen ritt ein junger Offizier in einem blauen französischen Mantel auf einem hagern Kirgisenpferd mit mächtigem Schweif und dichter Mähne, und neben diesem ritt ein Husar, der hinter sich einen Knaben in zerrissener französischer Uniform und blauer Mütze hatte. Der Knabe hielt sich mit roten Händen am Husaren fest. Das war der gefangene französische Trommelschläger. Hinter ihnen ritten Husaren zu dreien oder vierten auf einem engen Waldwege, dann Kosaken, zum Teil in Filzmänteln, zum Teil in französischen Mänteln. Die Kleider, die Sättel, die Zügel, alles war feucht wie die Erde und die herabgefallenen Blätter, mit denen der Weg bestreut war. Denissow war schlechter Laune, sowohl wegen des Regens als wegen des Hungers, denn seit dem frühen Morgen hatte niemand gegessen, besonders aber deshalb, weil von Dolochow bisher keine Nachricht gekommen war.

Als sie auf eine Waldlichtung kamen, von welcher man weit nach rechts sehen konnte, hielt Denissow an.

»Dort kommt etwas!« sagte er.

Der Esaul blickte nach der angegebenen Richtung.

»Dort reiten zwei – ein Offizier und ein Kosak.«

Bald verschwanden die Reiter und nach einigen Augenblicken zeigten sie sich wieder. Der Offizier ritt voraus in einem müden Galopp, mit ganz durchnässten, bis unter die Knie aufgeschlagenen Beinkleidern. Hinter ihm trabte ein Kosak aufrecht in den Steigbügeln. Der Offizier, ein sehr junger Mensch mit breitem, rotem Gesicht und recht vergnügten Äuglein, ritt auf Denissow zu und übergab ihm einen durchnässten Brief.

»Vom General«, sagte er. »Entschuldigen Sie, daß er nicht ganz trocken ist.«

Denissow nahm den Brief mit finsterer Miene und erbrach ihn.

»Alle sagten, es sei gefährlich, gefährlich!« sagte der Offizier zum Esaul, während Denissow den Brief las, »aber wir haben jeder zwei Pistolen. Was ist das?« fragte er, als er den kleinen Franzosen erblickte, »ein Gefangener? Sie waren schon im Gefecht? Kann ich mit ihm reden?«

»Rostow! Petja!« rief Denissow. »Warum hast du nicht gleich gesagt, daß du's bist?«

Der junge Offizier war Petja Rostow.

»Nun, es freut mich, dich zu sehen! – Michail«, wandte Denissow sich an den Esaul, »das ist hier ein Schreiben von dem General!« Er teilte ihm den Inhalt des Schreibens mit, welches das wiederholte Verlangen von einem General enthielt, sich mit seinem Streifkorps zu vereinigen. »Wenn wir den Transport morgen nicht wegnehmen, so wird er uns vor der Nase weggeschnappt«, schloß er.

Während Denissow mit dem Esaul sprach, hatte Petja, verduzt von dem kalten Ton Denissows, seine Beinkleider herabgeschlagen, weil er diese für die Ursache des kühlen Empfangs hielt.

»Haben Sie einen Befehl zu geben, Euer Hochwohlgeboren?« fragte er Denissow mit der Hand am Schirm, »oder soll ich bei Euer Hochwohlgeboren bleiben?«

»Ja«, sagte Denissow nachdenklich. »Du kannst bis morgen bleiben.«

»Ach, bitte ... kann ich bei Ihnen bleiben?« rief Petja.

»Hat dir denn der General befohlen, sogleich zurückzukehren?« fragte Denissow.

Petja errötete. »Er hat nichts darüber gesagt, ich denke, ich kann bleiben?« sagte er fragend.

»Nun gut«, erwiderte Denissow. Darauf wandte er sich zu seinen Untergebenen und befahl, eine Abteilung solle sich zu dem als Rastplatz bestimmten Ort im Wald begeben, und der Offizier auf dem Kirgisenpferd, der sein Adjutant war, solle Dolochow aufsuchen und fragen, ob er morgen kommen werde. Denissow selbst aber mit dem Esaul und Petja wollten auf die Waldlichtung reiten, die sich gegen Schamschewo hinzog, um von dort die Stellung der Franzosen zu beobachten, auf welche der Überfall morgen gerichtet werden mußte.

Denissow, Petja und der Esaul, begleitet von einigen Kosaken und dem Husaren, welcher den Gefangenen auf seinem Pferde hatte, ritten nach links durch eine Schlucht zum Waldsaum.

Der Regen hörte auf, nur einzelne Wassertropfen fielen noch von den Zweigen der Bäume. Denissow, der Esaul und Petja ritten schweigend dem Bauern nach, der leicht und geräuschlos über den weichen Rasen schritt und sie zum Waldsaum führte. Als sie an den Bergabhang kamen, blieb der Bauer stehen und näherte sich der rötlichen Wand der Bäume. Bei einer großen Eiche hielt er an und winkte geheimnisvoll mit dem Arm. Denissow und Petja ritten zu ihm hinüber. Von dem Standpunkte des Bauern aus konnte man die Franzosen sehen. Gleich hinter dem Walde zog sich ein Getreidefeld hinab, rechts, jenseits einer steilen Schlucht, lag ein kleines Dörfchen mit einem halbverfallenen Herrenhause. In jenem Dörfchen und Herrenhaus, im Garten, beim Teich und auf dem ganzen Weg von der Brücke bis zum Dörfchen sah man in einer Entfernung von kaum vierhundert Meter durch den wogenden Nebel Menschenmassen; man hörte deutlich ihre Rufe in fremden Sprachen.

»Bringt den Gefangenen hierher!« sagte Denissow, ohne die Augen von den Franzosen abzuwenden.

Der Kosak stieg vom Pferde, nahm den Knaben herunter und ging mit ihm zu Denissow. Der Knabe steckte seine erstarrten Hände in die Taschen und sah Denissow furchtsam an, und ungeachtet seiner Bereitwilligkeit, alles zu sagen, was er wußte, waren seine Worte doch so verwirrt, daß Denissow sich unmutig abwandte.

Petja blickte gespannt bald nach dem Knaben, bald nach den Franzosen, um nicht irgend etwas Wichtiges zu versäumen.

»Ob Dolochow kommt oder nicht, wir müssen angreifen, nicht wahr?« sagte Denissow mit glänzenden Augen.

»Der Ort ist günstig«, bemerkte der Esaul.

»Die Infanterie senden wir in die Niederung am Sumpf«, fuhr Denissow fort, »sie soll sich in den Garten schleichen! Sie reiten mit den Kosaken von dorthier, vom Wald hinter dem Dörfchen, und ich von hier aus mit den Husaren, und nach einem Schuß ...«

»Durch die Schlucht geht es nicht, der Grund wird sumpfig sein«, sagte der Esaul, »man muß einen weiteren Bogen nach links hin machen.«

Während sie halblaut sich besprachen, krachte in der Schlucht vom Teiche her ein Schuß, dann ein zweiter, eine Rauchwolke erhob sich, und man hörte hundertstimmiges Rufen der Franzosen am Abhänge. Denissow und der Esaul zogen sich zurück, sie waren so nahe, daß sie glaubten, die Schüsse hätten ihnen gegolten. Aber das war ein Irrtum, unten, längs des Sumpfes, lief ein Mensch, auf welchen die Franzosen schossen.

»Ach, das ist ja unser Tichon«, sagte der Esaul.

»Solch ein Strolch«, rief Denissow.

Der Mensch, den sie Tichon nannten, lief nach dem Fluß, stürzte sich hinein und verschwand auf einen Augenblick. Dann kroch er auf allen vieren, schwarz vom Wasser, heraus und lief weiter. Die Franzosen, die ihn verfolgten, blieben stehen.

»Gut gemacht«, sagte der Esaul.

»Wer ist das?« fragte Petja.

»Das ist unser Späher, den wir aussandten, einen Gefangenen zu holen.«

Tichon war einer der nützlichsten Leute der Abteilung. Er war ein Bauer aus Pokrowskoje. Als Denissow am Anfang seiner Streifzüge nach Pokrowskoje kam und wie immer den Dorfältesten fragte, was er von den Franzosen wisse, erwiderte dieser wie gewöhnlich ausweichend, er wisse nichts und habe nichts gesehen. Aber als Denissow ihm erklärte, er verfolge die Franzosen, und dann danach fragte, ob die Franzosen umherstreiften, sagte der Dorfälteste, »Mirodeure« seien dagewesen, aber bei ihnen im Dorf habe sich nur Tichon mit solchen Sachen befaßt. Denissow ließ Tichon rufen und belobte ihn für seine Tätigkeit, wobei er einige Worte sprach von der Treue für den Kaiser und das Vaterland und von dem Haß gegen die Franzosen, den die Söhne des Vaterlandes hegen müssen.

»Wir tun den Franzosen nichts Böses«, sagte Tichon, der beim Erscheinen Denissows ängstlich geworden war. »Mirodeure haben wir zwei Dutzend totgeschlagen, aber sonst tun wir nichts Böses.«

Am anderen Tag, als Denissow den Bauern schon vergessen hatte und Pokrowskoje verließ, wurde ihm gemeldet, Tichon habe darum gebeten, ihn mitzunehmen. Denissow willigte ein. Tichon machte sich auf verschiedene Arten nützlich und erwies sich als eifrig und brauchbar. Nachts ging er auf Beute aus und brachte immer französische Uniformen und Waffen zurück und auf Befehl auch Gefangene. Denissow nahm Tichon zu sich und ließ ihn unter die Kosaken einreihen. Tichon liebte nicht zu reiten und ging immer zu Fuß mit den Reitern. Er erhielt eine alte Muskete, die er mehr

zum Scherz trug, eine Pike und ein Beil, das er zu allem zu brauchen wußte wie der Wolf seine Zähne, der damit ebenso leicht einen Floh in seinem Fell fängt als starke Knochen zerbeißt. Wenn es irgend etwas besonderes Schwieriges oder Mühsames zu tun gab, einen Wagen mit der Schulter aus dem Schlamme zu schieben, oder ein Pferd am Schweif aus einem Sumpf zu ziehen, oder sich mitten unter die Franzosen zu schleichen, so deuteten alle lachend auf Tichon. Einmal schoß ein Franzose mit einer Pistole nach ihm und traf in die Weichteile seiner Rückenseite. Diese Wunde, die Tichon mit Branntwein heilte, den er äußerlich und innerlich anwandte, war der Gegenstand vieler zarter Scherze in der ganzen Abteilung. Niemand verstand besser als er, eine Gelegenheit zu einem Überfall zu erkunden, niemand hatte mehr Franzosen als er gefangengenommen und getötet. Jetzt war er von Denissow noch in der Nacht nach Schamschewo gesandt worden, um eine »Zunge« zu fangen. Aber entweder weil er sich nicht mit einem Franzosen begnügen wollte, oder weil er die Nacht verschlafen hatte, schlich er bei Tage mitten in die Büsche unter die Franzosen und wurde entdeckt, wie Denissow vom Berge aus sah.

Während Denisow sich noch mit dem Esaul besprach, kam ein Mensch in einer Jacke, mit Bastschuhen, einem Hut und einem Gewehr über die Schulter und einem Beil im Gürtel, mit großen Schritten durch den Wald. Als er Denisow erblickte, warf er hastig etwas ins Gebüsch, nahm seinen nassen Hut ab und näherte sich dem Anführer. Das war Tichon. Sein faltiges Gesicht mit den kleinen Äuglein glänzte vergnügt und selbstzufrieden.

»Nun, wo bist du hingekommen?« fragte Denisow.

»Bei den Franzosen war ich«, erwiderte Tichon mit heiserem Baß.

»Warum bist du bei Tage dorthin geschlichen, du Einfaltspinsel? Nun, hast du keinen gebracht?«

»Einen habe ich gefangengenommen.«

»Wo ist er?«

»Ich habe ihn in den Wald geführt, aber ich sah, daß er nichts taugte, und da dachte ich, ich werde einen anderen, akkurateren holen.«

»Ach, du Strolch, warum hast du ihn nicht hergebracht?«

»Er taugte nichts«, erwiderte Tichon hastig, »ich weiß ja, welche Sorte Sie brauchen.«

»Ach, du Bestie! Nun?«

»Ich ging nach einem anderen«, fuhr Tichon fort, »und kroch so durch den Wald und legte mich nieder.« Dabei warf er sich plötzlich nieder, um zu zeigen, wie er es gemacht hatte. »Einen habe ich so auch erwischt! ›Komm mit zum Obersten!‹ sagte ich. Und wie er mich anstarrte! Es waren aber ihrer vier und sie stürzten mit den Säbeln auf mich zu, aber ich gab ihnen so mit dem Beil!« schrie Tichon und schwang mit drohender Miene das Beil.

»Mach keine Dummheiten«, sagte Denisow. »Aber warum hast du den ersten nicht hergebracht?«

Tichon kratzte mit einer Hand den Rücken und mit der anderen den Kopf und verzog den Mund zu einem dummen, strahlenden Lachen. »Er taugte nichts«, sagte er. »Er war auch schlecht gekleidet und solch ein Grobian, Euer Wohlgeboren.«

»Dummkopf!« sagte Denisow. »Ich muß doch jemand befragen.«

»Wozu? Ärgern Sie sich nicht«, sagte Tichon. »Wenn es dunkel wird, so bringe ich drei, wenn Sie wollen.«

Denissow ritt ärgerlich weiter, und Petja hörte, wie die Kosaken sich lustig machten und von Stiefeln sprachen, die Tichon ins Gebüsch geworfen hatte. Als das Gelächter verstummte, begriff Petja mit Grausen, daß Tichon einen Menschen erschlagen hatte, aber er faßte sich bald wieder.

Bald kam ein Offizier von Dolochow und meldete, Dolochow werde sogleich selbst kommen, und seinerseits sei alles in Ordnung. Denissow wurde plötzlich wieder heiter und rief Petja zu sich.

Als Petja Moskau und seine Eltern verließ, eilte er seinem Regiment nach und wurde bald darauf Ordonnanz bei einem General, der einen großen Heeresteil befehligte. Dann nahm er auch an dem Gefecht bei Wjäsma teil. Beständig befand er sich in einem Zustand glücklicher Erregung darüber, daß er zu den Großen gehöre, und in entzückter Erwartung einer Gelegenheit zu einer wirklichen Heldentat. Am 21. Oktober, als der General den Wunsch aussprach, jemand zu Denissow abzusenden, bat Petja so inständig, ihn abzusenden, daß der General es ihm nicht abschlagen konnte. Der General erinnerte sich aber der Unzuverlässigkeit Petjas im Gefecht bei Wjäsma, wo er, anstatt auf dem Wege dahin zu reiten, wohin er gesandt worden war, unter dem Feuer der Franzosen in ihre Kette ritt und zweimal mit seiner Pistole schoß. Deshalb verbot er Petja, an irgendeiner Affäre Denissows teilzunehmen. Das war der Grund, warum Petja errötete, als er Denissow verlegen fragte, ob er bleiben könne. Anfangs war Petja der Meinung, er müsse sogleich zurückkehren, aber als er die Franzosen sah und erfuhr, daß in der Nacht ebenfalls ein Angriff unternommen werde, kam er sofort zu dem Schluß, der General, den er bis jetzt sehr geachtet hatte, sei eine Schlafmütze, ein Deutscher, Denissow aber und der Esaul und Tichon seien Helden, und es wäre eine Schande, sie in einem solchen Augenblick zu verlassen. Es dämmerte bereits, als Denissow mit Petja und dem Esaul zum Wachtposten ritt. Im Halbdunkel sah man gesattelte Pferde, Kosaken und Husaren, die in einer Waldschlucht Feuer anmachten, um nicht von den Franzosen gesehen zu werden. Im Vorhaus einer kleinen Hütte schlachtete ein Kosak einen Hammel, in der Hütte selbst befanden sich drei Offiziere Denissows, die aus einer Tür einen Tisch konstruiert hatten. Petja nahm seine nassen Kleider ab, um sie zu trocknen, und half den Offizieren, den Abendtisch zu decken. Nach zehn Minuten war alles bereit. Eine Flasche Brantwein, Weißbrot und Hammelbraten stand auf dem Tisch. Als Petja mit den Offizieren bei Tisch saß, befand er sich in jenem entzückten, kindlichen Zustand zärtlicher Liebe zu allen Menschen und der Zuversicht, daß alle anderen Menschen eine gleiche Liebe für ihn hegten.

»Was denken Sie«, wandte er sich an Denissow, »es schadet wohl nichts, wenn ich noch einen Tag bei Ihnen bleibe?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, antwortete er selbst: »Ich habe den Befehl, mich zu erkundigen, nun, und ich erkundige mich ... Aber geben Sie mir nur gleich ein Kommando! Was suchen Sie?« fragte er den einen Offizier. »Ach, ein Messer? Bitte, nehmen Sie!« Er reichte ihm sein kostbares Taschenmesser, das der Offizier bewunderte. »Bitte, behalten Sie es! Ich habe noch viele solche«, sagte Petja errötend. »Ach, Himmel, ich habe ganz vergessen«, rief er plötzlich, »ich habe wunderbare Rosinen! Wir haben einen neuen Marketender mit so wundervollen Sachen. Ich habe zehn Pfund gekauft, denn ich bin an etwas Süßes gewöhnt. Wollen Sie?« Petja lief hinaus zu seinem Kosaken und brachte einen Futtersack herein, in welchem fünf Pfund Rosinen sein mochten. »Bitte, essen Sie, meine Herren! Aber haben Sie nicht Kaffeekessel nötig?« fragte er den Esaul. »Bei unserem Marketender habe ich vortrefflichen Kaffee getrunken, er hat prächtige Sachen! Er ist sehr ehrlich, das ist die Hauptsache! Ich werde Ihnen jedenfalls davon senden. Aber vielleicht sind Ihnen die Flintensteine ausgegangen? Das kommt vor! Ich habe welche mitgebracht, hier!« Er zeigte auf den Futterbeutel. »Hundert Stück! Ich habe sie sehr billig gekauft. Nehmen Sie soviel Sie wollen, oder alle!«

Plötzlich errötete er und dachte nach, ob er nicht irgendeine Dummheit gemacht habe. Und dann fiel ihm der kleine Franzose ein. »Wir leben hier sehr gut, aber wie geht es ihm? Wohin hat man ihn gebracht? Hat man ihm auch zu essen gegeben? Was wird aus ihm? Und hat man ihn nicht schlecht behandelt« dachte er. Aber als er bemerkte, daß er sich verplappert hatte mit den Feuersteinen, wurde er furchtsam. »Kann ich nach ihm fragen?« dachte er. »Sie werden sagen: ›Er ist selbst noch ein Knabe, darum bedauert er den Knaben.‹ Aber morgen werde ich ihnen zeigen, was ich für ein Knabe bin! Wird es eine Schande sein, wenn ich frage? Nun, gleichviel!« Errötend blickte er die Offiziere an, deren Spott er fürchtete, und fragte: »Kann ich nicht diesen Jungen hierherrufen und ihm etwas zu essen geben?«

»Ja, der arme Junge!« sagte Denissow. »Man muß ihn hierherrufen.«

»Ich werde ihn rufen«, sagte Petja.

»Ja, rufe ihn!« wiederholte Denissow.

Petja war schon an der Tür, als Denissow das sagte. Er wand sich zwischen den Offizieren durch und ging wieder auf Denissow zu.

»Erlauben Sie mir, Sie zu küssen! Ach, wie schön! Wie schön!« Dann blieb er an der Tür stehen und rief hinaus: »Vincent!«

»Was wünschen Sie, Herr?« fragte eine Stimme aus der Dunkelheit. Petja antwortete, man solle den kleinen Franzosen bringen.

»Er ist dort beim Feuer und wärmt sich! He, Vissent! Vissent!« schrie der Kosak lachend.

»Ein geriebener Junge«, sagte ein Husar neben Petja. »Wir haben ihm zu essen gegeben, er war schrecklich hungrig.«

Bald erschien der Trommelschläger an der Tür.

»Ach, Sie sind's!« sagte Petja französisch. »Wollen Sie essen? Fürchten Sie sich nicht! Treten Sie ein!«

»Ich danke, Monsieur!« erwiderte der Trommelschläger mit zitternder, fast kindlicher Stimme. Petja wollte ihm noch viel sagen, wagte es aber nicht. In der Dunkelheit ergriff er seine Hand und drückte sie. »Kommen Sie herein!« wiederholte er flüsternd.

Als der Trommelschläger in die Hütte eingetreten war, setzte sich Petja entfernt von ihm nieder, da er es für erniedrigend hielt, ihm seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber in der Tasche hielt er Geldstücke in der Hand und war im Zweifel, ob es nicht eine Schande sei, sie dem Trommelschläger zu geben.

Nach Tische ging Petja hinaus. Vor der Hütte saßen die Kosaken und unterhielten sich auf ihre Weise mit heiteren, zuweilen aber plumpen Scherzen.

Petja hatte schon viel von der Tapferkeit und Grausamkeit Dolochows gehört, und als Dolochow in die Hütte trat, wandte Petja keinen Blick von ihm ab. Dolochow sah jetzt aus wie der stutzerhafteste Gardeoffizier. Er nahm in der Ecke seinen nassen Mantel ab, trat auf Denissow zu, und ohne sich mit irgend jemand zu begrüßen, fragte er sogleich, wie die Sachen stehen. Denissow teilte ihm seine Pläne mit und alles, was er von den Franzosen wußte.

»Schön, aber wir müssen noch wissen, wie viele Truppen und welcher Art sie sind, sonst kann man sich auf die Sache nicht einlassen. Ich liebe in allem Pünktlichkeit. Will nicht einer der Herren mit mir ins französische Lager reiten? Ich habe auch eine französische Uniform.«

»Ich ... ich ... ich reite mit Ihnen!« rief Petja.

»Das ist ganz überflüssig«, sagte Denissow zu Dolochow. »Und diesen da lasse ich keinesfalls mitgehen.«

»Oho!« rief Petja. »Warum soll ich nicht gehen?«

»Darum, weil ich es keinesfalls erlaube.«

»Nun, entschuldigen Sie mich, aber ich gehe, dabei bleibt's! Sie nehmen mich doch mit?« fragte er Dolochow.

»Warum nicht?« erwiderte Dolochow zerstreut, indem er den französischen Trommelschläger ansah. »Hast du den Kleinen schon lange?« fragte er Denissow.

»Wir haben ihn heute gefangen, aber er weiß nichts, und so habe ich ihn bei mir behalten.«

»Nun, und wohin schaffst du die übrigen?« fragte Dolochow.

»Wohin? Ich sende sie fort gegen Quittung!« rief Denissow plötzlich errötend, »und ich kann wohl sagen, daß ich nicht einen einzigen Menschen auf meinem Gewissen habe. Es ist etwas schwerer, über dreihundertdreißig Mann unter Wache zur Stadt zu schicken, als ...«

»Hier, diesem jungen Grafensöhnchen würde es passen, so zu sprechen«, sagte Dolochow mit kaltem Spott, »aber für dich schickt es sich nicht

mehr.«

»Wieso? Ich sage nur, daß ich jedenfalls mit Ihnen gehe«, bemerkte Petja schüchtern, und trotz aller Abmahnungen Denissows ließ sich Petja nicht mehr von seinem Vorhaben abbringen.

In französische Uniformen verkleidet ritten Petja und Dolochow nach jener Waldlichtung, von welcher Denissow das französische Lager überblickt hatte. Es war bereits ganz dunkel, als sie den Abhang hinabritten. Dolochow befahl den ihn begleitenden Kosaken, ihn hier zu erwarten, und ritt im Trab den Weg entlang nach der Brücke. Petja ritt in großer Erregung neben ihm.

»Lebendig werde ich mich nicht ergeben, ich habe eine Pistole«, flüsterte er.

»Sprich nicht Russisch!« erwiderte Dolochow hastig.

In demselben Augenblick hörte man in der Finsternis einen französischen Anruf: »Wer da?«

»Ulanen vom sechsten Regiment«, erwiderte Dolochow, ohne den Gang seines Pferdes zu ändern.

Die schwarze Gestalt einer Schildwache stand auf der Brücke. »Die Parole!« Dolochow ritt im Schritt weiter.

»Ist der Oberst Gerard hier?« fragte er.

»Die Parole!« wiederholte die Schildwache und vertrat den Weg.

»Wenn ein Offizier die Kette besichtigt, so fragt die Schildwache nicht nach der Parole!« rief Dolochow, plötzlich heftig auffahrend. »Ich frage, ob der Oberst hier sei?«

Die Schildwache trat zur Seite, und ohne die Antwort abzuwarten, ritt Dolochow im Schritt den Berg hinan.

Als Dolochow die schwarze Gestalt eines Mannes bemerkte, der ihm entgegenkam, hielt er ihn an und fragte, wo der Oberst und die anderen Offiziere seien. Der Soldat, der einen Sack auf den Schultern trug, blieb stehen und erzählte treuherzig, der Oberst und die Offiziere seien oben auf dem Berge in einem Gehöft, rechts vom Wege.

Dolochow ritt weiter, während von beiden Seiten der Straße von den Lagerfeuern herüber französische Gespräche hörbar wurden, und bog in den Hof des Gehöftes ein. Dann stieg er vom Pferde und ging auf einen großen, brennenden Holzstoß zu, um den einige Leute in lebhaftem Gespräch saßen. In einem Feldkessel wurde etwas gekocht, und ein Soldat mit einer Mütze und einem blauen Mantel kniete am Feuer, hell beleuchtet von demselben.

»Guten Tag, meine Herren!« sagte Dolochow laut auf französisch.

Die Offiziere blickten ihm entgegen, und ein hochgewachsener Offizier mit einem langen Hals, der um das Feuer ging, trat auf Dolochow zu.

»Sind Sie das, Clement?« fragte er. »Woher, zum Teufel, kommt...« Er brach plötzlich ab, als er seinen Irrtum erkannte, begrüßte Dolochow etwas förmlicher und fragte ihn, womit er dienen könne.

Dolochow erzählte, er suche mit seinem Kameraden sein Regiment, und fragte, ob nicht die Herren Offiziere etwas vom sechsten Regiment wüßten.

Niemand wußte etwas, und es schien Petja, daß die Offiziere ihn und Dolochow argwöhnisch anblickten. Einige Augenblicke schwiegen alle.

»Wenn Sie auf ein Abendessen rechneten, so haben Sie sich verspätet«, bemerkte eine Stimme hinter dem Holzstoß.

Dolochow erwiderte, sie hätten schon gespeist und sie müßten in der Nacht noch weiter.

Er übergab die Pferde dem Soldaten, der an dem Kessel kniete. Der Offizier mit dem langen Hals betrachtete Dolochow fortwährend und befragte ihn nochmals, von welchem Regiment er sei. Dolochow gab keine Antwort, als ob er die Frage nicht gehört hätte, zündete sich eine französische Pfeife an, die er aus der Tasche nahm, und fragte die Offiziere, ob die Straße nicht unsicher sei wegen der Kosaken.

»Diese Räuber sind überall«, erwiderte der Offizier hinter dem Holzstoß.

Dolochow sagte, die Kosaken seien nur für einzelne Ermüdete, wie er und sein Kamerad; gefährlich, »aber größere Abteilungen würden sie wahrscheinlich nicht anzufallen wagen?« fügte er fragend hinzu, aber niemand antwortete.

»Nun, jetzt wird er gehen«, dachte Petja jeden Augenblick, aber Dolochow nahm das abgebrochene Gespräch wieder auf und fragte geradezu, wie viele Leute in ihrem Bataillon seien, wieviel Bataillone und wieviel Gefangene.

»Es ist eine lästige Geschichte«, sagte Dolochow, »diese Gefangenen mit sich zu schleppen, es wäre besser, das Gesindel zu erschießen.« Dabei ließ er ein so seltsames Gelächter hören, daß Petja glaubte, die Franzosen müßten sogleich den Betrug entdecken. Unwillkürlich trat er einen Schritt von dem Holzstoß zurück. Niemand antwortete auf Dolochows Bemerkung, aber ein französischer Offizier, der in seinen Mantel gehüllt an der Erde lag, erhob sich und flüsterte seinen Kameraden etwas zu. Dolochow stand auf und rief den Soldaten mit den Pferden.

»Werden sie die Pferde bringen oder nicht?« dachte Petja und näherte sich unwillkürlich Dolochow.

Die Pferde wurden gebracht.

»Bon jour, messieurs!« sagte Dolochow. Petja wollte sagen, »bon soir!« brachte aber kein Wort hervor. Die Offiziere flüsterten unter sich, Dolochow stieg langsam zu Pferde, dann ritt er im Schritt durch die Pforte hinaus. Petja ritt neben ihm und hätte sich gern umgesehen, ob sie verfolgt würden, aber er wagte es nicht. Als sie auf den Weg hinaus kamen, ritt Dolochow nicht zurück nach dem Wald, sondern durch das Dorf, und an einer Stelle hielt er an und horchte.

»Hörst du?« sagte er.

Petja vernahm russische Worte und sah bei den Lagerfeuern die dunklen Gestalten russischer Gefangener. Dann ritten sie wieder zur Brücke hinab, an der Schildwache vorbei, welche kein Wort sagte, und endlich in die Schlucht hinein, wo die Kosaken warteten.

»Nun, adieu! Sage Denissow, bei Tagesanbruch, beim ersten Schuß geht es los!«

Petja ergriff ihn am Arm. »Nein«, rief er, »Sie sind solch ein Held! Ach, wie schön! wie schön! Wie ich Sie liebe!«

»Gut, gut«, erwiderte Dolochow, aber Petja ließ seinen Arm nicht los und in der Dunkelheit sah Dolochow, daß Petja sich zu ihm herüberbog und ihn küssen wollte. Dolochow küßte ihn, lachte und verschwand in der Dunkelheit.

Petja traf Denissow in dem Vorhaus der Hütte an, wo er ihn mit Unruhe und Ärger über sich selbst erwartete.

»Gott sei Dank!« rief er. »Der Teufel soll dich holen, deinetwegen konnte ich nicht schlafen! Nun, Gott sei Dank, lege dich schlafen. Wir können bis zum Morgen noch etwas schlummern.«

»Nein«, sagte Petja, »ich will nicht, sonst werde ich die Zeit verschlafen.«

Petja lag einige Zeit in der Hütte und hing seinen freudigen Erinnerungen nach. Als er bemerkte, daß Denissow eingeschlafen war, ging er hinaus. Draußen war es noch ganz dunkel, aber der Regen hatte aufgehört. Man sah die schwarzen Gestalten der Kosaken, die auf Wache standen, und ihre Pferde. Hinter einer Hütte standen zwei Fuhren, bei denen Pferde standen, und am Abhang flackerte ein erlöschendes Feuer. Petja hörte leises Gespräch in der Dunkelheit, die Pferde wieherten und stampften mit den Füßen, in der Nähe schnarchte jemand, er setzte sich und schlummerte ein. Ein Kosak weckte ihn. »Es wird schon hell!« flüsterte er. Die vor kurzem noch unsichtbaren Pferde wurden jetzt deutlich erkennbar, und durch die kahlen Zweige brach ein schwaches Licht herein. Aus der Hütte trat Denissow heraus und rief Petja zu, Befehl zum Sammeln zu geben. Rasch wurden die Pferde im Dunkel herausgeführt, die Steigbügel angezogen, und dann sammelten sich die Leute in ihren Abteilungen. Denissow stand vor der Hütte und gab die letzten Befehle. Die Infanterie ging voraus, den Weg entlang und verschwand darauf im Nebel. Der Esaul instruierte seine Kosaken. Petja hielt sein Pferd am Zügel und erwartete mit Ungeduld den Befehl, aufzusteigen.

»Ist alles fertig?« rief Denissow. »Bringt die Pferde her!«

Die Pferde wurden gebracht, und sie stiegen auf.

»Denissow, werden Sie mir nicht etwas anvertrauen?« sagte Petja. Denissow schien seinen Kameraden ganz vergessen zu haben.

»Ich bitte dich nur um eins«, sagte er streng, »mir zu gehorchen und dich in nichts einzumischen.« Dann sprach Denissow kein Wort mehr. Als sie an den Waldsaum kamen, wurde es auf dem Feld schon merklich heller. Denissow flüsterte etwas mit dem Esaul, und die Kosaken ritten an Petja

und Denisow vorüber. Als sie alle verschwunden waren, ritt Denisow am Berge hin. Petja ritt neben Denisow, ein Fieber überlief ihn, das sich immer mehr verstärkte. Immer heller wurde es und nur der Nebel verbarg noch die Gegenstände in der Ferne. Als sie hinabgeritten waren, blickte Denisow rückwärts und nickte mit dem Kopf einem Kosaken zu, der neben ihm stand.

»Das Signal!« sagte er.

Der Kosak erhob den Arm und gleich darauf ertönte ein Schuß. In demselben Augenblick hörte man die Hufschläge der vorwärtsgaloppierenden Pferde, Geschrei und Schüsse von verschiedenen Seiten. Bei dem ersten Schuß trieb Petja sein Pferd an, rief »Hurra« und ließ ihm die Zügel schießen. Ohne auf Denisow zu hören, der ihm etwas zurief, galoppierte er vorwärts, nach der Brücke zu. Vor ihm auf dem Wege ritten die Kosaken. An der Brücke stieß er auf einen zurückgebliebenen Kosaken und galoppierte weiter. Vor ihm liefen einige Leute, wahrscheinlich Franzosen, von der rechten Seite des Waldes nach der linken. Der eine fiel vor den Füßen von Petjas Pferd.

Bei einer Hütte drängten sich die Kosaken zusammen, Petja konnte nicht erkennen, was sie dort machten. Aus der Mitte der Menge hörte man schreckliches Schreien. Petja galoppierte dorthin, und das erste, was er sah, war ein Franzose mit bleichem Gesicht und zitternder Kinnlade, der eine auf ihn gerichtete Lanze am Schafte festhielt.

»Hurra!... Kinder!...« rief Petja und galoppierte weiter die Straße entlang.

Vorn hörte man Schüsse. Die Kosaken und Husaren sowie die russischen Gefangenen, die auf beiden Seiten des Weges hinliefen, schrien laut einander etwas zu. Ein junger Franzose, ohne Mütze, im blauen Mantel, verteidigte sich mit dem Bajonett gegen die Husaren. Als Petja näherkam, war der Franzose schon gefallen.

»Wieder zu spät gekommen«, dachte Petja, dann wandte er sich dorthin, woher die häufigen Schüsse kamen. Die Schüsse knallten im Hof jenes Gehöftes, wo er gestern abend mit Dolochow gewesen war. Die Franzosen schossen hinter dem Zaun hervor auf die Kosaken, die auf dem Wege vorwärts eilten. Als Petja an die Pforte kam, sah er im Pulverdampf Dolochow mit bleichem Gesicht, welcher den Leuten etwas zuschrie.

»Die Infanterie abwarten!« rief er, während er Petja entgegenritt.

»Warten? ... Hurra!... rief Petja, und ohne einen Augenblick zu zögern, galoppierte er auf die Stelle zu, woher die Schüsse gehört wurden und wo

der Pulverdampf am dichtesten war.

Eine Salve ertönte, man hörte, wie die Kugeln pfffen und anschlugen. Die Kosaken und Dolochow ritten im Galopp Petja nach an die Pforte des Hofes. In dem dichten Pulverrauch warfen die Franzosen die Gewehre weg und liefen den Kosaken entgegen, andere flohen den Berg hinab, dem Teich zu. Petja ritt an dem Gehöft entlang, und anstatt die Zügel einzuhalten, trieb er sein Pferd an und ritt immer weiter in derselben Richtung. Das Pferd stolperte, und Petja fiel schwer herab auf die feuchte Erde. Die Kosaken sahen, wie seine Arme und Beine zitterten und zuckten, obgleich sein Kopf sich nicht rührte. Eine Kugel hatte ihn in den Kopf getroffen.

Ein französischer Offizier kam aus einem Hause heraus, mit einem Tuch am Degen, und erklärte, sie wollen sich ergeben. Nachdem Dolochow mit ihm gesprochen hatte, stieg er vom Pferde und ging auf Petja zu, der unbeweglich, mit ausgestreckten Armen auf der Erde lag.

»Fertig!« sagte er mit finsterer Miene und ging Denissow entgegen.

»Ist er tot?« rief Denissow.

»Fertig!« wiederholte Dolochow, als ob dieses Wort ihm besonderes Vergnügen machte. Dann ging er rasch zu den Gefangenen, welche die Kosaken eilig umzingelten. Denissow ritt zu Petja, stieg vom Pferde und wandte mit zitternden Händen das mit Blut und Schlamm bedeckte, bleiche Gesicht Petjas um. Verwundert über die Laute, welche wie Hundegebell klangen, mit denen sich Denissow rasch abwandte und sich am Zaum festhielt, blickten sich die Kosaken nach ihm um. Unter den befreiten russischen Gefangenen befand sich auch Peter Besuchow.

Über die Gefangenen, unter welchen sich Peter befand, war von französischer Seite keine neue Verfügung mehr getroffen worden. Am 22. Oktober waren sie nicht mehr von denselben Truppen und Wagen begleitet, mit welchen sie aus Moskau ausmarschiert waren. Die Hälfte der Wagen mit Zwiebäcken, die mit ihnen fuhren, waren von den Kosaken abgeschnitten worden, die andere Hälfte fuhr weiter. Die Kavalleristen, die zu Fuß vorangingen, waren alle verschwunden, die Artillerie, die während der ersten Tagesmärsche an der Spitze des Zuges zu sehen war, war jetzt von den großen Wagenzügen des Marschalls Junot ersetzt. Hinter den Gefangenen fuhren Wagen mit Ausrüstungsgegenständen für die Kavallerie.

Von Wjäsma an marschierten die französischen Truppen, anstatt wie früher in drei Kolonnen, nur noch in einem einzigen Haufen. Jene Anzeichen von Unordnung, welche Peter auf dem ersten Rastplatz von Moskau her bemerkt hatte, erreichten jetzt den höchsten Grad. Längs des Wegs zu beiden Seiten lagen tote Tiere, abgerissene, ermüdete Leute von verschiedenen Korps vermischten sich fortwährend und blieben zum Teil hier zurück. Mehrmals war falscher Alarm entstanden, die Soldaten schossen und liefen durcheinander, ordneten sich aber wieder unter gegenseitigen Schimpfworten. Die drei Abteilungen, die zugleich marschierten, das Kavalleriedepot, die Gefangenen und der Wagenzug Junots, bildeten noch besondere Gruppen, welche aber rasch schmolzen. Von den hundertundzwanzig Wagen waren nur noch die vordersten übrig, von Junots Wagen gingen auch einige Fuhren verloren. Drei Wagen wurden von ermüdeten Soldaten geplündert, und Peter hörte, daß ein Soldat auf Befehl des Marschalls erschossen wurde, weil man bei ihm einen silbernen Löffel gefunden hatte, der dem Marschall gehörte. Von den dreihundertunddreißig russischen Gefangenen, die aus Moskau ausmarschiert waren, blieben weniger als hundert übrig, sie waren den Truppen am meisten lästig. Daß man Sättel und Junots Löffel bewachte, das war ihnen begreiflich, aber warum die hungrigen und erfrorenen Soldaten auf Wache stehen sollten, um hungrige und erfrorene Russen zu hüten, welche am Wege liegenblieben, obgleich befohlen wurde, sie zu erschießen, das war den Soldaten unbegreiflich und widerlich, und deswegen benahmen

sie sich besonders finster und feindselig gegen die Gefangenen. Der Befehl, daß die gefangenen Offiziere vorausmarschieren sollten, war längst vergessen. Karatajew wurde am dritten Marschtag vom Fieber befallen, und je schwächer er wurde, desto mehr entfernte sich Peter von ihm. In der Gefangenschaft hatte Peter mit seinem ganzen Wesen erkannt, daß der Mensch zum Glück geschaffen sei, daß das Glück in ihm selbst liege und in der Befriedigung der natürlichen menschlichen Bedürfnisse, und daß alles Unglück nicht vom Mangel, sondern vom Überfluß herkommt. Jetzt aber in den letzten drei Wochen hatte er eine neue tröstliche Wahrheit entdeckt. – Er erkannte, daß es auf der Welt nichts Schlechtes gebe, er erkannte, daß, ebenso wie es keine Lage auf der Welt gibt, in welcher der Mensch vollkommen glücklich und frei ist, es auch keine Lage gäbe, in der er gänzlich unglücklich und unfrei wäre, er erkannte, daß es eine Grenze der Leiden und eine Grenze der Freiheit gebe, und daß diese Grenzen einander sehr nahe seien. Er erkannte, daß er damals, als er aus freiem Willen, wie er glaubte, seine Frau heiratete, nicht freier war als jetzt, wo man ihn über Nacht in einen Pferdestall einsperrte. Das Schlimmste, was später auch er Leiden nannte, was er aber damals kaum fühlte, waren seine bloßen, zerrissenen Füße. Das Pferdefleisch war schmackhaft und nahrhaft, bei Tage war es warm und abends wärmte man sich am Feuer. Am zweiten Marschtag, als er seine schmerzenden Füße betrachtete, glaubte Peter, es sei unmöglich, auf ihnen weiterzugehen, aber als alle sich erhoben, hinkte er auch weiter, und als er warm geworden war, verschwand der Schmerz, obgleich seine Füße abends noch schrecklicher aussahen. Aber er sah sie nicht an und dachte an etwas anderes.

Er sah und hörte nicht, wie man die liegenbleibenden Gefangenen erschoss, obgleich schon mehr als hundert auf diese Weise ums Leben gekommen waren, er dachte nicht an Karatajew, der mit jedem Tag schwächer wurde und augenscheinlich rasch demselben Schicksal entgegenging, und noch weniger dachte er an sich selbst.

»Achtung!« schrie plötzlich eine Stimme. Unter den Gefangenen und Soldaten entstand eine freudige Bewegung und Erwartung, von allen Seiten hörte man Kommandorufe und von links her erschienen gut gekleidete Reiter auf wohlgenährten Pferden. Auf allen Gesichtern erschien der Ausdruck der Spannung, wie gewöhnlich beim Erscheinen hoher Vorgesetzter. Die Gefangenen sammelten sich in einer Gruppe, sie wurden vom Wege abgedrängt und die Wachmannschaft stellte sich auf.

»Der Kaiser! Der Marschall! Der Herzog!« hieß es, und sogleich ritt eine Abteilung Kavallerie vorüber, und darauf folgte ein Wagen mit grauen Pferden. Peter erblickte flüchtig das ruhige, schöne, dicke und weiße Gesicht eines Mannes mit dreieckigem Hut, das war einer der Marschälle. Der Blick des Marschalls fiel auf die mächtige Figur Peters, und dieser glaubte in ihm Mitleid zu lesen, zugleich aber auch das Bestreben, es zu verbergen.

Der General, der den Wagenzug führte, galoppierte auf seinem hageren Pferd mit rotem, erschrockenem Gesicht dem Wagen nach, einige Offiziere sammelten sich in einer Gruppe, und die Soldaten umgaben sie. Alle Mienen waren erregt und gespannt.

»Was hat er gesagt?« hörte Peter. Als der Marschall vorüber war, erblickte Peter Karatajew, den er heute noch nicht gesehen hatte. Er sah Peter mit seinen guten runden Augen an und schien ihn zu sich zu rufen, um ihm etwas zu sagen, aber Peter tat, als ob er ihn nicht gesehen hätte, und ging rasch weiter. Als die Gefangenen sich wieder in Bewegung setzten, blickte sich Peter um. Karatajew saß am Rande des Weges unter einer Birke, und zwei Franzosen sprachen mit ihm. Peter sah sich nicht mehr um und ging hinkend den Berg hinan.

Von der Stelle, wo Karatajew saß, hörte man einen Schuß. Peter vernahm deutlich den Schuß, aber in dem Augenblick, als er ihn hörte, erinnerte sich Peter, daß er zu zählen begonnen hatte, wieviel Tagemärsche bis Smolensk noch übrigbleiben, und begann wieder zu zählen. Zwei Franzosen, von denen einer ein rauchendes Gewehr in der Hand hielt, liefen an ihm vorüber, beide waren bleich, Peter sah auf ihren Gesichtern denselben Ausdruck wie bei dem jungen Soldaten bei der Hinrichtung in Moskau.

Dann erinnerte er sich, daß dieser Soldat vor zwei Tagen sein Hemd, das er am Feuer trocknen wollte, verbrannt hatte und dafür ausgelacht worden war. Das Hündchen, das sich immer Karatajew angeschlossen hatte, heulte und blieb an der Stelle, wo Karatajew gesessen hatte.

»Warum heult das dumme Tier?« dachte Peter.

Die Soldaten und Genossen, die neben Peter gingen, blickten sich auch nicht um nach der Stelle, woher der Schuß kam und wo das Hündchen heulte, aber ein finsterer Ausdruck lag auf allen Gesichtern.

Der Wagenzug und die Gefangenen hielten im Dorfe Schamschewo. Alle drängten sich an die Lagerfeuer. Peter aß gebratenes Pferdefleisch, wandte den Rücken dem Feuer zu und versank sogleich in tiefen Schlaf.

»Geh zum Teufel!« schrie eine Stimme, und Peter erwachte. Er richtete sich auf. Beim Feuer hockte ein Franzose, der eben einen russischen Soldaten weggestoßen hatte, und briet ein Stück Fleisch, während sein braunes, finsternes Gesicht hell vom Feuer beleuchtet wurde. Peter wandte sich ab und blickte in die Finsternis. Der Gefangene, den der Franzose weggestoßen hatte, saß nahe dabei und klopfte etwas mit der Hand. Peter erkannte das kleine Hündchen, das mit dem Schweif wedelte und neben dem Soldaten saß.

»Eh, bist du da?« sagte Peter, »und Karat...« begann er, unterbrach sich aber. Plötzlich erinnerte er sich an den letzten Blick, mit dem ihn Karatajew angesehen hatte, an den Schuß, an das Geheul des Hündchens, an die schuldbewußten Gesichter der beiden Franzosen, die mit dem rauchenden Gewehr bei ihm vorübergelaufen waren, und daran, daß Karatajew an diesem Rastplatz fehlte. Er war schon ganz nahe daran, zu begreifen, daß Karatajew erschossen worden war, aber in demselben Augenblick erwachte ganz unerwartet in ihm die Erinnerung an einen Sommerabend, den er mit einer polnischen Schönheit auf dem Balkon seines Hauses in Kiew zugebracht hatte.

Vor Sonnenaufgang wurde er durch heftiges Schießen und Geschrei geweckt. Franzosen liefen an ihm vorüber.

»Die Kosaken!« schrie einer von ihnen, und nach wenigen Augenblicken war Peter von russischen Gesichtern umgeben. Lange konnte er nicht begreifen, was vorgegangen war, von allen Seiten hörte er laute Freudenrufe seiner Genossen, welche die Kosaken und Husaren umarmten. Diese umgaben die Gefangenen und reichten ihnen Kleidungsstücke, Stiefel und Brot. Peter weinte und konnte kein Wort hervorbringen, er umarmte den ersten Soldaten, der auf ihn zukam, und küßte ihn.

Dolochow stand an der Pforte eines zerstörten Hauses, während die Menge der entwaffneten Franzosen laut sprechend an ihm vorüberging. Als sie aber an Dolochow vorbeigingen, der mit seiner Reitgerte die Stiefel klopfte und mit seinem kalten, nichts Gutes verheißenden Blick sie ansah, verstummten sie. Auf der anderen Seite stand der Kosak Dolochows und zählte die Gefangenen.

»Wieviel?« fragte Dolochow den Kosaken.

»Im zweiten Hundert!« erwiderte der Kosak.

»Weiter! Weiter!« rief er den Franzosen zu, und seine Augen funkelten und glühten in zornigem Glanz.

Denissow ging mit düsterer Miene neben den Kosaken her, welche die Leiche von Petja Rostow nach einer im Garten gegrabenen Grube trugen.

Wenn der Mensch ein sterbendes Tier sieht, erfaßt ihn Entsetzen, aber wenn der Sterbende ein Mensch ist, und ein geliebter Mensch, dann fühlt man außer dem Entsetzen über die Vernichtung des Lebens auch eine innere Wunde, die wie eine physische Wunde zuweilen tötet, zuweilen heilt, aber immer schmerzt.

Nach dem Tode des Fürsten Andree empfanden dies Natalie und die Fürstin Marie und schützten vorsichtig diese Wunde vor schmerzlichen Berührungen. Alles, die rasch vorüberfahrenden Equipagen, die Fragen der Mädchen nach den Kleidern, die angefertigt werden sollten, und noch mehr die Worte heuchlerischer Teilnahme, alles erregte aufs neue den brennenden Schmerz.

Nur wenn sie alle beisammen waren, fühlten sie Erleichterung. Sie sprachen wenig und nur von unbedeutenden Gegenständen und vermieden alles, was sich auf die Zukunft bezog. Es erschien ihnen wie eine Beleidigung seines Andenkens, die Möglichkeit einer Zukunft anzuerkennen, und noch sorgfältiger vermieden sie in ihren Gesprächen alles, was auf den Verstorbenen Bezug hatte.

Aber der reine und vollkommene Kummer ist ebenso unmöglich wie reine und vollkommene Freude. Marie, die unabhängige Herrin ihres Schicksals und Erzieherin ihres Neffen, wurde zuerst aus dieser Welt des Kummers zum Leben zurückgerufen. Sie erhielt Briefe, die sie beantworten mußte; das Zimmer Nikolais war feucht, und er begann zu husten. Alpatitsch kam in Jaroslaw an mit Abrechnungen und Vorschlägen zum Umzuge nach Moskau, wo ihr Haus unverletzt geblieben war und nur kleiner Ausbesserungen bedurfte. Das Leben bleibt nicht stehen, man muß weiterleben, und so schwer es auch Marie fiel, aus dieser einsamen geistigen Welt herauszutreten und Natalie allein zu lassen – so wurde sie doch von den Sorgen des Lebens in Anspruch genommen. Sie schlug der Gräfin vor, Natalie mit ihr nach Moskau ziehen zu lassen, und die Eltern stimmten diesem Vorschlag freudig bei, da sie von den Moskauer Ärzten Hilfe für Natalie erhofften.

»Ich werde nirgends hinreisen«, erwiderte Natalie, als man ihr diesen Vorschlag machte, »laßt mich nur allein!« Sie lief aus dem Zimmer und

verbarg mit Mühe die Tränen, die weniger von Kummer als von Verdruß und Reizbarkeit hervorgerufen worden waren. Als sie sich von Marie verlassen sah, saß Natalie meist einsam auf ihrem Zimmer, legte die Füße in die Ecke eines Diwans und blickte starr vor sich hin. Diese Einsamkeit war ihr peinlich, aber dennoch notwendig. Eines Morgens, als sie so ihrem Kummer nachhing, trat Dunjascha mit erschrecktem Gesicht ins Zimmer. »Bitte, kommen Sie zum gnädigen Herrn! Schnell!« rief sie keuchend. »Von Peter Ilitsch ein Brief!... Ein Unglück ...«

Natalie fühlte sich während dieser Zeit auch den Gliedern der Familie entfremdet und begriff nicht, was Dunjascha von Unglück sprach.

»Was können sie für Unglück haben? Sie leben, wie gewöhnlich, ruhig weiter«, dachte Natalie.

Als sie in den Saal trat, kam der Vater hastig aus dem Zimmer der Gräfin. Sein Gesicht war kummervoll und mit Tränen benetzt, er schien aus dem Zimmer entflohen zu sein, um seinen Tränen freien Lauf zu lassen. Als er Natalie erblickte, brach er mit einer verzweifelten Gebärde in krampfhaftes Schluchzen aus.

»Petja!... Petja!... Komm! Komm!... Sie... sie ruft dich!...« Und weinend wie ein Kind ging er zu einem Stuhl, fiel darauf nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Plötzlich fuhr etwas wie ein elektrischer Schlag durch Natalies ganzes Wesen, und sie fühlte einen brennenden Schmerz. Als sie den Vater ansah und aus dem Zimmer der Mutter einen schrecklichen wilden Aufschrei vernahm, vergaß sie sich und ihren Gram. Sie eilte auf den Vater zu, aber er winkte ihr kraftlos mit der Hand und deutete nach der Tür zur Mutter. Bleich und zitternd kam Fürstin Marie aus dem Zimmer heraus, nahm Natalie an der Hand und sprach mit ihr. Aber Natalie sah und hörte nichts, mit hastigen Schritten ging sie durch die Tür zu ihrer Mutter.

Die Gräfin saß auf einem Stuhl und schlug den Kopf an die Wand, Sonja und die Zofe hielten sie am Arm zurück.

»Natalie! Natalie!« rief die Gräfin. »Es ist nicht wahr! Es ist gelogen! Natalie!« rief sie und stieß die anderen zurück. »Geht fort, alle! Es ist nicht wahr!«

Natalie stützte sich mit den Knien auf den Lehnstuhl, bückte sich zu ihrer Mutter herab, umarmte sie mit unerwarteter Kraft, hob sie auf, wandte ihr Gesicht zu sich und schmiegte sich an sie. »Mama! Mama!... Ich bin da!« flüsterte sie.

Sie ließ die Mutter nicht aus ihren Armen, verlangte ein Kissen, Wasser und knöpfte ihr das Kleid los.

»Mama! Liebe Mama!« flüsterte sie fortwährend, küßte ihr Gesicht, ihre Hände und fühlte, wie ihre Tränen über Nase und Wangen liefen.

Die Gräfin drückte die Hand ihrer Tochter, schloß die Augen und beruhigte sich auf einen Augenblick. Plötzlich erhob sie sich mit unerwarteter Schnelligkeit, blickte sich wie wahnsinnig um und drückte aus aller Kraft Natalies Kopf an sich. Dann wandte sie ihr von Schmerz verzerrtes Gesicht Natalie zu und blickte sie an.

»Natalie, du liebst mich?« flüsterte sie. »Natalie, du wirst mich nicht betrügen, du wirst mir die Wahrheit sagen?«

Natalie blickte sie mit tränenvollen Augen an, in denen nur die Bitte um Verzeihung und Liebe glänzte.

»Mama! Mama!« wiederholte sie, und wieder weigerte sich die Mutter, im unsinnigen Kampf mit der Wirklichkeit, daran zu glauben, daß sie leben könne, nachdem das blühende Leben ihres Lieblingssohnes vernichtet worden, und flüchtete sich in die Welt des Wahnsinns.

Natalie begriff nicht, wie dieser Tag, diese Nacht, der folgende Tag und die folgende Nacht verging, sie schlief nicht und verließ keinen Augenblick ihre Mutter. Die ausdauernde, geduldige Liebe wirkte nicht wie ein Trost, sondern wie ein Ruf zum Leben auf die Gräfin. In der dritten Nacht schlummerte sie kurze Zeit, und auch Natalie schloß die Augen und stützte den Kopf auf die Lehne des Sessels. Sowie das Bett krachte, öffnete Natalie die Augen. Die Gräfin saß auf dem Bett und sprach leise. »Wie freue ich mich, daß du gekommen bist!« – Natalie ging zu ihr. – »Du bist hübscher und männlicher geworden«, fuhr die Gräfin fort und ergriff die Hand ihrer Tochter.

»Mama, was sprechen Sie?«

»Natalie! Er ist nicht mehr!« Sie umarmte die Tochter, und zum erstenmal begann sie zu weinen.

Fürstin Marie schob ihre Abreise auf. Drei Wochen lang wich Natalie nicht von der Seite ihrer Mutter, schlief auf einem Lehnstuhl bei ihr im Zimmer, pflegte sie und sprach unaufhörlich, weil nur ihre milde, freundliche Stimme die Gräfin beruhigen konnte. Aber die Wunde, welche die Gräfin beinahe tötete, diese neue Wunde rief Natalie zum Leben zurück. Sie hatte geglaubt, ihr Leben sei zu Ende, aber da zeigte ihr die Liebe zu ihrer Mutter, daß das Wesen ihres Lebens, die Liebe, in ihr noch lebendig war. Als die Liebe erwachte, erwachte auch das Leben wieder.

Die letzten Tage des Fürsten Andree hatten Natalie mit Marie eng verbunden, und das neue Unglück brachte sie einander noch näher. Es entstand jene leidenschaftliche, zärtliche Freundschaft, wie sie nur zwischen weiblichen Wesen vorkommt. Sie küßten sich beständig, redeten einander mit zärtlichen Worten an und brachten den größten Teil ihrer Zeit beisammen zu. Es war sogar noch ein stärkeres Gefühl als Freundschaft, es war das Gefühl, daß kein anderes Leben für sie möglich sei als in enger Gemeinschaft.

Zuweilen schwiegen sie ganze Stunden, zuweilen begannen sie, im Bett liegend, zu sprechen und sprachen bis zum Morgen, und meist von längst Vergangenem. Die Fürstin Marie erzählte von ihrer Kindheit, von ihrer Mutter, ihrem Vater und ihren Träumen. Natalie, die sich früher mit ruhiger Verständnislosigkeit von diesem Leben der Hingebung und des Gehorsams, von der Poesie christlicher Selbstaufopferung abgewendet hatte, begriff jetzt Maries früheres Leben, und die Fürstin Marie erkannte jetzt erst, wenn sie den Erzählungen Natalies aus ihrer Jugend zuhörte, die früher ihr unverständliche Seite des Lebens, den Glauben an das Leben und die Freude des Lebens.

Im Januar fuhr die Fürstin Marie nach Moskau, und der Graf bestand darauf, daß Natalie mit ihr fahren sollte, um sich mit den Ärzten in Moskau zu beraten.

Der 5. November war der erste Tag der Schlacht bei Krasnoje. Gegen Abend, als es nach vielen Streitigkeiten und Irrtümern der Generale, welche nicht dorthin führten, wo es bestimmt war, und nach vielem Umhersenden von Adjutanten mit widersprechenden Befehlen, schon klar wurde, daß der Feind überall floh und keine Schlacht stattfinden könne und werde, kam Kutusow aus Krasnoje herausgeritten nach Dobroje, wohin das Hauptquartier verlegt wurde. Es war ein heller Frosttag, als Kutusow in Begleitung einer großen Suite von Generalen, welche mißvergnügt unter sich über ihn flüsterten, nach Dobroje ritt. Am ganzen Weg drängten sich die französischen Gefangenen, etwa siebentaused; nicht weit von Dobroje stand eine lange Reihe von französischen Geschützen. Bei der Annäherung des Oberkommandierenden verstummte das Stimmengewirr der Gefangenen und Soldaten, und alle Augen richteten sich auf Kutusow, der mit seiner weißen Mütze und im wattierten Mantel langsam des Weges daherritt, während einer der Generale ihm über die genommenen Geschütze und die Gefangenen Meldung machte, Kutusow schien nicht auf den General zu hören und blickte beständig nach denjenigen Gefangenen, die ein besonders klägliches Aussehen hatten. Die meisten Gesichter der Franzosen waren durch erfrorene Nasen und Wangen entstellt und fast alle hatten rote, entzündete Augen. Zwei Soldaten zerrissen mit den Händen ein Stück rohes Fleisch. Es lag etwas Schreckliches, Tierisches in dem flüchtigen Blick, den sie auf die Vorüberreitenden warfen, und in dem wütenden Ausdruck, mit dem der eine Kutusow anblickte.

Kutusow sah lange aufmerksam nach diesen zwei Soldaten und wiegte gedankenvoll den Kopf. Vor dem Preobraschenskischen Regiment blieb er stehen und schloß die Augen. Ein Offizier der Suite winkte mit dem Arm, und die Soldaten, welche die Fahne hielten, traten hervor.

»Ich danke euch allen«, sagte Kutusow, »für die Mühe und den tapferen Dienst! Der Sieg ist vollkommen, und Rußland wird euch nicht vergessen!«

In den Reihen der Offiziere und Soldaten entstand eine Bewegung, um deutlicher zu hören, was Kutusow sagen werde.

»Ich weiß, Kinder, ihr habt schweren Dienst, aber was ist zu machen? Wenn wir die Gäste hinausbegleitet haben, werden wir ausruhen! Der Zar

wird eure Dienste nicht vergessen! Ihr habt es schwer, aber ihr seid zu Hause, diese da aber, seht, wie weit es mit ihnen gekommen ist!« Er deutete auf die Gefangenen. »Sie sind schlimmer daran als die Bettler. Solange sie stark waren, haben wir uns nicht geschont, aber jetzt können wir sie schonen! Auch sie sind Menschen, nicht wahr, Kinder?« Er blickte sich um, und in den ehrerbietig auf ihn gerichteten Blicken las er Beistimmung zu seinen Worten.

Die Worte Kutusows waren den Leuten kaum verständlich; keiner hätte es vermocht, den Wortlaut seiner anfangs triumphierenden, gegen Ende aber greisenhaft gutmütigen Rede wiederzugeben, aber der Sinn wurde verstanden.

Am 8. November, dem letzten Tage der Schlacht bei Krasnoje, dämmerte es bereits, als die Truppen an die Stelle ihres Nachtlagers kamen. Der ganze Tag war still und frostig, und es fiel ein leichter Schnee. Gegen Abend hellte sich das Wetter auf, und die Kälte stieg. Ein Infanterieregiment, das aus Tarutino mit dreitausend Mann abmarschiert war, kam jetzt in der Stärke von neunhundert Mann als eines der ersten an dem zum Nachtlager bestimmten Ort in einem Dorf an der großen Straße an. Die Quartiermacher kamen dem Regiment entgegen und erklärten, alle Hütten seien von kranken und sterbenden Franzosen eingenommen. Nur eine einzige Hütte war für den Regimentskommandeur übriggeblieben.

Das Regiment marschierte durch das Dorf, und bei den letzten Hütten am Wege wurden die Gewehre zusammengestellt. Wie ein ungeheures vielgliedriges Tier begann das Regiment sogleich, sich einzurichten und Vorbereitungen zum Kochen zu treffen. Ein Teil der Soldaten lief bis zum Knie im Schnee in einen Birkenwald, rechts vom Dorfe, und bald hörte man Beilhiebe, Krachen der Bäume und heitere Stimmen. Andere gingen zu den Regimentsfuhrwerken, nahmen Kessel und Zwieback heraus aus und fütterten die Pferde. Noch andere zerstreuten sich im Dorf, sorgten für Unterkunft für die Stabsoffiziere, räumten die Leichen erfrorener Franzosen beiseite, die in den Hütten lagen, rissen Bretter ab und Stroh von den Dächern und zerstörten die Zäune. Überall hörte man lautes Lachen, Scherzreden und schreckliche Schimpfworte durcheinander.

»Was macht ihr da?« ertönte plötzlich eine herrische Stimme. »In der Hütte ist ein General, und ihr Teufel, ihr Muttermörder ... ich werde euch zeigen!« schrie ein Feldwebel und schlug dem nächsten Soldaten kräftig auf den Rücken. »Könnt ihr nicht ruhig sein?«

Die Soldaten verstummten, und der Soldat, der geschlagen wurde, wischte sich das blutige Gesicht ab, das er sich zerrissen hatte, als er an den Zaun taumelte. »Ach, zum Teufel, wie er haut! Die ganze Fratze ist blutig!« flüsterte er eingeschüchtert, als der Feldwebel sich entfernte.

»Gefällt dir's nicht?« fragte eine lachende Stimme, und die Soldaten gingen weiter.

In der Hütte sammelten sich die Offiziere, und bald war beim Tee ein lebhaftes Gespräch im Gange über die vergangenen Tage. Man sprach von einem Flankenmarsch zur Linken, um den Vizekönig abzuschneiden und gefangenzunehmen.

Auf verschiedenen Seiten flammten Lagerfeuer auf. Das Holz knisterte, der Schnee schmolz, unaufhörlich rührten sich die schwarzen Gestalten der Soldaten auf dem ganzen Lagerplatz. Auf allen Seiten arbeiteten Beile und Säbel, alles geschah ohne Befehl. Holzvorräte für die Nacht wurden aufgestapelt, die Kessel kochten.

Man hätte glauben müssen, daß die Soldaten bei den über alle Vorstellung schweren Strapazen, ohne warme Stiefel und Pelze, ohne Obdach, im Schnee bei achtzehn Grad Frost, ohne genügenden Proviant, der nicht immer die Truppen erreichte, einen sehr traurigen Anblick geboten hätten.

Aber im Gegenteil, unter den günstigsten Bedingungen sahen die Truppen nicht vergnügter und lebhafter aus. Das kam daher, daß alles, was physisch und moralisch erlahmte, zurückblieb, und nur die Blüte der Truppen in voller geistiger und körperlicher Kraft übrigblieb. »Siehst du, Petrow, der Hundesohn, ist auch zurückgeblieben«, sagte der Feldwebel.

»So ein Soldätchen!«

»Das habe ich schon lange vorausgesehen«, sagte ein anderer. »Man sagt, in der dritten Kompanie fehlen seit gestern neun Mann.«

»Nun, seht her, wie die Füße erfrieren! Wie soll man da marschieren?«

»Dummes Geschwätz!« rief der Feldwebel.

»Heute sind nicht wenig Franzosen gefangen worden, aber Stiefel hat kein einziger mehr«, fing ein Soldat ein neues Gespräch an.

»Alle haben die Kosaken ausgezogen. Für den Obersten haben sie eine Hütte ausgeräumt. Es war traurig anzusehen, Kinder. Sie haben alle ganz ausgeplündert. Einer war noch lebendig und schwatzte sein unverständliches Zeug.«

»Aber reinliche Leute, Kinder«, bemerkte der erste, »wie weißes Papier.«

»Dummkopf! Das ist ja von der Kälte.«

»Aber unsere Sprache verstehen sie nicht.«

»Vorgestern haben wir einen Haufen Flüchtlinge eingeholt: Sie warteten gar nicht ab, bis wir zu ihnen kamen, warfen gleich die Gewehre weg, schrien Pardon und warfen sich auf die Knie. Man sagt, Platow habe Napoleon gefangen.«

Bald trat Schweigen ein, das nur durch das Schnarchen einiger Schläfer unterbrochen wurde. Die übrigen wandten sich um, wärmten sich und sprachen nur noch selten. An einem anderen Lagerfeuer aber, etwa hundert Schritte entfernt, hörte man noch immer lautes Lachen.

»Was lärmen die da bei der fünften Kompanie?« sagte ein Soldat. Ein anderer erhob sich und ging hinüber. »Es ist zum Lachen«, sagte er, als er zurückkehrte, »sie haben zwei Franzosen gebracht, der eine ist halbtot, aber der andere ist solch ein munterer Bursche! Singt Liederchen!«

»Oho, wir wollen auch hingehen.« Einige Soldaten erhoben sich und gingen zur fünften Kompanie hinüber.

Die fünfte Kompanie lag ganz nahe beim Walde. Ein mächtiger Holzstoß brannte hell und beleuchtete die mit Schnee bedeckten Zweige der Bäume. Mitten in der Nacht hatten die Soldaten im Walde Schritte und das Krachen der Zweige gehört.

»Kinder, ein Bär!« sagte ein Soldat. Alle erhoben die Köpfe und horchten. Bald darauf traten aus dem Walde in den hellen Feuerschein hinaus zwei sonderbar gekleidete menschliche Gestalten.

Das waren zwei Franzosen, die sich im Walde verborgen hatten. Der eine war hochgewachsen, mit einem Offiziershut, und schien ganz entkräftet zu sein. Als er zum Feuer ging, um sich niederzusetzen, fiel er zur Erde nieder. Der andere, ein kleiner Soldat mit einem Tuch um das Gesicht, war stärker. Er hob seinen Genossen auf, deutete auf seinen Mund und sprach etwas zu den Soldaten. Diese umgaben die Franzosen, legten dem Kranken einen Mantel unter und brachten heiße Grütze und Branntwein. Der Offizier hieß Ramballes, der andere war sein Bursche Morel. Als Morel Schnaps getrunken und einen Kessel mit Grütze ausgegessen hatte, geriet er plötzlich in eine aufgeregte Heiterkeit und sprach unaufhörlich zu den Soldaten, die kein Wort verstanden. Ramballes aß nichts, lag schweigend beim Feuer auf den Ellbogen gestützt und blickte mit hohlen, roten Augen die russischen Soldaten an. Morel zeigte auf die Schultern, um den Russen verständlich zu machen, daß das ein Offizier sei. Ein russischer Offizier, der an das Feuer kam, ließ beim Oberst fragen, ob er nicht einen französischen Offizier aufnehmen wolle, um ihn zu erwärmen, und als die Antwort zurückkam, der Oberst habe befohlen, den Offizier zu bringen, sagten die Soldaten Ramballes, er solle gehen. Er stand auf und wollte gehen, schwankte aber und wäre gefallen, wenn die Nebenstehenden ihn nicht gehalten hätten.

»Was? Willst du nicht?« fragte spöttisch ein Soldat.

»Dummkopf, wie sprichst du da, du Bauer!« riefen verschiedene Stimmen dem Soldaten zu. Sie hoben Ramballes auf, faßten ihn unter den Armen und brachten ihn zur Hütte.

»O, Kinder!« sagte Ramballes. »Meine guten Freunde! Das sind Menschen!« und legte wie ein Kind seinen Kopf auf die Schulter des einen

Soldaten.

Inzwischen saß Morel auf dem besten Platze, von Soldaten umgeben. Der kleine, stämmige Franzose trug einen Weibermantel und hatte über die Mütze ein Tuch gebunden. Er war sichtlich betrunken, umarmte den Soldaten, der neben ihm saß, und sang mit heiserer Stimme ein französisches Liedchen. Die Soldaten blickten ihn lachend an. »Nun, nun, du da, belehre mich! Ich begreife schnell! Wie heißt es?« sagte der Spaßvogel, den Morel umarmte.

»Vive Henri quatre,
Vive ce roi vaillant!
Ce diable à quatre«,

sang Morel, mit den Augen blinzeln.

»Wiwarika,
Wiwseruwaru
Sidjablaka!«

wiederholte der Soldat, indem er wirklich die Melodie traf.

»Hohoho! Prachtvoll!« riefen die groben Stimmen. Auch Morel lachte.
»Nun weiter! Noch mehr, noch mehr!«

»Qui eut le triple talent
De boire, de battre
Et d' être un vert galant.«

»Nun, das klingt auch ganz gut. Nun, nun, Saletajew!«
»Küji«, begann Saletajew mit Mühe.

»Kijü letriptala
De bu de ba
I detrawagala.«

»Siehst du, so ein Franzos, prachtvoll! Oihohoho! Willst du noch essen?«
»Gib ihm Grütze! So ein Verhungerner wird nicht gleich wieder satt.«
Wieder gaben sie ihm Grütze, und Morel aß lachend auch den dritten Kessel aus.

»O Himmel! O Himmel! Wie sternenklar!« bemerkte ein alter Soldat.
»Es wird eine schreckliche Kälte geben!« ...
Bald wurde es still.

Je weiter die Franzosen flohen, je kläglicher ihre Überreste wurden, besonders nach der Schlacht an der Beresina, auf die man in Petersburg so große Hoffnungen gesetzt hatte, um so heftiger wurden auch die gegenseitigen Beschuldigungen der russischen Heerführer, und ihre Geringschätzung sprach sich immer stärker gegen Kutusow aus, wenn auch in so höflicher Form, daß Kutusow nicht darauf antworten konnte. Alles, was er sagte, zum Beispiel, man müsse auf Proviant warten, die Leute haben keine Stiefel, war so einfach, und alles, was andere vorschlugen, war so kompliziert und klug, daß sie überzeugt waren, er sei alt und einfältig, sie aber geniale Heerführer. Besonders nach der Vereinigung mit der Armee des glänzenden Admirals Wittgenstein, des Helden Petersburgs, stieg diese Meinung und dieses Geschwätz in den Generalstäben bis zur äußersten Grenze. Der Großfürst Konstantin kam bei der Armee an und teilte Kutusow mit, daß der Kaiser über die schwachen Erfolge unserer Truppen und ihre langsamen Bewegungen unzufrieden sei und in nächster Zeit selbst bei der Armee eintreffen werde. Kutusow, der im Hofleben so erfahren und gegen den Willen des Kaisers zum Oberkommandierenden ernannt worden war, der den Thronfolger von der Armee entfernt und gegen den Willen des Kaisers Moskau aufgegeben hatte, begriff wohl, daß seine Rolle ausgespielt war.

Am 29. November kam Kutusow in Wilna an, wo er alte Freunde und Erinnerungen traf. Er fühlte sich der Ruhe bedürftig, wandte sich von den kriegerischen und politischen Dingen ab, als ob alles, was jetzt in der historischen Welt vorging, ihn nichts mehr angehe.

Gegen den Willen des Kaisers hielt Kutusow in Wilna den größten Teil der Truppen zurück. Nur ungern beschäftigte er sich mit der Armee; wie seine Umgebung sagte, war er sehr ermüdet und hinfällig, überließ alles seinen Generalen und gab sich in Erwartung des Kaisers Zerstreuungen hin. Am 7. Dezember verließ der Kaiser Petersburg in Begleitung des Grafen Tolstoi, des Fürsten Wolkonsky, Araktschejews und einer großen Suite, und kam am 11. Dezember in Wilna an. Trotz der strengen Kälte standen vor dem Schloß etwa hundert Offiziere des Generalstabes in voller Uniform, sowie eine Ehrenwache vom Semenowschen Regiment. Ein Kurier, der dem

Kaiser vorausgefahren war, schrie: »Er kommt!« Konownizin eilte zu Kutusow, um ihm dies zu melden. Sogleich erschien die dicke Gestalt des Alten in voller Uniform mit allen Orden schwankend auf der Vortreppe des Schlosses und stieg seitwärts mühsam die Stufen herab. Alle Augen richteten sich auf den Schlitten, der in vollem Lauf sich näherte und in welchem schon der Kaiser und Wolkonsky sichtbar wurden.

Der General war in heftiger Erregung, befühlte sich hastig und rückte den Hut zurecht. Als der Kaiser aus dem Schlitten stieg, faßte er sich, überreichte den Rapport und begrüßte ihn mit seiner gewöhnlichen Stimme.

Der Kaiser betrachtete Kutusow mit einem raschen Blick vom Kopf bis zu den Füßen. Sein Gesicht verfinsterte sich einen Augenblick, sogleich aber trat er mit ausgebreiteten Armen auf den alten General zu und umarmte ihn. Darauf begrüßte der Kaiser die Offiziere und die Ehrenwache, reichte nochmals dem Alten die Hand und ging mit ihm ins Schloß. Als der Kaiser mit dem alten Feldmarschall allein war, sprach er seine Unzufriedenheit über die langsame Verfolgung und über die Mißgriffe bei Krasnoje und an der Beresina aus und äußerte seine Ansicht über den künftigen Feldzug jenseits der Grenze. Kutusow erwiderte nichts, und seine Miene zeigte denselben gehorsamen, gedankenlosen Ausdruck wie vor sieben Jahren, als er bei Austerlitz den Befehl des Kaisers empfing. Am anderen Tage fand beim Feldmarschall ein Diner und Ball statt, an welchem der Kaiser teilnahm. Kutusow erhielt den Georgenorden erster Klasse, und der Kaiser erwies ihm hohe Ehren, aber alle wußten, daß der Kaiser mit dem Feldmarschall unzufrieden war. Als Kutusow auf dem Ball nach alter Gewohnheit aus der Zeit Katharinas beim Eintritt des Kaisers in den großen Saal ihm die eroberten Fahnen zu Füßen legen ließ, verfinsterte sich die Miene des Kaisers, und einige hörten seine Bemerkung: »Alter Komödiant!«

Die Unzufriedenheit des Kaisers mit Kutusow stieg in Wilna besonders deshalb, weil Kutusow die Bedeutung des bevorstehenden Feldzugs nicht begreifen konnte oder wollte. Als der Kaiser am folgenden Morgen den um ihn versammelten Offizieren sagte: »Sie haben nicht nur Rußland, sondern auch Europa gerettet«, begriffen alle, daß der Krieg noch nicht zu Ende sei. Nur Kutusow wollte das nicht begreifen und sprach offen seine Meinung aus, der neue Krieg könne Rußland keinen Vorteil bringen und seinen Ruhm nicht erhöhen. Er versuchte, dem Kaiser die Unmöglichkeit zu beweisen, neue Truppen auszuheben, und sprach von dem schweren Druck, der auf

dem Volk laste, von der Möglichkeit eines Mißerfolgs und so weiter. Um den Alten zu schonen, übernahm der Kaiser selbst den Oberbefehl. Einige Veränderungen fanden im Generalstab statt.

Peter empfand das volle Gewicht der physischen Entbehrungen, die er in der Gefangenschaft erduldet hatte, erst dann, als sie ihr Ende erreicht hatten. Nach seiner Befreiung fuhr er nach Orel, wo er am dritten Tage nach seiner Ankunft erkrankte und drei Monate lang krank lag. Obgleich ihn die Ärzte behandelten, ihm Blut abzapften und Medizin zu schlucken gaben, genas er dennoch. Alles, was er seit seiner Befreiung erlebt hatte, hinterließ fast keinen Eindruck. Er erinnerte sich nur des trüben Regenwetters und Schneetreibens, der innerlichen physischen Schmerzen, des Krankheitsgefühls, an die Schmerzen in den Füßen und in der Seite. Er erinnerte sich des allgemeinen Unglücks und der Lage des Volkes, der Neugierde der Offiziere und Generale, die ihn befragten, und seiner Sorge, eine Equipage und Pferde zu erhalten, am deutlichsten aber erinnerte er sich seiner Unfähigkeit, zu denken und zu fühlen. Am Tage seiner Befreiung hatte er die Leiche von Petja Rostow gesehen und an demselben Tage auch erfahren, daß der Fürst Andree noch länger als einen Monat nach der Schlacht bei Borodino gelebt hatte und erst vor kurzem in Jaroslaw bei Rostows gestorben war. Denselben Tag erfuhr er auch von Denissow den Tod seiner Frau, den dieser im Gespräch erwähnte, in der Meinung, daß er Peter schon lange bekannt sei. Alles das erschien Peter damals nur seltsam, er fühlte, daß er die Bedeutung aller dieser Nachrichten nicht begreifen könne, er bemühte sich nur, sobald als möglich von diesem Ort fortzukommen, wo die Menschen einander morden, um in einem stillen Zufluchtsort Ruhe und Sammlung zu finden. Sobald er aber Orel erreicht hatte, war er erkrankt. Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, erblickte Peter seine zwei Diener Terenti und Wassja, die aus Moskau gekommen waren, und die ältere Fürstin, die bei Jeletz auf einem Gut Peters lebte und gekommen war, um ihn zu pflegen, als sie von seiner Befreiung und Erkrankung gehört hatte. Während der Genesung vermochte Peter nur nach und nach von den Eindrücken der letzten Monate sich freizumachen und sich daran zu gewöhnen, daß niemand ihn morgen weitreiben, daß dieses warme Bett ihm niemand wegnehmen, und daß er wirklich ein Mittagessen, Tee und Abendessen haben werde, aber im Traum sah er sich noch als Gefangener. Ebenso begriff Peter auch nur nach und nach die Neuigkeit, die

er nach seiner Befreiung vernahm, von dem Tod des Fürsten Andree, vom Tod seiner Frau und von der Vernichtung der Franzosen. Ein freudiges Gefühl der Freiheit erfüllte die Seele Peters; niemand verlangte jetzt etwas von ihm, er wurde nicht weitergetrieben, alles, was er wollte, hatte er, der frühere quälende Gedanke an seine Frau hatte ihn verlassen, da sie nicht mehr war.

»Ach, wie schön!« sagte er zu sich selbst, wenn man ihm den reinen, gedeckten Tisch mit duftender Bouillon ans Bett schob, oder wenn er sich zur Nacht in das weiche, reine Bett legte, oder wenn er daran dachte, daß seine Frau und die Franzosen nicht mehr seien. »Ach, wie schön! Wie wonnig!« Und nach alter Gewohnheit stellte er sich selbst die Fragen: »Was dann? Was werde ich machen?« Doch sogleich antwortete er sich selbst darauf: »Nichts, ich werde leben! Ach, wie wonnig!« Das, was ihn früher quälte und was er beständig suchte, der Zweck des Lebens, existierte jetzt nicht mehr für ihn, weil er jetzt Glauben hatte, nicht den Glauben an gewisse Regeln oder Worte oder Gedanken, sondern den Glauben an einen lebendigen Gott. Früher hatte er das Große, Unerreichbare und Unendliche in nichts zu finden vermocht, er hatte nur gefühlt, daß es irgendwo sein müsse, er hatte es gesucht in allem, was ihn umgab, und nur Begrenztes, Kleinliches, Sinnloses gefunden. Jetzt aber hatte er gelernt, das Große, Ewige und Unendliche in allem zu sehen, und das machte in ruhig und glücklich. Die schreckliche Frage »warum?«, die früher alle seine geistigen Bauwerke zerstörte, existierte nicht mehr für ihn, jetzt hatte er die einfache Antwort auf diese Frage: »Deshalb, weil es einen Gott gibt, ohne dessen Willen kein Haar vom Haupte des Menschen fällt.«

Im seinem äußeren Wesen hatte sich Peter wenig verändert, er war auch noch ebenso zerstreut und schien noch immer nicht mit dem, was vor seinen Augen lag, beschäftigt zu sein, sondern mit etwas Innerlichem. Der Unterschied zwischen seinem früheren und jetzigen Zustand aber bestand darin, daß er früher viel sprach und bisweilen mit Heftigkeit, aber wenig hörte, jetzt aber wenig gesprächig war und so zuzuhören verstand, daß die Menschen ihm gern ihre innersten Geheimnisse mitteilten.

Die Fürstin, die Peter nie geliebt hatte und sogar ein feindliches Gefühl gegen ihn hegte, seit sie nach dem Tod des alten Grafen sich abhängig fühlte, war nach Orel gegangen, um Peter zu beweisen, daß sie ungeachtet seiner Undankbarkeit es für ihre Pflicht halte, nach ihm zu sehen, und fühlte bald mit Verdruß und Verwunderung, daß sie ihn liebe. Peter hatte die Gunst der Fürstin durchaus nicht gesucht und sah sie nur mit neugieriger Verwunderung an. Der listigste Mensch hätte sich nicht schlauer in das Zutrauen der Fürstin einschleichen können, aber die ganze Schlauheit Peters bestand nur darin, daß er sein Vergnügen suchte, indem er in der verbitterten, trockenen und auf ihre Art stolzen Fürstin menschliche Gefühle hervorrief.

»Ja, er ist ein sehr, sehr guter Mensch«, sagte die Fürstin zu sich selbst, »wenn er sich unter dem Einfluß guter Menschen befindet, solcher Menschen wie ich!«

Die Veränderung, die in Peter vorgegangen war, wurde auch seiner Umgebung, seinen Dienern und dem Arzt bemerkbar, der Peter behandelte. Dieser besuchte ihn jeden Tag, und obgleich er nach Art der Ärzte sich das Ansehen eines vielbeschäftigten Menschen gab, dessen Minuten kostbar sind für die leidende Menschheit, blieb er oft stundenlang bei Peter sitzen und erzählte ihm Anekdoten oder teilte ihm seine Beobachtungen über das Wesen der Kranken im allgemeinen und der Damen im besonderen mit.

In Orel lebten einige gefangene Offiziere, und der Doktor brachte einen von ihnen, einen jungen italienischen Offizier, zu Peter. Der Italiener schien nur dann glücklich zu sein, wenn er zu Peter kommen konnte, um von seiner Vergangenheit, von seinem häuslichen Leben, von seiner Liebe zu erzählen, sowie von seinem Abscheu gegen die Franzosen und besonders

gegen Napoleon. Auch ein alter Bekannter, der Freimaurer Graf Willarsky, kam zu ihm, derselbe, der ihn 1807 in die Loge eingeführt hatte. Willarsky hatte eine reiche Russin geheiratet, die große Güter bei Orlow besaß. Als Willarsky erfuhr, daß Besuchow in Orel sei, kam er zu ihm. Willarsky langweilte sich in Orel und war glücklich, einen Menschen zu finden, der demselben Kreise angehörte und, wie er glaubte, dieselben Interessen hatte. Aber zu seiner Verwunderung kam er bald zu der Ansicht, daß Peter sehr zurückgeblieben und in Apathie und Egoismus versunken sei.

Aber dennoch war Willarsky jeden Tag bei Peter. Während Peter ihn sah und anhörte, erschien ihm der Gedanke seltsam und unwahrscheinlich, daß er selbst noch vor kurzem ein ebensolcher Mensch gewesen sei wie dieser.

In seinen Beziehungen zu Willarsky, zur Fürstin, zu dem Arzt und zu allen Menschen mit denen er jetzt in Berührung kam, war jetzt ein neuer Zug an Peter bemerklich, der ihm die Zuneigung aller gewann. Das war das Zugeständnis der Möglichkeit für jeden Menschen, auf seine Weise zu denken, zu fühlen und die Dinge anzusehen, und das Eingeständnis der Unmöglichkeit, durch Worte einen Menschen zu einer anderen Überzeugung zu bringen. Diese berechnete Eigenheit jedes Menschen, die Peter früher aufgeregt und gereizt hatte, bildete jetzt die Grundlage für die Teilnahme und das Interesse, das er den Menschen widmete.

In praktischen Angelegenheiten erlangte jetzt Peter eine ihm sonst ganz fremde Sicherheit. Früher hatte ihn jede Geldfrage erregt, eine Bitte, wie sie ihm als sehr reichen Mann oft vorkam, ihn in eine aufgeregte Ratlosigkeit versetzt. »Geben oder nicht geben?« fragte er sich selber. »Ich habe, und er leidet Not! Aber ein anderer ist vielleicht noch mehr in Not. Welcher ist mehr in Not? Und vielleicht sind beide Betrüger?« Früher fand Peter keinen Ausweg daraus und gab allen, solange er etwas zu geben hatte. In derselben Ratlosigkeit befand er sich bei der Frage, die sein Vermögen betraf, wenn der eine sagte, man müsse so handeln und der andere – so.

Jetzt fand er zu seiner Verwunderung, daß es in solchen Fragen keine Zweifel mehr gab. Er war ebenso gleichgültig in Geldsachen wie früher, jetzt aber wußte er unzweifelhaft, was er tun sollte und was nicht. Die erste Anwendung dieser neuen Eigenschaft machte er bei Gelegenheit der Bitte eines gefangenen französischen Obersten, der ihm viel von seinen Taten erzählte und am Ende ihn bat und fast verlangte, Peter solle ihm viertausend Franken geben, um sie seiner Frau und seinen Kindern zu schicken. Peter aber vermochte ohne die geringste Mühe dies zu verweigern, worüber er

sich später selbst verwunderte. Zugleich aber hielt er es für nötig, List anzuwenden, um bei seiner Abreise den italienischen Offizier dazu zu bringen, Geld von ihm anzunehmen, das er augenscheinlich sehr nötig hatte. Einen neuen Beweis seines neugewonnenen praktischen Blicks sah Peter in seiner Entscheidung der Frage, wie die Schulden seiner Frau bezahlt werden sollten, und ob seine Häuser in Moskau und seine Villa vor der Stadt wieder aufgebaut werden sollten oder nicht. Sein Oberverwalter besuchte ihn in Orel, und Peter beriet sich mit ihm. Der Brand Moskaus hatte Peter nach der Berechnung des Verwalters ungefähr zwei Millionen gekostet. Zum Trost für diesen Verlust legte der Verwalter Peter eine Berechnung vor, wonach sein Einkommen sich nicht nur vermindern, sondern sogar vergrößern werde, wenn er die Zahlung der von der Gräfin hinterlassenen Schulden, zu der er nicht verpflichtet sei, unterlassen würde, und wenn er den Wiederaufbau der Moskauer Häuser, die jährlich achtzigtausend gekostet und nichts eingebracht hätten, unterlassen würde.

»Ja, ja, das ist wahr«, sagte Peter vergnügt, »das kann alles unterbleiben.« Und so wurde er durch die Zerstörung der Stadt bedeutend reicher. Im Januar aber kam Saweljitsch, der Verwalter aus Moskau, und berichtete über die Lage in Moskau und von dem Kostenanschlag zur Wiedererbauung der Häuser und der Villa in Moskau, die ihm der Architekt angefertigt hatte. Er sprach darüber wie über eine beschlossene Sache. Zu derselben Zeit erhielt Peter auch Briefe vom Fürsten Wassil, seinem Schwiegervater, und anderen Bekannten in Petersburg, in denen von den Schulden seiner Frau die Rede war. Peter kam zu dem Schluß, daß der Plan des Verwalters, der ihm so sehr gefallen hatte, nicht durchführbar sei, und daß er nach Petersburg reisen müsse, um die Angelegenheiten seiner Frau zu ordnen, und daß er auch in Moskau bauen müsse. Warum das alles notwendig sei, wußte er nicht, hegte aber keine Zweifel darüber. Infolge dieses Entschlusses verminderte sich seine Einnahme um drei Viertel, aber er fühlte, daß es notwendig sei.

Willarsky wollte nach Moskau reisen, und sie kamen überein, die Reise zusammen zu machen.

Während der Zeit seiner Wiedergenesung in Orel befand sich Peter in einer freudigen, lebensfrohen Stimmung, aber als er auf der Reise sich in frischer Luft und in voller Freiheit fühlte, hunderte von neuen Gesichtern sah, verstärkte sich dieses Gefühl noch viel mehr. Während der ganzen Reise hatte er die Empfindung eines Schülers in den Ferien.

Wenn ein Ameisenhaufen zerstört wird, so fliehen die Ameisen mit Eiern und Puppen, andere eilen zum Haufen zurück und stoßen und drängen einander. Ganz ebenso drängten sich die Menschen nach dem Abzug der Franzosen nach der Stelle, welche früher Moskau hieß. Nach einer Woche waren in Moskau schon fünfzehntausend Einwohner, nach zwei Wochen schon fünfundzwanzigtausend und so weiter, und im Frühjahr 1813 war die Einwohnerzahl größer als vor dem Krieg. Die ersten Russen, die Moskau betraten, waren die Kosaken von dem Heeresteil von Wintzingerode, dann kamen Bauern aus der Umgegend und Einwohner, welche aus Moskau in die Nachbarschaft geflohen waren. Als sie das zerstörte, geplünderte Moskau betraten, begannen sie auch zu plündern und setzten fort, was die Franzosen begonnen hatten. Bauernwagen kamen in Moskau an, um alles, was in den Moskauer Häusern und Straßen zurückgelassen und weggeworfen war, auf die Dörfer hinauszuführen. Die Kosaken nahmen mit, was sie konnten, Hausbesitzer sammelten alles, was sie in anderen Häusern fanden, und trugen es in die ihrigen, unter dem Vorwand, daß es ihr Eigentum sei.

Aber auf die ersten Plünderer folgten andere und noch andere, und mit jedem Tage wurde das Plündern schwieriger und unergiebig. Die Franzosen hatten Moskau zwar leer, aber mit allen Formen eines organisch gegliederten Gemeinwesens zurückgelassen, diese Formen waren leblos, aber sie existierten noch. Es gab Märkte, Läden, Vorrathshäuser, Basare, welche meist Waren enthielten, es gab Fabriken, reiche Warenhäuser, voll von Luxusgegenständen, es gab Krankenhäuser, Gefängnisse, öffentliche Gebäude, Kirchen, Kapellen. Je länger die Franzosen geblieben waren, desto mehr verschwanden diese Formen des Stadtlebens und zuletzt war alles zusammengeflossen in ein einziges Feld der Plünderung. Jetzt strömte alles nach Moskau, wie das Blut zum Herzen, Plünderer, Leute aller Art, die durch Neugierde, durch Dienstpflichten oder verschiedene Interessen zusammengeführt wurden, Hausbesitzer, Geistliche, hohe und niedere Beamte, Kaufleute, Gewerbetreibende und Bauern. Nach einer Woche schon wurden die Bauern, die mit leeren Wagen nach Beute gekommen waren, von der Obrigkeit genötigt, die Leichen aus der Stadt fortzuführen,

andere Bauern, die vom Mißerfolg ihrer Genossen gehört hatten, kamen mit Getreide, Hafer und Stroh zur Stadt und unterboten einander, Genossenschaften von Bauleuten, die auf gut bezahlte Arbeit rechneten, trafen jeden Tag ein, und bald wurde überall daran gearbeitet, die angebrannten Häuser auszubessern und neue aufzubauen. Kaufleute eröffneten ihren Handel in Bretterbuden, Gastwirtschaften entstanden in halbverbrannten Häusern, die Geistlichen erneuerten den Gottesdienst in vielen Kirchen, opferwillige Leute brachten gestohlene Kirchengeräte zurück, Beamte stellten ihre Schreibtische in kleinen Zimmern auf, die Obrigkeit und Polizei beschäftigte sich mit der Herausgabe der zurückgebliebenen Sachen, Graf Rostoptschin schrieb seine Proklamationen.

Ende Januar kam Peter in Moskau an und ließ sich in einem unversehrt gebliebenen Flügel seines Hauses nieder. Er fuhr zum Grafen Rostoptschin und einigen Bekannten, die nach Moskau zurückgekehrt waren, und beabsichtigte am dritten Tag nach Petersburg weiterzureisen. Alles triumphierte, und neues Leben blühte auf in der zerstörten Stadt. Alle wünschten Peter zu sehen und seine Erlebnisse zu hören. Peter fühlte sich besonders freundschaftlich gestimmt gegen alle Leute, die er sah, hielt sich aber jetzt unwillkürlich vorsichtig zurück, um sich nicht durch irgend etwas zu binden. Auf alle Fragen, die man ihm stellte, wichtige und unbedeutende, wo er zu leben gedenke, ob er bauen, wann er nach Petersburg reisen werde, antwortete er: »Ja, vielleicht, ich glaube.«

Von Rostows hörte er, daß sie in Kostroma seien, und nur selten kam ihm ein Gedanke an Natalie wie eine Erinnerung aus längst vergangener Zeit. Am dritten Tag nach seiner Ankunft in Moskau hörte er, daß die Fürstin Marie sich in Moskau befinde. Oft hatte er an die Leiden und die letzten Tage des Fürsten Andree gedacht, und als er hörte, daß die Fürstin Marie in ihrem unversehrt gebliebenen Haus in Moskau wohnte, fuhr er noch an demselben Abend zu ihr. Auf dem Wege dachte er ununterbrochen an Fürst Andree. »Ist er wirklich in dieser bitteren Stimmung, in der er sich damals befand, gestorben? Hat sich ihm nicht vor dem Tode noch das Rätsel des Lebens entdeckt?« dachte Peter.

In sehr ernster Stimmung kam er am Hause des alten Fürsten an. Spuren der Zerstörung waren sichtbar, aber im ganzen war es unversehrt geblieben. Der alte Haushofmeister kam ihm mit wichtiger Miene entgegen, um dem Gast bemerkbar zu machen, daß die Abwesenheit des Fürsten die Ordnung des Hauses nicht störe. Die Fürstin sei in ihre Zimmer gegangen und empfangen Sonntags, sagte er.

»Melde mich, vielleicht wird sie mich annehmen«, sagte Peter.

»Sogleich!« erwiderte der Haushofmeister. »Belieben Sie einzutreten!«

Nach wenigen Augenblicken kam Desalles und teilte Peter im Namen der Fürstin mit, sie sei sehr erfreut, ihn zu sehen, und bitte ihn, ohne Umstände nach oben in ihre Zimmer zu kommen.

In einem kleinen Zimmer, das von einer einzigen Kerze erleuchtet wurde, saß die Fürstin in Gesellschaft einer schwarzgekleideten Dame, die Peter für eine Gesellschafterin hielt. Die Fürstin kam ihm rasch entgegen und reichte ihm die Hand.

»Ja«, sagte sie, sein verändertes Gesicht anblickend, nachdem er ihre Hand geküßt hatte, »so sehen wir uns wieder! Er hat in der letzten Zeit oft von Ihnen gesprochen. Ich war sehr erfreut, als ich von Ihrer Rettung hörte, das war die einzige freudige Nachricht seit langer Zeit.« Sie richtete ihren Blick auf die Gesellschafterin mit einer Beharrlichkeit und Unruhe, über die Peter sich wunderte.

»Sie können sich vorstellen, daß ich nichts von ihm wußte«, sagte Peter. »Ich hielt ihn für gefallen! Alles, was ich jetzt weiß, habe ich aus dritter Hand erfahren. Ich weiß nur, daß ihn der Zufall zu Rostows geführt hat. Welche Schicksalsfügung!«

Peter sprach rasch und lebhaft. Wenn er die Gesellschafterin ansah, begegnete er ihrem freundlichen, neugierigen Blick, der auf ihn gerichtet war, aber bei den letzten Worten, als er Rostows erwähnte, drückte sich auf der Miene der Fürstin Marie große Verwirrung aus. Wieder richteten sich ihre Blicke von Peter auf das Gesicht der Dame im schwarzen Kleid.

»Sie erkennen sie wahrscheinlich nicht?« sagte sie.

Peter blickte nochmals das bleiche, feine Gesicht der Dame mit den schwarzen Augen und dem seltsamen Zug um den Mund forschend an, und etwas längst Vergessenes begegnete ihm in diesen aufmerksamen, fragenden Augen.

»Nein, nein, es kann nicht sein!« dachte er. »Dieses strenge, hagere, bleiche und gealterte Gesicht! Das kann sie nicht sein! Das ist nur die Erinnerung an sie!«

»Natalie!« sagte in diesem Augenblick die Fürstin, und das Gesicht mit den forschenden Augen lächelte. Plötzlich erglänzte vor Peter jenes längst vergessene Glück, an das er jetzt weniger als je gedacht hatte. Als sie lächelte, war kein Zweifel daran, daß das Natalie war, die er liebte. Im ersten Augenblick verriet Peter unwillkürlich ihr und der Fürstin Marie und vor allem sich selbst das ihm selbst unbekanntes Geheimnis durch freudiges Erröten. Er wollte seine Erregung verbergen, aber je mehr er sich bemühte, um so deutlicher wurde es ihm selber, ihr und der Fürstin Marie, daß er sie liebte. »Nein, das ist nur die Überraschung«, dachte Peter, aber als er das Gespräch mit der Fürstin Marie fortsetzen wollte und Natalie wieder

anblickte, bedeckte eine noch tiefere Röte sein Gesicht und eine noch stärkere Erregung freudigen Schreckens erfaßte ihn, seine Worte wurden verwirrt und er blieb mitten in seiner Rede stecken.

»Sie ist als mein Gast mit mir gekommen«, sagte die Fürstin. »Der Graf und die Gräfin werden nach einigen Tagen ankommen. Die Gräfin befindet sich in einem schrecklichen Zustand, aber Natalie muß selber die Ärzte befragen, und man hat sie fast mit Gewalt mit mir hierhergesandt.«

»Gibt es jetzt eine Familie ohne Kummer?« bemerkte Peter zu Natalie. »Sie wissen, es war derselbe Tag, an dem wir befreit wurden, ich habe ihn gesehen! Was war es für ein entzückender Jüngling!«

Natalie blickte ihn schweigend an, und ihre Augen glänzten noch heller. »Was soll ich zum Trost sagen?« fuhr Peter fort. »Warum mußte ein so prächtiger junger Mann voll Leben sterben?«

Ja, in jetziger Zeit ist es schwer, ohne Glauben zu leben«, bemerkte Fürstin Marie.

»Ja, ja, das ist eine wirkliche Wahrheit«, bestätigte Peter.

»Warum?« fragte Natalie, indem sie Peter forschend ansah.

»Wieso – warum?« fragte Marie. »Schon der Gedanke daran, was uns dort erwartet!«

Natalie blickte wieder Peter fragend an, und deshalb fuhr Peter fort: »Weil nur der Mensch, der an Gott glaubt, einen solchen Verlust ertragen kann wie den Ihrigen.«

Natalie öffnete schon den Mund, um etwas zu sagen, aber Peter wandte sich an Marie mit der Frage nach den letzten Lebenstagen seines Freundes. Seine Befangenheit war schon fast ganz geschwunden, er fühlte aber zugleich, daß auch seine bisherige Freiheit schwand. Er fühlte, daß jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen jetzt einem Richter unterlag, dessen Urteil ihm teurer als alles in der Welt war.

Mit einigem Widerstreben erzählte Fürstin Marie, in welcher Lage sie ihren Bruder getroffen habe, aber die Fragen Peters, sein Blick voll Unruhe veranlaßten sie, nach und nach auch Einzelheiten wiederzugeben, deren Erinnerung ihr peinlich war.

»Ja, ja«, sagte Peter, »er hat sich also beruhigt und seine Stimmung ist milder geworden! Er hat mit allen Kräften seiner Seele danach gestrebt, vollkommen gut zu sein, und darum konnte er den Tod nicht fürchten.

Welches Glück, daß er Sie wiedersah!« sagte er zu Natalie, indem er sie mit Augen voll Tränen ansah.

Das Gesicht Natalies zuckte, sie schlug die Augen nieder. »Ja, es war ein Glück für mich!« sagte sie mit leiser Stimme, »und auch er ... er ... sagte, als ich zu ihm trat, er habe sich danach geseht.« Ihre Stimme brach ab, sie errötete und faltete die Hände auf den Knien.

Plötzlich erhob sie den Kopf und begann hastig zu sprechen: »Wir wußten nichts von ihm, als wir Moskau verließen, und ich wagte nicht, nach ihm zu fragen, da sagte mir Sonja plötzlich, er sei bei uns. Ich konnte mir nicht vorstellen, in welchem Zustand er sich befand, aber ich mußte ihn sehen«, sagte sie hastig und zitternd. Dann erzählte sie alles, was sie in diesen drei Wochen an seinem Sterbebett erlebt hatte.

Peter hörte sie mit offenem Munde an und wandte keinen Blick von ihr, solange sie sprach. Er dachte weder an den Fürsten Andree, noch an den Tod, noch an das, was sie erzählte, er hörte sie und bedauerte sie nur wegen des Schmerzes, den sie jetzt empfand. Die Fürstin hielt mit Mühe ihre Tränen zurück, während sie zum erstenmal von diesen letzten Tagen der Liebe ihres Bruders zu Natalie hörte.

Für Natalie war es augenscheinlich ein Bedürfnis gewesen, sich auszusprechen. Es schien, als könne sie kein Ende finden und mehrmals wiederholte sie dasselbe. Vor der Tür hörte man Desalles' Stimme, welcher fragte, ob Nikolai hineinkommen könne.

»Das ist alles, alles...« sagte Natalie. Hastig erhob sie sich, als Nikolai eintrat, und eilte zur Tür. Sie stieß den Kopf an, stöhnte halb vor Schmerz, halb vor Kummer und verließ das Zimmer. Peter blickte ihr nach und begriff nicht, warum er plötzlich auf der ganzen Welt allein geblieben war. Er erwachte aus seiner Zufriedenheit, als er den kleinen Nikolai im Zimmer sah. Der Anblick des Kleinen, der seinem Vater so sehr glich, wirkte in diesem Augenblick so stark auf Peter, daß er hastig aufstand, sein Tuch ergriff und ans Fenster trat. Er wollte sich verabschieden, aber die Fürstin hielt ihn zurück.

»Nein, wir schlafen oft nicht vor drei Uhr. Bitte, bleiben Sie und speisen Sie mit uns! Gehen Sie nach unten, wir werden sogleich kommen!«

Ehe Peter ging, sagte die Fürstin: »Das war das erstemal, daß sie so von ihm sprach.«

Peter wurde in den hellerleuchteten, großen Speisesaal geführt, nach einigen Minuten wurden Schritte gehört, und die Fürstin trat mit Natalie ein. Natalie war ruhig und ernst. Sowohl Marie als Natalie und Peter empfanden dasselbe Gefühl von Unbehaglichkeit, das gewöhnlich auf ein beendiges, ernstes und lebhaftes Gespräch folgt. Das frühere Gespräch fortzusetzen, war ebenso unmöglich, als von Geringfügigem zu sprechen. Schweigend gingen sie zu Tische. Peter entfaltete die Serviette, und entschlossen, das Schweigen zu brechen, blickte er Natalie und Marie an. Beide schienen dasselbe zu beabsichtigen und in den Augen beider erglänzte Lebenslust.

»Trinken Sie ein Gläschen, Graf?« fragte die Fürstin Marie, und diese Worte verscheuchten plötzlich das Vorhergegangene. »Berichten Sie uns Ihre Erlebnisse«, sagte die Fürstin. »Man erzählt sich solche Wunder von Ihnen.«

»Ja«, erwiderte Peter mit seinem gewohnten Lächeln milden Spottes, »man erzählt mir selber zuweilen solche Wunder, wie ich sie im Traum nie erlebt habe. Ich habe bemerkt, daß es sehr leicht ist, ein interessanter Mensch zu sein, und jetzt bin ich ein interessanter Mensch. Man ruft mich zu sich und erzählt mir, was ich erlebt habe.«

»Und Sie werden wieder bauen?« fragte die Fürstin.

»Ja, Saweljtsch will es haben.«

»Und Sie wußten noch nichts von dem Tod der Gräfin, damals, als Sie in Moskau zurückblieben?« fragte die Fürstin Marie.

»Nein«, erwiderte Peter, »ich erfuhr das in Orel, und Sie können sich nicht vorstellen, wie es mich erschütterte. Wir paßten nicht zueinander«, fuhr er rasch fort mit einem Blick nach Natalie, in deren Miene er Neugierde bemerkte, wie er sich über seine Frau aussprechen werde. »Wenn zwei Menschen im Streit miteinander leben, so sind immer beide schuldig, und die eigene Schuld wiegt immer schrecklich schwer, wenn die andere Person nicht mehr ist. Und dann dieser Tod... ohne Freunde, ohne Trost! Es tut mir sehr leid um sie«, schloß er. Mit Vergnügen bemerkte er Natalies beifällige Miene.

»Nun sind Sie wieder Junggeselle und Freiersmann«, bemerkte die Fürstin Marie.

Peter errötete plötzlich tief und vermied es, Natalie anzusehen.

»Aber Sie haben Napoleon gesehen und gesprochen, wie man uns erzählt hat?«

»Keineswegs«, erwiderte Peter lachend. »Alle glauben, gefangen zu sein bedeute nichts anderes, als bei Napoleon zu Gast zu sein. Ich habe ihn nicht gesehen und nichts von ihm gehört, ich befand mich in viel schlechterer Gesellschaft.«

»Aber ist es wahr, daß Sie in Moskau zurückblieben, um Napoleon zu töten?« fragte ihn Natalie lachend. »Ich habe es damals erraten, als wir Sie bei der Abfahrt aus Moskau sahen.«

Peter gestand, daß das wahr sei, und durch die Fragen von Marie und besonders von Natalie wurde er veranlaßt, seine Abenteuer ausführlicher zu erzählen. Anfangs sprach er mit dem spöttischen Blick, der ihm jetzt eigen geworden war, dann aber erzählte er von den Greueln und Leiden, die er gesehen hatte, mit verhaltener Erregung. Von der Episode mit dem Kind und der Frau, bei deren Verteidigung er verhaftet wurde, erzählte Peter nur: »Es war ein schrecklicher Anblick, verlassene Kinder, einige im Feuer... vor meinen Augen wurde ein Kind gerettet...Frauen, denen man ihre Habseligkeiten raubte, Ringe abriß. Da kam eine Patrouille, und alle diejenigen, welche nicht plünderten, wurden verhaftet, auch ich.«

»Sie erzählen wohl nicht alles, wahrscheinlich haben Sie etwas ... Gutes getan«, bemerkte Natalie stockend.

Peter erzählte weiter. Als er von der Hinrichtung sprach, wollte er die schrecklichen Einzelheiten umgehen, aber Natalie verlangte, er solle nichts auslassen. Peter erzählte auch von Karatajew.

Das Abendessen war vorüber, er war schon aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, während Natalie ihn immer mit ihren Blicken begleitete.

Peter erzählte seine Erlebnisse so, wie er sich ihrer selbst noch niemals erinnert hatte, jetzt erschienen ihm dieselben in einem neuen Licht, und während er das alles Natalie erzählte, empfand er jene seltene Wonne, die von Frauen ausgeht, wenn sie einem Mann zuhören – nicht von klugen Frauen, welche beim Zuhören sich bemühen, sich einzuprägen, was man ihnen sagt, um ihren Geist zu bereichern oder das Erzählte nach ihrer Weise zurechtzulegen und die klugen Reden anzubringen, die sie in ihrer kleinen,

geistigen Haushaltung ausgearbeitet haben. Natalie war ganz Aufmerksamkeit und kein Wort, kein Blick, kein Schwanken seiner Stimme, keine Gebärde Peters entging ihr. Sie fing das noch ungesprochene Wort im Fluge auf und trug es in ihr offenes Herz, sie begriff den geheimen Sinn der ganzen geistigen Arbeit Peters.

Fürstin Marie sah jetzt die Möglichkeit der Liebe und des Glücks zwischen Natalie und Peter, und dieser Gedanke, der jetzt zum erstenmal in ihr erwachte, erfüllte sie mit Freude. Es war drei Uhr nachts, die Diener kamen mit traurig ernsten Gesichtern, um neue Kerzen aufzustecken, aber niemand bemerkte sie. Peter beendigte seine Erzählung. Natalie blickte beständig mit glänzenden Augen Peter aufmerksam an, der mit einer wonnigen Verwirrung zuweilen ihren Blicken begegnete. Fürstin Marie schwieg. Niemand schien daran zu denken, daß es drei Uhr nachts und Zeit zum Schlafen sei. »Man spricht von Unglück und Leiden«, sagte Peter wieder, »aber wenn man mir in diesem Augenblick sagen würde: ›Willst du so bleiben, wie du vor der Gefangenschaft warst, oder das alles von Anfang an nochmals durchleben«, so würde ich sogleich sagen: Her mit der Gefangenschaft und dem Pferdefleisch. Wir glauben, es sei alles verloren, wenn wir aus dem gewohnten Geleise geworfen werden, aber da erst beginnt etwas Neues, Gutes! Solange das Leben dauert, gibt es auch Glück! Vieles, vieles liegt vor uns! Das möchte ich Ihnen sagen«, wandte er sich an Natalie.

»Ja, ja«, sagte sie, aber ihre Antwort bezog sich auf etwas ganz anderes. »Auch ich wünsche nichts so sehr, als alles von Anfang an nochmals zu durchleben.« Plötzlich ließ sie den Kopf auf die Hand herabsinken und brach in Tränen aus.

»Was ist dir, Natalie?« fragte die Fürstin Marie.

»Nichts, nichts!« Sie lächelte durch Tränen Peter zu. »Leben Sie wohl! Es ist wohl Zeit, zu schlafen.« Peter stand auf und verabschiedete sich.

Marie und Natalie fanden sich wie immer im Schlafzimmer zusammen und sprachen über das, was Peter erzählt hatte. Fürstin Marie äußerte ihre Meinung über Peter nicht, und auch Natalie sprach nicht von ihm.

»Weißt du, ich glaube, wir scheuen uns oft deshalb von ihm zu sprechen (von dem Fürsten Andree), weil wir fürchten, unsere Gefühle zu entweihen,

und so vergessen wir ihn!«

Marie seufzte schwer. »Kann man denn vergessen?« fragte sie.

»Es war mir sehr angenehm, heute von ihm zu sprechen und doch zugleich schmerzhaft und schwermütig. Ich bin überzeugt, daß er ihn sehr liebte, und deshalb habe ich auch gesprochen. Es trifft mich doch kein Vorwurf dafür?« fragte sie errötend.

»O nein. Was ist das für ein vortrefflicher Mensch!«

»Weißt du, Marie«, sagte Natalie mit einem schalkhaften Lächeln, wie es Marie seit langer Zeit auf ihrem Gesicht nicht mehr gesehen hatte, »er ist so rein, glatt und frisch geworden, als ob er gerade aus dem Bade käme! Ich meine, moralisch aus dem Bade, nicht wahr?«

»Ja, er hat viel gewonnen!«

»Und sein kurzer Überrock, und die geschnittenen Haare, wirklich, wie aus dem Bade!«

Lange konnte Peter nicht einschlafen und ging im Zimmer auf und ab, bald mit trüber Miene, bald mit glücklichem Lächeln. »Was ist zu machen? Wenn es nicht anders geht! Was soll ich tun? Es muß so sein!« sagte er, als er sich um sechs Uhr hastig zu Bett legte in glücklicher Erregung, aber ohne Zweifel und Unschlüssigkeit.

»Es muß sein! Alles muß geschehen, um sie zur Frau zu gewinnen«, sagte er zu sich selbst.

Er hatte schon vor einigen Tagen seine Abreise nach Petersburg auf Freitag bestimmt, und als er am Donnerstag erwachte, fragte ihn Saweljitsch nach seinen Befehlen in betreff der Reisevorbereitungen.

»Nach Petersburg? Wo ist Petersburg? Wer ist in Petersburg?« fragte er. »Ja, ja; früher, ehe dies vorfiel, wollte ich nach Petersburg fahren«, erinnerte er sich. »Gut, gut, ich werde auch reisen, vielleicht! Wie gut und aufmerksam er ist und an alles denkt«, dachte er mit einem Blick auf das Gesicht des alten Saweljitsch, »und was für ein angenehmes Lächeln! Höre, Saweljitsch, wünschst du dir immer noch nicht die Freiheit?« fragte Peter.

»Was soll ich mit der Freiheit, Erlaucht? Bei dem verstorbenen Grafen, ihm sei das Himmelreich! haben wir gelebt, und auch bei Ihnen ist uns keine Beleidigung widerfahren.«

»Nun, aber die Kinder?«

»Auch die Kinder werden leben, Erlaucht! Bei solchen Herren ist gut leben!«

»Aber mein Nachfolger?« fragte Peter. »Vielleicht heirate ich einmal plötzlich, das kann vorkommen«, fügte er lachend hinzu.

»Das wäre sehr gut, mit Erlaubnis zu sagen, Erlaucht.«

»Wie ihm dieser Gedanke leicht fällt«, dachte Peter. »Er weiß nicht, wie schrecklich, wie gefährlich das ist! Es ist immer zu früh oder zu spät... schrecklich!«

»Belieben Sie morgen zu reisen?« fragte Saweljitsch.

»Nein, ich werde es noch aufschieben. Entschuldige, daß ich dir Mühe machte! – Wie sonderbar, daß er nicht weiß, daß mir jetzt nichts an Petersburg liegt, und daß vor allem das entschieden werden muß! Aber

wahrscheinlich weiß er es und verstellt sich nur. Soll ich mit ihm reden und ihn fragen, was er meint?« dachte Peter. »Nein, später einmal!«

Zu Tisch fuhr Peter wieder zur Fürstin Marie. Bei der Fahrt wunderte er sich über die Schönheit der Ruinen. Die Schornsteine, die zerfallenen Mauern erinnerten ihn an den Rhein und an das Kolosseum in Rom. Die Fuhrleute, Zimmerleute und Krämer, alle, die ihm entgegenkamen, blickten ihn mit strahlenden Gesichtern an, als ob sie sagten: »Da ist er! Wir wollen sehen, was daraus werden wird.«

Als er in das Haus trat, befielen ihn Zweifel daran, ob er wirklich gestern abend hier gewesen sei und mit Natalie gesprochen habe. »Vielleicht ist das nur Täuschung!« Aber kaum war er ins Zimmer eingetreten, so fühlte er schon ihre Anwesenheit. Sie trug dasselbe schwarze Kleid mit weichen Falten und dieselbe Frisur wie gestern, aber sie war doch ganz anders. Hätte sie gestern so ausgesehen, als er ins Zimmer trat, so hätte er sie sofort erkannt.

Sie war jetzt dieselbe, wie er sie als Kind und als Braut des Fürsten Andree gekannt hatte. Ein heller, fragender Glanz schimmerte in ihren Augen, auf ihrem Gesicht lag ein freudiger, seltsam mutwilliger Ausdruck. Peter speiste und wäre den ganzen Abend sitzengeblieben, aber Fürstin Marie fuhr zur Messe.

Am anderen Tage kam Peter frühzeitig, speiste und verbrachte den ganzen Abend bei ihnen. Obgleich Marie und Natalie augenscheinlich erfreut darüber waren, und obgleich das ganze Lebensinteresse Peters sich jetzt in diesem Hause konzentrierte, hatten sie sich doch gegen Abend ganz ausgesprochen, und oft brach das Gespräch ab. Marie und Natalie lächelten und schienen seinen Aufbruch zu erwarten. Peter bemerkte dies, konnte aber doch nicht gehen. Er fühlte sich gedrückt, blieb aber doch sitzen, weil er nicht vermochte, sich zu erheben und zu gehen.

Die Fürstin Marie, die kein Ende absah, stand zuerst auf, klagte über Migräne und verabschiedete sich. »Sie reisen also morgen nach Petersburg?« fragte sie.

»O nein«, erwiderte Peter verwundert und wie beleidigt. »Nach Petersburg? Nun ja, morgen, aber ich nehme noch nicht Abschied. Ich werde kommen und nach Ihren Befehlen fragen«, sagte er, blieb vor der Fürstin stehen und ging doch nicht.

Natalie reichte ihm die Hand und verließ das Zimmer. Anstatt zu gehen, ließ sich Marie in einen Lehnstuhl nieder und sah Peter mit ihren traurigen,

tiefen Blicken ernst und aufmerksam an. Ihre Ermüdung war jetzt ganz verschwunden; sie seufzte schwer, als ob sie sich auf ein langes Gespräch vorbereitete. Alle Verwirrung war von Peter gewichen, nachdem sich Natalie entfernt hatte. Mit aufgeregter Lebhaftigkeit rückte er seinen Stuhl nahe zu Marie.

»Ich wollte mit Ihnen sprechen, Fürstin«, sagte er als Antwort auf ihren Blick. »Helfen Sie mir! Was soll ich tun? Kann ich hoffen, Fürstin? Hören Sie mich an! Ich weiß alles. Ich weiß, daß ich ihrer nicht würdig bin, ich weiß, daß es jetzt unmöglich ist, davon zu sprechen, aber ich möchte ihr Bruder sein, nein, nicht das... ich kann nicht...« Er stockte und fuhr mit der Hand über sein Gesicht. »Nun, sehen Sie«, fuhr er mit sichtlicher Anstrengung fort, »ich weiß nicht, seit wann ich sie liebe, aber in meinem ganzen Leben habe ich nur sie geliebt und kann mir ohne sie kein Leben vorstellen. Ich wage es jetzt nicht, sie um ihre Hand zu bitten, aber der Gedanke, daß sie vielleicht mein sein, und daß ich diese Möglichkeit verscherzen könnte... ist entsetzlich! Sagen Sie mir, kann ich hoffen? Was soll ich tun, teuerste Fürstin?« fragte er nach kurzem Schweigen und berührte ihren Arm, da sie nicht antwortete.

»Ich denke an das, was Sie mir gesagt haben«, erwiderte die Fürstin Marie. »Sie haben recht... daß ... jetzt von Liebe zu sprechen...«

Sie wollte sagen, es sei unmöglich, aber sie stockte, weil sie gesehen hatte, daß Natalie nicht dadurch beleidigt würde, wenn Peter ihr seine Liebe erklärte, und daß sie das sogar wünschte.

»Aber was soll ich tun?« fragte Peter.

»Überlassen Sie das mir, ich weiß ...«

»Nun, nun?« mahnte er.

»Ich weiß, daß sie Sie liebt ... lieben wird«, verbesserte sich die Fürstin. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Peter aufsprang und mit erschrockener Miene ihre Hand erfaßte. »Warum glauben Sie das? Sie glauben, ich könnte hoffen?«

»Ja«, erwiderte die Fürstin Marie lachend. »Schreiben Sie an die Eltern und vertrauen Sie mir! Ich werde es ihr sagen, sobald es angeht. Ich wünsche das, und ich fühle voraus, daß es so kommen wird.«

»Nein, das kann nicht sein! Wie glücklich bin ich! Aber es kann nicht sein... Wie glücklich ich bin! Nein, es kann nicht sein!« sagte Peter und küßte die Hand der Fürstin Marie.

»Reisen Sie nach Petersburg, das ist besser. Ich werde Ihnen schreiben.«

»Nach Petersburg? Gut, ich werde reisen. Aber morgen kann ich zu Ihnen kommen?«

Am andern Tag kam Peter, um sich zu verabschieden. Natalie war weniger lebhaft als an den vorhergehenden Tagen. Peter fühlte, wenn er ihr in die Augen sah, daß er verschwand, daß er und sie nicht mehr existierten, sondern nur ein einziges Gefühl des Glückes. Als er beim Abschied ihre feine, dünne Hand ergriff, hielt er sie unwillkürlich etwas länger in der seinigen.

»Soll wirklich diese Hand, dieses Gesicht, diese Augen, dieser ganze Schatz weiblicher Schönheit, das alles ewig mein sein, wie ich mir selbst gehöre? Nein, es ist unmöglich!«

»Leben Sie wohl, Graf!« sagte sie laut, »ich werde Sie sehr erwarten«, fügte sie flüsternd hinzu.

Und diese einfachen Worte, dieser letzte Blick begleiteten ihn und waren zwei Monate lang der Gegenstand unerschöpflicher Erinnerungen und glücklicher Träume für Peter. »Ich werde Sie sehr erwarten! Ja, ja. Wie hat sie gesagt? Ich werde Sie sehr erwarten! Ach, wie glücklich bin ich!«

In der Seele Peters ging jetzt nichts derart vor wie damals, als er um Helene freite. Jetzt wiederholte er sich nicht mehr wie damals mit Beschämung die Worte, die er gesprochen hatte, er sagte nicht mehr: »Ach, warum habe ich das gesagt? Warum habe ich damals gesagt: »ich liebe Sie!?!« Im Gegenteil, jetzt wiederholte er jedes seiner und ihrer Worte in seiner Erinnerung, er wollte nichts hinzufügen und noch davon nehmen, er wollte nur wiederholen. Kein Zweifel quälte ihn mehr, aber zuweilen fragte er sich doch, ist das nicht ein Traum? Hat sich Fürstin Marie nicht getäuscht? Bin ich nicht zu stolz und zuversichtlich? Was dann, wenn die Fürstin mit ihr spricht und Natalie lächelnd antwortet: »Wie sonderbar! Er hat sich wirklich geirrt! Weiß er nicht, daß er nur einfach ein Mensch ist, ich aber etwas ganz anderes, Höheres bin?««

Nur dieser Zweifel quälte Peter oft. Das bevorstehende Glück erschien ihm unwahrscheinlich. Er befand sich in einem Zustand freudiger Geistesabwesenheit. Nicht nur für ihn allein, sondern für die ganze Welt schienen ihm alle Dinge des Lebens nur in seiner Liebe und in der Möglichkeit ihrer Liebe zu ihm zu bestehen, alle Menschen schienen ausschließlich nur mit seinem zukünftigen Glück beschäftigt zu sein. Es schien ihm zuweilen, daß sich alle ebenso wie er selbst freuten und dies nur vor ihm verbergen wollten. In jedem Wort sah er Anspielungen auf sein Glück und oft setzte er die ihm Begegnenden in Verwunderung durch sein glückseliges Lächeln. Aber als er begriff, daß die Menschen von seinem Glück vielleicht nichts wissen, bemitleidete er sie von Herzen und es verlangte ihn, sie darüber aufzuklären, daß alles, was sie interessierte, nur leer und nichtig sei. Wenn man ihm vorschlug, in den Staatsdienst zu treten, oder von Krieg und Politik sprach und die Meinung äußerte, daß von dem Ausgang dieses oder jenes Ereignisses das Glück aller Menschen abhängt, hörte er mit mitleidigem Lächeln zu und setzte die Mitsprechenden durch seine seltsamen Bemerkungen in Erstaunen.

Als er die Papiere seiner verstorbenen Frau durchsah, fühlte er nur tiefes Mitleid für sie, weil sie das Glück, das er jetzt kannte, nicht kennengelernt hatte. Fürst Wassil, der jetzt einen neuen Rang und Orden erhalten hatte und besonders stolz darüber war, erschien ihm als ein rührender, guter Greis.

Oft erinnerte sich Peter später an diese Zeit glücklicher Geistesabwesenheit. »Vielleicht«, dachte er dann, »bin ich damals lächerlich und seltsam gewesen, aber ich war damals nicht so unvernünftig wie es schien, im Gegenteil, ich war damals klüger und scharfsinniger als jemals und begriff alles, was im Leben wert ist, begriffen zu werden, weil... ich glücklich war!«

Seit jenem Abend, wo Natalie mit freudig spöttischem Lächeln zu Marie gesagt hatte, er sei wie frisch aus dem Bade gekommen, war in der Seele Natalies etwas Verborgenes und ihr Unbekanntes erwacht. Ihr Gesicht, ihre Stimme – alles hatte sich plötzlich verändert. Eine ihr selbst unerwartete Lebenskraft und die Hoffnungen auf künftiges Glück verlangten Befriedigung. Sie klagte nicht mehr über ihre Lage, sprach nicht von ihrer Vergangenheit und machte heitere Pläne für die Zukunft. Sie sprach wenig von Peter, aber wenn Fürstin Marie an ihn erinnerte, flammte in ihren Augen der längst erloschene Glanz wieder auf. Marie bemerkte die Veränderung an Natalie mit Verwunderung, und als sie ihre Veranlassung begriff, sogar mit Zürnen. »Hat sie wirklich Andree so wenig geliebt, daß sie ihn so schnell vergessen konnte?« dachte sie, aber in Gegenwart von Natalie zürnte sie ihr nicht mehr. Die erwachte Lebenskraft Natalies war augenscheinlich so unwiderstehlich, daß die Fürstin Marie ihr nicht grollen konnte. Als Marie an jenem Abend nach dem Gespräch mit Peter in ihr Zimmer ging, kam ihr Natalie auf der Schwelle entgegen.

»Hat er gesprochen? Ja, hat er gesprochen?« wiederholte sie, und ein Ausdruck der Freude und zugleich der Bitte um Verzeihung erschien auf ihrem Gesicht. »Ich wollte an der Tür horchen, aber ich wußte, daß du mir alles sagen wirst.« Natalie verwunderte sich, als sie hörte, daß Peter nach Petersburg reisen wolle. »Nach Petersburg?« wiederholte sie. Beim Anblick der kummervollen Miene Mariens erriet sie die Veranlassung dieser Betrübniß und brach in Tränen aus. »Marie«, sagte sie, »was soll ich tun? Ich fürchte schlecht zu handeln, was du sagst, werde ich tun, rate mir!«

»Du liebst ihn?«

»Ja«, flüsterte Natalie.

»Warum weinst du dann? Ich freue mich für dich!« sagte Marie, welche Natalie für diese Tränen ihre Freude verzieh.

»Es wird nicht schnell sein, später einmal! Aber bedenke, welches Glück, wenn ich seine Frau sein werde, und du Nikolai heiratest!«

»Natalie, ich habe dich gebeten, nicht davon zu sprechen.«

Sie schwiegen.

»Aber warum nach Petersburg?« fragte Natalie plötzlich und antwortete selber hastig darauf: »Nein, nein, es mußte so sein! Nicht wahr, Marie?«

Epilog

1

Die Hochzeit Natalies, die im Jahre 1813 Besuchow heiratete, war das letzte freudige Ereignis für die Familie des alten Grafen Rostow. Dieser starb in demselben Jahre, und die alte Gräfin wurde nach seinem Tode sehr hinfällig.

Die Ereignisse des letzten Jahres, die Flucht aus dem brennenden Moskau, der Tod des Fürsten Andree, die Verzweiflung Natalies, der Tod des kleinen Petja, der Kummer der Gräfin – alles das traf Schlag auf Schlag das Haupt des alten Grafen. Er schien nicht imstande zu sein, die Bedeutung aller dieser Ereignisse zu begreifen. Bald war er erschrocken und kleinmütig, bald unnatürlich lebhaft und unternehmend. Die Hochzeit Natalies nahm ihn sehr in Anspruch, er arrangierte Diners und Abendgesellschaften und suchte heiter zu erscheinen, aber seine Heiterkeit erregte nur Mitleid bei denen, die ihn kannten und liebten. Nach der Abreise Peters mit seiner Frau wurde er still und klagte über Kummer, wenige Tage darauf erkrankte er und legte sich zu Bett. Trotz der tröstlichen Versicherungen der Ärzte begriff er schon am ersten Tage, daß er nicht mehr aufstehen werde. Die Gräfin brachte zwei Wochen, ohne sich zu entkleiden, an seinem Bett zu. So oft sie ihm Medizin reichte, küßte er schluchzend ihre Hand. Am letzten Tage bat er seine Frau und seinen abwesenden Sohn weinend um Verzeihung wegen der Vernichtung seines Vermögens. Nachdem er das Abendmahl genommen, starb er ruhig, und am anderen Tage erfüllte eine Menge von Bekannten die Mietswohnung des Grafen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Alle diese Bekannten, die so oft bei ihm gespeist und getanzt und so oft über ihn gelacht hatten, wiederholten jetzt einstimmig mit tiefer Rührung: »Wie er auch war, er war ein vortrefflicher Mensch! Solche Leute findet man heutzutage nicht mehr ... Und wer hat nicht seine Schwächen ...?« Gerade zu der Zeit, wo die Umstände des Grafen so zerrüttet waren, daß man sich nicht vorstellen konnte, wie das enden würde, wenn es noch ein Jahr dauerte, starb er unerwartet.

Nikolai war mit dem russischen Heere in Paris, als er die Nachricht vom Tode des Vaters erhielt. Sogleich reichte er seinen Abschied ein, und ohne ihn abzuwarten, nahm er Urlaub und reiste nach Moskau. Einen Monat nach dem Tode des Grafen hatten sich die Vermögensverhältnisse vollständig geklärt. Jedermann war erstaunt über die Ungeheuerlichkeit der Summe verschiedener kleiner Schulden, von denen niemand eine Ahnung gehabt hatte. Es waren doppelt so viele Schulden als Vermögen vorhanden.

Verwandte und Freunde rieten Nikolai, auf die Erbschaft zu verzichten, aber Nikolai wollte nichts davon hören, weil er darin einen Vorwurf für das ihm heilige Andenken seines Vaters sah, und übernahm die Erbschaft und die Verpflichtung, die Schulden zu bezahlen. Die Gläubiger, die so lange geschwiegen hatten unter dem unbestimmten, aber mächtigen Einfluß seines gutmütigen Wesens, reichten plötzlich fast alle Klagen ein, selbst solche Leute wie Mitenka und andere, die Wechsel als Geschenk erhalten hatten, waren jetzt die ungestümsten Gläubiger.

Man ließ Nikolai keine Zeit und keine Ruhe, und diejenigen, welche den Alten bemitleideten, der ihre Interessen geschädigt hatte, stürzten sich jetzt rücksichtslos auf den unschuldigen Erben, der es freiwillig übernommen hatte, für Zahlung zu sorgen. Keine von Nikolai beabsichtigte Operation gelang, das Gut wurde unter dem Hammer verkauft für die Hälfte des Wertes und dennoch blieb die Hälfte der Schulden unbezahlt. Nikolai nahm die ihm von seinem Schwager Besuchow angebotenen dreißigtausend Rubel an, um einen Teil der Schulden zu bezahlen, den er für wirkliche Schulden erkannte, aber um wegen der übrigen Schulden nicht ins Gefängnis zu kommen, womit ihm die Gläubiger drohten, trat er in den Staatsdienst.

Es war nicht daran zu denken, wieder in die Armee einzutreten, wo er bei der ersten Vakanz Regimentskommandeur geworden wäre, weil seine Mutter sich an den Sohn als ihre letzte Lebenshoffnung anklammerte. Ungeachtet seines Widerwillens, in Moskau zu bleiben, im Kreis der Leute, die ihn früher gekannt hatten, und ungeachtet seines Abscheus vor dem Zivildienst, nahm er in Moskau eine Stelle an, zog die geliebte Uniform aus und bezog mit seiner Mutter und Sonja eine kleine Wohnung.

Natalie und Peter lebten in Petersburg und hatten keinen klaren Begriff von der Lage Nikolais. Diese wurde besonders dadurch erschwert, daß er von seinen zwölfhundert Rubeln Gehalt nicht nur sich selbst, Sonja und die Mutter ernähren sollte, sondern auch noch viele andere Ausgaben machen

mußte, weil er seine Mutter die Armut nicht bemerken lassen wollte. Sie war an Luxus gewöhnt, verlangte bald eine Equipage, bald eine neue Speise und Wein, bald Geld, um Natalie, Sonja und ihrem Sohn selbst eine Überraschung zu kaufen.

Sonja führte die Haushaltung, pflegte die Tante, las ihr vor und ertrug ihre Launen und ihre versteckte Abneigung. Nikolai fühlte sich ihr tief verschuldet für alles, was sie für seine Mutter tat, er rühmte ihre Geduld und Ergebenheit, bemühte sich aber, sich von ihr fernzuhalten.

Es war ihm peinlich, daß sie so vollkommen war, daß er ihr nichts vorwerfen konnte, und je mehr er sie schätzte, desto weniger liebte er sie. Er hatte sie beim Wort genommen, als sie durch ihren Brief ihm die volle Freiheit wiedergab, und jetzt war sein Verhalten gegen sie so, als ob alles, was zwischen ihnen einst vorgefallen war, längst vergessen sei und sich nie wiederholen könne. Nikolais Lage verschlimmerte sich immer mehr und mehr, die Hoffnung, daß er von seinem Gehalt etwas ersparen könne, erwies sich als trügerisch, er hatte sogar zur Befriedigung der Wünsche seiner Mutter noch kleine Schulden gemacht. Nirgends zeigte sich ihm ein Ausweg. Der Gedanke an eine reiche Heirat, die ihm seine Verwandten vorschlugen, war ihm widerlich. Er wünschte nichts und hoffte nichts, in seinem Innern empfand er eine finstere Befriedigung darüber, daß er seine Lage ohne Murren ertrug. Er vermied seine früheren Bekannten mit ihren beleidigenden Hilfeanerbietungen, sowie alle Zerstreungen und beschäftigte sich auch zu Hause nur damit, mit seiner Mutter Karten zu legen oder rauchend im Zimmer auf und ab zu gehen.

2.

Zu Anfang des Winters kam die Fürstin Marie nach Moskau. Durch Stadtgespräche erfuhr sie die Lage, in der sich Rostows befanden, und wie der Sohn sich für die Mutter aufopferte, wie man in der Stadt sagte. »Ich habe nichts anderes von ihm erwartet«, sagte die Fürstin Marie zu sich selbst. Bei ihren freundschaftlichen, fast verwandtschaftlichen Beziehungen zur ganzen Familie hielt sie sich für verpflichtet, einen Besuch zu machen, zögerte jedoch längere Zeit. Einige Wochen nach ihrer Ankunft aber erschien sie bei Rostows.

Nikolai kam ihr zuerst entgegen, da man zur Gräfin nur durch sein Zimmer kommen konnte. Beim ersten Blick, den er ihr zuwandte, bemerkte

sie anstatt des erwarteten Ausdrucks der Freude nur kalte Zurückhaltung. Nikolai fragte nach ihrem Befinden, begleitete sie zu seiner Mutter und verließ nach fünf Minuten wieder das Zimmer. Als die Fürstin die Gräfin verließ, fand sie wieder Nikolai, der sie besonders feierlich und kühl bis ins Vorzimmer begleitete. Er antwortete kein Wort auf ihre Bemerkung über die Gesundheit der Gräfin. »Was geht es Sie an? Lassen Sie mich in Ruhe!« sagte sein Blick. »Was schleppt sie sich hierher? Ich kann diese Damen mit all ihren Liebenswürdigkeiten nicht ausstehen«, sagte er laut zu Sonja, als der Wagen der Fürstin abgefahren war.

»Ach, wie kann man so reden, Nikolai!« erwiderte Sonja, die ihre Freude kaum verbergen konnte. »Sie ist so gut, und Mama liebt sie so sehr.«

Nikolai gab keine Antwort, aber seit diesem Besuch sprach die alte Gräfin jeden Tag mehrmals von ihr, lobte sie und verlangte, Nikolai solle ihr einen Besuch machen. Nikolai schwieg, wenn seine Mutter von der Fürstin sprach, aber dieses Schweigen reizte die Gräfin.

»Sie ist ein sehr ehrenwertes, vortreffliches Mädchen«, sagte sie, »und du mußt bei ihr einen Besuch machen. Du wirst wenigstens andere Gesichter sehen, und bei uns ist es dir langweilig.«

»Ich habe gar kein Verlangen danach, Mama.«

»Ich verstehe dich wirklich nicht! Bald beklagst du dich über Langeweile, bald willst du niemand sehen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich mich langweile.«

»Wie? Du hast doch selbst gesagt, du wolltest sie nicht sehen! Sie hat dir doch früher gefallen, was sind das jetzt für Launen? Du verschweigst mir alles!«

»Durchaus nicht, Mama.«

»Als ob ich dich gebeten hätte, etwas Unangenehmes zu tun! Ich bitte dich ja nur, einen Besuch zu machen, das verlangt ja die Höflichkeit. Ich habe dich darum gebeten, aber jetzt werde ich mich nicht mehr einmischen, wenn du Geheimnisse vor deiner Mutter hast.«

»Gut, ich werde gehen, wenn Sie es wollen.«

»Mir ist es gleichgültig, ich wünsche es nur deinetwegen.«

Nikolai seufzte, biß sich auf den Schnurrbart und legte Karten, um die Aufmerksamkeit seiner Mutter abzulenken. Am folgenden, am dritten und vierten Tage wiederholte sich dasselbe Gespräch.

Nach ihrem Besuch bei der Gräfin und dem unerwartet kalten Empfang von seiten Nikolais gestand sich Marie, daß sie recht gehabt hatte, als sie

Rostow nicht besuchen wollte.

»Ich habe nichts anderes erwartet«, sagte sie zu sich selbst und rief ihren Stolz zu Hilfe. »Ich habe nichts mit ihm zu schaffen und wollte nur die alte Gräfin sehen, die immer gut gegen mich war.«

Aber mit diesem Gedanken konnte sie sich nicht beruhigen, ein Gefühl wie Reue quälte sie, wenn sie an diesen Besuch dachte. Obgleich sie fest entschlossen war, ihren Besuch nicht zu wiederholen und das alles zu vergessen, fühlte sie sich beständig in einer unklaren, unbehaglichen Stimmung. Sie wußte, daß sein kalter höflicher Ton nicht aus seiner Gesinnung gegen sie entsprang, sondern etwas verbarg. Dieses Etwas mußte sie aufklären, eher konnte sie nicht ruhig sein, das fühlte sie.

An einem Wintermorgen saß sie im Zimmer ihres Neffen bei seinen Arbeiten, als man ihr die Ankunft Rostows meldete. Mit dem festen Entschluß, ihr Geheimnis nicht zu verraten und ihre Verwirrung nicht merken zu lassen, bat sie Mademoiselle Bourienne, sie zu begleiten, und ging mit ihr in den Salon.

Beim ersten Blick sah sie, daß Nikolai nur gekommen war, um eine Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, und war sogleich fest entschlossen, denselben Ton zu beobachten, in dem er sie anreden werde.

Sie sprachen von der Gesundheit der Gräfin, von gemeinschaftlichen Bekannten und den letzten kriegerischen Neuigkeiten, und als die von dem Anstand verlangten zehn Minuten vorüber waren, nach denen es dem Gast erlaubt ist, aufzustehen, erhob sich Nikolai, um sich zu verabschieden.

Die Fürstin hatte mit Hilfe von Mademoiselle Bourienne das Gespräch sehr gut unterhalten, aber im letzten Augenblick, als er sich schon erhob, war sie es müde geworden, von Dingen zu sprechen, die sie nichts angingen, und der Gedanke, daß ihr allein so wenig Freude im Leben beschieden sei, drückte sie so sehr, daß sie in einem Anfall von Zerstreutheit, mit starren Augen vor sich hinblickend, nicht bemerkte, daß er sich schon erhoben hatte.

Nikolai stellte sich, als ob er ihre Zerstreutheit nicht bemerke, sagte einige Worte zu der Französin und blickte wieder nach der Fürstin. Sie saß noch ebenso unbeweglich, mit kummervoller Miene da. Plötzlich empfand er Mitleid mit ihr. Er hatte eine unklare Vorstellung davon, daß er vielleicht die Veranlassung ihrer Betrübnis sei und wollte ihr helfen, ihr etwas Angenehmes sagen, konnte aber nichts erdenken.

»Leben Sie wohl, Fürstin!« sagte er.

Sie fuhr zusammen und seufzte schwer.

»Ach, entschuldigen Sie«, sagte sie, »Sie wollen schon gehen, Graf? Nun, leben Sie wohl! Aber das Kissen für die Gräfin!«

»Warten Sie, ich werde es sogleich bringen!« sagte Fräulein Bourienne und verließ das Zimmer. Beide schwiegen und blickten einander zuweilen an.

»Ja, Fürstin«, sagte endlich Nikolai mit trübem Lächeln, »es ist, als wäre es vor kurzem gewesen, aber wieviel Wasser ist seit der Zeit ins Meer geflossen, seit wir uns zum ersten Male in Bogutscharowo gesehen haben! Wie unglücklich schienen wir alle, und doch würde ich viel darum geben, um diese Zeit zurückzurufen.«

Die Fürstin sah ihm durchdringend in die Augen mit ihrem leuchtenden Blick. Sie schien sich Mühe zu geben, um den geheimen Sinn seiner Worte zu begreifen.

»Ja, ja«, sagte sie, »aber Sie haben keine Ursache, die Vergangenheit zu bedauern. Wie ich Ihr Leben jetzt verstehe, werden Sie sich immer mit Befriedigung der Vergangenheit erinnern, weil die Selbstverleugnung, die Sie jetzt ...«

»Ich nehme Ihr Lob nicht an«, unterbrach er sie hastig, »im Gegenteil, ich mache mir immer Vorwürfe. Aber das ist durchaus kein interessantes und kein heiteres Gespräch.«

Wieder nahm sein Blick den früheren kalten, abweisenden Ausdruck an, aber die Fürstin hatte in ihm schon jenen Mann wiedergesehen, den sie gekannt und geliebt hatte, und sprach jetzt nur mit jenem Manne.

»Ich dachte, Sie werden mir erlauben, Ihnen das zu sagen. Ich stehe Ihnen ... Ihrer Familie so nahe und dachte, Sie werden meine Teilnahme nicht unpassend finden, aber ich habe mich geirrt!« Ihre Stimme begann zu zittern. – »Ich weiß nicht warum«, fuhr sie fort – »früher waren Sie anders, und ...«

»Es gibt tausend Gründe für dieses Warum. Ich danke Ihnen, Fürstin!« sagte er leise. »Zuweilen ist es schwer ...«

»Das ist's! Das ist's!« sprach eine innere Stimme in Marie. »Nein, ich habe nicht nur diesen guten, heiteren, offenen Blick, nicht nur sein schönes Äußere an ihm geliebt, ich hatte seine edle, starke Seele erkannt«, sagte sie zu sich selbst. »Jetzt ist er arm, ich aber bin reich, das ist's allein. Wenn das nicht wäre ...« Als sie sich seiner früheren Zärtlichkeit erinnerte und jetzt in

sein gutes, kummervolles Gesicht blickte, begriff sie ganz den Grund seiner Kälte.

»Warum das, Graf? Warum?« rief sie plötzlich fast laut und trat ihm unwillkürlich näher. »Warum? Sagen Sie mir! Sie müssen es sagen!«

Er schwieg.

»Ich kenne nicht Ihr Warum«, fuhr sie fort, »aber es ist mir schwer zumute, das gestehe ich Ihnen. Sie wollen mich Ihrer früheren Freundschaft berauben und das schmerzt mich!« In ihren Augen und in ihrer Stimme waren Tränen. »Ich hatte so wenig Glück im Leben, daß mich jeder Verlust betrübt! ... Entschuldigen Sie, verzeihen Sie mir!« Sie brach in Tränen aus und wollte das Zimmer verlassen.

»Fürstin, ich bitte Sie!« rief er und suchte sie zurückzuhalten, »Fürstin!«

Sie blickte sich um, einige Augenblicke sahen sie einander schweigend in die Augen, und was fern und unmöglich gewesen war, wurde plötzlich nahe, möglich und unvermeidlich — — —

3

Im Herbst 1814 heiratete Nikolai die Fürstin Marie und zog mit seiner Frau, seiner Mutter und Sonja nach Lysy Gory. Nach drei Jahren hatte er, ohne von den Gütern seiner Frau etwas zu verkaufen, den Rest der Schulden bezahlt, und als er eine kleine Erbschaft von einem entfernten Verwandten erhielt, bezahlte er auch an Peter seine Schuld.

Nach weiteren drei Jahren hatte Nikolai seine Geldangelegenheiten so geordnet, daß er ein kleines Gut neben Lysy Gory kaufen konnte und über den Rückkauf des väterlichen Gutes Otradno verhandeln konnte. Bald widmete er sich mit großem Eifer der Landwirtschaft und sie war fast seine ausschließliche Beschäftigung. Er war ein einfacher Wirt, liebte keine Neuerungen, am wenigsten die englischen, welche damals in Mode kamen, lachte über theoretische Werke über die Landwirtschaft; von Fabriken, von teuren Anlagen hielt er nichts und kümmerte sich nicht um den Stickstoff und den Sauerstoff, welcher sich in der Ackerkrume und in der Luft befinden, und nicht um neuerfundene Pflüge und dergleichen, sondern um jenes wichtige Werkzeug, durch welches Stickstoff und Sauerstoff und der Pflug zur Wirksamkeit gelangen, um den Bauern. Er beobachtete den bäuerlichen Arbeiter und suchte zu erkennen, was der Bauer bedürfe, was er für böse und gut hielt, und erst dann, als er den Geschmack und die

Bestrebungen des Bauern begriffen hatte, als er nach seiner Redeweise zu sprechen und den geheimen Sinn seiner Rede zu begreifen gelernt hatte, als er sich mit ihm eins fühlte, erst dann begann er mit Zuversicht zu regieren, das heißt, in seinem Verhältnis zum Bauern dieselbe Pflicht zu erfüllen, deren Erfüllung er von dem Bauern verlangte, und die Wirtschaft Nikolais brachte glänzende Resultate. Nur bei wenigen Gutsherren wurden die Felder so früh besät und gaben so reiche Ernten wie bei Nikolai. Mit dem leibeigenen Hofgesinde hatte er nicht gern zu tun und nannte es unnütze Esser. Wenn er über diese etwas zu verfügen hatte, besonders wenn er strafen mußte, war er unschlüssig und beriet sich mit allen im Hause. Nur wenn es möglich war, anstatt eines Bauern einen Menschen vom Hofgesinde als Rekruten abzugeben, tat er dies ohne Zögern. In allen seinen Verfügungen in bezug auf die Bauern hatte er niemals den geringsten Zweifel, er wußte, daß sie stets von allen, mit wenigen Ausnahmen, gut geheißen werden.

Oft sprach er ärgerlich nach irgendeinem Mißerfolg oder einer Unordnung von »unserem russischen Volk« und bildete sich ein, er könne den Bauern nicht ausstehen, aber mit allen Geisteskräften liebte er dieses – »unser russisches Volk« und sein Leben.

Die Fürstin Marie wurde eifersüchtig auf die Liebe für den Bauern und bedauerte, daß sie nicht daran teilnehmen konnte, aber sie konnte weder die Freude noch den Verdruß begreifen, die ihm aus dieser ihr fremden Welt erwachsen. Sie konnte nicht begreifen, warum er so glücklich war, wenn er bei der Aussaat oder bei der Ernte vom Felde zurückkehrte, um mit ihr Tee zu trinken, nachdem er den ganzen Morgen seit dem Frührot auf dem Felde zugebracht hatte. Noch weniger konnte sie begreifen, warum er mit seinem guten Herzen und seiner Bereitwilligkeit, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, außer sich geraten konnte, wenn sie ihm die Bitten alter Bauernweiber um Befreiung von der Arbeit wiederholte, und warum er, der gute Nikolai, dies hartnäckig verweigerte und sie zornig ersuchte, sich nicht in Dinge zu mischen, die sie nicht verstehe. Sie fühlte, daß er eine besondere Welt hatte, die er leidenschaftlich liebte, mit eigentümlichen Gesetzen, die sie nicht begriff.

Wenn sie zuweilen von seinen Verdiensten sprach, die er sich erwerbe, indem er seinen Untertanen Gutes erwies, erwiderte er zornig: »Durchaus nicht! Das kommt mir gar nicht in den Sinn! Ich tue gar nichts für ihr Wohl. Diese ganze Poesie ist nur Weibergeschwätz von diesem Wohl des

Nächsten. Ich habe für unsere Kinder zu sorgen, ich muß unser Vermögen sichern, solange ich am Leben bin. Das ist alles! Aber dazu ist Ordnung nötig und Strenge! ... Das ist's« sagte er und ballte seine sanguinische Faust. »Und Gerechtigkeit, natürlich!« fügte er hinzu, denn wenn der Bauer bloß und hungrig ist und nur ein Pferdchen hat, so kann er weder für sich noch zu meinem Nutzen etwas ausrichten.«

Und vielleicht deshalb, weil Nikolai sich den Gedanken daran nicht erlaubte, daß er etwas aus Tugend und Pflichtgefühl für andere tue, trug alles, was er tat, reiche Früchte. Sein Vermögen vergrößerte sich schnell, die benachbarten Bauern kamen zu ihm, um ihn zu bitten, er möchte sie kaufen, und noch lange nach seinem Tode erhielt sich im Volk die Erinnerung an seine Verwaltung.

»Das war ein Wirt!« sagten die Bauern. »Zuerst der Bauer und dann sein Vorteil! Mit einem Wort – das war ein Herr!«

4

Was Nikolai zuweilen betrübte, war seine Hitzigkeit im Verein mit seiner alten Husarengewohnheit, seinen Händen freien Willen zu lassen. Anfangs sah er darin nichts Tadelnswertes, aber im zweiten Jahre seiner Ehe änderte sich plötzlich seine Ansicht. Im Sommer wurde einmal der Dorfälteste aus Bogutscharowo, der Nachfolger des verstorbenen Dron, berufen, da er verschiedener Betrügereien und Unpünktlichkeiten angeklagt war. Nikolai ging hinaus auf die Vortreppe, und bei der ersten Antwort des Dorfältesten hörte man Schreien und Schläge. Als Nikolai ins Zimmer trat und nach seiner Gewohnheit alles erzählte, was ihn an diesem Morgen beschäftigt hatte, errötete und erbleichte die Gräfin Marie und ließ schweigend den Kopf hängen.

»So ein frecher Betrüger!« sagte er zornig. »Hätte er mir gesagt, er sei betrunken, so hätte ich nicht hingesehen ... Aber was ist dir, Marie?« Die unschöne Gräfin Marie verschönerte sich immer, wenn sie weinte. Sie weinte nicht aus Schmerz oder Ärger, sondern nur aus Betrübniß, und wenn sie weinte, so gewannen ihre strahlenden Augen einen unaussprechlichen Reiz. Sobald Nikolai ihre Hand ergriff, brach sie in Tränen aus.

»Nikolai, ich habe gesehen ... Er mag schuldig sein, aber warum hast du das getan?« Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Nikolai schwieg und ging tief errötend im Zimmer auf und ab, konnte ihr aber nicht darin

beistimmen, daß das, was er von Kindheit auf als ganz gewöhnlich angesehen hatte, schlecht sei.

»Ist das Weibergeschwätz oder hat sie recht?« fragte er sich selbst, aber als er ihr betrübtetes Gesicht ansah, begriff er sogleich, daß sie recht hatte. »Marie«, sagte er leise, »es wird nicht mehr vorkommen, ich gebe dir mein Ehrenwort! Niemals!« wiederholte er mit zitternder Stimme. »Das wird mich immer daran erinnern«, sagte er, auf seinen zerschlagenen Ring deutend. Von dieser Zeit an drehte er diesen Ring am Finger, wenn ihm das Blut ins Gesicht stürzte, und schlug die Augen nieder vor dem Menschen, der ihn gereizt hatte. Ein- oder zweimal im Jahr vergaß er sich aber, und dann kam er zu seiner Frau und versprach wieder, das werde das letztmal sein.

Beim Adel des Gouvernements war Nikolai geachtet, aber nicht beliebt, da er an den Interessen des Adels nicht teilnahm. Im Sommer widmete er sich ganz der Wirtschaft und im Herbst ging er auf die Jagd, im Winter besuchte er Nachbarn und beschäftigte sich viel mit Lesen. Hauptsächlich las er historische Werke. Auch den Winter verbrachte er mit Ausnahme kleiner Reisen in Geschäften meist zu Hause und entdeckte mit jedem Jahr neue geistige Schätze an seiner Frau.

Sonja lebte seit Nikolais Verheiratung in seinem Hause. Noch vor der Hochzeit hatte er unter Selbstvorwürfen seiner Frau alles erzählt, was zwischen ihm und Sonja vorgegangen war, und bat die Fürstin Marie, freundlich und gut gegen seine Cousine zu sein. Die Gräfin Marie erkannte wohl die Schuld ihres Mannes gegen Sonja und glaubte, ihr Vermögen habe Einfluß auf Nikolais Wahl gehabt. Sie wünschte Sonja zu lieben, aber das gelang ihr nicht und oft fand sie in ihrem Innern feindliche Gefühle gegen sie, die sie nicht unterdrücken konnte.

Einmal sprach sie mit ihrer Freundin Natalie über Sonja und über ihre Ungerechtigkeit gegen sie.

»Weißt du«, sagte Natalie, »du hast so viel im Evangelium gelesen, dort ist eine Stelle, die auf Sonja paßt.«

»Welche?« fragte die Gräfin Marie verwundert.

»Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat! Erinnerst du dich? Sie – hat nicht, warum, das weiß ich nicht, in ihr liegt kein Egoismus, aber ihr wird auch genommen, was sie hat. Zuweilen tut sie mir schrecklich leid, und ich habe früher sehr gewünscht, daß Nikolai sie heirate, aber immer hatte ich ein Vorgefühl, daß

es nicht dazu kommen werde. Sie ist eine taube Blüte. Zuweilen bedauere ich sie, zuweilen aber denke ich, daß sie das nicht so fühlt, wie wir es fühlen würden.«

Es schien wirklich, daß Sonja sich von ihrer Lage nicht gedrückt fühlte und sich ganz mit ihrem Beruf einer tauben Blüte ausgesöhnt habe. Sie schien weniger die einzelnen Mitglieder als die ganze Familie zu schätzen, und wie eine Hauskatze schmiegte sie sich weniger an die Hausbewohner als an das Haus. Sie pflegte die alte Gräfin, spielte mit den Kindern und verwöhnte sie und war immer zu kleinen Diensten bereit, deren sie fähig war. Aber das alles wurde unwillkürlich mit zu schwacher Dankbarkeit aufgenommen.

Viele Verwandte kamen nach Lysy Gory mit ihren Familien zu Besuch, zuweilen mit sechzehn Pferden, mit Dutzenden von Dienern auf Monate lang. Außerdem versammelten sich viermal im Jahre an den Namens- und Geburtstagen der Herrschaft gegen hundert Gäste auf einen oder zwei Tage.

5

Es war am Vorabend von Nikolais Namenstag, am 5. Dezember 1820. Natalie war mit ihren Kindern und ihrem Mann seit dem Herbst bei ihrem Bruder zu Gast. Peter war auf drei Wochen in Geschäften nach Petersburg gefahren, wie er sagte, und schon sieben Wochen ausgeblieben und wurde jeden Tag erwartet. Am 5. Dezember war auch noch ein alter Freund Nikolais, der verabschiedete General Denissow, angekommen. Am folgenden Tage, dem Feiertag, wußte Nikolai, daß er seine Hausjacke ablegen, einen Rock und enge Stiefel anziehen und in die von ihm neugebaute Kirche fahren mußte, daß er dann die Glückwünsche entgegennehmen, alle zum Frühstück einladen und von den Adelswahlen und der Ernte sprechen mußte. Aber am Vorabend des Feiertags hielt er sich noch für berechtigt, in gewöhnlicher Weise zu leben. Bis zum Mittagessen war er mit dem Verwalter aus dem Räsanschen Gut seines Neffen bei den Abrechnungen beschäftigt, dann schrieb er Geschäftsbriefe und ging in die Ställe. Nachdem er Maßregeln gegen die am folgenden Tag zu erwartende allgemeine Trunkenheit getroffen hatte, kam er zu Tisch, an dem sich alle Hausbewohner versammelten, seine Mutter sowie eine alte Dame namens Bjelow, die bei ihr wohnte, seine Frau mit drei Kindern und deren Gouvernante und der alte Architekt Michail Iwanowitsch.

Gräfin Marie saß ihm gegenüber am anderen Ende des Tisches. Sobald ihr Mann seinen Platz einnahm, erkannte Gräfin Marie an der Art, wie er seine Serviette ausbreitete und die vor ihm stehenden Gläser hastig zurückstieß, daß er schlechter Laune war, wie es zuweilen vorkam, besonders vor der Suppe und wenn er gerade von Wirtschaftsgeschäften kam. Diese Stimmung kannte sie sehr gut, und gewöhnlich wartete sie, bis er die Suppe gegessen hatte, um dann mit ihm zu sprechen und ihn zu veranlassen, über den Grund seiner Mißstimmung sich auszusprechen. Sie hielt sich für unglücklich, weil er ohne Grund ärgerlich auf sie sei. Auf ihre Frage, wo er gewesen sei, antwortete er kurz; sie fragte, nochmals, ob alles in Ordnung sei, worauf seine Miene sich verfinsterte. Er war ärgerlich über ihren gelassenen Ton und antwortete rasch.

»Ich habe mich nicht geirrt«, dachte die Gräfin Marie, »aber warum ist er ärgerlich auf mich?« In dem Tone seiner Antwort hatte sie Groll vernommen und den Wunsch, das Gespräch abubrechen.

Nach Tisch wurde das Gespräch bald allgemein und lebhaft, und die Gräfin Marie kam nicht dazu, mit ihrem Mann zu sprechen. Als man aufstand, fragte sie ihn, warum er ärgerlich sei.

»Du hast ewig so sonderbare Gedanken! Ich denke nicht daran, ärgerlich zu sein«, erwiderte er, aber das Wörtchen »ewig« antwortete ihr: ja, ich bin ärgerlich und will es nicht sagen. Obgleich Nikolai mit seiner Frau so gut lebte, kamen doch Augenblicke des Zwistes vor. Oft erhob sich gerade nach den glücklichsten Perioden zwischen ihnen plötzlich ein Gefühl der Entfremdung und Feindseligkeit, und am häufigsten zu der Zeit, wenn Gräfin Marie, wie jetzt eben, sich in interessanten Umständen befand.

»Nun, messieurs et mesdames«, sagte Nikolai laut mit scheinbarer Heiterkeit, die Marie dazu bestimmt glaubte, sie zu verletzen, »ich bin seit sechs Uhr auf den Beinen, morgen ist ein schwerer Tag, und deshalb muß man jetzt ausruhen!« Ohne ein Wort zu seiner Frau zu sagen, ging er in das kleine Diwanzimmer und legte sich auf den Diwan.

»So ist es immer«, dachte Gräfin Marie, »mit allen spricht er, nur nicht mit mir! Ich sehe, ich sehe, daß ich ihm widerlich geworden bin, besonders in dieser Lage.« Alles wurde ihr unangenehm, das Lachen und laute Wesen Denissows, die Unterhaltung mit Natalie und besonders der Blick, den Sonja hastig nach ihr warf. Sonja war immer der erste Vorwand, den Gräfin Marie für ihre Reizbarkeit wählte. Sie vernahm nichts mehr von dem Gespräch, erhob sich leise und ging in das Kinderzimmer.

Die Kinder fuhren auf Stühlen nach Moskau und luden sie ein, mitzufahren. Sie setzte sich, spielte mit ihnen, aber der Gedanke an ihren Mann und seinen grundlosen Verdruß verließ sie nicht. Sie stand auf und ging auf den Zehenspitzen nach dem kleinen Diwanzimmer zu. »Vielleicht schläft er nicht, und ich kann mich mit ihm aussprechen«, dachte sie. Andruscha, ihr Ältester, ging ihr auf den Zehenspitzen nach, ohne daß sie es bemerkte.

»Marie, er schläft wahrscheinlich, er wird müde sein«, sagte Sonja, die, wie Marie sich sagte, ihr überall in den Weg kam. »Andruscha sollte ihn nicht aufwecken.«

Als Marie sich umblickte und hinter sich den Kleinen sah, fand sie, daß Sonja recht hatte, aber eben deshalb fuhr sie ungeduldig auf und hielt mühsam harte Worte zurück. Sie sagte nichts, aber um ihr nicht zu gehorchen, machte sie Andruscha ein Zeichen mit der Hand, er solle kein Geräusch machen, und ging doch hinter ihr zur Tür. Aus dem Zimmer, in dem Nikolai schlief, vernahm sie ein gleichmäßiges, in jeder Klangstufe ihr wohlbekanntes Atmen, sie sah vor sich seine glatte, schöne Stirn, sein ganzes Gesicht, das sie in der Stille der Nacht, wenn er schlief, so oft und lange betrachtet hatte. Nikolai machte eine Bewegung, und in demselben Augenblick rief Andruscha zur Tür herein: »Papachen, dort steht Mama!«

Die Gräfin erbleichte vor Schrecken und winkte ihrem Sohne. Er schwieg, und es folgte ein minutenlanges, für Marie peinliches Schweigen. Sie wußte, daß Nikolai nicht liebte, geweckt zu werden; plötzlich hörte man draußen neues Geräusch, und die unwillige Stimme Nikolais sagte: »Man hat keinen Augenblick Ruhe! Bist du das, Marie? Warum hast du ihn hereingeführt?«

»Ich kam nur, um nachzusehen und habe ihn nicht bemerkt. Entschuldige!«

Nikolai hustete und schwieg. Gräfin Marie trat zur Tür zurück und führte den Kleinen hinaus. Nach drei Minuten kam die kleine schwarzäugige Natalie, der Liebling des Vaters, hereingelaufen, da sie von ihrem Bruder erfahren hatte, daß Papa schlafe und Mama bei ihm sei. Die Kleine knarrte ungeniert mit der Tür und ging mit energischen Schritten an den Diwan, betrachtete den Papa, erhob sich auf die Zehenspitzen und küßte seine unter seinem Kopfe liegende Hand. Nikolai wandte sich um mit einem gerührten Lächeln.

»Natalie! Natalie!« rief die Gräfin Marie erschreckt von der Tür her.
»Papa will schlafen!«

»Nein, Mama, er will nicht schlafen«, erwiderte die kleine Natalie mit Überzeugung, »er lacht ja!«

Nikolai richtete sich auf und nahm die Kleine auf den Arm. »Komm herein, Marie!« sagte er zu seiner Frau.

Sie trat ins Zimmer und setzte sich neben ihn. »Ich habe nicht gesehen, daß er mir nachlief«, sagte sie schüchtern.

Nikolai trug auf dem einen Arm die Kleine, und als er die schuldbewußte Miene seiner Frau bemerkte, umarmte er sie mit dem anderen Arm und küßte sie auf die Haare. »Kann ich Mama küssen?« fragte er Natalie. Sie lachte. »Noch einmal!« sagte sie und deutete gebieterisch nach der Stelle, wo Nikolai sie geküßt hatte.

»Ich weiß nicht, warum du glaubst, ich sei schlechter Laune«, sagte Nikolai als Antwort auf die Frage, die, wie er wußte, ihr auf dem Herzen lag.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie unglücklich und einsam ich mich fühle, wenn du so bist.«

»Marie, höre auf! Unsinn! Schämst du dich nicht?« sagte er vergnügt.

»Mir scheint immer, du könntest mich nicht lieben, weil ich so häßlich bin ... Und immer ... Und jetzt ... In dieser .«

»Ach, wie lächerlich du bist! Nicht die Schönheit macht liebenswürdig, aber die Liebenswürdigkeit macht schön. Das sind andere, die man wegen ihrer Schönheit liebt. Aber liebt man denn seine Frau? Ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, wenn du nicht da bist, oder wenn, wie jetzt, eine Katze zwischen uns durchläuft, so bin ich zu nichts mehr fähig. Nun, sieh doch, liebe ich etwa meinen Finger? Nein, gar nicht, aber versuche einmal, ihn abzuschneiden!«

»Nein, so ist es nicht, aber ich verstehe dich. Du bist mir also nicht böse!« »Schrecklich böse !« sagte er lachend. Dann stand er auf, strich ihre Haare zurück und ging im Zimmer auf und ab.

»Weißt du, was ich gedacht habe?« begann er. Jetzt nach der Versöhnung begann er sogleich in ihrer Gegenwart laut zu denken. Er fragte nicht danach, ob sie bereit sei, ihm zuzuhören, das war ihm ganz gleichgültig. Ein Gedanke war ihm gekommen, also wahrscheinlich auch ihr, und er erzählte ihr, er habe die Absicht, Peter zu überreden, bis zum Frühjahr bei ihnen zu bleiben.

Marie hörte ihn an, machte eine Bemerkung und begann dann ihrerseits laut zu denken. Ihre Gedanken waren bei den Kindern.

»Wie das Weibliche schon in ihr sichtbar ist!« sagte sie französisch, auf die kleine Natalie deutend. »Ihr werft uns Frauen immer vor, wir seien nicht logisch, aber siehst du, so ist unsere Logik: Ich sage: »Papa will schlafen«, und sie erwidert: »Nein, er lacht!« Und sie hat recht!« sagte die Gräfin Marie mit glücklichem Lächeln.

»Ja, ja!« Und Nikolai hob die Kleine hoch auf, setzte sie auf seine Schulter, ergriff ihre Beinchen und ging mit ihr im Zimmer auf und ab. Vater und Tochter hatten gleich glückliche Gesichter.

»Du liebst sie zu sehr!« flüsterte die Mutter.

»Was soll ich machen? Ich gebe mir Mühe, es nicht merken zu lassen ...« Draußen hörte man Geräusch und Schritte.

»Jemand ist angekommen.«

»Ich bin überzeugt, daß es Peter ist, ich werde mich erkundigen!« rief Marie und verließ das Zimmer. Nikolai galoppierte mit der Kleinen durchs Zimmer.

»Er ist da, Nikolai!« rief nach wenigen Augenblicken Gräfin Marie zurückkehrend. »Jetzt lebt unsere Natalie wieder auf! Du hättest ihr Entzücken sehen sollen, wie sie ihn sogleich dafür ausschalt, daß er so lange ausgeblieben ist! Nun, komm schnell! Komm!«

Nikolai ging, mit der Kleinen an der Hand, hinaus, Gräfin Marie aber blieb noch im Zimmer zurück.

»Niemand hätte ich geglaubt«, flüsterte sie, »daß man so glücklich sein kann!« Ihr Gesicht strahlte, zugleich aber seufzte sie auch, und ein stiller Kummer lag in ihrem tiefen Blick, als ob es außer dem Glück, das sie empfand, noch ein anderes, in diesem Leben unerreichbares Glück gäbe, an das sie sich unwillkürlich in diesem Augenblick erinnerte.

6

Natalie hatte im Frühjahr 1813 geheiratet, und jetzt, im Jahre 1820, hatte sie schon drei Töchter und einen Sohn, den sie jetzt selbst nährte. Ihre Gestalt war sehr korpulent geworden, so daß man in dieser gewichtigen Dame kaum die frühere, feine, bewegliche Natalie wiedererkennen konnte. Ihre Gesichtszüge waren stärker hervorgetreten und hatten den Ausdruck ruhiger Weichheit; das früher beständig glühende Feuer, das so mächtigen

Reiz ausgeübt hatte, war erloschen, jetzt sah man nur ihr Gesicht und ihren Körper, aber von ihrer Seele war nichts mehr wahrzunehmen. Man sah nur die kräftigen, roten Züge der Mutter, und nur sehr selten flammte das frühere Feuer wieder auf, nur dann, wenn ihr Mann zurückkehrte, oder wenn ein Kind genas, oder wenn sie mit der Gräfin Marie vom Fürsten Andree sprach, und sehr selten dann, wenn irgend etwas zufällig sie zum Singen veranlaßte, das sie nach der Heirat ganz aufgegeben hatte. Mit ihrem Mann sprach sie niemals vom Fürsten Andree, um nicht seine Eifersucht zu erregen. In diesen seltenen Fällen, wenn das frühere Feuer wieder erglühte, war sie noch verführerischer als früher.

Sie lebte mit ihrem Mann in Moskau, in Petersburg und auf dem kleinen Gut bei Moskau, zuweilen auch bei ihrer Mutter, das heißt bei Nikolai. In Gesellschaft war die junge Gräfin Besuchow wenig zu sehen, und diejenigen, welche sie sahen, waren wenig befriedigt davon. Sie war weder angenehm noch liebenswürdig; alle, die Natalie vor ihrer Ehe gekannt hatten, waren verwundert über die an ihr vorgegangene Veränderung. Nur die alte Gräfin begriff mit mütterlichem Scharfsinn, daß alle die früheren Vorgänge in Natalies Leben ihren Ursprung nur in dem Verlangen hatten, eine Familie, einen Mann zu haben, wie sie in Otradno nicht nur im Scherz gerufen hatte. Nur die Mutter, wiederholte sie, habe immer gewußt, daß Natalie eine musterhafte Frau und Mutter sein werde. »Sie übertreibt nur die Liebe zu ihrem Mann und den Kindern«, sagte die Gräfin, »bis zur Unsinnigkeit!«

Natalie befolgte nicht jene goldene Regel, die kluge Leute, besonders die Franzosen wohl kennen, nämlich, daß eine Frau sich nicht gehen lassen dürfe und nicht ihre Talente wegwerfen, sondern mehr als in den Mädchenjahren auf ihr Äußeres Bedacht nehmen und ihren Mann ebenso für sich einzunehmen suchen müsse, wie früher den Bräutigam. Natalie hatte im Gegenteil alle ihre Reize von sich geworfen, deren schönster ihr Gesang war, sie kümmerte sich nicht um ihre Manieren und die Zartheit ihrer Rede, auch nicht um ihre Toilette. Es lag ihr nichts daran, sich vor ihrem Manne im besten Licht und anspruchslos zu zeigen, ihr Benehmen war in allem diesen Regeln entgegengesetzt. Sie fühlte, daß jene Reize, die der weibliche Instinkt sie früher zu entfalten gelehrt hatte, jetzt in den Augen ihres Mannes nur lächerlich wären, dem sie in der ersten Minute alles hingegeben hatte, das heißt ihre ganze Seele, in der nicht ein Eckchen ihm verschlossen blieb. Sie fühlte, daß das Band, das sie mit ihrem Manne

verknüpfte, nicht durch jene poetischen Gefühle, die ihn zu ihr hingezogen hatten, gehalten wurde, sondern durch etwas anderes, Unbestimmtes, aber Festes, wie das, was ihre Seele mit ihrem Körper verband.

Locken zu drehen und Lieder zu singen, um ihren Mann an sich zu fesseln, wäre ihr ebenso sonderbar erschienen, als sich auszusmücken, um mit sich selbst zufrieden zu sein. Man schmückt sich aus, um anderen zu gefallen, das wäre vielleicht auch ihr angenehm gewesen, aber daran war nicht zu denken. Der hauptsächlichste Grund, warum sie nicht sang, nicht auf ihre Toilette und ihre Redeweise achtete, bestand darin, daß ihr nichts daran gelegen war.

Bekanntlich hat der Mensch die Fähigkeit, sich ganz in einen Gegenstand zu vertiefen, so unbedeutend er auch scheinen mag. Der Gegenstand, in den sich Natalie vertiefte, war die Familie, das heißt ihr Mann, den sie festhalten mußte, damit er ganz ihr gehöre, das Haus und die Kinder, die sie gebären, nähren und aufziehen mußte. Und je mehr sie, nicht mit dem Geiste, aber mit ganzer Seele und ihrem ganzen Wesen in den Gegenstand ihres Interesses eindrang, um so mehr wuchs dieser Gegenstand vor ihrem geistigen Auge an, um so schwächer und unbedeutender erschienen ihr ihre Kräfte, so daß sie sie alle auf das konzentrierte und demnach nicht alles zu tun vermochte, was ihr nötig erschien.

Man sprach damals schon, wie jetzt, von den Rechten der Frau, von den Beziehungen der Ehegatten, von ihrer Freiheit und ihren Rechten, obgleich man das damals noch nicht »Frage« nannte. Aber das alles interessierte Natalie nicht, und sie begriff entschieden nichts davon. Diese Fragen existierten auch damals, wie jetzt, nur für diejenigen Menschen, die in der Ehe nur das Vergnügen sehen, das die Eheleute gegenseitig voneinander erwarten, das heißt nur den Anfang der Ehe, aber nicht ihre ganze Bedeutung, die in der Familie liegt. Diese Ideen und jetzigen Fragen, ähnlich der Frage danach, wie man am meisten Vergnügen vom Mittagessen erhalten könne, bestanden damals so wenig, wie auch heute, für Leute, die als den Zweck des Essens die Ernährung und als den Zweck der Ehe die Familie ansehen. Wenn der Zweck des Essens die Ernährung ist, so wird derjenige, der zwei Mahlzeiten auf einmal verschlingt, vielleicht größeres Vergnügen genießen, aber nicht den Zweck erreichen, weil der Magen nicht zwei Mahlzeiten verdaut. Wenn der Zweck der Ehe die Familie ist, so wird der, welcher nach vielen Frauen und Männern verlangt, vielleicht mehr Genuß, in keinem Fall aber eine Familie haben.

Es handelt sich also nur darum, nicht mehr zu essen, als man verdauen kann, und nicht mehr Frauen und Männer zu haben, als nötig sind zu einer Familie, daß heißt eine oder einen. Natalie hatte einen Mann nötig, der Mann wurde ihr gegeben, und der Mann gab ihr eine Familie, und nun hatte sie nicht nur kein Bedürfnis nach einem anderen, besseren Mann, sondern da alle ihre Geisteskräfte darauf gerichtet waren, diesem Manne und der Familie zu dienen, so empfand sie gar kein Interesse für die Vorstellung, was gewesen wäre, wenn sie einen anderen Mann gehabt hätte.

Natalie liebte nicht die Gesellschaft, jetzt aber um so mehr die Gesellschaft der Verwandten.

Sie ließ sich so sehr gehen, daß ihr Kostüm und die Frisur, ihre nachlässig hingeworfenen Worte, ihre Eifersucht auf Sonja, auf die Gouvernante, auf jede hübsche und nicht hübsche Dame zum Gegenstand der allgemeinen Heiterkeit wurden. Eben diese Meinung war, daß Peter unter dem Pantoffel seiner Frau stehe, und das war auch wirklich so. Schon in den ersten Tagen ihrer Ehe hatte Natalie ihre Ansprüche ausgesprochen. Peter war sehr verwundert über diese ihm ganz neue weibliche Anschauung, die nichts anderes verlangte, als daß jede Minute seines Lebens ihr und der Familie gehören müsse. Er war verwundert über dieses Verlangen seiner Frau, fühlte sich aber dadurch geschmeichelt und unterwarf sich.

Seine Unterwerfung bestand darin, daß er nicht wagen durfte, mit einer anderen Dame lächelnd zu sprechen, geschweige denn ihr den Hof zu machen, daß er nicht in den Klub oder zu Dinern gehen durfte, um sich die Zeit zu verkürzen, daß er kein Geld für sein Vergnügen ausgeben und nicht auf lange Zeit verreisen durfte, kurze Geschäftsreisen ausgenommen, unter die seine Frau auch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen einschloß, von welchen sie nichts verstand, denen sie aber große Wichtigkeit zuschrieb. Dafür aber stand es Peter ganz frei, zu Hause nicht nur über sich selbst, sondern über die ganze Familie frei zu verfügen. Natalie stellte sich zu Hause auf den Fuß einer Sklavin ihres Mannes, und das ganze Haus ging auf den Zehenspitzen, wenn Peter in seinem Kabinett las oder schrieb. Wenn Peter nur irgendeine Vorliebe für irgend etwas zeigte, oder einen Wunsch ausdrückte, so ruhte Natalie nicht eher, bis sie ihn befriedigt hatte.

Das ganze Haus wurde nur nach den angeblichen Befehlen des Mannes, das heißt nach den Wünschen Peters regiert, die Natalie zu erraten suchte. Die Lebensweise, der Aufenthaltsort, die Beschäftigung Natalies, die

Erziehung der Kinder – alles geschah nicht nur nach dem ausgesprochenen Willen Peters, sondern Natalie bemühte sich auch, aus flüchtigen Bemerkungen Peters seinen Willen zu erraten, und wenn sie ihn erraten hatte, so hielt sie sich unerschütterlich daran und bekämpfte sogar Peter selbst, wenn er an diesen Wünschen etwas ändern wollte.

So hatte er ihr einmal die Gedanken Rousseaus über die Unnatürlichkeit und Schädlichkeit des Ammenwesens mitgeteilt, und von dieser Zeit an nährte sie alle Kinder selbst, obgleich ihre Mutter und die Ärzte diesen Einfall als etwas Unerhörtes bekämpften. Sehr oft fand Peter zu seiner Verwunderung, nach einer Meinungsverschiedenheit mit seiner Frau, daß sie nicht nur in Worten, sondern auch in Taten denselben Gedanken vertrat, den sie ihm gegenüber bekämpft hatte. Nach siebenjähriger Ehe hatte Peter die freudige Überzeugung, daß er kein schlechter Mensch sei, und er fühlte das deshalb, weil er in seiner Frau sein Spiegelbild erblickte. In sich selbst empfand er alles Gute und Böse vermengt, aber in seiner Frau spiegelte sich nur das wider, was gut war, alles, was nicht vollkommen war, wurde weggeworfen. Und dieses Spiegelbild entstand nicht auf dem Wege logischer Ideen, sondern auf einem anderen, geheimnisvollen, indirekten Wege.

7

Vor zwei Monaten hatte Peter schon als Gast bei Rostows einen Brief von dem Fürsten Fedor erhalten, der ihn nach Petersburg berief zur Verhandlung einer wichtigen Frage, die in Petersburg die Mitglieder einer Gesellschaft beschäftigte, deren hauptsächlichster Gründer Peter war.

Nachdem sie diesen Brief gelesen hatte, wie sie alle Briefe ihres Mannes las, forderte Natalie ihren Mann selbst auf, nach Petersburg zu fahren. Jeder Art von geistiger Tätigkeit ihres Mannes legte sie eine großartige Wichtigkeit bei und war beständig in Angst, diese Tätigkeit ihres Mannes zu stören. Auf den schüchternen, fragenden Blick Peters, nachdem er den Brief gelesen hatte, antwortete sie mit der Aufforderung, zu reisen, und ein Urlaub auf vier Wochen wurde ihm erteilt.

Von der Zeit an aber, wo der Urlaub abgelaufen war, also seit zwei Wochen, befand sich Natalie in einem beständigen Zustand der Angst, Betrübnis und Reizbarkeit.

Denissow, der mit allen Neuerungen unzufriedene General a. D., war in den letzten Tagen angekommen und blickte Natalie verwundert und betrübt an, wie ein schlecht getroffenes Bild eines einst geliebten Wesens. Der weinerliche, betrübte Blick, die verkehrten Antworten und die Gespräche über die Kinderstube war alles, was von dem früheren bezaubernden Wesen übriggeblieben war. Natalie war um diese Zeit immer betrübt und reizbar, besonders, wenn man Peter zu entschuldigen suchte.

»Unsinn! Dummheiten!« sagte sie jetzt über alles, an dessen große Wichtigkeit sie früher fest geglaubt hatte, und sie ging in das Kinderzimmer, um ihren Jüngsten zu stillen.

Nichts und niemand konnte ihr etwas so Beruhigendes, Vernünftiges sagen wie dieses dreimonatige kleine Wesen, wenn es an ihrer Brust lag und sie die Bewegungen der Lippen fühlte. Dieses Wesen sagte: »Du ärgerst dich und bist eifersüchtig und verlangst nach Rache, aber ich bin er, ich bin er!« Darauf war nichts zu antworten, das war mehr als wahr. Natalie kam so oft zu dem Kleinen, um sich zu beruhigen, daß sie ihn überfütterte. Sie war entsetzt über seine Krankheit, aber diese war ihr sogar notwendig, um leichter die Sorge um ihren Mann zu ertragen. Sie nährte eben auch den Kleinen, als draußen der Reiseschlitten knirschend vorfuhr.

»Ist er angekommen?« fragte sie hastig die Kinderfrau, die mit strahlender Miene hereinstürzte.

»Ja, Mütterchen!«

Unwillkürlich rührten sich ihre Beine, aber aufspringen und hinauslaufen durfte sie nicht. Leise nahm sie den Kleinen von der Brust, wiegte ihn, übergab ihn der Amme und ging mit schnellen Schritten ins Vorzimmer hinaus. Denissow kam mit seiner Pfeife aus dem Kabinett und erkannte zum erstenmal Natalie wieder an dem hellen Licht, in dem ihr gänzlich verwandeltes Gesicht erglänzte.

»Er ist angekommen!« rief sie ihm zu, und Denissow fühlte sich auch von ihrem Entzücken angesteckt, obgleich er Peter sehr wenig liebte. Als Natalie auf den Flur hinauskam, erblickte sie eine hohe Gestalt in einem Reisepelz. »Da ist er! Da ist er!« rief sie, flog ihm entgegen, umarmte ihn, drückte ihn an sich und richtete sich wieder auf, um in sein gerötetes, glückliches Gesicht zu blicken.

»Ja, da ist er glücklich und zufrieden.« Plötzlich aber erinnerte sie sich der Qual der Erwartung, die sie in den letzten Wochen durchlebt hatte, ihr

strahlendes Gesicht verfinsterte sich und ein Strom von Vorwürfen und zornigen Worten ergoß sich über Peter.

»Ja, du bist zufrieden! Du hast dich gut amüsiert, aber ich! Du hättest doch wenigstens an die Kinder denken sollen! Ich nähre, und meine Milch verdirbt, Petja war dem Tode nahe, aber du amüsierst dich und bist ganz vergnügt.«

Peter fühlte sich unschuldig. Er wußte, daß dieser unschickliche Ausbruch in wenigen Minuten vorübergehen werde, und seine glückliche, heitere Stimmung litt nicht darunter. Er wollte lächeln, wagte es aber nicht und machte ein betrübtetes, erschrockenes Gesicht.

»Ich konnte nicht früher kommen. Aber wie geht's Petja?«

»Jetzt ist's wieder gut. Komm! Schämst du dich nicht? Wenn du hättest sehen können, wie ich mich grämte!«

»Aber du bist doch gesund?«

»Komm! Komm!« sagte sie, und sie gingen in ihre Zimmer. Nikolai und seine Frau kamen, um Peter aufzusuchen und fanden ihn im Hinterzimmer, wo er auf seiner ungeheuren rechten Hand den eingeschlafenen Säugling hielt. Auf dem breiten Gesicht des Kleinen mit dem zahnlosen Mund lag ein heiteres Lächeln. Der Sturm war schon lange verfliegen und die helle, freudige Sonne leuchtete auf Natalies Gesicht, das zärtlich Vater und Sohn anblickte.

»Und hast du alles mit Fürst Fedor besprochen?«

»Ja, ganz nach Wunsch.«

»Hast du die Fürstin gesehen? Ist's wahr, daß sie verliebt ist in diesen ...«

»Ja, kannst du dir das vorstellen?«

Nikolai und Marie traten ein. Ohne den Säugling aus der Hand zu legen, bückte sich Peter, um sie zu begrüßen und zu küssen und ihre Fragen zu beantworten, aber das Kind nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Wie niedlich!« sagte die Gräfin Marie. »Siehst du, das begreife ich nicht, Nikolai, daß du dafür keinen Sinn hast!«

»Ein Stück Fleisch!« sagte Nikolai mit einem kühlen Blick. »Komm, Peter.«

»Und er ist doch ein so zärtlicher Vater«, sagte Gräfin Marie, um ihren Mann zu rechtfertigen, »aber erst, wenn sie ein Jahr alt sind.«

»Mein Peter versteht sie sehr gut zu hätscheln. Er sagt, seine Hand sei geschaffen, um Kinder zu wiegen.«

Wie in jeder wirklichen Familie, so lebten auch in Lysy Gory mehrere ganz verschiedene Welten nebeneinander, welche, einander entgegenkommend, ein harmonisches Ganzes bildeten. Jedes Ereignis im Hause war gleich wichtig, gleich freudig oder traurig für alle diese Welten, aber jede derselben hatte ihre ganz besondere Veranlassung, sich über ein Ereignis zu freuen oder zu grämen.

So war auch die Ankunft Peters ein wichtiges, freudiges Ereignis für alle. Die Dienerschaft, die besten Richter der Herrschaft, weil sie nicht nach Gesprächen und Gefühlsausdrücken urteilt, sondern nach den Handlungen und der Lebensweise, war erfreut über Peters Ankunft, weil sie wußte, daß der Graf nun nicht mehr so oft in die Wirtschaft gehen, aber heiterer und nachsichtiger sein werde, und außerdem, weil sie alle auf reiche Geschenke rechneten. Die Kinder und die Gouvernanten freuten sich über seine Ankunft, weil sie wußten, daß niemand sie so in das allgemeine Leben einführte wie Peter. Er allein verstand auf dem Klavier jene Ecosaise, sein einziges Stück, zu spielen, nach welcher man, wie er sagte, alle möglichen Tänze tanzen könne. Auch sie wußten, daß er Geschenke für alle mitbringe.

Der kleine Nikolai Bolkonsky, der jetzt ein fünfzehnjähriger Knabe mit flatternden, blondlockigen Haaren und schönen Augen war, freute sich, weil Onkel Peter der Gegenstand seiner Verehrung und leidenschaftlichen Liebe war. Seine Tante gab sich alle Mühe, Nikolai Liebe zu ihrem Manne einzuflößen, und Nikolai liebte auch seinen Onkel, aber mit einem kaum merklichen Anflug von Geringschätzung, Peter aber vergötterte er. Er wollte weder Husar noch Georgenritter sein wie Onkel Nikolai, sondern gelehrt, klug und gut wie Peter. In Gegenwart Peters strahlte sein Gesicht und er errötete, wenn Peter ihn anredete. Er verlor kein Wort von dem, was Peter sagte, und sprach dann mit Desalles über die Bedeutung jedes seiner Worte.

Aus einzelnen Reden über seinen Vater und Natalie, aus der Erregung, mit der Peter von dem Verstorbenen sprach, aus der ehrfurchtvollen Zärtlichkeit, mit der Natalie von ihm sprach, hatte der Knabe, der eben erst das Wesen der Liebe zu ahnen begann, sich die Vorstellung gebildet, daß sein Vater Natalie geliebt und vor seinem Tode sie seinem Freunde vermacht habe. Dieser Vater, dessen der Knabe sich nicht erinnern konnte, war für ihn eine Gottheit, die man sich nicht vorstellen kann und an die er

nicht anders dachte als mit tiefer Ehrfurcht und mit Tränen des Kummers und Entzückens. Darum war auch der kleine Nikolai glücklich über die Ankunft Peters. Die Gäste und die erwachsenen Hausgenossen freuten sich in Erwartung des heiteren, ruhigen Tones, den Peter in das häusliche Leben mitbringen werde. Peter verstand diese verschiedenen Standpunkte und beeilte sich, jedem das Erwartete zu übergeben. Peter, dieser zerstreute, vergeßliche Mensch, hatte jetzt nach einem Verzeichnis von der Hand seiner Frau alles eingekauft und nichts vergessen. Bei seiner ersten Reise, die er nach der Hochzeit gemacht hatte, war er erstaunt gewesen über das Verlangen seiner Frau, alles zu besorgen und nichts zu vergessen, was sie ihm auftrug, sowie über ihren ernsten Verdruß, als er alles vergessen hatte. Aber später gewöhnte er sich daran und verdiente von Natalie nur dafür Vorwürfe, daß er Überflüssiges und zu teuer einkaufte. Zu allen ihren Mängeln, nach Meinung der Mehrheit, und ihren Vorzügen, nach der Meinung Peters, fügte Natalie noch übertriebene Sparsamkeit hinzu. Obgleich Peter ein großes Haus führte und die Familie große Ausgaben erforderte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß er gegen früher nur die Hälfte ausgab und daß seine zerrütteten Umstände sich zu bessern begannen. Mit heiterem, lächelndem Gesicht packte Peter seine Einkäufe aus wie ein Verkäufer auf dem Jahrmarkt.

»Wie gefällt dir das?« fragte er, einen Kleiderstoff entfaltend.

Das ist für die alte Bjelow? Vorzüglich!« Sie befühlte den Stoff.
»Wahrscheinlich zu einem Rubel die Elle?«

Peter nannte den Preis.

»Das ist zu teuer«, sagte Natalie.

»Wie die Kinder sich freuen werden, Mama!«

»Aber es ist überflüssig, daß du mir das gekauft hast«, fügte sie hinzu, indem sie mit Wohlgefallen einen goldenen Kamm mit Perlen betrachtete, wie sie damals in Mode kamen.

»Adele bestand darauf, ich solle es durchaus kaufen.«

»Dann werde ich den Kamm tragen.« Sie steckte ihn in ihren Zopf.

»Nun komm!« Sie nahmen die Geschenke zusammen und gingen zuerst ins Kinderzimmer, dann zur alten Gräfin. Diese saß wie gewöhnlich mit der Bjelow bei einer Patience, als Natalie und Peter mit den Paketen unter den Armen eintraten. Die Gräfin war schon sechzig Jahre alt und ganz grau, sie trug ein Häubchen, das ihr Gesicht mit einer Rüsche einfaßte. Es war ganz faltig, die Oberlippe fast verschwunden und die Augen trübe. Nach den so

rasch aufeinander folgenden Todesfällen des Sohnes und ihres Mannes fühlte sie sich als ein Wesen, das weder Zweck noch Sinn hatte. Sie aß, trank und schlief, aber das war kein Leben. Das Leben gab ihr keine Eindrücke mehr und sie erwartete nichts mehr von ihm als Ruhe, die sie aber erst im Tode finden konnte. Was man bei sehr kleinen Kindern und sehr alten Leuten beobachten kann, das zeigte sich im höchsten Grade auch bei ihr. Ihr Leben hatte keinen äußeren Zweck mehr und augenscheinlich bestand es nur in dem Bedürfnis, ihre verschiedenen Neigungen und Fähigkeiten in Tätigkeit zu setzen. Sie mußte essen, schlafen, nachdenken, sprechen, weinen, sich ärgern und so weiter, weil sie einen Magen, Gehirn, Muskeln, Nerven hatte. Das alles tat sie infolge innerer Notwendigkeit. Sie sprach nur, weil sie physisch das Bedürfnis hatte, ihre Lungen und Zunge in Bewegung zu setzen. Das, was für Menschen von voller Lebenskraft Zweck ist, war für sie nur Vorwand. So äußerte sich bei ihr morgens, besonders wenn sie am vorhergehenden Tag etwas Fleischiges gegessen hatte, das Bedürfnis, sich zu ärgern, und dazu wählte sie den nächsten Vorwand, die Taubheit der alten Bjelow. »Heute scheint es etwas wärmer geworden zu sein, meine Liebe«, flüsterte sie am anderen Ende des Zimmers, und wenn ihre alte Genossin erwiderte: »Nun ja, er ist angekommen!« knurrte sie zornig: »Mein Gott, wie taub und dumm!« Ein anderer Vorwand war der Schnupftabak, welcher bald zu trocken, bald zu feucht war. Nach diesen Erregungen floß ihr die Galle ins Gesicht, und ihre Zofe wußte an sicheren Anzeichen, wann wieder die alte Bjelow taub und wann der Tabak wieder feucht sein werde, und wann ihr Gesicht wieder gelb werden würde. In gleicher Weise mußte sie auch zuweilen die ihr noch verbliebene Fähigkeit, zu denken, in Tätigkeit setzen, und dazu diente die Patience. Wenn sie weinen mußte, so war ihr Vorwand der verstorbene Graf, wenn sie das Bedürfnis nach Besorgnissen empfand, so lieferte Nikolai und seine Gesundheit den Vorwand, wenn sie giftige Reden ausstoßen wollte, so war die Gräfin Marie der Vorwand, wenn sie die Organe der Stimme üben mußte, wie gewöhnlich gegen sieben Uhr im dunklen Zimmer nach der Verdauung, so lieferten ihr immer dieselben Geschichten den Stoff, die sie immer denselben Zuhörern erzählte.

Diesen Zustand der Alten begriffen alle Hausgenossen, obgleich niemand darüber sprach, und alle bemühten sich, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Nur zuweilen sagte ein flüchtiger Blick und ein betrübtes Lächeln zwischen Peter, Nikolai, Natalie und Marie, daß sie ihren Zustand verstanden, daß sie

ihre Aufgabe im Leben erfüllt habe, daß das, was jetzt noch an ihr sichtbar, nicht ihr ganzes Wesen sei, und daß sie alle einst ebenso sein werden wie dieses klägliche Geschöpf, das einst ebenso lebensfroh gewesen war wie sie. »Memento mori!« sagten diese Blicke.

Nur ganz böse und dumme Menschen sowie kleine Kinder begriffen das nicht und hielten sich von ihr fern.

9

Als Peter mit seiner Frau in den Salon trat, befriedigte die Gräfin ihr Bedürfnis nach geistiger Arbeit durch eine grande patience und deshalb war ihr der Eintritt Peters jetzt störend.

»Es ist Zeit, mein Lieber, du hast dich lange erwarten lassen! Nun, Gott sei Dank, daß du da bist!« sagte sie. »Ich danke dir, daß du an mich gedacht hast.« Erst als sie ihre Patience beendet hatte, wandte sie sich den Geschenken zu. Peter hatte ihr ein Kartenfutteral von sehr schöner Arbeit mitgebracht sowie eine hellblaue Porzellantasse von Sevres und eine goldene Tabaksdose mit dem Porträt des Grafen, das Peter in Petersburg bei einem Miniaturmaler bestellt hatte, weil die Gräfin es sich schon lange wünschte. Sie hatte jetzt nicht das Bedürfnis zu weinen, und deshalb betrachtete sie gleichgültig das Porträt.

»Ich danke dir, mein Lieber«, sagte sie in gewöhnlichem Tone, »aber das beste ist, daß du wieder da bist! Das war unerhört, als ob du deine Frau ausgescholten hättest! Wie eine Wahnsinnige war sie, nichts sah sie und nichts sprach sie! Sieh doch, Anna«, sagte sie zu der alten Bjelow, »was für ein Kartenfutteral mein Sohn mitgebracht hat!«

Die alte Bjelow lobte die Geschenke und war entzückt über ihren Kleiderstoff.

Dann versammelten sich alle erwachsenen Familienglieder beim Tee. Die Stimmen der Kinder und Gouvernanten waren aus dem Nebenzimmer hörbar. Nikolai setzte sich beim Ofen an ein kleines Tischchen, wo ihm Tee gereicht wurde. Denissow, mit schon halb ergrautem Haar und aufgekнопfter Uniform, saß neben der Gräfin Marie, Peter saß zwischen seiner Frau und der alten Gräfin und suchte diese durch seine Erzählungen von ihren Altersgenossen und Bekannten zu unterhalten, die einst einen glänzenden Kreis bildeten, jetzt aber meist in alle Welt zerstreut waren und ernteten, was sie einst im Leben gesät hatten. An der Lebhaftigkeit Peters

bemerkte Natalie, daß seine Reise sehr interessant gewesen war, daß er vieles erzählen wollte, von dem er in Gegenwart der alten Gräfin nicht zu sprechen wagte. Denissow, welcher diese Rücksicht Peters nicht begriff und in seiner Unzufriedenheit sich sehr für die Vorgänge in Petersburg interessierte, fragte ihn gierig nach Neuigkeiten. Peter verirrte sich zuweilen und begann zu erzählen, aber Nikolai und Natalie führten ihn immer wieder auf sein früheres Thema zurück, das nur für die alte Gräfin Interesse hatte.

»Fertig! Fertig!« rief die fröhliche Stimme der kleinen Natalie im Nebenzimmer.

»Das ist wundervolle Musik!« sagte Peter lächelnd.

»Wahrscheinlich hat Anna Makarowna wieder einen Strumpf beendet«, sagte Gräfin Marie.

»O, das muß ich sehen!« sagte Peter aufspringend. »Weißt du, warum ich diese Musik so besonders liebe? Sie gab mir zuerst Nachricht, daß alles wohl sei. Heute, als ich kam, wurde die Angst immer größer, je näher ich zum Hause kam. Als ich in den Vorflur eintrat, hörte ich Andruscha laut auflachen, und da wußte ich, daß alles wohl war.«

»Dieses Gefühl kenne ich auch«, erwiderte Nikolai. »Aber ich darf nicht hineingehen, denn die Strümpfe sind eine Überraschung für mich.«

Peter ging zu den Kindern hinein, und ihr Lachen wurde noch geräuschvoller.

»Nun, Anna Makarowna«, hörte man Peters Stimme, »kommen Sie hierher, in die Mitte, und dann auf Kommando ... wenn ich ›drei‹ sage ... du stellst dich hierher! Nun, eins, zwei ...«, sagte Peter, und ein Schweigen trat ein. »Drei!« rief er, und die entzückten Kinderstimmen jubelten laut auf.

»Zwei! Zwei!« schrien sie.

Das waren zwei Strümpfe, welche die alte Bjelow nach einem, nur ihr bekannten Geheimnis zu gleicher Zeit strickte, und sie dann jedesmal feierlich in Gegenwart der Kinder auseinandernahm, wenn das Wunderwerk fertig war.

10

Bald darauf kamen die Kinder, um gute Nacht zu sagen. Auch Desalles mahnte seinen Zögling flüsternd, es sei Zeit, nach unten zu gehen.

»Nein, Monsieur Desalles, ich werde die Tante um Erlaubnis bitten, hierzubleiben«, flüsterte Nikolai. »Tantchen, erlauben Sie mir, zu bleiben?«

fragte er mit bittender, entzückter Miene.

»Wenn Sie da sind, kann er sich nicht losreißen«, sagte Gräfin Marie zu Peter.

»Ich werde ihn bald selbst zu Ihnen bringen, Monsieur Desalles! Gute Nacht!« sagte Peter und reichte dem Schweizer die Hand. »Wir haben uns noch gar nicht gesehen«, sagte er zu dem kleinen Nikolai. »Wie ähnlich er geworden ist!« sagte er zu Marie.

»Meinem Vater?« fragte der Knabe hocherrötend und mit glänzenden Augen.

Peter nickte ihm zu und setzte das unterbrochene Gespräch fort.

Marie war mit einer Handarbeit beschäftigt, Natalie aber wandte keinen Blick von ihrem Manne ab, während Sonja betrübt und einsam am Samowar saß. Nikolai und Denissow standen auf, zündeten ihre Pfeifen an und befragten Peter. Der schwächliche Knabe mit seinen glänzenden Augen saß, von niemand beachtet, in einer Ecke.

Das Gespräch drehte sich um jene Neuigkeiten und Klatschgeschichten aus den höchsten Kreisen, in denen die meisten Menschen gewöhnlich den wichtigsten Teil der inneren Politik sehen. Denissow, der mit der Regierung nach seinem Mißerfolg im Dienst sehr unzufrieden war, erfuhr mit Genugtuung alle Dummheiten, die nach seiner Ansicht jetzt in Petersburg gemacht wurden, und begleitete Peters Erzählungen mit starken und scharfen Ausdrücken.

»Früher waren die Deutschen notwendig, jetzt muß man tanzen mit der Tatarinow und Madame Krüdener! Ach, wenn Bonaparte wiederkäme, wie würde er alle diese Narrheiten wegfegen! Ist es erhört, dem Soldaten Schwartz das Semenowsche Regiment zu geben?«

Nikolai war weniger geneigt, alles schlecht zu finden, interessierte sich aber auch für alle diese Nichtigkeiten, weil er dies für notwendig hielt. Aber Natalie, die alle Gewohnheiten und Gedanken ihres Mannes kannte, sah, daß Peter schon lange dem Gespräch eine andere Wendung zu geben wünschte, um von seinem Lieblingsgedanken, seiner Reise nach Petersburg, zu sprechen, und sie kam ihm durch eine Frage nach seinem Freund, dem Fürsten Fedor, zu Hilfe.

»Was ist das für eine Geschichte?« fragte Nikolai.

»Immer dasselbe«, sagte Peter. »Alle sehen, daß die Sachen so schlecht gehen, daß es nicht so bleiben kann, und daß es Pflicht jedes ehrlichen Menschen ist, nach seinen Kräften entgegenzuwirken.«

»Was können denn ehrliche Menschen tun?« fragte Nikolai.

»Nun sieh ...«

»Kommt ins Kabinett!« sagte Nikolai.

Natalie wußte schon, daß sie bald abgerufen werden würde, um das Kind zu stillen, und ging in das Kinderzimmer, begleitet von Marie. Die Herren gingen in das Kabinett, und der kleine Nikolai folgte dem Onkel unbemerkt nach und setzte sich in den Schatten beim Fenster, neben den Schreibtisch.

»Nun, was willst du also machen?« fragte Denissow.

»Immer Phantasien!« bemerkte Nikolai.

»Nun seht«, begann Peter, im Zimmer auf und ab gehend, mit heftigen Gebärden, »die Lage in Petersburg ist folgende: Der Kaiser kümmert sich um nichts und ist immer mit diesem Mystizismus beschäftigt. Er sucht nur Ruhe, und Ruhe können ihm nur Leute ohne Gewissen und Ehre geben, wie Magnizky, Araktschejew und tutti quanti. Du wirst einsehen, wenn du selbst dich um deine Wirtschaft nicht kümmern und nur nach Ruhe verlangen würdest, so würde dein Verwalter um so grausamer wirtschaften!« sagte Nikolai.

»Nun ja, was willst du damit sagen?« fragte Nikolai.

»Nun, und alles geht zugrunde. In den Gerichten herrscht Bestechung, in der Armee der Stock allein, das Volk wird bedrückt und die Aufklärung erstickt. Was jung und ehrlich ist, wird zugrunde gerichtet! Alle sehen, daß es so nicht weitergehen kann, alles ist zu sehr gespannt und muß reißen!« sagte Peter ebenso, wie immer die Leute über Handlungen der Regierung sprachen, seit es überhaupt eine Regierung gibt. »Ich allein habe es ihnen gesagt in Petersburg!«

»Wem?« fragte Denissow.

»Nun, Sie wissen, wem!« sagte Peter mit bedeutsamem Blick. »Dem Fürsten Fedor und ihnen allen. Mitzuwirken zur Aufklärung und Tugendhaftigkeit, das ist ganz schön, versteht sich, es ist ein prachtvolles Ziel, aber unter jetzigen Umständen ist etwas anderes nötig.«

In diesem Augenblick bemerkte Nikolai die Anwesenheit seines Neffen. »Was machst du hier?« fragte er mit finsterer Miene.

»Laß ihn doch!« erwiderte Peter und ergriff Nikolai am Arm. »Ich sagte«, fuhr er fort, »jetzt ist etwas anderes nötig. Wenn ihr steht und wartet, bis die überspannte Saite reißt, wenn alle die unvermeidliche Umwälzung abwarten, so muß das Volk sich zusammenscharen und Arm in Arm der allgemeinen Katastrophe entgegenarbeiten. Alles Junge, Starke

fällt der Verworfenheit anheim, den einen verführen die Weiber, den anderen hohe Würden, den dritten die Ehrfurcht oder Geld und sie gehen in das feindliche Lager über. Von unabhängigen, freien Leuten, wie Sie und ich, bleibt fast nichts übrig. Ich sage also, erweitert den Kreis der Gesellschaft, die Losung soll nicht nur die Tugend sein, sondern auch Unabhängigkeit und Tätigkeit!«

Nikolai blickte Peter mißmutig an und seine Miene verfinsterte sich immer mehr. »Was für eine Art von Tätigkeit meinst du?« rief er. »Und in welchem Verhältnis steht ihr zur Regierung?«

»Das werde ich dir sagen, im Verhältnis von Gehilfen. Die Gesellschaft kann keine geheime sein, wenn die Regierung sie zuläßt. Sie ist nicht nur der letzteren nicht feindlich, sondern sie ist die Gesellschaft der wirklich Konservativen, der Gentlemen in der vollen Bedeutung des Wortes.«

»Ja, aber eine geheime Gesellschaft ist immer schädlich und kann nur Böses hervorbringen.«

»Warum? Hat etwa der Tugendbund Böses hervorgebracht, der Europa gerettet hat?« (Damals wagte man in Rußland noch nicht zu glauben, Rußland habe Europa gerettet.) »Das war ein Bund der Tugendhaften, der gegenseitigen Hilfe und Liebe!«

Natalie trat ins Zimmer und blickte freudig ihren Mann an. Was er sagte, war ihr gleichgültig, aber sie freute sich beim Anblick seiner Begeisterung. Noch begeisterter blickte der von allen vergessene Knabe Peter an, jedes Wort brannte in seinem Herzen und er zerbrach mit nervösen Bewegungen, ohne es zu bemerken, Federn und Siegellack auf dem Schreibtisch des Onkels.

»Nun, für diese deutschen Wurstesser mag ein Tugendbund gut sein! Ich verstehe das nicht!« rief Denissow entschieden. »Alles ist nichtsnutzig und gemein, darin stimme ich bei, aber der Tugendbund gefällt mir auch nicht, so wenig wie irgendein anderer geheimer Bund!«

Peter und Natalie lächelten, aber Nikolai behauptete, es sei keinerlei Umwälzung vorauszusehen und alle die Gefahren, von denen Peter spreche, beständen nur in seiner Einbildung. Peter behauptete das Gegenteil, und da seine geistigen Fähigkeiten stärker und beweglicher waren, so kam Nikolai bald in die Enge. Dies ärgerte ihn noch mehr, da er in seinem Innern, und nicht durch Überlegung allein, von der Richtigkeit seiner Meinung fest überzeugt war.

»Höre einmal«, begann er aufstehend und stellte mit einer nervösen Bewegung die Pfeife in die Ecke. »Ich kann dir nichts beweisen. Du sagst, bei uns sei alles nichtswürdig und eine Umwälzung werde stattfinden. Ich aber kann das nicht einsehen, aber ich sage dir, du bist mein bester Freund, das weißt du, aber wenn du eine geheime Gesellschaft gründest und der Regierung entgegenarbeitest, wie sie auch sein mag, so weiß ich, daß es meine Pflicht ist, ihr zu gehorchen, und wenn mir heute Araktschejew befiehlt, mit einer Schwadron auf euch loszugehen und einzuhaufen, so werde ich mich keine Sekunde besinnen! Nun denke von mir, was du willst.«

Nach diesen Worten trat ein peinliches Schweigen ein. Natalie sprach zuerst, um ihren Mann zu verteidigen. Ihre Verteidigung war schwach und ungeschickt, aber sie erreichte dennoch ihren Zweck. Das Gespräch erneuerte sich wieder und nicht mehr in dem feindlichen Tone, in dem die letzten Worte Nikolais gesprochen worden waren. Als alle sich erhoben hatten, ging der kleine Nikolai bleich und mit glänzenden Augen auf Peter zu.

»Onkel Peter... wenn... wenn Papa noch leben würde ... würde er Ihnen beistimmen?« fragte er.

Peter begriff sogleich, welche besondere komplizierte und starke Arbeit der Gefühle und Gedanken in diesem Knaben während dieses Gespräches vorgegangen sein mußte, und er bedauerte, daß der Knabe zugehört hatte. Aber er mußte ihm antworten.

»Ich glaube wohl«, erwiderte er zögernd und verließ das Kabinett.

11

Als Nikolai nach dem Abendessen sich in seinem Kabinett ausgekleidet hatte, kam er im Schlafrock in das Schlafzimmer und traf seine Frau schreibend am Schreibtisch an.

»Was schreibst du da, Marie?« fragte Nikolai.

»Es ist ein Tagebuch, Nikolai«, sagte sie errötend und reichte ihm ein blaues Schreibbuch.

»Ein Tagebuch?« fragte Nikolai mit einigem Spott und ergriff das Schreibbuch. Es war französisch geschrieben und enthielt Notizen aus dem Leben der Kinder, über ihren Charakter und ihre Erziehung. Meist waren es

unbedeutende Kleinigkeiten, die aber weder der Mutter noch dem Vater geringfügig erschienen, als er sie jetzt zum ersten Male las.

»Mitja war unartig bei Tisch, Papa verbot, ihm von der Pastete zu geben, aber er sah so gierig und kläglich zu, wie die anderen aßen! Ich glaube, daß diese Strafe nur die Begierde erregt. Das muß ich Nikolai sagen.« Er legte das Buch nieder und sah in ihre leuchtenden Augen, die ihn fragend ansahen, ob er das Tagebuch gutheißte. Doch daran und an der Verehrung, welche Nikolai seiner Frau widmete, konnte kein Zweifel sein. »Vielleicht hätte ich das nicht so pedantisch machen sollen, vielleicht war es ganz überflüssig«, dachte Nikolai.

Wenn Nikolai seine Gefühle hätte ergründen können, so hätte er gefunden, daß die erste Grundlage seiner zärtlichen, stolzen Liebe zu seiner Frau immer jenes Gefühl des Staunens über ihre geistige Überlegenheit war. Er war stolz darauf, daß sie so klug war und erkannte wohl seine Unbedeutendheit in geistiger Beziehung neben ihr. Um so mehr war er darüber erfreut, daß sie mit ihrer Seele ihm nicht nur angehörte, sondern einen Teil von ihm selbst bildete.

»Das ist sehr, sehr schön, meine Liebe«, sagte er mit wichtiger Miene. »Ich habe mich auch heute ungeschickt benommen«, fuhr er fort, »du warst nicht zugegen, ich habe mit Peter gestritten und bin hitzig geworden. Aber er ist auch solch ein Kind! Ich weiß nicht, was aus ihm würde, wenn ihn Natalie nicht am Zügel führte. Kannst du dir vorstellen, warum er nach Petersburg gereist war? ... Dort haben sie eine geheime Gesellschaft gegründet.«

»Ja, ich weiß«, erwiderte Marie, »Natalie hat mir davon gesagt.«

»Nun, dann weißt du«, fuhr Nikolai, wieder hitzig werdend, fort, »daß er mich überzeugen will, die Pflicht jedes Ehrenmannes sei es, der Regierung Widerstand zu leisten, während ... ich bedaure, daß du nicht zugegen warst, aber alle fielen über mich her, auch Denissow und Natalie. Natalie ist zum Totlachen, sie versteht es sehr gut, ihn unter dem Pantoffel zu halten, aber wenn es sich um Vernunftgründe handelt, dann weiß sie nichts, dann spricht sie nur mit seinen Worten«, fügte Nikolai hinzu, indem er sich jenem unüberwindlichen Trieb unterwarf, die nächststehenden und teuersten Menschen zu kritisieren. Nikolai vergaß, daß das was er von Natalie sagte, Wort für Wort auch auf ihn im Verhältnis zu seiner Frau paßte.

»Ja, das habe ich auch bemerkt«, sagte Marie. »Du hast ja recht, das habe ich auch Natalie gesagt. Peter sagt, alle leiden und alle fallen der Verderbnis

anheim, und unsere Pflicht sei, dem Nächsten zu helfen. Natürlich hat er darin recht, aber er vergaß, daß wir noch andere, nähere Pflichten haben.«

»Nun, siehst du, das ist's eben, was ich ihm gesagt habe«, rief Nikolai, der wirklich glaubte, dies ausgesprochen zu haben. »Aber er blieb dabei. Und das alles wurde in Gegenwart von Nikolai besprochen.«

»Ach, weißt du, Nikolai ... es quält mich oft ...« sagte Marie. »Das ist ein so außergewöhnlicher Knabe, und ich fürchte, ich vergesse ihn über den meinigen. Er hat niemand und ist immer allein mit seinen Gedanken.«

»Nun, ich glaube, du hast dir nichts vorzuwerfen! Alles, was die zärtlichste Mutter für ihren Sohn tun kann, tust du für ihn, und ich freue mich darüber. Er ist ein prächtiger, prächtiger Junge!«

Ogleich der kleine Nikolai ihm nicht gefiel, fühlte er doch immer das Verlangen, ihn für einen prächtigen Knaben zu erklären.

»Das ist immer nicht so wie eine Mutter«, sagte Marie, »und das quält mich! Ein wundervoller Knabe, aber ich fürchte für ihn! Es wird ihm zuträglicher sein, wenn er unter Menschen kommt.«

»Nun, ich werde ihn im nächsten Sommer nach Petersburg bringen«, sagte Nikolai. »Ja, Peter ist und bleibt ein Träumer«, fuhr er fort, »aber was geht mich das alles an, daß Araktschejew ein schlechter Mensch sei und dergleichen? Was habe ich danach gefragt, als ich heiratete und so viele Schulden hatte, daß man mich ins Gefängnis setzen wollte? Und dann du ... und die Kinder und die Geschäfte! ... Sitze ich etwa zum Vergnügen vom Morgen bis zum Abend im Kontor und bei den Geschäften? Nein, ich weiß, daß ich arbeiten muß, um meine Mutter zu beruhigen und dir das Deine zurückzahlen, und die Kinder nicht als solche Bettler zurückzulassen, wie ich einer war.«

Marie wollte ihm sagen, daß nicht vom Brot allein der Mensch lebe und daß er diesen »Geschäften« viel zu viel Wichtigkeit beilege, aber sie wußte, daß das nutzlos sei. Deshalb ergriff sie nur seine Hand und küßte sie. Das nahm er für Zustimmung und verfolgte seinen Gedankengang. »Du weißt, Marie«, sagte er, »heute ist der Verwalter vom Tambowschen Gut gekommen und hat mir gesagt, daß man für den Wald schon achtzigtausend geboten habe.« Dann erzählte er mit erregter Miene von der Möglichkeit, in nächster Zeit sein Familiengut Otradno zurückzukaufen. »Noch zehn Jährchen, und ich hinterlasse die Kinder ... in vortrefflichen Umständen.«

Marie hörte zu und verstand alles, was er sagte. Sie wußte, daß er sie zuweilen befragte, was er gesagt habe, wenn er auf diese Weise laut dachte,

und daß er sich ärgerte, wenn er bemerkte, daß sie an etwas anderes gedacht hatte. Sie gab sich alle Mühe, weil sie sich gar nicht dafür interessierte, wovon er sprach. Sie sah ihn an, und wenn sie auch nicht an anderes dachte, so war doch ihre Empfindung bei etwas anderem. Sie empfand eine gehorsame, zärtliche Liebe zu diesem Mann, welcher niemals alles begreifen konnte, was sie begriff, und eben deshalb liebte sie ihn noch stärker und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Aber noch ein anderes Gefühl nahm sie in Anspruch. Sie dachte an ihren Neffen und verglich ihn mit ihren eigenen Kindern, aber sie verglich ihre Gefühle für sie und fand zu ihrer Betrübnis, daß in ihrem Gefühl für Nikolai etwas fehlte. Zuweilen kam ihr der Gedanke, dieser Unterschied komme vom Alter her, aber sie fühlte sich dennoch schuldig ihm gegenüber. Sie versprach sich innerlich selbst, sich zu bessern und das Unmögliche zu vollbringen, das heißt in diesem Leben ihren Mann, ihre Kinder und alle ihr Nahestehenden so zu lieben, wie Christus die Menschheit geliebt hat. Die Seele der Gräfin Marie strebte immer nach dem Unendlichen und Vollkommenen, deshalb konnte sie niemals Ruhe finden. Auf ihrem Gesicht erschien jetzt der starre, ernste Ausdruck verborgener Seelenleiden.

»Mein Gott, was wird aus uns, wenn sie stirbt, wie es mir immer scheint, wenn sie eine solche Miene hat?« dachte Nikolai und sprach vor dem Heiligenbild sein Abendgebet.

12

Als Natalie mit ihrem Mann allein geblieben war, unterhielten sie sich auch so, wie nur Mann und Frau sich unterreden können, das heißt, indem sie mit ungewöhnlicher Klarheit und Schnelligkeit einander verstanden und ihre Gedanken mitteilten auf einem allen Regeln der Logik widersprechenden Wege, ohne Vermittlung der Überlegung und Schlußfolgerung, sondern auf ganz eigentümliche Weise. Natalie war sehr daran gewöhnt, auf diese Weise mit ihrem Manne sich zu unterhalten, daß ein logischer Gedankengang Peters ein untrügliches Anzeichen dafür war, daß zwischen ihr und ihrem Manne etwas nicht richtig war. Wenn er etwas behauptete, überzeugend und ruhig sprach, so wußte sie, daß dies unfehlbar zum Zank führte.

Als sie allein geblieben waren, trat Natalie mit weitgeöffneten glänzenden Augen leise auf ihn zu, ergriff rasch seinen Kopf, drückte ihn an

ihre Brust und sagte: »Jetzt, jetzt bist du ganz mein, ganz mein, du kannst mir nicht entgehen!« Damit begann jenes Gespräch, das allen Regeln der Logik widersprach – schon deshalb, weil zu gleicher Zeit von ganz verschiedenen Gegenständen die Rede war. Diese gleichzeitige Betrachtung von Verschiedenem hinderte nicht nur keineswegs die Klarheit des Verständnisses, sondern war im Gegenteil das sicherste Anzeichen dafür, daß sie einander vollkommen verstanden. Wie in einem Traumgesicht alles unwahr, unsinnig und widersprechend ist außer dem Gefühl, welches das Traumgesicht lenkt, so ist auch in einer Mitteilung, die den Gesetzen der Vernunft widerspricht, nicht die Rede folgerichtig und klar, sondern nur das Gefühl, das die Rede lenkt.

Natalie erzählte Peter von dem Leben und Treiben ihres Bruders, wie sie in seiner Abwesenheit sich geprügelt, und wie sie Marie noch mehr lieben gelernt habe, und daß Marie in allen Beziehungen besser als sie selbst sei. Diese Worte Natalies waren aufrichtig, aber indem sie sie aussprach, verlangte sie auch von Peter, daß er sie dennoch Marie und allen anderen Frauen vorziehen, und daß er ihr das wiederholen solle, besonders jetzt, nachdem er viele Damen in Petersburg gesehen hatte.

Indem Peter auf Natalies Worte antwortete, erzählte er ihr, wie unerträglich ihm in Petersburg die Abendgesellschaften und Dinners mit Damen gewesen seien.

»Ich habe verlernt, mit Damen zu sprechen«, sagte er.

Natalie blickte ihn durchdringend an und fuhr fort: »Marie ist so entzückend! Und wie sie die Kinder versteht! Sie scheint in ihrer Seele zu lesen! Gestern zum Beispiel war Mitja eigensinnig ...« »Ach, wie er seinem Vater gleicht« unterbrach sie Peter.

Natalie begriff, warum er diese Bemerkung von der Ähnlichkeit zwischen Mitja und Nikolai machte. Die Erinnerung an den Zank mit seinem Schwager war ihm unangenehm und er wollte darüber die Meinung Natalies hören.

»Nikolai hat eine Schwäche«, sagte sie »wenn ihm nicht alle beistimmen, so hört er nichts mehr an.«

»Ja, und was die Hauptsache ist, für Nikolai sind Gedanken und Überlegungen nur Zeitvertreib. Er stellt sich eine Bibliothek zusammen und liest alles durcheinander. Du kennst ihn, wie ich ...« Er wollte seine Worte mildern, aber Natalie unterbrach ihn, wodurch sie andeutete, daß das nicht nötig sei.

»Du sagtest also, Gedanken seien für ihn nur Zeitvertreib.«

»Ja. Für mich aber ist alles übrige nur Zeitvertreib. Ich habe die ganze Zeit über in Petersburg alles wie im Traum gesehen, wenn mich ein Gedanke fesselte, so ist mir alles übrige nur Zeitvertreib, Spielerei.«

»Ach, wie schade, daß ich nicht sah, wie du da vorhin die Kinder begrüßt hast! Welches hat sich am meisten gefreut? Wahrscheinlich Lisa!«

»Ja«, erwiderte Peter und fuhr mit dem fort, was ihn beschäftigte. »Nikolai sagt, wir sollen nicht denken, aber das kann ich nicht. Ich will nicht davon sprechen, daß in Petersburg – dir kann ich das sagen – in meiner Abwesenheit alles zerfiel und jeder nach seiner Seite zog, aber es gelang mir, alle zu vereinigen. Und dann ist auch mein Gedanke so einfach und klar. Ich sage ja nicht, wir sollen diesem oder jenem Widerstand leisten, wir können uns ja irren, sondern ich sage, geht alle Arm in Arm, ihr, die ihr das Gute liebt, und es soll nur eine Fahne geben, die werktätige Jugend. Fürst Fedor ist ein vortrefflicher Mensch und geistreich.«

Natalie zweifelte nicht daran, daß Peters Gedanke großartig sei, aber eins bezweifelte sie, nämlich die Frage, ob er ihr Mann sei. »Kann wirklich ein so wichtiger und für das allgemeine Wohl so notwendiger Mann dabei zugleich mein Mann sein? Wie ist das gekommen?«

»Ich liebe dich schrecklich!« sagte sie plötzlich. »Schrecklich! Schrecklich!«

»Du sprichst von der Trennung, aber du kannst dir nicht vorstellen, welches eigentümliches Gefühl für dich mich nach der Trennung befällt.«

»Nun ja, aber ...« begann Natalie.

»Nein, nicht das. Ich werde niemals aufhören, dich zu lieben und mehr lieben kann man nicht, aber das ist besonders ... nun ja ...« er sprach nicht zu Ende, weil ihre Blicke das übrige sagten.

»Welcher Unsinn«, sagte Natalie plötzlich, »von dem Honigmonat und vom höchsten Glück in der ersten Zeit der Ehe zu sprechen, im Gegenteil, jetzt ist die beste Zeit, wenn du nur nicht verreisen würdest. Erinnerst du dich, wie wir uns gezankt haben? Und immer war ich schuld. Ich erinnere mich noch meiner Aufregung und Widersprüche.«

»Immer über dasselbe«, sagte Peter. »Eifers...«

»Sprich nicht davon, ich kann das nicht ertragen!« rief Natalie, und ein kalter, böser Glanz flackerte in ihren Augen auf. »Du hast sie gesehen?« fragte sie nach kurzem Schweigen.

»Nein, und wenn ich sie auch gesehen hätte, hätte ich sie auch nicht erkannt.«

Sie schwiegen.

»Ach, weißt du, im Kabinett, als du sprachst, habe ich dich angesehen«, sagte Natalie, sichtlich bemüht, die aufsteigende Wolke zu zerstreuen. »Du gleichst ihm wie ein Wassertropfen dem anderen!« Sie meinte damit ihren Sohn. »Es ist Zeit, zu ihm zu gehen, aber es tut mir leid, zu gehen.« Sie schwiegen einige Augenblicke, dann plötzlich wandten sie sich gleichzeitig einander zu. Peter begann mit Eifer und Selbstzufriedenheit, Natalie aber mit ihrem ruhigen, glücklichen Lächeln, dann aber schwiegen sie beide, um einander den Vortritt zu lassen.

»Was wolltest du sagen? Sprich!«

»Nein, sprich du!«

»Nichts Wichtiges«, erwiderte Natalie.

Peter sprach aus, was er begonnen hatte. Es war die Fortsetzung seiner selbstzufriedenen Erinnerungen an seine Erfolge in Petersburg. Er glaubte sich in diesem Augenblick berufen, der ganzen russischen Gesellschaft und der ganzen Welt eine neue Richtung zu geben. »Ich wollte nur sagen, daß alle Gedanken, die große Folgen haben, immer einfach sind. Mein Gedanke besteht darin, daß, wenn die lasterhaften Menschen miteinander verbunden sind und eine Gewalt vorstellen, so müssen die ehrlichen Menschen nur dasselbe tun. Das ist doch einfach?«

»Ja.«

»Aber was wolltest du sagen?«

»Nichts Besonderes.«

»Nun, sprich doch!«

»O, nichts Wichtiges«, wiederholte Natalie mit einem strahlenden Lächeln, »ich wollte nur von Petja sprechen. Heute, als die Kinderfrau kam, um ihn mir abzunehmen, lächelte er und schmiegte sich an mich, wahrscheinlich glaubte er, er habe sich versteckt! – Furchtbar niedlich! – Nun schreit er wieder, ich muß gehen!« Und sie verließ das Zimmer.

Zu derselben Zeit brannte im Schlafzimmer von Nikolai Bolkonsky, wie immer, eine Nachtlampe, weil er sich in der Dunkelheit fürchtete. Desalles schlief auf seinen vier Kissen, und seine römische Nase ließ ein

gleichmäßiges Schnarchen hören. Nikolai war in kaltem Schweiß erwacht und saß mit weit geöffneten Augen auf seinem Bette. Ein schrecklicher Traum hatte ihn erweckt. Er sah sich selbst und Onkel Peter mit Helmen, wie er sie in einer Ausgabe von Plutarch abgebildet gesehen hatte. Er ging mit Onkel Peter einer ungeheuren Masse Truppen voraus. Diese Truppen bestanden aus weißen, schiefen Linien, welche die Luft erfüllten wie jene Fäden, die im Herbst in der Luft umherfliegen. Vor ihnen lag der Ruhm, ebenso wie diese Fäden, nur etwas stärker. Er und Onkel Peter schwebten freudig näher und näher zum Ziel. Plötzlich wurden die Fäden, die sie fortbewegten, schwächer und verwirrten sich, und Onkel Nikolai stand vor ihnen mit drohender, strenger Gebärde.

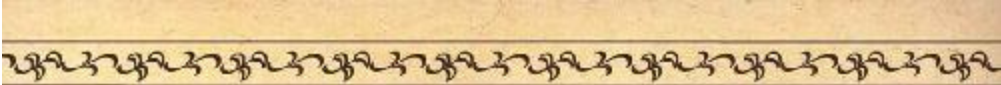
»Habt ihr das gemacht? Ich liebe euch, aber Araktschejew hat's befohlen, und ich schlage den ersten nieder, der sich weiterbewegt.« Der kleine Nikolai blickte sich nach Onkel Peter um, aber dieser war verschwunden. Peter war sein Vater, der Vater hatte keine Gestalt und Form, aber er war, und bei seinem Anblick fühlte der kleine Nikolai die Schwäche der Liebe, er fühlte sich kraftlos, knochenlos und flüssig. Der Vater liebte und bedauerte ihn, aber Onkel Nikolai kam immer näher und näher. Entsetzt erfaßte den kleinen Nikolai und er erwachte.

»Der Vater«, dachte er, »der Vater war bei mir und hat mir seine Zufriedenheit ausgedrückt mit mir und mit dem Onkel Peter. Was er auch sagte, ich werde alles tun, doch Mutius Scävola hat seine Hand verbrennen lassen, warum wird in meinem Leben nicht dasselbe sein? Ich weiß, man will, ich solle lernen, und ich werde lernen, aber später einmal werde ich aufhören, und dann werde ich es tun. Nur darum bitte ich Gott, daß ich sei wie die Menschen Plutarchs, und ich werde dasselbe tun, ich werde noch Besseres vollbringen. Alle werden mich lieben und verehren! –« Und plötzlich fühlte Nikolai, wie die Tränen in seiner Brust aufstiegen und er weinte.

»Sind Sie nicht gesund?« rief die Stimme Desalles'.

»Nein«, erwiderte Nikolai und legte sich auf das Kissen. »Er ist gut, und ich liebe ihn«, dachte er über Desalles. »Aber Onkel Peter! O, was für ein wundervoller Mensch!«

»Und der Vater? Der Vater! Der Vater! Ja, ich werde so Großes vollbringen, daß selbst er zufrieden sein wird!«



Krieg und Frieden

LEW TOLSTOI

URIIBERRECHTSMFREIE AUSGABE

zlibrary

Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.



z-library.se

singlelogin.re

go-to-zlibrary.se

single-login.ru



[Official Telegram channel](#)



[Z-Access](#)



<https://wikipedia.org/wiki/Z-Library>